<36602194020017

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, R. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Georgius A

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1880.

Siebenundzwanzigste Abtheilung. Preis drei Mark.

(Einzelpreis für Nicht-Subscribenten 6 Mark.)

Inhalts-Uebersicht.

Erste Hauptabtheilung.

Zweite Hauptabtheilung.

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlages.

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedrich Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Dritte Hauptabtheilung.

Achter Theil.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Von Wilhelm Oncken.

Erster Band.

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1881.

Das Zeitalter

Friedrichs des Großen.

Von

Dr. Wilhelm Oncken,
Professor an der Universität Gießen.

Mit Porträts, Illustrationen und Karten.

Erster Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1881.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Erstes Buch.

Der Niedergang Frankreichs.

I. Das Vermächtniß Ludwigs XIV.

In Ludwigs XIV. letzten Regierungsjahren war eine jener Entdeckungen gemacht worden, deren Unglück ist, daß sie zu früh kommen, um voll zu wirken. Der Gegenstand dieser Entdeckung war Frankreich selbst: die heillose Verderbniß seines Haushalts und das entsetzliche Elend der Millionen hilfloser Menschen, die verdammt waren, die Kosten desselben allein zu tragen. Die Entdecker aber waren Boisguillebert und Vauban.

Der erstere, General-Lieutenant im Baillage von Rouen, schrieb im Jahre 1697 eine meisterhafte Schrift unter dem Titel: „Das Innerste Frankreichs, die Ursache der Verminderung seiner Güter und die Leichtigkeit des Heilmittels, binnen Monatsfrist alles Geld zu liefern, dessen der König bedarf und doch jedermann zu bereichern."[1]) Seine Untersuchung behandelte mit ausgezeichneter Gründlichkeit die Frage, weshalb wird das von Natur reichste Land der Welt ärmer mit jedem Tag, ärmer in seinen Staatsmitteln und ärmer in seiner Wirthschaft? Und die Antwort war ein mit Zahlen und Thatsachen geführter Nachweis, den er in folgenden Sätzen ganz kurz zusammenfaßte: „Die Lage, zu der Frankreich gegenwärtig heruntergebracht ist, daß es dem Könige die nöthigen Summen nicht liefern kann außer durch Einkerkerung und Zwangsverkäufe, rührt nicht her von der übermäßigen Höhe dieser Summen, sondern davon, daß man seit dreißig Jahren den Völkern ihre ganze Habe nimmt und keinerlei Verfügung über dieselben gestattet. In der That, die willkürliche Taille zwingt einen Kaufmann, sein Geld zu verstecken und einen Landmann, sein Feld brach liegen zu lassen; denn wollte der eine Handel treiben und der andere ackern, so würden beide mittelst der Taille erdrückt werden durch die mächtigen Personen, welche das Recht haben, gar nichts oder nur sehr wenig zu zahlen. Und die Aides, die Douanen und die Gefälle auf Durchfuhr und Ausfuhr aus dem Königreich, viermal so hoch als die Waare verträgt, bewirken, daß ein Mann seinen

1) „Le détail de la France, la cause de la diminution de ses biens et la facilité du remède, en fournissant en un mois tout l'argent dont le Roi a besoin et enrichissant tout le monde." Zum ersten Male gedruckt 1697; abgedruckt in dem Werke von E. Daire, Economistes financiers du XVIII. siècle. II. éd. Paris 1851. S. 163—247.

Wein in den vollen Kellern verderben lassen muß, während er in der Nachbarschaft sehr theuer ist, was den Einkünften des Königreiches einen Verlust von mehr als 500 Millionen Rente verursacht."

Die merkwürdige Schrift hatte dort, wo sie wirken sollte, nicht den mindesten Erfolg; das mußte der Verfasser selber aussprechen, als er zehn Jahre später von neuem das Wort ergriff.[1]) Unabhängig von ihm hatte der Marschall Vauban auf Grund vieljähriger Forschungen und Beobachtungen, aus zahlreichen Denkschriften, die er dem König einzureichen nicht müde geworden war, eine Schrift über dasselbe unerschöpfliche Thema ausgearbeitet, die er mitten in dem Unglückskrieg um die spanische Erbfolge unter dem Titel: „Vorschlag eines Königszehnten" 1707 drucken ließ.[2]) Mit einer Beredsamkeit, die heute noch des tiefsten Eindrucks sicher ist, trägt der greise, 74jährige Marschall eine Gedankenarbeit vor, die ihm werthvoller dünkt als Alles, was er in einer langen Lebensarbeit durch Feldschlachten, Belagerungen und Festungsbauten für die äußere Sicherheit seines Landes geleistet. „Ich bin," sagt er in der 1698 geschriebenen Vorrede, „weder Gelehrter noch Finanzmann von Fach und übel würde es mir anstehen, Ruhm und Vortheile zu suchen durch Dinge, die nicht meines Amtes sind. Aber ich bin Franzose, voll warmer Liebe zu meinem Vaterlande und voll Dankbarkeit für die Gnaden und Wohlthaten, mit denen der König mich seit so langer Zeit ausgezeichnet hat." Als Patriot und treuer Diener seines Königs will er seine Schuldigkeit thun, indem er Dinge ans Licht zieht, die keiner gründlicher als er erforscht und die keiner mit größerem Gewicht vor einem von Schmeichlern und Schmarozern belagerten Monarchen geltend machen kann. „Das fahrende Leben, das ich seit vierzig und mehr Jahren führe, hat mir Gelegenheit gegeben, den größten Theil der Provinzen dieses Königreichs bald allein mit meinen Dienern, bald in Gesellschaft mehrerer Ingenieure zu öfteren Malen und in mancherlei Weise zu sehen und zu besuchen; oft war ich veranlaßt, meinen Betrachtungen freien Lauf zu geben und die guten wie die schlimmen Seiten der Landschaften zu beobachten; ihren wie der Bevölkerungen Zustand und Lage zu prüfen, deren Armuth so oft mein Mitleid erregt und mich schließlich zur Aufsuchung ihrer Ursachen bestimmt hat. Nachdem ich das mit großer Sorgfalt gethan, habe ich gefunden, daß mein Ergebniß vollkommen dem entsprach, was (Boisguillebert) der Verfasser des „Détail de la France" darüber geschrieben hat; mit großer Anschaulichkeit hat er die Mißbräuche und Unterschleife ans Licht gestellt, welche bei Auflegung und Erhebung der Taille, der Aides und der Provinzialzölle vorkommen. Es wäre zu wünschen, daß er ein Gleiches gethan hätte mit den außerordentlichen Finanzquellen, der Capitation und der er-

1) In der Schrift: Factum de la France 1707, bei Daire S. 248—322.

2) Projet d'une dîme royale, bei Daire S. 33—146. Neuerdings besonders abgedruckt in der Bibliothèque nationale. Paris 1877, N. 154.

staunlichen Zahl von Steuerfreien, die es jetzt im Königreiche gibt, die ihm kaum weniger Schaden gebracht haben als das Kleeblatt, das er uns so trefflich geschildert hat. Es ist gewiß, daß dies Uebel bis zur äußersten Höhe aufgewuchert ist und daß, wenn man ihm nicht abhilft, das gemeine Volk in einem Elend versinken wird, aus dem es sich nie wieder erheben kann; denn auf dem flachen Land, in den Städten und Flecken wimmelt Weg und Steg von Bettlern, die der Hunger und die Blöße vom Herde treibt.

Was ich in vieljährigen Untersuchungen hierüber erkunden konnte, ist dieses: in den letzten Jahren ist der zehnte Theil des Volkes an den Bettelstab gekommen und bettelt wirklich; von den neun andern Zehnteln sind fünfe nicht im Stande jenen ein Almosen zu geben, weil sie selber dem Bettelstabe nahe sind; von den vier Zehnteln, die bleiben, sind drei sehr schlecht gestellt, durch Schulden und Prozesse bedrängt; in dem letzten Zehntel, zu dem ich alle Leute des Degens, des Richtertalars, Geistliche und Laien, die Gesammtheit der adelig Geborenen wie der Geadelten, der Beamten des Staates, die Offiziere der Armee, die besseren Kaufleute, die von Renten lebenden Bürgerlichen rechne, wird man nicht mehr als 100,000 Familien zählen; unter diesen aber wird man kaum 10,000 finden, die man wirklich reich nennen könnte und rechnet man davon ab die Geschäftsleute, deren offenen oder versteckten Anhang, diejenigen, welche von Wohlthaten des Königs leben, einige Kaufleute u. s. w. so würde nur ein sehr kleiner Rest bleiben."

Mit einer erdrückenden Fülle von Thatsachen haben Vauban und Boisguillebert den Steuerhaushalt geschildert, der die Ursache solch unseliger Zustände war; ein Gewährsmann ergänzt den andern, aus den zusammenstimmenden Angaben beider gewinnen wir ein grauenhaft anschauliches Bild von dem einen großen Posten in dem Schuldbuch des alten Regime, der Fiscalität; der andere Posten, die Feudalität, wird von ihnen nur leicht gestreift. Fiscalität und Feudalität heißen die beiden Polypen, die das Mark des arbeitenden Frankreich verzehrten; sie zu entfernen, zeigte sich die Monarchie außer Stande; und aus diesem Unvermögen erwuchs das Verhängniß, das sich 1789 über ihr entlud.

Was die Monarchie des alten Frankreich an Steuern, Abgaben, Gefällen erhob, das war in tausenderlei Verkleidungen und unter unzähligen Namen immer dieselbe Geißel für den, der zu zahlen, und dieselbe Täuschung für den Staat, welcher zu empfangen hatte. Der Besteuerte wurde ausgepreßt bis aufs Blut, dem Staat aber ward doch nicht geholfen; reich wurde durch das, was beide verloren, eine Klasse von Geldmännern, die der Staatskasse Vorschüsse machten und mit Wucherzinsen ihre Darlehen bei den Steuerzahlern eintrieben. Eine Monarchie, die ausschließlich von Borgen und Schuldenmachen lebt, eine Verwaltung, die ihr wichtigstes Geschäft, die Einziehung der Steuern, nicht selbst besorgt, und ihre Organe nur wirken läßt bei dem Schlußakt systematischer Erpressung, beim Einkerkern der Zahlungsunfähigen und beim Zwangsverkauf ihrer letzten Habe: — das

ist der Anblick, den das goldene Zeitalter Ludwigs XIV. auf seiner Rückseite darbietet.

Unter den Staatssteuern des alten Regime gab es eine, welche ihrer Natur nach geeignet gewesen wäre, Frankreich eine Wohlthat zu gewähren, die es bis zur Stunde noch entbehrt: nämlich eine allgemeine, unmittelbare Einkommensteuer von aller beweglichen und unbeweglichen Habe. Das war die Taille, ursprünglich rein feudal, seit Karl VII. staatlich geworden: an sie haben Boisguillebert und Vauban ihre Reformvorschläge angeknüpft, die sämmtlich auf das Ziel einer allgemeinen, direkten Einkommensteuer gerichtet waren; durch das, was diese Steuer in ihrer thatsächlichen Erscheinung von jenem Ideal unterschied, ist sie Frankreich zum Fluche geworden.

Gerade von dieser Steuer waren zunächst mehr als zwei Drittel aller Franzosen sammt Gütern und Einkommen frei; sie ward von kaum einem Drittel der Bevölkerung getragen, dies Drittel umfaßte den ärmsten, unglücklichsten Theil derselben, und ward durch die Taille geradezu zu Grunde gerichtet.[1]) Nicht weniger als 18 Gattungen von „Befreiten" (exempts) zählt Vauban[2]) auf, die weder Taille noch Taillon zahlten, und überdies von der äußerst drückenden Quartierlast frei waren. Dahin gehörte zunächst das gesammte königliche Haus mit den Prinzen von Geblüt, all ihren Gütern und Beamten, das gesammte Personal ihres Hofes, sowie die königlichen Haustruppen, die Minister, Staatssekretäre mit all ihren Unterbeamten; sodann die gesammte Geistlichkeit mit den Ritterorden; ferner der gesammte Adel des Degens und der Robe; unter dem letzteren verstand man die Präsidenten, Räthe und Staatsanwälte der Parlamente; dazu kam das gesammte Personal der unteren Gerichtshöfe, die Gouverneure und Intendanten der Provinzen mit ihren Unterbeamten und deren Schützlingen, die Bediensteten der Steuergerichtsbezirke, die Steuerempfänger und Steuerpächter jeder Art, die im Dienst befindlichen nichtadeligen Offiziere der Armee, die Maires, Syndics der Städte, ihre Stellvertreter und die bevorrechteten Schöffen, die freien Adelsgüter der ständischen Länder, die freien Städte, die Käufer der zahllosen steuerfreien Aemter, die die Krone feil hielt und unaufhörlich vermehrte, und endlich die Unzahl derer, die durch Bestechung oder Gunst von einflußreichen Freunden und Verwandten sich Steuerbefreiung zu verschaffen wußten — kurz, von der Taille frei war Alles, was Geld genug hatte, um sie ohne Beschwerde zu zahlen und der Taille unterworfen Alles, was zu diesen Glücklichen nicht gehörte. Die Steuerfreiheit der Geistlichkeit allein, welche in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Reineinkommen von 1200 Millionen Francs unseres Geldwerthes hatte,[3]) würde vollkommen ausgereicht haben, um die Last der Taille für das ganze nicht geistliche

1) Détail de la France, I. cap. 3 (S. 173 bei Daire). 2) Dîme royale, II. c. 9 (S. 131—32 bei Daire). 3) Berechnung von Jobez, La France sous Louis XV. I, 218.

Frankreich zu einer sehr drückenden zu gestalten, wenn es in diesem wenigstens Allgemeinheit der Taillepflicht und Gleichheit der Taillelast gegeben hätte; da aber auch in diesem jeder steuerfrei war, den sein Rang, sein Reichthum, und sein Einfluß befähigte, sich der Taille zu erwehren, da sich die Zahl dieser Steuerfreien durch die Häufung käuflicher Aemter, mit denen Abgabenfreiheit verbunden war, unaufhörlich vermehrte und da außerdem ganze Landestheile Frankreichs von der Taille überhaupt verschont waren, so mußte die Last für den Rest schlechthin unerträglich werden: dieser Rest umfaßte die „unvertheidigten", die „wehrlosen" Franzosen gewisser Provinzen und diese Bezeichnung entsprach durchaus der Erhebungsart der Taille; sie war einfach gleichbedeutend mit Brandschatzung und Erpressung, ungerecht, willkürlich und gewaltthätig, wie zu Kriegszeiten in Feindesland ein Eroberer verfuhr.

Von einem Einnahmebudget, das zwischen 105 und 110 Millionen schwankte, lieferte die Taille 36—40 Millionen Livres; diese Summe mußte von den taillepflichtigen Landestheilen, den sogenannten pays d'élection aufgebracht werden; wie das geschah, hat uns Boisguillebert in fünf Capiteln seiner Schrift mit entsetzenerregender Anschaulichkeit geschildert.[1])

Sobald dem Intendanten der Provinz der auf diese entfallende Jahresbetrag der Taille bekannt war, begann das Wettrennen der vornehmen Bittsteller, die den „gnädigen Herrn" — der Intendant wurde Monseigneur angeredet — um Gnade baten für diese oder jene Pfarrgemeinde, an der sie besonderes Interesse hatten. Der Intendant war in der Regel kein Unmensch; er erwarb sich mächtige Freunde und Gönner, wenn er die Pfarrgemeinde dieses oder jenes großen Feudalherrn ganz oder theilweise von der Taille befreite, und so war es etwas ganz Gewöhnliches, daß eine Gemeinde, die 100 Feuerstellen und 1500 Morgen zählte, viel weniger zahlte als eine andere, die nur halb so viel hatte; diese Bevorzugung war auf dem Gnadenwege erzielt worden. Hatte die Gemeinde selbst von dem aufzubringenden Betrag Anzeige erhalten, so wählte sie aus ihrer Mitte zur Veranschlagung und Eintreibung desselben sogenannte „Sammler" (collecteurs), deren Anzahl je nach der Größe der Gemeinde und der Summe bis auf sieben steigen konnte. An diese „Sammler" trat nun wie an den Intendanten als erste Frage die heran: Wer soll geschont oder, wie man sagte, „berücksichtigt" (considéré) werden, wer nicht? Geschont wurden Verwandte und Freunde, Edelleute und Gerichtsbeamte, reiche Mitbürger, deren Dankbarkeit werthvoll, deren Unzufriedenheit zu fürchten war, nicht geschont wurden persönliche Feinde, frühere „Sammler", die den jetzigen oder deren Familien wehe gethan, und der ganze Haufe der Armen, die keinen Anwalt hatten und weder durch Gunst noch durch Ungunst vergelten konnten: der kleine Bauer und der Tagelöhner, der Handwerker und der Krämer, das waren die recht-

1) a. a. O. c. 4—8. (S. 173—182, Daire.)

losen Opfer, an denen die Taillepflicht schließlich haften blieb. Diese selbst aber hatten nur eine Waffe, die Nothwehr des Widerstandes bis aufs äußerste, und von dieser machten sie denn auch verzweifelten Gebrauch.

Das Einsammeln der Steuern wurde zu einem „Frohndienst" ärgster Art. Jahr aus Jahr ein sah man die Sammler in Gruppen durch die Straßen ziehen; da es fast nie gelang, mit der Erhebung in einem Jahre fertig zu werden, so begegneten sich in der Regel die Sammler des vorigen mit denen des laufenden Jahres auf denselben Straßen: die einen „plünderten" am einen, die andern am andern Ende des Ortes; es war eine ganze Armee von Leuten, die ein volles Jahr hindurch verdammt waren, das Pflaster zu treten, um meist nicht mehr heim zu bringen als tausend Schimpfworte und Verwünschungen. Die Pflichtigen versteckten Alles, was den leisesten Anschein von Wohlstand gewähren konnte; sie stellten alle Ausgaben ein, die über das Maß der dringendsten Nothdurft hinausgingen; kraft einer Verschwörung, in der es weder Verräther noch Abtrünnige gab, weigerten sie wochenlang jede Zahlung, dann feilschten sie um jeden Pfennig, damit der Sammler keiner der Geldstrafen entging, die der Tailleempfänger (receveur) durch den Gerichtsdiener für jede versäumte Zahlungsfrist einziehen ließ. Wer es anders machte, bewirkte nur, daß er das nächste Mal stärker geschraubt ward und eine Gemeinde, die sich gar einfallen ließ, den ganzen auf sie ausgeschlagenen Betrag auf einmal zu entrichten, büßte im nächsten Jahre durch eine Verdoppelung der Taille. So mußten die Sammler das ganze Jahr auf den Beinen sein, hundert Mal in demselben Hause erscheinen, um Zahlung zu verlangen und entweder gar nichts oder nur Almosenbeträge zu empfangen. Es blieb am Ende nichts übrig als die Pfändung, auf die es auch der Bemittelte absichtlich ankommen ließ. Die Sammler hatten das Recht, die Pfändung selbst zu vollziehen, Möbel, Geräthschaften u. dergl. an sich zu nehmen; aber sie wagten nicht, die Taillablen aufs Aeußerste zu treiben, aus Furcht vor Wiedervergeltung; bis sie dazu schritten, mußten erst die Gerichtsboten mehrere „Gänge" gemacht, mehrmals durch Bewirthung in der Schenke und durch Trinkgelder von den Sammlern begütigt worden sein, die Exekution aufzuschieben. Schließlich kam die freilich doch. Dann wurde sämmtliches Vieh der Gemeinde hinausgetrieben und nicht gefragt, ob die, denen es gehörte, ihre Taille bereits bezahlt hatten oder nicht, denn die ganze Gemeinde haftete für den ganzen Betrag, und nun mußte der Gerichtsdiener bestochen werden, daß er nicht sofort zur Versteigerung schritt. Wenn aber das Jahr zu Ende ging, war nicht mehr von Gängen oder Exekution die Rede; die Einsperrung der Sammler, die trotz aller Exekutionen nicht die ganze Summe hatten abliefern können, kam an die Reihe. Die Gerichtsdiener verlangten wieder ein Trinkgeld, wenn sie die Sammler nicht in das oft weit entlegene Gefängniß abführten, sondern in einem benachbarten Wirthshaus in Arrest steckten, wo sie auf Kosten ihrer Mitbrüder lebten. Verlangte aber der Kerkermeister ihre Ab-

lieferung, so mußten sie ins Gefängniß gebracht werden, wo jeder für sein Strohlager 3 Sous 4 Pfennige auf den Tag zu zahlen, die Verpflegung aber durch die Frau oder die Kinder zu empfangen hatte, die oft 3 und 4 Meilen Weges zurücklegen mußten; wer in solchem Loch zumal in schlechter Jahreszeit einmal gesteckt hatte, der kam in der Regel krank vor Erschöpfung und Elend heraus. Frei aber wurde er erst, wenn er aus eigenen Mitteln den ganzen fehlenden Betrag bezahlt. „Betrachtet man," sagt unser Gewährsmann, „die Art, wie die Taille vertheilt, aufgelegt und entrichtet wird, und wie die Rache für eine vermuthliche Ueberlastung sich forterbt vom Vater auf den Sohn, so kommt man zu dem Schluß, daß sie die Güter, die Körper und die Seelen gleichmäßig zu Grunde richtet." Die Folge von dem Allen konnte nur sein, daß die kleinen Ackergüter massenhaft um niedrigen Preis in das Eigenthum der Feudalherren übergingen, die ihre Pächter gegen die Taille zu schützen wußten, daß auf den übrigen Ackerbau und Viehzucht nur in den Grenzen der dringendsten Nothdurft betrieben wurde, weil jede Erhöhung des Ertrages nur eine Erhöhung der Taille zur Folge hatte, daß das flache Land überhaupt verödete, weil jeder, der noch irgend etwas zu verlieren hatte, nach den Städten zog, die entweder gar keine Taille zahlten oder den Vorzug eines Tailletarifs genossen, also der willkürlichen Brandschatzung überhoben waren. Wo es einen Tarif für die Taille gab, war all den grauenhaften Uebelständen mit einem Schlage abgeholfen; Boisguillebert macht die kleinen Städte Honfleur und Pont-Audemar namhaft, die sich bei dem König allerdings mit großen Schwierigkeiten die Ermächtigung erwirkt hatten, ihre Taille zu tarifiren und nun an Stelle einer ganz ungerechten Kopfsteuer von allen Gegenständen des lokalen Verbrauchs eine bestimmte Abgabe erhoben; trotz der bedeutenden Kosten, die diese Erhebungsweise verursachte, nahmen die Städtchen sichtbaren Aufschwung: sie wurden nicht bloß wohlhabend, sondern reich und zeigten in 4 Jahren mehr Neubauten, als früher in 30. Wäre das überall nachgeahmt worden, so hätten freilich die Oberempfänger (receveurs généraux) und die Unterempfänger (receveurs particuliers) all die Einnahmen verloren, die ihnen die bestehenden Mißbräuche eintrugen und deshalb waren sie es, die jeder Tarifirung der Taille den äußersten Widerstand entgegensetzten. Das war gegenüber der ganzen Bevölkerung eine Handvoll Menschen — in jeder Generalität 2 Oberempfänger und ebensoviel Unterempfänger, die alle zwei Jahre gegen Entrichtung eines bestimmten Kaufpreises ins Amt traten; aber sie leisteten Vorschuß auf die fälligen Einnahmen, deren Erhebung, wie wir gesehen haben, ein sehr zeitraubendes und widerwärtiges Geschäft war und diese Vorschüsse konnte und wollte die elendeste aller Finanzverwaltungen nicht entbehren, folglich blieben sie im Recht und im Besitz, ob auch Hunderttausende verdarben. Auch Colbert hat hieran nichts gebessert; das Elend der Bauern war der Preis für die künstliche Blüthe der Industrie.

Die Taille war die einzige Steuer, die vom Eigenthum und Einkommen

direkt erhoben wurde. Eine Menge indirekter Abgaben kam hinzu, worunter als die namhaftesten die Waarengefälle (les traites), die Tranksteuer (les aides), die Salzsteuer (les gabelles) zu bezeichnen sind. Sie alle wurden an den Meistbietenden verpachtet und durch die Agenten (commis) der Pächter (fermiers généraux — particuliers) ebenso willkürlich und gewaltthätig und mit denselben gemeinschädlichen Folgen eingetrieben wie die Taille.

„Das beste Erdreich der Welt," sagt Boisguillebert, „hat vor dem schlechtesten nichts voraus, wenn es nicht angebaut ist, wie man in Spanien sieht; aber gleichzeitig kann man sagen: wie fett und wohlbebaut es auch sei, finden die Erzeugnisse keinen Absatz, so nützt es dem Bebauer nicht nur nichts, sondern es schädigt ihn sogar, denn die Kosten der Bebauung sind rein verloren, wenn die Früchte keinen Käufer finden. Und das ist der Zustand, in welchen die Tranksteuer und die Verkehrsabgaben die besten Gegenden Frankreichs versetzt haben, so daß man wohl sagen kann: der Wirthschaft im allgemeinen thaten und thun sie zwanzig Mal so viel Schaden als sie dem König einbringen."[1])

Die Tranksteuern bewirkten, daß in dem gesegnetesten Weinland, das die Sonne bescheint, Tausende von Morgen Landes, wo früher ein ergiebiger Weinbau betrieben ward, nach Ausreißen der Weinstöcke in der Brache liegen blieben, weil kein Anbau länger die Arbeit lohnte; daß der Weingärtner sein edelstes Gewächs im tiefsten Keller verbergen und dort sehr häufig verderben lassen mußte, weil der Weinverkauf nur noch von den Steuercommis selber betrieben werden konnte, die das Vorrecht des Alleinhandels schrankenlos auszubeuten wußten. Jedermann kennt die ergreifende Stelle in Rousseaus „Bekenntnissen" (I. B. 4), wo ein französischer Landmann im Kampf mit Taille und Aides geschildert wird. Im Jahre 1732 war Rousseau auf der Wanderung bei einem Bauer in der Nähe von Lyon eingekehrt, der ihm Bettlerkost vorsetzte, weil er ihn für einen Spion der Steuerpächter hielt und dann, als er seinen Irrthum eingesehen, aus einem verborgenen Keller neben der Küche ein Mittagsmahl heraufholte, daß dem ausgehungerten Pilger das Herz im Leibe lachte. Als es ans Zahlen gehen sollte, wies er das Geld zurück und gestand unter großer Verwirrung, er sei nicht so arm, als er aussehe, er fürchte nur die Commis, die „Kellerratten"; er verberge seinen Wein wegen der Tranksteuer, er verstecke sein Brod wegen der Taille und wäre ein verlorener Mann, wenn man nicht glaube, daß er Hungers sterbe. „Alles was er mir darüber sagte und wovon ich nicht die mindeste Vorstellung hatte, machte auf mich einen Eindruck, der sich nie verwischen wird. Das war der Keim jenes unauslöschlichen Hasses, der sich seitdem in meinem Herzen entwickelte gegen die Quälereien, die das unglückliche Volk erleidet, und gegen seine Unterdrücker. Dieser Mann, obgleich

1) a. a. O. c. 9 (S. 183, Daire).

wohlhabend, wagte das Brod nicht zu eſſen, das er ſich verdient hatte im Schweiß ſeines Angeſichts und konnte ſeinem Ruin nur dadurch entgehen, daß er dasſelbe Elend zeigte, das rings um ihn her herrſchte. Als ich ſein Haus verließ, war ich ebenſo ſehr entrüſtet als gerührt; mich jammerte das Loos dieſer ſchönen Lande, denen die Natur ihre Segnungen nur gewährt hat, um ſie barbariſchen Publicanen zur Beute werden zu laſſen."

Was die Aides für den Verbrauch im Innern, das waren die Douanen für den Verkehr nach außen; ſie hatten zur Folge, daß Frankreich für Korn, Wein und Manufakturen keinen Markt im Ausland hatte, daß die fremden Kaufleute die franzöſiſchen Häfen flohen, in andern Ländern kauften, was aus Frankreich nur zu unerſchwinglichen Preiſen zu beziehen war, daß die beſten Arbeiter franzöſiſcher Gewerbe über die Grenze gingen und die Fremde bereicherten mit ihrer Kunſtfertigkeit. Boisguillebert weiſt nach, daß in der Normandie, der durch die Trankſteuer der Weinbau vernichtet worden war, durch die Douanen ein ausgebreiteter Handel mit feinen Hüten, Spielkarten, Papier, Tabakspfeifen und Fiſchbein vernichtet wurde.

Den ärgſten Druck aber und die ſchrecklichſten Mißbräuche veranlaßte die Steuer auf das Salz, „dieſes himmliſche Manna, mit welchem Gott das Menſchengeſchlecht begnadet hat", wie Vauban ſich ausdrückt. Bei der Gabelle war, wie bei der Taille, einmal die ſchreiende Ungleichheit, mit der die Steuer traf, und ſodann die heilloſe Art der Erhebung der Doppelquell unzähliger Schäden. In den Provinzen, wo es keine Salinen gab, herrſchte die „große Gabelle"; ſie beſtand in der Verpflichtung, jedes Jahr 7 Pfund Salz zu einem enormen Preis zu kaufen, dieſe Verflichtung traf jede Perſon, die über 7 Jahre alt war, und wie das Quantum war auch die Verwendung genau vorgeſchrieben: dieſes Pflichtſalz durfte nur zum Kochen und bei Tiſche gebraucht werden; zum Einſalzen mußte man beſonderes Salz kaufen; wer dagegen handelte, dem wurde ſein geſalzenes Fleiſch confiscirt und eine Geldbuße von 300 Frcs. auferlegt. Täglich kam es vor, daß Leute, die zu arm waren, Brod zu kaufen, gepfändet wurden, weil ſie kein Salz kauften.[1]) In den Ländern, wo es Salinen gab, war das Salz ſehr wohlfeil. Hier war ſtreng verboten, mehr zu kaufen, als einer für den eignen Bedarf nöthig hatte, denn ihm konnte einfallen, nach den Ländern der großen Gabelle zu ſchmuggeln. In den Küſtenländern war verboten aus dem Meere Waſſer zu ſchöpfen; in den Cantonen der Provence, wo es natürliches Salz gibt, mußte der Ueberfluß jedes Jahr vernichtet werden. Auf jeder einzelnen Uebertretung ſtand eine enorme Geldſtrafe. Eine Armee von 23,000 Bedienſteten war nöthig, um die zahlloſen Quälereien durchzuführen, die mit den Aides und Gabelles verknüpft waren, aber trotz der ſtrengſten Strafen war der Salzſchmuggel (faux-saunage) aus den Ländern, wo es keine, oder eine geringere Salzſteuer gab (pays du franc salé) nach den Gabellländern,

1) H. Taine: Les origines de la France contemporaine, I. l. 5. ch. 2.

ein überaus schwunghaftes und bei aller Gefahr unwiderstehlich lockendes Gewerbe; denn die Salinen waren, wie Vauban bezeugt, überall offen und ohne Verschluß, sie forderten geradezu zum Unterschleif heraus und der Gewinn, wenn das Geschäft gelang, war ganz außerordentlich. Die Ueberwachung der Gabelle, der Kampf gegen den Salzschmuggel verursachte im Jahr durchschnittlich 3700 häusliche Pfändungen, 2300 Verhaftungen von Männern, 1800 Verhaftungen von Weibern, 6600 Verhaftungen von Kindern und die Wegnahme von 1100 Pferden und 50 Wagen. Mehr als 300 Menschen wanderten jährlich auf die Galeeren; die Gefängnisse beherbergten regelmäßig 17—1800 Salzfrevler, $\frac{1}{3}$ sämmtlicher Sträflinge des Reichs.[1]) Auch von der Salzsteuer wußten Adel, Clerus, Magistratur sammt ihrer vielköpfigen Clientel sich frei zu machen und frei zu halten; auch hier war immer der kleine Mann, das mittlere Bürgerthum, das „Saumthier der Gesellschaft", auf dessen Schultern die Höherstehenden ihre Lasten herunterwälzten.

Mit erschütternder Treue haben Boisguillebert und Vauban diese Zustände nach dem Leben gezeichnet; nur die grellsten Züge haben wir ihren Darstellungen entlehnt, um zu zeigen, mit welcherlei Mitteln Ludwig XIV. den Aufwand für sein Glück und sein Unglück bestritten hat und um das unermeßliche Arbeitsfeld kennen zu lehren, das in Frankreich auf eine schöpferische Gesetzgebung und eine einsichtige, gewissenhafte Verwaltung wartete.

Was wir brauchen, ist Einheit der Steuerpflicht für jedermann und jede Habe; Ausschluß jeder Steuerfreiheit, es sei für wen es wolle — so faßte Vauban den Hilferuf seines leidenden Vaterlandes zusammen,[2]) als er zur Heilung von tausend Wunden die Einheitssteuer des „Königszehnten" vorschlug. Ein nationaler Schmerzensschrei machte sich in der Schrift des greisen Helden Luft, der am Schlusse sagte: „Es erübrigt mir nur noch, Gott von ganzem Herzen zu bitten, daß das Alles ebenso guten Glaubens aufgenommen werde, wie ich es lauteren Herzens gebe und ohne andere Leidenschaft noch Interesse, als es der Dienst des Königs, das Heil und die Ruhe seiner Völker einflößt;" er traf taube Ohren. Der Verfasser hatte sich auf dem Titel nicht genannt, schon aus den ersten Sätzen der Vorrede aber wäre er leicht zu errathen gewesen, auch wenn er sich dem Könige nicht selbst mit seinem Werke vorgestellt hätte, und die Sinnesweise des Marschalls lernte man hieraus nicht zum ersten Male kennen. Unvergessen war bei Hofe die Entschiedenheit, mit der er einst gegen die Hugenottenhetze aufgetreten war und nachher die Heimberufung der Ausgetriebenen verlangt hatte, nachdem er bewiesen, daß der Widerruf des Ediktes von Nantes Frankreich 100,000 Franzosen und 60 Millionen seines Nationalvermögens gekostet, den Handel vernichtet, fremden Flotten 9000 seiner besten Seeleute, den feindlichen Heeren 600

1) Daire a. a. O. S. 90—92 Anm. 2) Dîme royale S. 48 (Daire).

seiner Offiziere und 12,000 seiner tapfersten Soldaten zugeführt.[1]) Mit seinem „Königszehnten" that er das Letzte, was ihm noch übrig war, die Gunst Ludwigs XIV. zu verscherzen.

Am 14. Febr. 1707 ward im Geh. Staatsrath des Königs folgender Erlaß beschlossen: „Nachdem dem König in seinem Conseil vorgestellt worden ist, daß in Paris ein Buch feil geboten wird, betitelt: Entwurf eines Königszehnten — gedruckt im Jahr 1707 ohne Angabe des Ortes und verlegt ohne Erlaubniß noch Privilegium, in welchem mehrere Dinge stehen, die entgegen sind der Ordnung und dem Herkommen des Reiches, über das zu wachen nöthig ist; nachdem das genannte Buch gesehen und der Bericht des Herrn Turgot angehört worden ist: befiehlt der König in seinem Conseil, daß auf das genannte Buch gefahndet, alle Exemplare, die sich davon vorfinden, mit Beschlag belegt, weggenommen und eingestampft werden; verbietet S. M. allen Buchhändlern, irgend ein Exemplar desselben zu behalten oder zu verkaufen, bei Vermeidung der Entziehung des Geschäfts und einer Geldbuße von 1000 Livres.

Geschehen im Geheimen Staatsrath des Königs am 14. Februar 1707."[2])

Ueber Entstehung und Folgen dieses drakonischen Entscheids gibt uns der Herzog von St. Simon in seinen Denkwürdigkeiten Auskunft. Nachdem er von dem Buche des Marschalls gesagt, daß es durch die einleuchtende Richtigkeit seiner Vorschläge die bewundernde Zustimmung aller unbefangenen Sachkenner gefunden habe, fügt er hinzu: Aber dies Buch hatte einen großen Fehler. Dem König gab es allerdings mehr, als er auf den bisher gangbaren Wegen bezogen hatte; auch die Völker rettete es vor Verarmung und Quälerei und bereicherte sie, indem es ihnen so ziemlich Alles ließ, was nicht in die Kassen des Königs floß; aber es vernichtete eine Armee von Finanzmännern, Commis und Angestellten jeder Art; es zwang sie, auf eigne Kosten zu leben, nicht mehr auf Kosten der Allgemeinheit und erschütterte in ihren Grundfesten jene ungeheuren Vermögen, die man in so kurzer Zeit entstehen sieht. Diese eine Klippe genügte schon zum Scheitern. Aber das Verbrechen des Buches war, daß bei diesem neuen Verfahren die Autorität des Generalcontroleurs zu Falle kam, seine Gunst, sein Vermögen, seine Allmacht und folgeweise auch die der Intendanten der Provinzen, ihrer Sekretäre, ihrer Commis, ihrer Schützlinge, die ihr Talent und ihre Erfindsamkeit, ihre Einsicht und ihren Credit nicht mehr geltend machen konnten und die mit demselben Schlag außer Stande gesetzt wurden, irgend jemand mehr zu nützen oder zu schaden. Auch der ganze Richteradel schrie auf vor Schmerz über die Kränkung seiner Interessen. — Kein Wunder, wenn der

1) Rulhières, Eclaircissements sur la révocation de l'édit de Nantes. I, 380. — George Michel, Histoire de Vauban, Paris 1879, S. 435—440.

2) Den handschriftlichen Text dieses Erlasses hat Daire auf dem ersten und dem letzten Blatt des Exemplares der Quartausgabe des Buches aufgefunden, das die Bibliothèque nationale zu Paris bewahrt.

König, derart voreingenommen und bestürmt, den Marschall Vauban sehr schlecht aufnahm, als er ihm sein Buch überreichte, das in seinem ganzen Texte sich an ihn selber richtete. Man kann errathen, ob die Minister, an die er sich wendete, ihm einen besseren Empfang bereiteten. Sein Dienst, seine militärische Befähigung, einzig in ihrer Art, seine Tugenden, die Liebe, die der König bisher für ihn gehabt, der Art, daß er sich selber einen Lorbeer zu flechten glaubte, wenn er diesen Mann erhob, das Alles war seit diesem Augenblick plötzlich verschwunden, vergessen. Er sah in ihm nur noch einen Fanatiker des öffentlichen Wohls, einen Frevler, der sich an der Autorität seiner Minister, folglich an der seinigen vergriff. Das sprach er ohne Schonung aus. — Der unglückliche Marschall, den jeder Franzose im Herzen trug, war außer Stande, die Ungnade seines Königs zu überleben, für den er Alles gethan. In tiefster Einsamkeit für niemand mehr sichtbar, verzehrt von Schmerz und unstillbarem Kummer starb er bald danach.

Am 14. Februar war die Verurtheilung ausgesprochen; am 14. März befahl der Kanzler Pontchartrain dem General-Lieutenant der Polizei, d'Argenson, die Fahndung vorzunehmen; am 24. März erhielt der Marschall Kenntniß von der Haussuchung, die bei seinem Buchbinder stattgefunden hatte, wenig Stunden darauf ergriff ihn die Krankheit, an der er am 30. März gestorben ist. Noch auf dem Sterbebette hatte er ein Exemplar seines Buches an seinen Beichtvater geschickt mit der Bitte, es zu lesen und ihm dann zu sagen, ob er in irgend etwas gegen sein Gewissen gehandelt habe; man sieht, das Schicksal seines Buches hat ihn getödtet.[1])

Am 14. März war auch die Sache Boisguilleberts endgiltig entschieden worden.

Auch Boisguillebert war ein insensé pour l'amour du public und auch diesem hat der Herzog von St. Simon eine Theilnahme gewidmet, die dem Staatsmann in dieser harten Aristokratennatur zur Ehre gereicht. Ihm verdanken wir einige Nachrichten über die letzten Schicksale des Verfassers des Détail de la France. Bei dem Grafen Pontchartrain hatte er sich Zutritt zu verschaffen gewußt, als dieser Generalcontroleur war und zu ihm gesagt: Ich bitte, hören Sie mich geduldig an; zu Anfang werden Sie mich für einen Narren halten; nachher werden Sie finden, daß ich Aufmerksamkeit verdiene und schließlich werden Sie mit meinem System zufrieden sein. Der Minister sagte lachend, ich habe an dem Narren genug und drehte ihm den Rücken. Boisguillebert reiste nach Rouen zurück und brachte, unentmuthigt durch diese schnöde Abfertigung, seinen Reformplan nunmehr vollständig zum Abschluß. Sein Buch trug ihm die Gunst des neuen Finanzministers Chamillart ein, der inzwischen an Stelle Pontchartrains getreten war und ihn mehrfach zu vertraulichen Besprechungen nach l'Etang berief; Vauban ward

1) Interessante Aktenstücke hierüber, wie über den Ausgang von Boisguillebert bei Boislisle, La proscription de la dîme royale, Paris 1875.

sein Freund und trat mit ihm in anregenden persönlichen Verkehr; das Reformwerk selbst freilich rückte nicht von der Stelle; der wohlmeinende Minister Chamillart erwiderte dem ungestümen Dränger, mitten im Kriege ist nicht Zeit zu so umfassendem Durchgreifen, warten wir den Frieden ab. Da antwortete Boisguillebert mit einer feurigen Zuschrift, die wohl das Beredteste ist, was wir von seiner nicht eben gewandten Feder haben: Welchen günstigeren Zeitpunkt will man abwarten? Was unerhört ist in Frankreich, geschieht. Die Zahlungspflichtigen geben, was sie schuldig sind, ohne Verzug und die, deren einziges Geschäft das Einnehmen ist, die sind es, die Fristen und Aufschub verlangen. Der auswärtige Krieg kostet dem Lande zehn und zwanzig Mal weniger als die Wirren in unseren Finanzen; um jenen glücklich zu beendigen, müssen wir zu allererst den Frieden im Innern schließen, der in weniger als einem Monat fertig sein kann; die Fortdauer des Krieges als ein Hinderniß der Wiederherstellung der öffentlichen Wohlfahrt anführen, ist gerade so verkehrt, als wenn Einer, dessen Haus an allen vier Ecken brennt, sagen wollte: gelöscht darf nicht werden, bis irgend ein fern liegender Gerichtshof den Proceß entschieden hat, der über das Eigenthumsrecht an dem Hause schwebt. Muß man auf den Friedensschluß warten, um zu sorgen, daß die Ländereien wieder bebaut und gedüngt werden können, die in allen Provinzen brach liegen, was dem Nationalvermögen jedes Jahr einen Verlust von 500 Millionen verursacht? — Muß man auf den Frieden warten, um vorzukehren, daß die Weinstöcke nicht mehr aus der Erde gerissen werden, wie jeden Tag geschieht, während drei Viertheile des Volkes nur Wasser trinken wegen der schrecklichen Steuer auf geistige Getränke, die 4 oder 5 Mal den Werth der Waare übersteigt? Muß man auf den Frieden warten, um die Taille zu reformiren, zu verhindern, daß ein armer Teufel, der nichts als seine zwei gesunden Arme hat, um sich und eine ganze Familie zu ernähren, zusehen muß, wie ihm nach dem Verkauf seiner dürftigen Möbel und Geräthe, auf Grund der Fahrnißsteuer (ustensile), die nach dem Maßstab der Taille veranschlagt wird, auch noch die Thüren und die Matrazen aus dem Hause gebracht werden, um der Ueberlast einer Steuer zu genügen, die seine Kräfte vier Mal übersteigt? Sully, der Wiederhersteller Frankreichs, hatte das Land in derselben Lage vorgefunden wie die, in der es jetzt ist, und war keineswegs der Meinung, daß der Krieg solche Maßregeln ausschließe, denn im Jahr 1597 erließ er eine Ordonnanz, um die gerechte Vertheilung der Taille zu regeln und allen anderen Unordnungen gebot er Einhalt inmitten zweier Kriege, eines innern und eines äußern, die gleichzeitig von innen und außen her den Staat weit ärger mitnahmen, als das jetzt gesagt werden kann und das Alles ward so pünktlich ausgeführt, daß der König und die Völker reich wurden, nachdem sie sich eben noch sehr schlecht befunden hatten.[1])

---

1) Supplément au détail de la France, bei Daire, S. 241—47.

Ungefähr gleichzeitig mit Vaubans Dime royale ließ er seine zweite größere Schrift ausgehen unter der Ueberschrift Factum de la France, auf deren Titelblatt er den Nachweis versprach, daß die Minister nur zwei Stunden der Arbeit, die Völker nur einen Monat Geduld nöthig hätten, um dem Staat mehr als 500 Millionen Einkünfte zu verschaffen gegen die 1500 Millionen, die seit 1661 vernichtet worden seien, daß gegen seinen Vorschlag kein Bedenken von der augenblicklichen Lage oder möglichen Gefahren hergenommen werden könne, daß kein Mensch auf der Erde solchen Widerspruch aufrechthalten könne, ohne sich zu entehren und daß außer in diesen seinen Vorschlägen Heil und Rettung schlechterdings nicht zu finden sei. Boisguillebert ward abgewiesen wie Vauban, sein Buch am 14. März 1707 verurtheilt wie vier Wochen vorher der Königszehnte, er selbst mittelst Haftbefehls in die Auvergne verbannt, aber durch besondere Gnade des Ministers La Brillière schon nach zwei Monaten von dort wieder entlassen. Er kehrte in sein Amt nach Rouen zurück, im Triumph nahm ihn die Bürgerschaft wieder in ihren Mauern auf, und fünf Jahre später, 1712, ließ er seine Denkschriften unter dem Titel „Politisches Testament des Marschalls Vauban" noch einmal gesammelt erscheinen, um seinen felsenfesten Glauben an die Richtigkeit seiner Lehre von neuem zu bekunden und mit dem Namen seines berühmten Gesinnungsgenossen in der Nation zu zünden; zwei Jahre danach ist er gestorben.

Ludwig XIV. war zu alt geworden, um sich umzudenken; zu fest und tief saß in ihm der Aberglaube der eignen Unfehlbarkeit, zu dicht und undurchdringlich war der Schleier, durch den die Prunkwelt seines Hofes ihm den Anblick des Massenelends der Nation verhüllte. Nur zwei Stunden ernster Arbeit verlangte Boisguillebert von den Ministern; er begriff nicht, weshalb ihnen selbst dieses kleine Opfer zu groß war, weil er, der rastlos fleißige Denker, die Macht des Schlendrians in einer verrotteten Verwaltungsmaschine nicht kannte. Der Krieg, warf Chamillart dem Ungeduldigen ein, macht so eingreifende Neugestaltungen unmöglich; er verstand diesen Einwurf nicht, weil er nicht begriff, daß dieselbe Verblendung, die immer neuen Krieg heraufbeschwor, während in der Nation Alles nach Frieden schrie, auch gegen jede Verbesserung im Innern verstockt machte. Nur zwei Monate Geduld, rief er, und Frankreich ist gerettet; der Logik seiner Beweisführung war in der That nicht zu widersprechen und doch war es ein großer Irrthum, wenn er sich die Ausführung seines Reformplans so leicht und einfach dachte. Dem Königthum fehlten, selbst wenn es Kopf und Herz an der rechten Stelle gehabt hätte, die Arme und die Hände, um so große Arbeit zu verrichten; es fehlte ihm unterhalb der 30 Intendanten, die an der Spitze der königlichen Verwaltung in den Provinzen standen, das monarchische Beamtenthum, das ausschließlich vom Staate abhängig, ausschließlich dem Staate gedient hätte; der moderne Begriff des Staatsamtes selbst, wie er in dem Preußen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen zuerst ausgebildet worden ist, war in dem damaligen Frankreich noch völlig unbekannt, auch Vauban

und Boisguillebert haben nichts davon geahnt. Unter dem König, der sagte: der Staat bin ich, lebte eine durch und durch feudale Gesellschaft, die Pflichten nur gegen sich selber kannte, Rechte nur auf Kosten des Staates übte; und die Millionen, die diesen König und diese feudale Gesellschaft mit ihrer Arbeit, mit Aufopferung ihrer letzten Habe ernährten, hatten Heil und Rettung nur zu erwarten, wenn eine Staatsgewalt von überlegener Einsicht und unwiderstehlicher Kraft die Feudalität zerschmetterte und die monarchische Verwaltung an ihre Stelle setzte, die in der Befreiung der Arbeit und des Eigenthums, in der Gleichstellung aller Unterthanen vor dem Gesetz ihren eigenen, wohlverstandenen Vortheil erblickte.

Ob die alte Monarchie im Stande sein werde, solche Staatsgewalt zu schaffen, das lag im Dunkeln; gewiß war das Eine, in der Einheit und Unumschränktheit der Souveränetät, die dies Königthum beanspruchte, lag die nothwendige Vorbedingung solcher Schöpfung enthalten. Sie war weit davon entfernt, ihrer Geltung überall sicher zu sein; die Privilegien des Clerus, des Adels, der Magistratur, der Provinzen, die Anarchie im gesammten Finanz- und Steuerwesen bereiteten ihrer scheinbaren Allgewalt täglich und stündlich die empfindlichsten Niederlagen; einen gesicherten Rechtsboden hatte sie ebenso wenig als ausreichende Organe schlagfertiger Vollstreckung. Zwischen dem, was dies Königthum sein wollte, und dem, was es wirklich war, lag offenkundig vor Aller Augen ein greller Widerspruch; aber diesen Widerspruch zu beseitigen, war eben die Aufgabe, der Beruf des Königthums, und die Kraft dazu war nur der Thatsache zu entnehmen, daß es seit der Besiegung der Fronde keinen Stand und keine Partei im Staate mehr gab, die gewagt hätte, die Rechts- und Machtvollkommenheit des Königthums offen zu bestreiten, die schon im Jahre 1564 in den Worten definirt worden war: „Der König kann Krieg führen, Waffenstillstand und Frieden schließen, wann es ihm beliebt; er kann Steuern auflegen, Gesetze geben, Statuten und Ordonnanzen erlassen, Magistrate schaffen, wie er Lust hat; Alles was er sagt, gilt als Gesetz und wird dem Orakel eines zweiten Apollo gleich geachtet."[1]) Mit einem Worte, nicht weniger als die ganze Zukunft Frankreichs hing von der Frage ab, ob sich, wenn Ludwig XIV. die Augen schloß, ein Träger für diese Krone fand, der Manns genug war, nicht bloß ihren überkommenen Machtbesitz mit fester Hand zusammenzuhalten, sondern auch im Bunde mit der Nation ihn zu erweitern durch Einverleibung der entfremdeten Provinzen, die die Feudalität und die Privilegien noch besetzt hielten. Und deshalb war es ein so fürchterlicher Schlag für das Land, als, nachdem der Dauphin am 14. April 1711 an den Blattern gestorben war, am 18. Februar 1712 auch dessen vielversprechender Sohn, der Herzog von Burgund, im dreißigsten

1) Vincent de la Loupe (Lupanus), Livre des dignitez, magistrats et offices du royaume de France, Paris 1564 (Archives curieuses de l'histoire de France p. Danjou, 2. série IV. 377 ff.).

Lebensjahre an den Rötheln starb und nunmehr so gut wie entschieden war, daß das Reich Ludwigs XIV. im glücklichsten Falle an einen unmündigen Knaben vererbt werden würde. Von dem Herzog von Burgund wissen wir wenigstens das Eine mit Bestimmtheit, daß er eine Natur voll Ernst und Haltung, von den Pflichten seines königlichen Amtes tief durchdrungen, daß er, obwohl äußerlich eine wenig gewinnende Persönlichkeit, ein warmes Gefühl hatte für den leidenden Theil seines Volks, daß er frei war von dem Erbübel des vornehmen Frankreich, das Vauban in der Hartherzigkeit gegen die Armen und Gedrückten erkannte. Von dem Erzieher dieses ernsten Prinzen, dem Erzbischof von Cambrai, Fenelon, freilich wissen wir noch bestimmter aus seinen eignen Schriften, daß die Pläne, mit denen er sich trug, und für die er seinen Zögling gewonnen glaubte, mit dem wahren Heil Frankreichs nichts zu schaffen hatten; für einen so gutartigen Telemach war er ein recht brauchbarer, verdienstvoller Mentor gewesen; zu einem leitenden Minister, wie ihn Frankreich jetzt brauchte, war er nicht geschaffen. Seine politischen Ansichten liefen auf Abdankung des Königthums vor souveränen Ständen und Auflösung der Monarchie in lauter autonome Provinzen, seine kirchlichen aber auf vollständige Unterwerfung der französischen Kirche unter ein unfehlbares Papstthum hinaus. Wäre er berufen worden, die Pläne auszuführen, die er im November 1711 für den Herzog von Burgund niederschrieb, so hätte er zweierlei unternommen: erstens die Berufung des alten Ständereichstags (états généraux), der seit hundert Jahren nicht mehr versammelt worden war, und zweitens die Abschaffung der Intendanten, d. h. der einzigen Beamten, durch welche seit Richelieu das Königthum unmittelbar in die Verwaltung der Provinzen eingriff. Der Reichstag, auf welchem Adel und Clerus Alles, der dritte Stand nichts war, hätte die Gesetzgebung, dieselben beiden Stände hätten in den Provinzen die Verwaltung an sich gerissen, soweit sie ihnen nicht schon eigen war. Was Fenelon unter Einschränkung der königlichen Allgewalt verstand, war die Unterwerfung der Monarchie unter Adel und Clerus, die Souveränetät des feudalen Frankreich, d. h. das gerade Gegentheil dessen, was der Nation für ihre Genesung noth that. Ganz ähnlichen Ansichten huldigte der Herzog von St. Simon, in dessen Weltordnung erst bei dem Herzog oder Pair wenn nicht der Mensch so doch der Franzose anfing: deshalb war er ein Bewunderer Fenelons und setzte ihm in einer meisterhaften Charakteristik ein Denkmal seiner Verehrung. Aber vor nichts ist mehr zu warnen, als vor dem Glauben an Freisinn und ehrliche Reformbegeisterung, wenn in diesen Kreisen nach Berufung des Reichstags verlangt und über die Unumschränktheit der königlichen Gewalt geklagt wird. Was darunter eigentlich zu verstehen ist, läßt sich bei St. Simon mit vollständiger Klarheit erkennen. Der Herzog von St. Simon gibt sich in seinen Denkwürdigkeiten als einen bei aller Einseitigkeit bedeutenden politischen Kopf zu erkennen. Ueberaus bezeichnend für den Mann, seine Zeit und seinen Stand, sind die umfassenden, tiefgreifenden Entwürfe, die

er sich zurecht gelegt hatte, um, sowie Ludwig XIV. starb, die Wiedergeburt Frankreichs auf dem kürzesten Wege zu bewirken. Auch er hatte den Herzog von Burgund als den Erlöser betrachtet, der „Frankreich und ganz Europa zum Heil geboren war;" nach dessen Tode warf er sich dem Herzog Philipp von Orleans schwärmerisch an die Brust, um diesen mit den dringendsten Herzensanliegen der Nation, d. h. der Herzoge und Pairs, bekannt zu machen, die keiner zu solcher Klarheit durchgearbeitet hatte, wie er.

„Was ich," sagt er,[1]) „als die wichtigste und unaufschiebbarste Aufgabe betrachtete, war der vollständige Umsturz des Systems der Regierung im Innern, womit der Cardinal Mazarin den König und das Reich vergiftet hat. Ein Fremder aus der Hefe des Volks, der an nichts hängt und keinen andern Gott hat als seine Größe und seine Macht, denkt an den Staat, den er regiert, nur mit Rücksicht auf sich selbst. Er verachtet seine Gesetze, seinen Geist, seine Vortheile; er weiß nichts von seinen Regeln und Formen; sein einziger Gedanke ist, Alles zu unterjochen, zu verwirren, zu Pöbel zu machen." — Der Cardinal hat „all seine Sorge, all seinen Eifer daran gesetzt, die Würden und den Geburtsrang zu vernichten mit allen Mitteln, die Personen von Stand zu entkleiden jeder Art von Autorität und deshalb planmäßig von den Geschäften zu entfernen; in diese hereinzuziehen Leute von ebenso dunkler Herkunft wie er selber; ihre Amtsstellen mit Macht, Auszeichnungen, Credit, Reichthümern zu überhäufen; dem König einzureden, jeder Seigneur sei ein natürlicher Feind seiner Autorität, und bei Besorgung all seiner Geschäfte den staubgeborenen Leuten (gens de rien) den Vorzug zu geben, die man beim geringsten Mißfallen durch Entziehung ihres Amtes ebensoleicht in ihr Nichts zurückwarf, wie man sie durch Verleihung desselben daraus emporgehoben. Daher die Erhebung der Feder und der Robe, die Vernichtung des Adels, die nachgerade dahin gediehen ist, daß der größte Seigneur keinem Menschen nützen kann und in tausend verschiedenen Dingen von dem niedrigsten Roturier abhängt."

Also: der Cardinal Mazarin hat die Seigneurs zu Unterthanen seines bürgerlichen Amtspöbels gemacht; das war's, was nicht länger geduldet werden durfte. Wer es wohl meinte mit Frankreich, mußte mit dem Herzog von St. Simon danach streben, daß das Bürgerpack der Feder und der Robe aus all seinen Aemtern hinausgeworfen und durch Herzoge, Pairs, Edelleute ersetzt ward, daß der Vollblutadel aus seiner Erniedrigung sich erhob, herauswuchs aus der „tödtlichen Unbrauchbarkeit" (mortelle inutilité), die ihn dem Müssiggang überliefert und dem Ekel an jeder Beschäftigung, die nicht mit dem Krieg zusammenhing. Um an der Spitze zu beginnen, gefällt werden mußte „das Ungeheuer, das den Adel verschlungen", der Controleur-general und die Staatssekretäre, insbesondere der für den Krieg und der

1) Mémoires complets et authentiques du duc de St. Simon collationnés sur le manuscrit original par Chéruel. Paris, Hachette 1857. VII, 386 ff., 417 ff.

für die auswärtigen Geschäfte; Conseils aus lauter Edelleuten vom höchsten Rang zusammengesetzt mußten sich in ihre Arbeiten theilen; ein einziger Staatssekretär genügte für die oberste Leitung.

So der allgemeine Plan und das letzte Ziel der Neugestaltung des Staates. Für das nächste und unmittelbar drängendste Problem, die Heilung der Finanznoth, hatte der erfinderische Herzog ein sehr einfaches, unbedingt sicheres Mittel in Bereitschaft: offenen, ehrlichen Bankerott beschlossen und ausgesprochen durch die états généraux. — Ein König von Frankreich, wird hier sehr ernsthaft und beredt entwickelt, hat das Recht zu sagen: die Schulden, die mein Vorgänger gemacht hat, gehen mich nichts an; mit seinem Tode sind auch seine Verpflichtungen erloschen. Denn seine Krone ist ein Fideicommis, zu dem er kraft seines Geburtsrechtes gelangt, nicht durch Erbschaft oder Stellvertretung. Der allgemeine Krach wird viele Menschen zu Bettlern machen, viele Familien zu Grunde richten, aber zum Heil der Nation und des Königthums; der Nation, denn sie wird nicht mehr nach käuflichen Aemtern, Renten, Lotterien, Tontinen rennen, wenn sie sich einmal so empfindlich verrechnet hat; des Königthums, denn dieses wird nicht mehr bei der Leichtgläubigkeit der Massen die enormen Summen borgen können, die es unter der letzten Regierung in endlosen Eroberungskriegen und wahnsinnigem Luxus vergeudet hat, und dennoch reich genug sein, um nach innen und außen eine glänzende Stellung zu behaupten. Beide werden befreit sein von der Fremdherrschaft der Steuerempfänger und Steuerpächter, diesem Drohnengezücht, das den Landmann, den Kaufmann und den Handwerker aussaugt bis aufs Blut, das dem Staat nichts leistet, dem Volk aber das Mark aus den Knochen zieht.

Ein Wunder, wie nie ein größeres geschehen, wird der Herzog von Orleans erleben, wenn er am ersten Tage seiner Regentschaft die alten Stände des Reiches um sich versammelt und diesen die Finanzlage des Staates vorführt, um sie zu fragen, ob sie ein anderes Mittel wüßten, als den Bankerott; er sei bereit, jeden bessern Rath zu befolgen, den sie geben würden. „Die unwissende Menge, die meint, die Reichsstände seien mit großer Macht bekleidet, wird in Wonne schwimmen und Sie segnen als den Wiederhersteller der vernichteten Rechte der Nation, die kleinere Zahl derer, welche wissen, daß die Reichsstände ihrer Natur nach ohne jede Macht sind, daß sie nur bestehen aus den Sprechern, die von ihren Wählern abgesandt sind, um deren Beschwerden, Klagen, Bitten um Recht und Gnade Ausdruck zu geben, mit einem Wort aus einfachen Jammerern und Bittstellern, werden Ihr Zuvorkommen als ein Unterpfand der gerechtesten und mildesten Regierung betrachten und die, welche ein schärferes Auge haben als die andern, werden wohl bemerken, daß Sie im wesentlichen nichts anderes thun, als was alle unsere Könige bei allen Versammlungen von Reichsständen oder Notabeln gethan haben, die sie immer vorzugsweise wegen Finanzangelegenheiten befragten und daß Sie nichts vorhaben, als diesen die Auswahl von

Heilmitteln zu überlassen, die nur grausam und gehässig sein können, über die sich aber niemand mehr beklagen kann, wenn diese gesprochen haben."

Gerade um einen Bankerott zu beschließen, ist der Reichstag vermöge seiner Zusammensetzung unvergleichlich geartet. Alle drei Stände, insbesondere der erste und der dritte schicken fast lauter Leute aus der Provinz; während fast alle die, Körperschaften und Einzelne, bei denen die ungeheure Schuldenmasse des Königs festliegt, Paris angehören; der Adel der Provinzen, obwohl durch seine Armuth in Mißheirathen verfallen, hat deren doch gar nicht oder fast gar nicht außerhalb der Heimath geschlossen und hängt nicht mit den Gläubigern des Königs zusammen; das sind lauter in Paris ansässige Finanzmänner, Gesellschaften von reich gewordenen Bürgerlichen derselben Stadt, als: Sekretäre des Königs, Schatzmeister von Frankreich und alle Arten von Einnehmern, Generalpächtern u. s. w., lauter Leute, die der dritte Stand nicht zu seinen Abgeordneten wählt; „folglich wird die große Mehrheit der Abgeordneten der drei Stände für sich und ihre Wähler ein persönliches Interesse haben, dem Bankerott den Vorzug zu geben vor der Fortdauer und jeder möglichen Vermehrung der Steuern und nach den Verwüstungen und Schmerzensrufen, die der Bankerott verursachen muß, nicht fragen, wenn die Befreiung von so vielerlei Abgaben winkt, welche das Geheimniß der Familien enthüllen, ihren Haushalt, ihre häuslichen Verfügungen stören, jedermann der Bosheit und Habsucht der Finanzleute jeden Schlags ausliefern, dem inneren und äußeren Verkehr jede Freiheit nehmen und diesen selbst wie alle Einzelnen zu Grunde richten. Diese Aussicht auf Befreiung, auf mäßige Steuern und noch dazu nach freier Wahl der durch eigne Erfahrung sachkundig gewordenen Stände, die Freude, sich auf dem Laufenden zu sehen, wird ihnen eine neue Erde und einen neuen Himmel zeigen und sie nicht schwanken lassen bei der Wahl zwischen dem eignen Glück und dem Unglück der Gläubiger."

Noch vielerlei Anderes hatte der Herzog mit diesem Ständereichstag vor und mit ungemeinem Geschick setzte er dem künftigen Regenten auseinander, welche Wunderkräfte er dieser Maschine entlocken könne, um sich gegenüber Spanien, Rom und den Bastarden Ludwigs XIV. als Vormund seines unmündigen Erben eine monarchenähnliche Autorität zu verschaffen. Der Hauptwerth desselben mußte in den Augen dieses Rathgebers doch in dem bestehen, was er mit gutem Grunde hier nicht betonte: in den beiden ersten Ständen, Adel und Clerus, versammelte er die Spitzen des feudalen Frankreich, dem ja Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung ausgeliefert werden sollte und richtete einen Damm auf gegen das Parlament in Paris, in welchem der Bürgeradel „der Feder und der Robe" verkörpert war.

Dieses Parlament zu Paris war der Sitz all der Greuel, mit denen nach St. Simon die nichtswürdige Verwaltung des Cardinals Mazarin den Staat verunstaltet und seinen altüberlieferten Geist gefälscht hatte. Es hat vom ersten Tage der Regentschaft an bis zum letzten Tage der alten Mon-

archie eine bedeutungsvolle, zeitweise tief eingreifende Rolle gespielt. Nach Zusammensetzung und Thätigkeit gehört es zu den eigenthümlichsten Bestandtheilen des französischen Staates jener Zeit; eine kurze Charakteristik desselben ist ganz unerläßlich und bei dem Herzog von St. Simon finden sich dazu Beiträge, die dem Leben selber unmittelbar entnommen sind.

Mit Behagen verweilt der Herzog und Pair von Frankreich bei den überaus bescheidenen Anfängen der nachmals so empörend hoffärtigen Körperschaft; immer wieder erinnert er daran, daß die Ahnen der Parlamentsräthe seiner Zeit jene schlichten Legisten aus dem Bürgerstande seien, die Ludwig der Heilige berief, um den geistlichen und weltlichen Pairs seiner werdenden Parlamente mit ihrer Rechtskenntniß auszuhelfen, die auf dem Trittbrett unter den Bänken der vornehmen Richter saßen und weder aufstehen noch reden durften, außer um den Pairs ins Ohr zu flüstern, was diese von ihnen wissen wollten; daß von der ursprünglichen Niedrigkeit ihrer Stellung in dem Ceremoniel des Parlamentes selbst sich eine sprechende Urkunde durch alle Uebergriffe hindurch gerettet habe: wenn der König in Person im Parlament erscheint, so dürfen der erste Präsident und sämmtliche Räthe des Gerichtshofes nicht anders als auf den Knieen und mit entblößtem Haupt das Wort ergreifen, während die beiden ersten Stände, den Hut auf dem Kopf, vom Sitze aus sprechen. Dem Begriff der bürgerlich geborenen Legisten haftet das so unwandelbar an, daß selbst der Kanzler, der Chef der Justiz und zweiter Offizier der Krone ist, im Parlament auf der unteren Sitzreihe Platz nimmt und den König nur auf den Knieen anreden darf, denn auch er ist Legist und bürgerlichen Ursprungs. Nur mit Wehmuth kann der Herzog von St. Simon die beiden übereinander liegenden Sitzreihen betrachten, welche in dem großen Sitzungssaal (grand' chambre) des Parlaments zu Paris und wie hier so auch in den Parlamenten der Provinz angebracht sind, denn die untere der beiden war früher nicht vorhanden; an ihrer Statt gab es blos eine Treppenstufe, über welche die Pairs zu ihren Plätzen hinaufschritten; auf dieser Treppenstufe saßen die Legisten, die bald zu der Anmaßung schritten, zwischen den Füßen der Seigneurs und ihrem Rücken eine Lehne anzubringen, darauf diese Treppenstufe etwas höher zu legen und daraus „ganz sachte" eine Bank zu machen.[1])

Rechtsprechung, Entscheidung von Processen unter Privaten war ursprünglich die einzige Bestimmung nicht nur, sondern auch die einzige Thätigkeit des Parlamentes in Paris wie seiner Ableger in den Provinzen. Die letzteren sind nach und nach hinzugekommen: Toulouse 1302; Grenoble 1453; Bordeaux 1462; Dijon 1476; Aix 1501; Rouen 1515; Trevoux

1) — cette humble séance leur devenant fâcheuse, ils usurpèrent de mettre un dossier entre les pieds des seigneurs et leur dos, puis d'élever un peu ce marchepied du banc des seigneurs qui leur servoit de siège et d'en former doucement un banc. Mem. VII, 190 ff.

1538; Rennes 1553; Pau 1626; Metz 1633; Douai 1686; Besançon 1676; Nancy 1634 bezw. 1775; dazu unter dem Namen conseils supérieurs die drei Obergerichte Colmar 1698; Perpignan 1660 und Arras 1677.[1])

Seit Anfang des 14. Jahrhunderts hatte das Pariser Parlament seinen ständigen Sitz in dem königlichen Palast auf der Cité-Insel, der seitdem der Justizpalast geworden und bis zu dieser Stunde geblieben ist. Ein ständiges Gericht forderte ständige, auf Lebenszeit angestellte Richter; die Geldnoth der Könige, insbesondere Franz I., verwandelte die Richterstellen in käufliche und erbliche Aemter; das Ausscheiden der Prälaten bis auf zwei, den Erzbischof von Paris und den Abt von St. Denis, das Wegbleiben der weltlichen Pairs, welche die juristische Werktagsarbeit den bürgerlichen Rechtsgelehrten überließen, gewährte dem Standesehrgeiz der Emporkömmlinge freien Spielraum; da die Pairs aber Sitz und Stimme behielten und bei feierlichen Gelegenheiten auch davon Gebrauch machten, so blieb dem Gerichtshof, dessen ganze Arbeit von Bürgerlichen geleistet ward, der hochtrabende Name „Hof der Pairs" und das ganze Ansehen, als ob die höchsten Würdenträger des Reichs ständig an seinen Arbeiten Theil nähmen. Dazu kam nun der mehr und mehr in Uebung kommende Brauch der Könige, ihre Gesetze, Ordonnanzen, Patente u. s. w. dem Parlament zur Eintragung (enrégistrer) zu übersenden. Der Zweck war, einerseits sie dadurch in feierlicherer Weise der Oeffentlichkeit zu übergeben (ut notum sit) und andrerseits den Gerichten Anweisung zu ertheilen, wie sie in Processen zu verfahren hätten, die auf die neuen königlichen Erlasse Bezug hatten. In andern Fällen überließen die Könige dem Parlamente zu thun, was sie selbst nicht gern auf sich nahmen, z. B. Maßregeln gegen den päpstlichen Hof und sogar gegen einzelne Bischöfe des Reiches selber zu beschließen. Durch diesen doppelten Gebrauch öffneten die Könige selber dem Parlament die Quelle einer Autorität, die über die eines bloßen Gerichtshofes für Processe weit hinausging und immer weiter hinausgriff. Was die Könige als einfache „Eintragung" verstanden wissen wollten, faßte das Parlament mehr und mehr als eine „Beglaubigung" (vérification) auf, es gewöhnte sich, seine Beglaubigung königlicher Edikte als nothwendige Vorbedingung ihrer Giltigkeit, als Grundlage ihrer rechtsverbindlichen Kraft anzusehen, es erlaubte sich, der Beglaubigung eine Prüfung vorhergehen zu lassen und wenn die Prüfung dem Inhalt nicht günstig war, Vorstellungen (remontrances) zu erheben, die erst in kleinen, nachher auch in größeren Dingen von Zeit zu Zeit wirklich Gehör fanden. Mit Vorliebe geschah das bei Edikten finanziellen Inhalts, bei Ausschreibung von Steuern und Abgaben und hatte dann, wenn keinen andern, doch immer mindestens den Erfolg, daß das

---

1) Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs. Frankfurt 1849. II, 404—413.

Parlament als Anwalt des leidenden Volkes, als Schirmherr seiner verkannten Rechte erschien. Durch Handlungen und Unterlassungen des Königthums selbst wurde das Legistenparlament allmählich in eine Stellung hineingeschoben, die ihm den Ehrgeiz weckte, in Frankreich eine dem englischen Parlament nicht unähnliche Rolle zu spielen. Zwei Mal im Laufe eines Menschenalters griff das Parlament als erste politische Körperschaft des Landes in dessen Geschicke entscheidend ein; nach der Ermordung Heinrichs IV. 1610 rief es Maria von Medici, nach dem Tode Ludwigs XIII. 1643 rief es Anna von Oesterreich zur Regentin aus, im letzteren Falle unter Umstoßung des Testaments, das der König hinterlassen; in den Wirren der Fronde ward es ein Hauptquartier der offenen Revolution gegen die Monarchie, die an Mazarin ihren Retter fand, wofür ihm St. Simon freilich keinen Dank spendet. Ludwig XIV. warf es in sein Nichts zurück; aber er wehrte den Uebergriffen nicht, die innerhalb seiner eigenen Geschäftsordnung gegen die Pairs geschahen. Dem Herzog von St. Simon dreht sich das Herz im Leibe um, wenn er von den himmelschreienden „Unanständigkeiten" redet, die sich mit Zulassung des Königs das übermüthige Legistenpack im Parlament gegen die Prinzen von Geblüt und gegen die Pairs herauszunehmen wagte. Als einen Inbegriff jeglicher Ruchlosigkeit malt er uns den Präsidenten Novion, der unter andern abscheulichen Mißbräuchen auch den eingeführt, daß der bürgerlich geborene Präsident des Parlaments die Mütze auf dem Kopfe behält, wenn die Pairs ihre Stimme abgeben; einen unauslöschlichen Haß wirft er auf den Herzog du Maine, der ihm Abstellung dieses Unfugs versprochen und ihn nachher verrathen hat; den Herzog von Orleans bestürmt er in den ersten Stunden nach dem Tode des Königs, die große Angelegenheit der Mützenfrage (affaire du bonnet) zu entscheiden, bevor von den Staatssachen irgend die Rede sei und da ihm dieser erwidert: „Es ist wahr, diese Mißbräuche sind unerträglich, sie müssen abgestellt werden, aber der Staat geht vor," antwortet er: „Aber wenn die öffentlichen Angelegenheiten geordnet sind, werden Sie uns und die Unserigen auslachen; wenn wir eine Gelegenheit wie diese versäumen, so werden wir von einem Tag zum andern vertröstet werden ohne Ende und dann haben wir Ihnen unsere Interessen nutzlos geopfert." Erst nachdem ihm der Herzog gestattet, beim Beginn der Parlamentssitzung, die ihn als Regenten ausrufen sollte, den feierlichen Protest der Pairs und die ebenso feierliche Zusage des Herzogs öffentlich auszusprechen, hat er sich beruhigt und am 2. September 1715 erlebte das officielle Frankreich das denkwürdige Schauspiel, daß das erste Wort, das nach dem Tode Ludwigs XIV. öffentlich gesprochen ward, von der — Mütze des Parlamentspräsidenten handelte. Dem Geist des erlauchten Standes, dessen Sprecher er war, hat der Herzog von St. Simon ein unvergängliches Denkmal gesetzt in der Schilderung, die er von dem Eingang dieser Sitzung vom 2. September seinen Denkwürdigkeiten einverleibt.

„Ich ließ," sagt er, „das Geräusch vorübergehen, das die Ankunft des Herzogs von Orleans gemacht, und da ich sah, daß der erste Präsident sich zum Reden richtete, indem er sich entblößte, machte ich ein Zeichen mit der Hand, nahm den Hut ab, setzte ihn aber sogleich wieder auf und sagte, ich sei von den Herren Pairs beauftragt, der versammelten Gesellschaft zu erklären, daß sie nur in Betracht der wichtigen und dringenden öffentlichen Angelegenheiten, die jetzt geordnet werden müßten, noch einmal die mehr als unanständige Usurpation der Mütze und die andern Uebergriffe ertragen wollten, über die sie sich zu beklagen hätten; sie gäben durch dies öffentliche Zeugniß den Staatsgeschäften, die sie nicht um einen Augenblick aufhalten wollten, den verdienten Vorzug vor den theuersten und gerechtesten Interessen ihres eigenen Standes; gleichzeitig aber legte ich im Namen der Pairs gegen diese Uebergriffe und ihre Fortdauer die ausdrücklichste, feierlichste und authentischste Verwahrung ein, inmitten und angesichts der erlauchtesten Versammlung und ermächtigt durch den Ausspruch und die Gegenwart aller Pairs; ich betheuerte ferner, daß dies nur geschehe in Anbetracht der positiven und authentischen Zusage, welche uns der hier anwesende Herr Herzog von Orleans gestern Abend in seinem Gemach zu Versailles gegeben, sobald die Regierungsfragen geordnet seien, über diese Usurpationen klärlich zu entscheiden und zu richten; daß er gut befunden habe, daß ich das hier unumwunden ausspreche, wie hiermit geschehe und daß ich — mich entblößend und sogleich wieder bedeckend — die Ehre hätte, ihn hiermit selber zu interpelliren, zu erklären, daß dies das Wort sei, das er uns gegeben und auf das wir rechneten; demgemäß beschränkten wir uns augenblicklich auf das, was von mir gesagt und erklärt worden sei mit seiner ausdrücklichen und formellen Zustimmung und Erlaubniß, in Gegenwart von 15 oder 16 hier anwesenden Pairs, die er gestern Abend zu sich entboten.

Das tiefe Stillschweigen, mit dem ich angehört wurde, bezeugte die Ueberraschung der ganzen Versammlung. Der Herzog nahm den Hut ab, bestätigte ziemlich leise und verlegen, was ich gesagt, und setzte den Hut wieder auf."[1])

Der geistreiche Herzog hat keine Ahnung von der unsäglichen Lächerlichkeit der Rolle, in der er sich hier vor seinen Lesern spreizt und doch ist er der weitaus bedeutendste, um nicht zu sagen, der einzige Kopf seines ganzen Standes. Wie wenig sich dieser in solchen Dingen übel nahm, das zeigt die berüchtigte Eingabe, welche von den „Herren Herzogen" an den Regenten gemacht worden ist, um sich unter andren theils kindischen theils anstößigen

1) Mém. VIII, 200. Das Protokoll der Sitzung des Parlaments am 2. Sept. enthält über den Protest der Herzoge und Pairs nichts; aber eine handschriftliche Aufzeichnung, die aus der Familie Caumartin herrührt und sich auf der Bibliothek des Louvre befindet, bestätigt den Zwischenfall, und läßt gleichzeitig vermuthen, daß der Präsident Novion, der von diesem Protest nichts wissen wollte, ihn absichtlich aus dem Protokoll weggelassen hat. S. die Anm. von Chéruel a. a. O. S. 483/84.

Vorrechten auch folgende zwei zu erhalten: 1) sie brauchen sich mit einem bloßen Edelmann nicht zu schlagen, selbst dann nicht, wenn sie Stockschläge bekommen haben; 2) kein Handwerker oder Kaufmann darf einen „Duc oder Pair" auf Zahlung verklagen, mahnen kann er ihn, „aber selten".[1])

Das tiefe, allseitige Siechthum, in welchem Ludwig XIV. sein Reich hinterließ, wäre hoffnungslos gewesen, hätte er ihm nicht zu allem andern eine Schuldenlast von 2471 Millionen vermacht. Sie machte den Regierenden wenigstens unmöglich, in den Gleisen des gedankenlosen Geschehenlassens fortzuschlendern; sie zwang sie zum Nachdenken und zum Handeln.

1) Requête de Messieurs et Mesdames les ducs et duchesses à S. A. R. Monseigneur le duc d'Orléans Régent. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. I, 288/89 Anm.

II. Die Anfänge der Regentschaft 1715—1717.[1])

Der Herzog Philipp von Orleans, geboren 2. August 1674, war der zweite Sohn aus der Ehe, welche der einzige Bruder Ludwigs XIV., Philipp von Orleans mit der Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, Elisabeth Charlotte, geschlossen hatte. Ein hochbegabter, von Hause aus vortrefflich angelegter Prinz; eine Persönlichkeit von eroberndem Zauber, tapfer, ritterlich wie ein französischer Edelmann vom besten Schlage; geistreich, sprudelnd von eigenartigem Leben wie seine pfälzische Mutter, aber behaftet mit einem bösen Hang, der seine besten Gaben um ihren Segen brachte. Eine Fabel, die seine Mutter mit Vorliebe erzählte, wenn von ihm die Rede war und die am ganzen Hofe sprichwörtliche Geltung erlangt hatte, schien eigens für ihn erfunden: die Fabel von dem wunderschönen Königssohn, dessen Mutter alle Feen des Reichs an seine Wiege geladen hat, bis auf eine, die vergessen worden ist. Die Feen kommen, jede mit der besten ihrer Gaben: Tapferkeit, Sanftmuth, Geist, Urtheilskraft, Schönheit, Stärke, Wissen, Kunstgeschmack, Freigebigkeit heißen die Geschenke, die sie dem Neugebornen in die Wiege legen; endlich kommt auch die vergessene Fee zum Fest, um sich zu rächen, bescheert sie ihm das leichte Blut (la facilité), das all seine Talente mit Unfruchtbarkeit schlagen soll.[2])

Als eine ungemein gewinnende und anziehende Erscheinung hat uns St. Simon den damals vierzigjährigen Prinzen geschildert. Seine Gestalt war von mittlerer Größe, sehr voll, ohne beleibt zu sein, die Haltung leicht und überaus edel, das Gesicht groß, angenehm, von sehr lichter Farbe, Haar und Perrücke schwarz. Obgleich ein sehr schlechter Tänzer und mittelmäßiger Reiter, hatte er in Gesicht, Geberden und all seinen Bewegungen eine unvergleichliche Anmuth, die ihm so natürlich war, daß sie ihn selbst in den geringsten und gewöhnlichsten Handlungen zierte. Bei sehr viel Behagen, wenn ihn nichts beengte, war er mild, gewinnend, offen und von einer Zugänglichkeit, die entzückte, der Klang seiner Stimme voll Wohllaut und eine

1) Buvat, Journal de la régence, I—II. Paris 1865. Mémoires du maréchal duc de Richelieu, I—II. Paris 1790. Mémoires du duc de St. Simon éd. Chéruel. Paris 1857, VII, VIII. — Lemontei, Histoire de la régence, I.—II. Paris 1832. — Jobez, La France sous Louis XV. Paris 1864 ff. (6 Bde.) I—II. 2) Mémoires du maréchal duc de Richelieu. II, 66.

Gabe der Sprache, die ihm nie versagte, verband er mit einer Leichtigkeit und Klarheit, die durch nichts zu überraschen war, selbst aber immer überraschte. Seine Beredsamkeit war natürlich, ungezwungen, selbst in den gewöhnlichsten und alltäglichsten Gesprächen, ihre treffende Sicherheit war dieselbe, wenn sich's um die abstraktesten Dinge handelte, die er klar machte, wie über Gegenstände der Regierung, der Politik, der Finanzen, der Rechtspflege, des Krieges, des Hofes, des gewöhnlichen Umgangs und alle Zweige der Kunst und der mechanischen Fertigkeiten. Mit Glück verwerthete er dabei seine Vertrautheit mit Geschichtswerken und Memoiren; in der Geschichte der Adelsgeschlechter war er wohl bewandert, die Persönlichkeiten aller Zeiten mit ihrem Lebenslauf waren ihm gegenwärtig, die Ränke der alten Höfe ebenso wie die seiner Zeit. Wenn man ihn hörte, glaubte man, er müsse ungeheuer viel gelesen haben. Nichts weniger als das. Er las flüchtig durch, aber sein Gedächtniß war so außerordentlich, daß er weder Sachen, noch Namen, noch Daten vergaß; er gab sie mit größter Treue wieder; und seine Fassungskraft war so stark, daß ihm schon bei flüchtigem Durchlesen Alles haften blieb, als hätte er es sich genau eingeprägt. Glänzend war sein Talent, aus dem Stegreif zu reden, treffende Witzworte, schlagende Erwiderungen zu finden. Der Herzog von St. Simon, der sonst vermied, ihm zu schmeicheln, sagte ihm einmal: „Ihr Scharfsinn, die Richtigkeit Ihres Urtheils ist der Art, daß Sie sich in nichts je geirrt hätten, wenn Sie immer Ihrer ersten Auffassung gefolgt wären." Dabei war er ohne Ansprüche, ohne jeden Dünkel auf Ueberlegenheit des Geistes oder des Wissens, im Plaudern mit jedermann wie ein Gleicher unter Gleichen und den Klügsten oft Ueberraschungen bereitend. Nichts Beengendes oder Gebietendes im Umgang und obwohl er genau wußte, wer er war und zwar der Art, daß das auch niemand in seiner Gegenwart vergaß, ließ er jedermann unbefangen werden und stellte sich mit den Andern auf eine Stufe.[1]) Alles in Allem, in den blendenden Vorzügen wie in den schweren Fehlern, die wir kennen lernen werden, ein Mann, der schon durch seine Eigenart Aufsehen erregte, wie der Herzog von Richelieu, der keinen Grund hatte, besonders Schmeichelhaftes von ihm zu melden, sagt: „Der einzige Prinz, der so war, wie ihn die Natur geschaffen hatte, der einzige, der das Gepräge einer Persönlichkeit trug und der unfähig gewesen wäre, jenen Höflingsfirniß anzunehmen, den Versailles allen Leuten vom Hofe beibrachte."[2]) Dies allein freilich reichte aus, um einer angemessenen Verwendung seiner Talente die größten Schwierigkeiten zu bereiten.

Seit 1692 kannte ihn die Armee als eine Kriegernatur von Gottes Gnaden, wie sie das königliche Haus nicht zum zweiten Mal aufwies. Seinem Vorbild, Heinrich IV. nacheifernd, that er sich bei jeder Gelegenheit durch todesverachtende Tapferkeit hervor. In dem siegreichen Gefechte von

---

1) Mémoires VII, 339/40. 2) Mémoires I, 118.



Herzog Philipp II. von Orleans.
Nach dem Stiche von Nicolas Edelinck.

Steenkerken (3. August 1692) trug er als Befehlshaber des Reservecorps ehrenvolle Wunden davon. In der Siegesschlacht von Neerwinden (29. Juli 1693) stürzte er sich fünf Mal an der Spitze seiner Truppen in den Feind. In der unglücklichen Schlacht vor Turin (7. Sept. 1706) war er mitten im ärgsten Kugelregen zweimal verwundet worden. In Spanien kam er das Jahr darauf dem schwer bedrängten Philipp V. zu Hilfe, brachte Valencia und Saragossa zur Unterwerfung, nahm Tortosa und das jungfräuliche Lerida ein und richtete so eine Herrschaft wieder auf, die dem Untergang verfallen schien. Aber gerade hier knüpfte sich der Anfang eines Zerwürfnisses mit König Ludwig XIV. an, das nie wieder zuheilen sollte. Spanische Granden drängten sich an ihn heran: König Philipp V. könne sich auf die Dauer nicht halten; das Land dürfte nach Frieden; nur ein König, der nicht im Verdacht stehe, daß Ludwig durch ihn Spanien regieren wolle, könne ihm diesen Frieden geben; ihm, dem Herzog, stehe diese Krone zu kraft des Rechtes der Geburt; die Nation verlange ihn zum König u. s. w. Der Herzog ließ sich in diese Umtriebe ein, die Prinzessin des Ursins kam dahinter, schickte die Papiere, die den Herzog überführten, nach Versailles und dieser entging nur mit Mühe einer strengen Bestrafung,[1]) aber seitdem war seine Laufbahn in der Armee zu Ende. Dem Ehrgeiz des in Ungnade gefallenen Helden traute der königliche Hof das Allerschlimmste zu, während sein Lebenswandel den tiefsten Abscheu der frommen Seelen im Kreise der Maintenon täglich neu herausforderte.

Durch seinen Hofmeister, den Abbé Dubois, hatte der Prinz eine „blitzüble" Erziehung erhalten, um ein Wort seiner Mutter zu gebrauchen. Schon an dem Jünglinge war eine starke Neigung zu Sinnengenuß und Ausschweifung bemerkbar gewesen; nur eine rücksichtslos strenge Anleitung zur Arbeit und Selbstbeherrschung hätte diesen bösen Hang bändigen können. Ihn zur Leidenschaft, zur zweiten Natur werden zu lassen, bedurfte es gar nicht der unwürdigen Lehren, die ihm Dubois durch Wort und Beispiel gegeben haben soll und vermuthlich auch gegeben hat; liebedienerische Schwäche seitens des Erziehers reichte dazu vollständig aus. Genug, der Prinz war, noch ehe er das Mannesalter erreicht hatte, so ziemlich der ausgelassenste Wüstling einer durch und durch unsittlichen Gesellschaft und von Allen, die dem Laster der Unzucht ergeben waren, ganz gewiß der verrufenste, denn die Oeffentlichkeit, mit der er's trieb, war beispiellos. Das Palais Royal, in dem er wohnte, wurde seitdem, was es bis zur Revolution geblieben ist, eine Hochschule des Lasters in jeder Gestalt. „Wie viel Freudenhäuser giebt es in unserem Quartier?" fragte einmal der Vater des Herzogs den Polizeicommissär Renaut, die Antwort lautete: „Viele, denn das Quartier ist groß, es sind wenigstens 32, wenn man das Palais Royal nur für eines rechnet."

1) Mémoires du maréchal duc de Richelieu. I, 122 ff. — Vgl. Ranke S. W. XII, 266 ff.

Die Art, wie der ursprünglich gut, ja edel angelegte Sohn der ausgezeichnetsten Mutter Scham, Sitte und Anstand gewohnheitsmäßig mit Füßen trat, wirft ein grauenhaftes Licht auf die sittliche Verwilderung, der das vornehme Frankreich verfallen war. In den Denkwürdigkeiten der Zeitgenossen ist mit wahrer Entrüstung davon die Rede, aber gleichzeitig lernen wir aus den Kreisen der Frommen und Frömmsten so viel ebenbürtige Unzucht kennen, daß wir fast die unwillkürliche Sympathie begreifen, mit der die Ehrlichen immerhin von dem „Prahlhans des Lasters", sprachen; denn er wollte wenigstens nicht besser scheinen, als er wirklich war und von allen Beigaben, die das Laster noch abscheulicher machen können, als es ohnehin schon ist, ist die Scheinheiligkeit sicher die verwerflichste.

An dem Hofe zu Versailles, den die Frau von Maintenon tugendhaft beherrschte, galt der Herzog von Orleans längst für einen Auswurf der Menschheit; Aergeres, als er öffentlich trieb, konnte ihm kaum nachgesagt werden, folglich durfte auch die Verleumdung auf Glauben rechnen, er trachte dem Dauphin und seiner Familie nach dem Leben, um an ihrer Statt dereinst die Krone an sich zu reißen. Als der Dauphin, sein Sohn und sein ältester Enkel kurz hinter einander jählings hinstarben, hieß es, der Herzog von Orleans habe sie vergiftet. Das Gerede ging durch ganz Frankreich; wenn der Herzog sich auf der Straße sehen ließ, so hörte er den Ruf: „Das ist der Mörder, das ist der Vergifter unserer Prinzen". Freunde und Verwandte flohen seine Anrede. In seiner Verzweiflung eilte er zum König, verlangte, daß ihm der Proceß gemacht werde; er sei bereit, in die Bastille zu gehen. Der König empfing ihn mit unheilverkündendem Schweigen. „Ich will keinen Eclat und verbiete auch Ihnen, einen zu machen," sagte er. „Aber," sagte der Herzog, „wenn ich in die Bastille gehe, Sire, werden Sie mir dann nicht die Gnade erweisen, mir wenigstens den Proceß machen zu lassen?" „Wenn Sie in die Bastille gehen", lautete die Antwort, „so werde ich Sie darin lassen."

Hätte hier überhaupt aus dem Vortheil, den das Hinsterben der königlichen Prinzen den Aussichten anderer gewährte, auf Mord und Mörder geschlossen werden können, so würde sich der schmähliche Verdacht viel natürlicher als auf den Herzog von Orleans, auf die beiden legitimirten Bastarde des regierenden Königs gelenkt haben, die nunmehr in die unmittelbarste Nähe des Thrones aufrückten. Es waren dies der Herzog du Maine und der Graf von Toulouse, die natürlichen Söhne, die Ludwig XIV. von der Frau von Montespan hatte, die aber noch zu Lebzeiten des Herrn von Montespan zur Welt gekommen waren und folglich eigentlich diesem zugehörten. Trotzdem hatte ihnen der König schon 1673 den Namen Bourbon verliehen; im Jahre 1693 gab er ihnen den ersten Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt; im Jahre 1714 gewährte er ihnen alle Rechte dieser letzteren und für den Fall des Aussterbens derselben ein Erbrecht auf die Krone selbst, und das Parlament, an schweigenden Gehorsam gewöhnt,

trug am 2. August das Edikt ein[1]), das alle Rechtsbegriffe monarchischer Staaten auf den Kopf stellte; das Alles hatte die Frau von Maintenon bewirkt, die für ihre beiden Zöglinge mütterlich besorgt war und um jeden Preis dem näheren Rechte des Herzogs von Orleans Gegengewichte schaffen wollte. Ihr und ihrer Schützlinge Werk war denn auch das Testament,[2]) das der König an demselben 2. August 1714 zu Marly unterzeichnete, durch welches das Geburtsrecht des Herzogs von Orleans auf die Regentschaft begraben werden sollte. Es heißt, daß er sich lange gegen dies Testament gesträubt habe. „Ach, als ich noch König war!" hörte man ihn in seinen letzten Jahren rufen, wo er so manches Mal that, was er nicht wollte, und nicht konnte, was er wünschte. In Gegenwart vieler Leute sagte er — der Herzog von Richelieu hat es mit angehört — zum Herzog du Maine: „Sie haben groß werden wollen während meines Lebens und nach mir, jetzt bleibt Ihnen die Aufgabe, festzuhalten was Sie gewonnen haben, wenn Sie können." Und als er dem Parlament das mit sieben Siegeln geschlossene Testament übergab, soll er hinzugefügt haben: „Das ist mein Testament; was dem meines Vaters begegnet ist, kann noch einmal geschehen, aber man hat mich auf die Folter gespannt, es ist der Preis, mit dem ich mir Ruhe geschafft habe, es wird daraus werden, was da werden kann!" und damit drehte er sich um.[3])

Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein König, der so eifersüchtig war auf seine Autorität, insbesondere dem Parlament gegenüber, bei diesem Anlaß sich zu einer Aeußerung sollte vergessen haben, welche das Geheimniß seines letzten Willens verrieth und geradezu zur Umstoßung desselben herausforderte; in dieser Erzählung haben wir offenbar den Nachklang dessen vor uns, was die Parlamentsräthe später zur Beschönigung ihrer Handlungsweise anführten. Andererseits ist sehr glaublich, daß dem König bei dieser Verfügung nicht wohl zu Muthe gewesen ist, daß er sich nur auf wiederholtes stürmisches Andringen derer, die sein Ohr beherrschten, dazu entschlossen hat, weil in der That leicht vorherzusehen war, was, wenn er bald darnach starb, aus einem Testament werden würde, dessen Bestimmungen gar nicht ausgeführt werden konnten, ohne daß ein Zustand eintrat, der einer vollständigen Anarchie so ähnlich war wie ein Ei dem andern.

Die unbedingte Einheit der Staatsgewalt, gehandhabt durch den unumschränkten König selbst oder in dessen Namen durch einen allmächtigen Minister: das war seit Menschengedenken im klassischen Lande monarchischer Souveränetät das Ideal aller Regierungsweisheit. Kein Monarch war von dieser Ueberlieferung tiefer durchdrungen als Ludwig XIV. Als er in den Papieren des Herzogs von Burgund jene Pläne von Fenelon und St. Simon

---

1) Die Urkunde der Eintragung vom 2. August 1714 bei Buvat, Journal de la Régence. Paris 1865. I, 503 ff. 2) Abgedruckt bei Buvat I, 74 ff.
3) Richelieu, Mém. I, 180/81.

kennen lernte, welche die Einheit der Regierung aufhoben und durch regierende Collegien (conseils) ersetzten, sagte er: „Diese Leute kennen die Franzosen nicht und wissen nicht, wie man sie regieren muß.“ Und in seinem Testament richtete er selber eine Regierung ein, die ganz auf dasselbe hinaus lief: die Regierung lag einem Regentschaftsrath ob, in welchem nach Stimmenmehrheit Beschluß gefaßt ward und nur bei Stimmengleichheit der Vorsitzende den Ausschlag gab. Der Vorsitzende war der Herzog von Orleans, Mitglieder sollten sein der Herzog von Bourbon, sobald er das 24. Jahr erreicht haben würde, der Herzog du Maine, der Graf von Toulouse, der Kanzler von Frankreich, die Marschälle de Villeroy, d'Huxelles, Tallard, d'Harcourt, die vier Staatssekretäre und der Generalcontroleur der Finanzen, also im Ganzen 15 Personen, mit ebensoviel vollkommen gleichberechtigten Stimmen; das war zu wenig, um durch angemessene Theilung die gesammte Arbeit der Regierung zu bewältigen, aber gerade genug, um diese zu einer rein mechanischen Scheinthätigkeit zu machen. Wenn dieser Körper nicht von vorn herein gesprengt ward durch den tödtlichen Haß, der zwischen dem Vorsitzenden und den beiden legitimirten Prinzen bestand, so ward er jedenfalls gelähmt durch die beständige Reibung, die unter gleichberechtigten Spitzen unvermeidlich ist. Im günstigsten Falle gewährte dieser Regentschaftsrath das Bild eines Wagens, der vorn und hinten bespannt nicht von der Stelle rückt; Regieren, Verwalten aber war in einem Lande wie Frankreich auf diesem Wege ganz unmöglich. Allerdings stand in dem Testament über dem Regentschaftsrath der minderjährige König, ihm kam die oberste Entscheidung über Krieg und Frieden und Finanzen zu, ferner das Ernennungsrecht zu allen Aemtern und Würden in Kirche, Hof, Staat, Armee und Marine; aber dieser Minderjährige war der Vormundschaft des Herzogs du Maine untergeben und dem Herzog von Orleans ausdrücklich verboten, irgend einen Befehl im Namen des Königs zu erlassen, außer unter Zustimmung des Regentschaftsrathes; folglich hatte man den ewigen Krieg zwischen den beiden Herzogen außerhalb und innerhalb desselben. Als Ludwig XIV. diese Mißbildung von einem Regiment zu Papier brachte, muß er gedacht haben, der Fall werde gar nicht praktisch werden, er selber werde lange genug leben, um einem mündigen Urenkel die Krone zu übergeben, oder im schlimmeren Fall werde nur eine ganz kurze Regentschaft eintreten, die dann das Gute haben würde, daß Frankreich aus Erfahrung den Segen einheitlichen Regiments desto gründlicher zu schätzen wisse; an den schlimmsten Fall aber, der nachher wirklich eingetreten ist, konnte er ohne Grauen gar nicht denken. Die Thatsache, daß der alternde König, in dessen Familie der Tod so schreckliche Verheerungen angerichtet, ein Testament gemacht habe, wurde sofort allgemein bekannt; von dem Inhalte wußte man nichts, aber die Richtung desselben war nicht schwer zu errathen. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans für den Fall daß der König starb, bevor sein Urenkel mündig ward, verstand sich nach französischem Staatsrecht von selbst; sie bedurfte keiner Fest-

stellung durch ein Testament. Ward ein solches gemacht, so konnte es nur auf Enterbung des Herzogs abgesehen sein, dessen Stellung zum Hofe ebenso bekannt war wie sein Lebenswandel. Der Herzog selbst war nicht ehrgeizig und gewissenlos genug, um auf unrechten Wegen nach der Krone selbst zu trachten, wie man ihm verleumderisch nachgesagt hat, aber er war auch nicht indolent genug, um sich ohne Gegenwehr rauben zu lassen, was er als sein gutes Recht betrachtete und betrachten durfte. Die Schlacht war im voraus gewonnen, wenn es gelang, mit dem Parlament die Wiederholung der Rolle zu verabreden, die es beim Tode Ludwigs XIII. aus dem Stegreif gespielt hatte. Und nichts war leichter als dies. Der Groll der Jansenisten wider die Jesuiten, der Unwille über unzählige Demüthigungen, die Hoffnung auf Einfluß und Aemter im Staat, dies Alles wirkte zusammen, um diese Körperschaft den geheimen Plänen des Herzogs erst geneigt, schließlich dienstbar zu machen. Die Herzoge und Pairs, welche die legitimirten Prinzen fast noch ärger haßten, als die bürgerlichen Legisten, wurden gewonnen durch das Versprechen in Bezug auf die „Mützenfrage" und die Aussicht auf Theilnahme an den Regierungscollegien, welche die Allmacht der Bureaukratie beseitigen sollten. Der König lag im Sterben, als die Verschworenen im tiefsten Geheimniß ihre letzten Beschlüsse faßten; in der Nacht vor seinem Tode stellte der Herzog mit den Führern des Parlaments die Tagesordnung, die Rollenvertheilung, sogar den Text der Reden fest für die entscheidende Sitzung des „Hofs der Pairs". Ganz überflüssiger Weise hatte man auch auf die Mitwirkung der bewaffneten Macht Bedacht genommen: die französischen Garden, und die Leibwache des Herzogs sollten mit scharfgeladenen Gewehren den Justizpalast umringen, um jeden Gedanken an Widerstand zu ersticken. Dies Waffengepränge konnte die Feierlichkeit des Schauspiels erhöhen, aber nöthig war es für das Gelingen nicht. Die Stimmung des ganzen Parlaments bürgte für Alles.

Am Morgen des 1. September 1715, $8\frac{1}{4}$ Uhr hauchte in seinem Schlosse zu Versailles Ludwig XIV. nach langem Todeskampf seinen letzten Seufzer aus. An einem Fenster des Palastes erschien ein Offizier mit schwarzer Feder auf dem Hute und rief mit lauter Stimme vom Balkon herunter: „Der König ist todt!" dann zog er sich zurück, kam mit einer weißen Feder auf dem Hute wieder und rief drei Mal: „Es lebe der König Ludwig XV.!" In demselben Augenblick setzte sich der gesammte Hof, der Herzog von Orleans an der Spitze, in Bewegung, um dem fünfjährigen König zu huldigen. Der Herzog that es mit den Worten: „Sire, ich komme, um Ew. Majestät zu huldigen als der Erste Ihrer Unterthanen!" Danach erschien der König auf einem Balkon, um sich dem massenhaft zugeströmten Volke zu zeigen. „Es lebe Ludwig XV.!" schrieen tausend Stimmen. Der Regierungsantritt des königlichen Knaben war vollzogen.[1])

1) Buvat, Journal de la Régence. I, 46–47.

Am Tage darauf, dem denkwürdigen 2. September, versammelte sich der Hof der Pairs zu feierlicher Sitzung. Es erschienen der Herzog du Maine, wie St. Simon sagt mit einem Gesicht, als wollte er bersten vor Jubel und Siegesfreude, der Graf von Toulouse, der Herzog von Bourbon und zuletzt der Herzog von Orleans. Nachdem St. Simon seine Protestrede über den Mützenstreit gehalten,[1]) erfolgte die verabredete Ansprache des Präsidenten an den Herzog und dessen gleichfalls verabredete Antwort, in der er sich als den Regenten des Königreichs vorstellte auf Grund des Geburtsrechtes und der ausdrücklichen Bestimmung des verstorbenen Königs. „Mein Neffe, habe der Sterbende nach Empfang der letzten Oelung zu ihm gesagt, ich habe ein Testament gemacht, in welchem ich Ihnen alle Rechte erhalten habe, welche Ihnen Ihre Geburt verleiht; ich empfehle Ihnen den Dauphin, dienen Sie ihm ebenso treu wie mir und arbeiten Sie, daß ihm sein Reich erhalten bleibe. Wenn er stirbt, werden Sie Herr sein und die Krone gehört Ihnen. — Ich habe die Bestimmungen getroffen, die ich für die weisesten hielt, aber man kann nicht Alles vorhersehen und was sich daran nicht bewähren sollte, das wird man ändern." Darauf folgte unter dem rauschenden Beifall der Versammlung das Gelübde, er werde als Regent keinen andern Ehrgeiz haben, als die Völker zu erleichtern, die Finanzen zu ordnen, die überflüssigen Ausgaben zu beschränken, nach innen und außen den Frieden zu erhalten, insbesondere in der Kirche Ruhe und Eintracht wiederherzustellen. Nunmehr begrüßte ihn, wie verabredet, der Generaladvokat Joly de Fleury als den Regenten, dessen unzweifelhafte Rechte durch den Wortlaut des Testamentes des Königs lediglich bestätigt werden könnten. Das Testament mit seinen Anhängen wurde gebracht, entsiegelt und verlesen. Der Widerspruch zwischen dem, was da geschrieben stand und dem, was der König gesagt haben sollte, war schreiend; voll Entrüstung ließ sich der Herzog gegen die heraus, die den kranken König Dinge hätten thun lassen, deren Bedeutung er nicht begriff und herrschte dem Herzog du Maine, der reden wollte, Schweigen zu. Das Parlament fiel nicht aus der Rolle; es fand, der Widerspruch sei nur scheinbar; wenn man nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Sinn der Worte frage, so finde man, daß der König den Herzog eben doch als das Haupt der Regentschaft habe bezeichnen wollen und bevor irgend ein Widerspruch eingelegt werden konnte, erhob sich die Versammlung von ihren Sitzen und entschied durch lauten Zuruf, daß der Herzog als Regent während der Minderjährigkeit des Königs die Verwaltung des Reiches führen sollte. Dies entschieden, ging alles übrige leicht von statten. Das Parlament, das seit mehr als fünfzig Jahren eine geradezu klägliche Rolle gespielt, athmete das Vollgefühl einer souveränen Körperschaft, als der Herzog seine Zustimmung erbat zu den Anträgen, die er über die Vertheilung der wichtigsten Geschäfte, die Einrichtung der neuen

---

1) S. S. 25.

vormundschaftlichen Regierung stellte. Ein Regentschaftsrath, wie ihn der verstorbene König beabsichtigt, sagte er, würde als Regierungsbehörde ausreichen, wenn ein Fürst da wäre von so umfassender Erfahrung wie jener gewesen; ein solcher sei er aber nicht, deshalb würde er noch anderer Behörden zu seiner Unterstützung bedürfen, einer ganzen Anzahl von Collegien (conseils), welche die Vorbearbeitung der Geschäfte unter sich zu theilen und spruchreif dem Regentschaftsrath vorzulegen hätten; in diesem selbst würde er gern sich der Stimmenmehrheit unterwerfen, aber gerade deshalb müsse er auch die Zusammensetzung desselben in der Hand haben und so schlage er sogleich vor, daß der Herzog von Bourbon, obgleich eben erst 23 Jahre alt, nicht bloß Mitglied, sondern auch Chef desselben werde. Die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs könne bessern Händen als denen des Herzogs du Maine nicht anvertraut werden, aber der Oberbefehl über die Armee dulde keine Theilung und deshalb nehme er auch die Verfügung über die Truppen des königlichen Hauses für sich in Anspruch. Die ganze Wucht der gegebenen Entscheidung wurde klar, als das Opfer derselben, der Herzog du Maine, jetzt endlich zu Worte kam. Mit der Miene eines auf der That ertappten Verbrechers hatte er den Eindruck beobachtet, den die Verlesung des Testamentes und seiner Anhänge in der Versammlung hervorbrachte; vergeblich meldete er sich zum Wort, lautlos mußte er zusehen, wie das Gebäude seiner Hoffnungen Stück um Stück eingerissen ward. Unter dem Vorwand authentischer Auslegung hatte das Parlament die Verfügungen Ludwigs XIV. umgestoßen, auf die er seine Größe zu gründen dachte. Er, der Beraubte, Geplünderte, wagte keinen Protest, keine Verwahrung gegen das Geschehene. Das Testament gab die Person des minderjährigen Königs vollständig in seine Hände und da diesem Kinde ausdrücklich die Entscheidung über Krieg und Frieden und Finanzen, das Ernennungsrecht zu sämmtlichen Aemtern und Würden in Kirche, Hof, Staat, Armee und Marine vorbehalten war, so wäre ihm als dem, der dieses Kind regierte, die Fülle der Machtvollkommenheit zugefallen. Im Namen der unveräußerlichen Rechte des Königs konnte er gegen ein Verfahren protestiren, das ihn selbst entrechtete; er machte nicht einen Versuch, kleinlaut stammelte er Entschuldigungen, Betheuerungen, Hoffnungen und erklärte sich bereit zu jedem Opfer, das Heil und Ruhe des Reiches von ihm fordern werde.

Wie ein Schuljunge nahm er sich aus gegenüber des Herzogs von Orleans imponirender Persönlichkeit. Man glaubte ihm aufs Wort, wenn er sagte, er habe es dem König selbst gesagt, der beständige Oberbefehl über das ganze Corps seiner Haustruppen gehe weit über seine Kräfte, aber Se. Majestät habe es nun einmal nicht anders gewollt und fand fast eine Tollkühnheit darin, daß er doch den Wunsch aussprach, „ein wenig mehr zu haben als den leeren Anschein eines Bürgen für die Person des Königs“. In der Nachmittagssitzung des Parlamentes ward vollendet, was am Morgen begonnen worden war. Der Regent zählte die Verwaltungscollegien

auf, die er zu bilden gedachte für den Krieg, die Finanzen, die Marine, das Auswärtige und das Innere des Reiches; entzückte die Jansenisten durch die Ankündigung eines „Gewissensrathes", der den Schutz der Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche in seine besondere Obhut nehmen sollte; setzte durch, daß das Recht der Ernennung zu allen Aemtern, der Verleihung von Pfründen und Gnaden ihm ausschließlich zugestanden ward, während dem Regentschaftsrath in diesen Dingen nur eine begutachtende Stimme blieb; daß der Oberbefehl über die königlichen Haustruppen, selbst derjenigen, welche die Person des Königs umgaben, gleichfalls ihm allein übertragen und dem Herzog du Maine, der schließlich doch noch schüchterne Einwendungen dagegen machte, nichts gelassen ward als die Sorge dafür, daß das königliche Kind, in dessen Namen der Herzog regierte, nicht eines Tages von irgend einem Bösewicht entwendet wurde. Das war Gang und Ergebniß des Staatsstreichs vom Montag dem 2. September 1715.[1])

Auf einen Tag hatte sich der Herzog von Orleans herausgerissen aus dem Schlaraffenleben des Palais Royal, und die königliche Haltung, deren er fähig war, in ihrem ganzen Glanze gezeigt. Zu einer Beredsamkeit, die nach dem schlagendsten Wort, dem treffendsten Grund nicht zu suchen brauchte, einer Geistesgegenwart, die die Gelegenheit im Flug erhaschte, und einer Unerschrockenheit, die nichts beirrte, war die Zuversicht des im voraus gesicherten Erfolges hinzugekommen, um das erste öffentliche Auftreten des Herzogs zu einem vollendeten Triumph zu gestalten. Einen Tag, der diesem 2. September gleich, hat der Regent nicht wieder gesehen, und fügen wir hinzu, auch nicht verdient zu sehen.

„Mein Sohn nimmt sich der Sachen so abscheulich an, daß er weder Nacht noch Tag mehr Ruhe hat," schrieb Elisabeth Charlotte am 6. Sept. 1715 über den Feuereifer des Regenten.[2]) Wenn dem anfangs wirklich so war, so hat es nicht lange gedauert. Nur einige Stunden täglich widmete der Regent den Geschäften; die Abende und Nächte gehörten den Orgien, denen er sich zügelloser hingab als je vorher. Eine Anzahl junger Wüstlinge leistete ihm dabei Gesellschaft und häufig sogar seine eigene Tochter, die ganz verwilderte Herzogin von Berry; ein Graf Nocé, ein Marquis de la Fare, ein Chevalier de Simiani, ein Herzog von Brancas, ein Marquis de Broglio, ein gewisser Fargy waren seine Lieblinge; seine roués nannte er sie und nannten sie sich selbst; er, weil sie allerdings werth seien gerädert zu werden; sie, weil sie bereit wären, aus Treue sich für ihn rädern zu lassen.

Die Geschäfte waren vertheilt unter sechs Conseils; ihre Errichtung am 15. September ward mit Jubel begrüßt, denn sie machte der Tyrannei der

---

1) Buvat I, 479—502. Ce qui se passa au parlement à la mort de Louis XIV. arrivée le 1. Sept. 1715. 2) Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans 1707—1715, herausgegeben von W. L. Holland. Tübingen 1871. S. 620.

Minister ein Ende, und wie schlecht der Tausch war, den man gemacht, wurde erst später klar. Mit Jubel vernahm man auch, daß der Regent die Staatsgefängnisse hatte untersuchen lassen, wobei so manchem Unschuldigen die Freiheit wiedergegeben ward; die vertriebenen Jansenisten kehrten zurück, die eingekerkerten Gegner der Bulle Unigenitus wurden frei, die Herrschaft der Jesuiten schien zu Ende, selbst die Protestanten durften auf bessere Tage hoffen, seit Le Tellier entfernt worden war. Aber aller Jubel hörte auf, als der einzige der sechs Conseils, der wirklich arbeitete, der der Finanzen, anfing mit seinen „Reformen" ans Licht zu treten. Beispiellos war die Lage, die er vorfand, schlechthin verzweifelt die Aufgabe, die ihm oblag.

„Bei unserem Regierungsantritt," ließ man dem König am 7. December erklären, „waren nicht die mindesten Geldmittel zu finden, weder im königlichen Schatz, noch in unseren fälligen Einnahmen, um nur dem dringendsten Bedarf zu genügen; wir fanden das Domänengut unserer Krone veräußert, die Einkünfte des Staates fast aufgezehrt durch eine Unzahl von Besoldungen und Renten, die Erträge der ordentlichen Steuern vorweggenommen, die Rückstände aller Art seit mehreren Jahrgängen aufgelaufen, den Zugang der Einnahmen völlig unterbrochen, eine Fluth von Billeten, von vorauserhobenen Ordonnanzen und Anweisungen so vielfältiger Art und von so bedeutendem Betrag, daß man sie kaum aufzählen kann."[1]) Der Regent und der neue Finanzrath, an dessen Spitze der Herzog von Noailles stand, meinten es von Herzen gut. Den Vorschlag, durch einen offenen Staatsbankerott die Nation zu retten und die ganze Sippschaft der Finanzleute mit einem Schlage zu vernichten, wiesen sie mit Entrüstung zurück; jeden Gedanken, die verkleideten Bankerotte zu wiederholen, die Ludwig XIV. durch Münzverschlechterungen seit dem 1. December 1713 elf Mal hinter einander gemacht, schwuren sie in einem Edikt vom 12. Oktober öffentlich ab; in einem wundervollen Rundschreiben, in dem man ganz deutlich die Sprache von Boisguillebert und Vauban erkennt, wendete sich der Regent in denselben Tagen an die Intendanten, um ihnen bei Erhebung der Taille Gleichheit und Gerechtigkeit, Heranziehung der Reichen, Schutz und Schonung der Armen ans Herz zu legen, denen man doch ihr Zugvieh, ihre Betten, Kleider, Geräthschaften nicht wegnehmen dürfe. Den Steuercommis wurden strenge Strafen angedroht, wenn sie auf pflichtwidrigem Handeln betroffen würden; gleichzeitig wurde den verabschiedeten Soldaten und den mit 8 Kindern gesegneten Familien die Taille ganz erlassen. Das war Alles herzlich gut gemeint; nur Geld brachte es nicht in die leeren Kassen; die letzte Maßregel vielmehr brachte dem Staat allein für das Jahr 1716 einen Ausfall von 3 Millionen Livres.

Um nur den Soldaten ihren Sold, den Renteninhabern die fälligen Zinsen zu zahlen, mußte die Regierung sofort Schulden machen, bei den-

1) Vgl. Dutot bei Daire, S. 800—810.

selben Leuten und in derselben Weise, wie ihre Vorgänger das auch gethan. Die „Generalempfänger" wurden in ihren Stellen bestätigt und versprachen dafür, 2 Millionen monatlich bis Ende des Jahres und $2\frac{1}{2}$ Million monatlich im nächsten Jahre zu zahlen; die „Generalpächter" zahlten gleichfalls gegen Erneuerung ihres Pachtvertrags 4 Millionen; mit dieser doppelten Aushilfe wurden die Truppen und die Rentenzinsen bezahlt, aber gleichzeitig war die Fortdauer der Ausplünderung der Steuerpflichtigen durch die Agenten der großmüthigen Darleiher bis auf weiteres gesichert. Was dann kam, war eine Reihenfolge von Staatsbankerotten, die sich, von der Geldnoth abgesehen, durch keinen der Gründe entschuldigen ließen, die der Herzog von St. Simon für seinen Vorschlag geltend machen konnte: sie waren weder ehrlich noch gerecht und halfen nicht, sondern vermehrten nur das Uebel.

Am 7. December ward das „Visa" eingerichtet. Im alten Louvre wurde ein Bureau niedergesetzt, welchem sämmtliche im Umlauf befindliche Staatsschuldscheine abzuliefern waren; es gab deren unter verschiedenen Bezeichnungen im Gesammtbetrag von 600 Millionen; aus dieser schwebenden Schuld sollte eine einheitliche konsolidirte Schuld in Staatsscheinen (billets d'état) zu 4% Zinsen hergestellt werden. Bei dem Umtausch der alten gegen neue Scheine wurde nun so verfahren, daß von den 600 Millionen 405 Millionen einfach gestrichen wurden; der Gesammtbetrag der „visirten" Staatsscheine, die an Stelle der eingelieferten ausgegeben wurden, war 195 Millionen.[1])

Am 15. December ward im grellsten Widerspruch mit dem Versprechen vom 12. Oktober eine Münzveränderung verfügt, durch welche mittelst einfacher Umstempelung alle Einlieferer der alten Münze um 20% ihres Werthes geprellt wurden. Holland zog die alten Münzen massenhaft an sich, stempelte sie um, und machte bei der Rücksendung derselben ein glänzendes Geschäft.

Wie wenig die Regierung in ihren eigenen Augen mit diesen „Reformen" ausgerichtet hatte, bewies die Einsetzung der Justizkammer (chambre de justice) am 12. März 1716, die aus Mitgliedern des Pariser Parlaments gebildet und mit ausgedehnten Vollmachten ausgestattet war. Neunzig Jahre war es her, da hatte der Cardinal Richelieu verordnet, es solle alle 10 Jahre unter dem Namen chambre de justice ein Ausnahmegericht zusammentreten, um diejenigen zu richten, die die Geldverlegenheiten des Staates und den Mangel an jeder Ueberwachung benutzt hatten, um sich selber zu bereichern. Der Staat, der vom Schuldenmachen leben mußte und deshalb gewohnt war, sich durch Wucherer plündern zu lassen, behielt sich durch die Verordnung von 1625 wenigstens das Recht vor, von Zeit zu Zeit die Plünderer wiederum zu plündern und stellenweise war von diesem Recht auch wirklich Gebrauch gemacht worden. An diese Verordnung knüpfte das königliche Edikt an, das am 12. März eine wahre Kriegserklärung an alle Staatsdiebe richtete.

1) Jobez I, 462.

„Was unsere Völker von uns verlangen, hieß es, gewähren wir hiermit: Gerechtigkeit gegen die Traitans und Geschäftsleute, ihre Commis und Aufseher, die sie durch ihre Erpressungen gezwungen haben, weit mehr zu zahlen, als der Bedarf der Zeiten von ihnen forderte — gegen eine Classe früher unbekannter Menschen, die ungeheueren Wuchergewinn gezogen haben aus dem Handel mit Anweisungen, Billets und Zahlbefehlen der Schatzmeister, Steuerempfänger und Steuerpächter. Die unermeßlichen im Flug erworbenen Vermögen derer, die sich durch diese verbrecherischen Mittel bereichert haben, die Maßlosigkeit ihres Luxus und ihrer Hoffahrt, welche wie ein Hohn aussehen auf das Elend unserer meisten Unterthanen, sind im voraus ein handgreiflicher Beweis ihrer Unterschleife. — Die Reichthümer, die sie besitzen, sind der Raub unserer Provinzen, das Mark unserer Völker und das Erbe des Staates. — Was jetzt zu unserem Vortheil zurückerstattet werden wird, soll ausschließlich dienen zur Tilgung der rechtmäßigen Schulden unseres Reichs und wird uns in Stand setzen, die neuen Auflagen in Bälde abzuschaffen."[1])

Solch eine Sprache hatte in Frankreich noch keine Regierung geführt; selbst die wildesten Jakobiner von 1793 haben sie später nicht überboten. In einem Lande, in welchem es Steuererhebung ohne Unrecht, Erpressung, Gewaltthat überhaupt nicht gab, in welchem der Erwerb von Capitalvermögen ganz unmöglich war ohne Benutzung der Vortheile, die der Staat selber täglich feilbot, in welchem endlich das Beispiel vollständiger Gewissenlosigkeit in Geldsachen von der Regierung selbst unaufhörlich gegeben ward, in solchem Lande amtlich erklären, jedes große Vermögen ist ein Verbrechen: das hieß den Krieg der Armen gegen die Reichen predigen, und die schlimmsten Leidenschaften entfesseln, deren die Bestie im Menschen nur irgend fähig ist. Das Edikt selbst war schrecklich genug, noch schrecklicher waren die, die folgten, um die ganze Bevölkerung zur Mitarbeit bei der Ausführung aufzurufen. Jeder Franzose, der als Ankläger auftrat, ward unter den besonderen Schutz des Königs gestellt; jedem, bis auf die Lakaien und Dienstboten herunter gestattet, seine Anklage unter falschem Namen vorzutragen; das ganze Heer der zahllosen Angestellten und Unterangestellten, die bei der Steuereintreibung beschäftigt waren, wurde mit ausdrücklicher Bezeichnung ihrer Titel und aller nur denkbaren Verrichtungen der Rache der Steuerpflichtigen preisgegeben und das in einem Lande, wo all diese Beamten nur deshalb im Dienste von Privaten standen, weil der Staat für ihre nothwendigen Geschäfte sich selbst keine Beamten hielt. Den Angebern wurde $\frac{1}{5}$ der dem Schuldigen zuerkannten Strafe, $\frac{1}{10}$ des Betrags der durch ihre Anklage entdeckten Geldwerthe verheißen.

Der Schreck, den diese Edikte hervorriefen, war unbeschreiblich; nicht die Geldmänner allein waren wie vom Donner gerührt, jeder der vielen

1) Jobez I, 452/53.

Tausende, die irgendwie mit ihnen in Verbindung gestanden, war mit betroffen und wer nicht ganz arm war, stand unter dem Verdacht, daß auch sein Vermögen aus strafwürdiger Quelle herrühre. Eben in den Tagen dieser Panique wurde das Ergebniß der Arbeit des Visa-Bureaus bekannt; die Ablieferer der alten Scheine erfuhren durch die Bekanntmachung vom 7. April 1716, daß die einen $^{1}/_{5}$, die anderen $^{2}/_{5}$ oder $^{3}/_{5}$, eine dritte Classe aber $^{4}/_{5}$ dessen verloren, was sie mit Fug und Recht zu besitzen glaubten. Das war viel auf einmal drei Monate nach der Münzveränderung. So große Bestürzung, so allgemeinen Ruin hätte die Anwendung des heroischen Mittels nicht verursachen können, das St. Simon durch den Reichstag hatte beschließen lassen wollen; aber freilich geholfen hätte auch dieses nicht, denn jetzt zeigte sich, daß dem regierenden Frankreich fehlte, was es im einen wie im andern Fall durchaus haben mußte, das waren die ehrlichen Leute. Von den 4470 reichen Bürgern, welche die Justizkammer auf ihrer Aechtungsliste hatte, ward allerdings eine Anzahl Millionäre zu Bettlern gemacht und zwar ohne Untersuchung, ohne Beweis ihrer Schuld; ihr Reichthum, die Pracht ihrer Wohnung bezeugte genug. Der Pariser Pöbel weidete sich an der straflosen Quälerei der Verurtheilten, die an den Pranger gestellt wurden; bei dem Kerkermeister der Tournelle konnte man für 4 Sous das Vergnügen haben, dem ehemals reichen Le Normand, der im Gefängnißhof an einen Baum festgebunden war, so viel Faustschläge auf den Kopf zu geben, als man Lust hatte. Aber auch dem Pöbel gab es zu denken, als das Palais des verurtheilten Millionärs Bourvalais von seinen Richtern geplündert ward und der Generaladvokat der Justizkammer, Fourqueux, zwei prachtvolle Silbervasen, die er dort erbeutet, auf seinen eignen Tisch stellte, um seinen Champagner darin zu kühlen; der „Bewahrer der Siegel" (garde des sceaux) ward jetzt „Bewahrer der Kühlvasen" (garde des seaux) getauft. Noch ärger fast war, daß das ganze Vermögen des Schatzmeisters der Gensdarmerie, Paparel, der lebenslänglich ins Gefängniß wanderte, seinem Schwiegersohn, dem Marquis de la Fare zugesprochen ward, der einer der Roués des Regenten war und das Geld mit den Tänzerinnen der Oper verjubelte. Schreiend aber wurde der Skandal, als man erfuhr, wie man es anfangen mußte, um sich dem Gerichtshof ganz zu entziehen. Einer der reichsten unter den Blutsaugern, die das Gesetz geächtet hatte, hieß Henault; der ging zu Nocé und zu Frau von Parabère, die die Maitresse des Regenten war, und bot ihnen 100,000 Thaler, wenn sie bei diesem durchsetzten, daß seine Taxe nicht über eine Million betrage; soviel wollte er zahlen, an Stelle der 3 oder 4 Millionen, die ihm höchst wahrscheinlich abverlangt worden wären. Die Parabère setzte das auch durch, der Handel wurde gemacht und Henault rühmte sich seiner That. Jetzt wußten die Geängsteten Bescheid, und die Roués, der ganze Schwarm der Höflinge mit dem Schweif ihrer Maitressen wußten, wie man ohne alle Mühe steinreich werden konnte; ein allgemeines Fahnden auf Millionäre, die gerettet sein wollten, begann, selbst Prinzen und Prinzessinnen haben

mitgemacht. Mit Plünderungen und Konfiskationen hatte die Justizkammer angefangen; das Ende war ein frecher, schamloser Bestechungsschacher, bei dem die Finanzleute gegen ein Trinkgeld behielten was sie hatten, das vornehme Frankreich aber den Rest von Ehre verlor, der ihm in den Augen der blöden Massen bisher noch geblieben war. Chambre ardente hatte man die Justizkammer im ersten Schrecken genannt; aber an ihrem Thun und Lassen war nichts so „brennend" als die Schmach, womit sie sich selbst und ihre Gönner bedeckte. Nach Jahresfrist machte ein Edikt vom März 1717 ihrem schimpf- und fluchbeladenen Dasein ein Ende, und zwar mit dem so naiven als erschreckenden Bekenntniß: „Je mehr wir Ursache und Fortschreiten des Uebels zu ergründen trachteten, desto mehr haben wir eingesehen, daß die Verderbniß fast alle Stände angesteckt hat, dergestalt, daß man die verdienteste Strenge zur Bestrafung einer so großen Anzahl von Schuldigen nicht anwenden konnte, ohne eine gefährliche Unterbrechung im Verkehr und eine Art allgemeiner Erschütterung im Körper des Staates hervorzurufen." Welches aber war das Ergebniß für den Staatsschatz? Von den 4470 Geächteten wurden 3000 von jeder Schatzung befreit, die übrigen zahlten im ganzen 70 Millionen, die höchst wahrscheinlich in entwertheten Papieren entrichtet, kaum mehr als 15 Millionen baar einbrachten. In denselben Märztagen wurde den Generalpächtern, die ein ganzes Jahr lang vogelfrei gewesen waren, feierlich verheißen, daß sie nie mehr mit Taxen und Untersuchungen einer Justizkammer behelligt werden sollten. Die Abbitte der Regierung war vollständig, nicht minder freilich ihre Hilflosigkeit. Die Zinsen der neuen Staatsscheine wurden nicht bezahlt, folglich fielen sie um $^2/_3$ ihres Nennwerthes. Die Generalempfänger konnten die $2^1/_2$ Millionen nicht bezahlen, die sie monatlich zu liefern versprochen hatten. So versagten alle Hilfsquellen. Verbraucht waren die Künste der Regierung, zu Grunde gerichtet Vertrauen und Credit; unten Noth und Elend größer als je, oben eine Rathlosigkeit, die der Verzweiflung nahe war. Der Schiffbruch hatte Alles hinabgerissen, was sich bisher mühselig über Wasser gehalten und alle Rettungsversuche waren zu Schanden geworden. Nur eine Schöpfung des aufgeregten Jahres der Experimente hatte sich behauptet, lebte nicht bloß fort, sondern blühte sogar dem allgemeinen Zusammenbruch zum Trotz; das war eine unscheinbare Zettelbank, die seit Mai 1716 in Paris bestand, die mit beschränktem Capital in einem beschränkten Geschäftskreis arbeitete, in diesem aber unter musterhaft umsichtiger und redlicher Verwaltung überraschend Großes leistete; ihr Gründer und Lenker war John Law, der Mann, den der Regent als Retter in der Noth jetzt zu Hilfe rief.

III. Abbé Dubois und der Dreimächtebund.

Die Finanzpolitik des Regenten hätte auch bei richtigerer Einsicht in das Gebot der Lage, auch bei glücklicherer Wahl der Mittel, am letzten Ende zu nichts als Mißerfolg geführt, weil er persönlich zu leichtsinnig, seine ganze Umgebung und so ziemlich Alles, was an der Regierung Theil hatte, zu gewissenlos war, um irgend eine durchgreifende Reform zum Heil der Gesammtheit durchzuführen. Gleichviel durch welche saubre oder unsaubre Mittel diese Regierung ihrer Geldnoth ein Ende machte; einerlei, wie groß oder klein der Ertrag war, der bei dieser oder jener Maßregel heraus kam; der Erlös kam nicht dem Staat, sondern dem Hof und der Legion seiner Günstlinge beiderlei Geschlechts zu gut. St. Simon hatte anstatt der ganz verfehlten Justizkammer den sehr verständigen Vorschlag gemacht, die Traitans insgeheim und einzeln zu fassen, jedem von ihnen, ohne daß der andere davon erfuhr, seine besondere Schatzung aufzuerlegen und die sofortige Zahlung durch die Drohung zu erzwingen, daß sonst die Sache öffentlich gemacht werden würde zum großen Schaden der Firma; bei diesem Verfahren würden soviel hundert Millionen eingekommen sein, daß der König alle Regimenter und Offizierpatente der Armee zurückkaufen, alle verkauften Aemterstellen am Hofe, in den Provinzen und im Parlament, sammt den Anwartschaftsbriefen (brevets de retenue) ablösen und so sich zur freien Verfügung über diese veräußerten Domänen seiner Souveränetät wieder erheben konnte.[1]) Gewiß würde jenes Verfahren äußerst einträglich und diese Verwendung für die Monarchie unendlich segensreich geworden sein; aber auch hier hing eben Alles an der Ausführung durch ehrliche Leute mit reinen Händen, und diese hatte das regierende Frankreich nun einmal nicht.

Glücklicher als in den Finanzen war der Regent in der auswärtigen Politik. Hier leitete ihn ein gesunder Instinkt in die allein heilvolle Richtung, in der sein eigenes Interesse, das Wohl Frankreichs und der Friede der Welt gleichmäßig seine Rechnung fand, und hier hatte er einen Hilfsarbeiter von großer Brauchbarkeit, neben dessen Geschick in diplomatischen Dingen die sämmtlichen Mitglieder des Conseils der Finanzen wie Stümper erschienen.

1) Mém. IX, 99.

Es war sein Staatsrath Abbé Dubois, ein Mann von sechzig Jahren, nach Charakter, Lebenswandel und Laufbahn einer der Menschen, die eine ganze Epoche treu zu kennzeichnen geeignet sind. Als der Sohn eines armen Apothekers in der Provinz hatte er, um gelehrter Bildung theilhaftig zu werden, in Paris sich dem Rector eines College als Diener vermiethen müssen, dann sich als Hauslehrer weiter geholfen und im Dienst der Kirche, in der allein für bürgerliche Talente ein Emporkommen möglich war, sich zum Abbé hinaufgearbeitet. Als Erzieher des jungen Herzogs Philipp von Chartres war er dann in das Treiben der vornehmen Gesellschaft hineingekommen, von deren Herrlichkeiten er schon als Knabe geträumt. Dem Herzog von St. Simon erschien das dünne leibarme Männchen mit der blonden Perrücke, dem Mardergesicht und dem geistreichen Auge wie das vollkommene Bild dessen, was man in schlechtem Französisch un sacre nannte, anders aber nicht bezeichnen konnte. „Alle Laster," sagt er, „stritten sich in ihm um die Herrschaft und zwar in eben so geräuschvollem als beständigem Kampf. Habsucht, Ausschweifung, Ehrsucht waren seine Gottheiten; Treulosigkeit, Schmeichelei, Sclavendienst seine Mittel; vollendete Gottlosigkeit sein Seelenfriede und die Meinung, daß Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit nirgends wirklich vorhanden, sondern nur Masken seien, die man vor dem Gesicht trage, sein Grundsatz, aus dem folgte, daß ihm jedes Mittel recht war. Er glänzte in niedrigen Ränken; er lebte darin, konnte sie nicht entbehren, hatte aber immer ein Ziel, auf das all seine Schritte abzweckten und dabei eine Geduld, die nicht endete, bis der Erfolg oder der wiederholte Beweis da war, daß er nicht durchdringen werde; dann suchte er sich, immer in der Tiefe und im Dunkeln, durch irgend ein andres Loch den Weg zum Licht. So brachte er sein Leben in den Laufgräben zu. Die frechste Lüge war ihm zur zweiten Natur geworden und dabei hatte er die Miene vollkommen ehrlicher Treuherzigkeit, oft der Verschämtheit. Er hätte mit Anmuth und leichtem Fluß gesprochen, wenn er nicht in der Absicht, während er sprach Andre zu erforschen, und in der Furcht sich weiter vorzuwagen als er wollte, sich ein erkünsteltes Stottern angewöhnt hätte, das ihn verunzierte und, da es zunahm, seit er sich in wichtige Geschäfte mischen durfte, unausstehlich wurde und ihn manchmal unverständlich machte. Ohne solche Aeußerlichkeit und den gänzlichen Mangel an Naturell, der sich trotz aller Vorsicht verrieth, wäre seine Unterhaltung liebenswürdig gewesen. Er hatte Geist, ziemlich viel Geschmack, Geschichtskenntniß und Belesenheit, viel Welt, ungemeines Bedürfniß zu gefallen und sich einzuschmeicheln, aber das Alles verdorben durch einen Geruch der Falschheit, der ihm wider Willen durch alle Poren drang und selbst wenn er lustig war, einen verstimmenden Eindruck machte."[1])

Aus dieser ingrimmigen Schilderung spricht nicht bloß die Entrüstung der Tugend über das Laster. St. Simon war auch politisch ein entschie-

1) Mém. VII, 345/46.

dener Widersacher des ehrgeizigen Abbés; er war Fanatiker der Allianz mit Spanien und gerade diese hat Dubois gleich zu Anfang zerrissen; folglich kann nicht Alles für unbefangen gelten, was der Herzog über das Verhältniß des Abbés zum Regenten sagt, aber was wir hier davon heraus heben wollen, wird von der Wahrheit nicht weit abliegen. Zum Erzieher des begabtesten aber auch leichtsinnigsten aller Prinzen hatte ihn jedenfalls die unglücklichste Wahl gemacht, die sich nur irgend treffen ließ. Seiner Einwirkung schreibt St. Simon zu, daß der Herzog etwas darin suchte, von den Liederlichen der Liederlichste, von den Frivolen der Frivolste zu sein nicht bloß, nein, öffentlich dafür zu gelten; daß er Religion und Glauben als eine Erfindung betrachtete, die gemacht sei, um Gimpeln bange zu machen und den Pöbel im Zaum zu halten, die zu verachten, das Merkmal eines starken Geistes sei; daß ihm Rechtschaffenheit bei den Männern, Tugend bei den Frauen als eitel Heuchelei erschienen, durch die nur anerzogene Vorurtheile sich täuschen ließen. Genau so, fast in denselben Worten hat der Herzog von Richelieu den Einfluß dieses unseligen Erziehers geschildert.[1]) Und ganz unglücklich war die Herzogin Elisabeth Charlotte, wenn sie der sündhaften Abwege gedachte, auf die ihr Sohn so früh gerathen war und von denen sein Erzieher ihn nicht zurückgehalten. In einem Briefe vom 8. Nov. 1719 sagt sie, sie hätte ursprünglich den Abbé geschätzt, weil sie geglaubt habe, er empfinde zärtliche Liebe für seinen Zögling und suche in allen Stücken dessen wahres Heil; aber ihre Achtung für das Pfäffchen habe sich in Abscheu verwandelt, als sie entdeckte, daß er ein treuloser Hund sei, der nur an sich selber denke, und durchaus nicht an die Ehre ihres Sohnes, der ihn ins ewige Verderben stürze, indem er ihn in Ausschweifungen versinken ließ und that, als merke er nichts davon. Von ihrem Sohne selber hatte sie gehört, daß, als ihm der Abbé einmal begegnete, wie er eben in ein Bordell gehen wollte, jener ihm zulächelte, statt ihn am Arm zu nehmen und nach Hause zu führen. Ein Geistlicher, dem nichts heilig, ein Ränkeschmied, dem jedes Mittel recht war; ein Wüstling ohne Scham, ein Streber ohne Ehre und Gewissen: so wird uns von den Zeitgenossen der Mann geschildert, der ohne Frage der geriebenste Diplomat Frankreichs war und schließlich nicht bloß erster Minister des Staates, sondern auch Cardinal der römischen Kirche wurde.

Eine der wichtigsten Folgen, welche der Tod Ludwigs XIV. gehabt, war die, daß die große Verschwörung, welche die Jakobiten Englands und Schottlands im Sommer 1715 mit den Emigranten in Paris angezettelt hatten, die offene Unterstützung Frankreichs nicht fand, die zum Gelingen nöthig war und die Ludwig bei längerem Leben auch höchst wahrscheinlich geleistet haben würde, um die protestantische Dynastie Hannover zu stürzen und durch den katholischen Jakob III. Großbritannien von neuem zu be-

1) Mém. II, 68—69.



Abbé Dubois.

Nach dem Stiche von C. Roy; Originalgemälde von H. Rigaud.

herrschen, wie er es einst durch Karl II. und Jakob II. beherrscht hatte. Der geplante Aufstand in England kam gar nicht zum Ausbruch, weil der Herzog von Ormond entfloh, eben da er die Lunte anlegen wollte; der Umschwung des 2. September schwemmte in Paris das ganze Ministerium hinweg, das Lord Bolingbroke für die Sache des Prätendenten gewonnen hatte; das Geschwader, das in Havre für ihn ausgerüstet worden war, ward auf Einschreiten des englischen Gesandten Lord Stair durch den Regenten aufgelöst; als Anfang September Lord Mar in Schottland die Fahne des Aufruhrs erhob, war der Prätendent nicht zur Stelle; er war auch nicht dabei, als die schottischen Hochländer in Nordengland eindrangen und ihn als den rechtmäßigen König der drei Reiche ausriefen; als er am 22. December in Peterhead ans Land stieg, war Preston bereits verloren, das Gefecht von Sheriffmuir geschlagen, das Heer der Schotten auf dem Rückzug, in Auflösung begriffen; und als er am 6. Januar 1716 in Dundee seinen feierlichen Einzug hielt, da brachte er weder Geld, noch Truppen, noch Waffen mit, seine Partei aber fand er in einer Lage vor, die auch eine entschlossenere Natur zur Verzweiflung bringen konnte; am 4. Februar entfloh Jakob III. den hoffnungslosen Jakobiten und Alles war zu Ende.

In Gravelingen glücklich gelandet, hoffte der Prätendent in Frankreich eine Zufluchtsstätte zu finden, vergebens suchte er eine Unterredung mit dem Regenten; in Folge einer höchst entschiedenen Aufforderung des Lord Stair sagte sich dieser feierlich von ihm los, beglückwünschte den König Georg zur Besiegung des Aufstandes und erklärte sich, unter Anzeige der Abreise des Prätendenten, bereit, mit jenem gemeinsam alle Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet wären, die Sicherheit Englands zu verbürgen. Dies Schreiben hatte der Abbé Dubois verfaßt; es war die Ankündigung eines vollständigen Umschwungs der auswärtigen Politik Frankreichs; die Verbrüderung des Regenten mit den Todfeinden Ludwigs XIV. war eingeleitet.

Im Juni 1716 reiste der Abbé Dubois in geheimer Sendung nach dem Haag, um den König Georg auf der Durchreise nach Hannover zu erhaschen. Unter dem Namen St. Albain, als holländischer Cavalier verkleidet, angeblich auf Reisen, um Bücher oder Gemälde zu kaufen, traf er am 5. Juli im Haag ein und stieg in einer Herberge ab, die von deutschen Reisenden überfüllt war. Nach mancherlei Abenteuern gelang ihm, das Geheimniß, mit dem der König seine ganze Reise umgab, zu durchdringen; am 20. Juli war der Hof in Maassluis gelandet, am 21. hatte Dubois mit Lord Stanhope seine erste Unterredung; in der dritten trug er den Entwurf einer Convention davon, den er sofort nach Paris brachte. Acht Tage darauf kehrte er mit förmlicher Vollmacht zum Unterhandeln nach dem Haag zurück und folgte dann dem König nach Hannover, wo er nach vielen zeitraubenden Conferenzen am 10. Oktober den Bündnißvertrag zunächst mit England zum Abschluß brachte; am 4. Januar 1717 brachte er im Haag den Vertrag zu

Stande, durch welchen die Generalstaaten dem Bündniß Frankreichs und Englands beitraten; der Dreimächtebund war geschlossen.

Der öffentlichen Meinung, die der Weltkrieg um die spanische Erbfolge in den drei Ländern zurückgelassen, widersprach dies Vertragswerk durchaus. „Ich hoffe," sagte Lord Stanhope zu Dubois, „den Engländern abzugewöhnen, daß sie die Franzosen als ihre geborenen Feinde betrachten." Er selbst war ein Verehrer des französischen Wesens, das damals gleichbedeutend war mit Geistesbildung und feiner Gesellschaftssitte überhaupt und dessen ganzen Zauber der vielgewandte Abbé mit wahrer Meisterschaft zu verwerthen wußte; dabei war er als Politiker einsichtig genug, um den großen Vortheil voll zu würdigen, den die Dynastie Hannover schon allein davon hatte, daß Frankreich von Spanien losgerissen ward im Augenblick, da dieses von neuer Größe und neuen Kriegen träumte; aber auch er mußte rechnen mit den Stimmungen seines Landes, und dies Land hatte ein souveränes Parlament. Bei seinen Conferenzen in Hannover lernte Dubois eine Macht kennen, von der er bisher nichts gewußt: das war die Angst der englischen Minister vor dem Parlament; keinen Minister hat er in Hannover gesprochen, der nicht überzeugt war, daß er bei diesem Vertrag Gut und Blut aufs Spiel setze. „Die Engländer," schrieb er, „treiben ihre Bedenken und ihre Aengstlichkeit so weit, daß sie sich weigern, einen orthographischen Fehler zu berichtigen aus Furcht, in zehn Jahren könnte man ihnen darob vor dem Parlament den Proceß machen; das ist bei ihnen zu einer unwillkürlichen Empfindung geworden, über die sie nichts beruhigt. Man hat mir dafür Belege erzählt, die Stoff zu einem Lustspiel abgeben könnten."

Dubois seinerseits hatte die spanische Partei in der Regierung des eigenen Landes gegen sich. Der Marschall d'Huxelles, der Vorsitzende des Conseils der auswärtigen Angelegenheiten, stand an ihrer Spitze; der französische Gesandte im Haag, Chateauneuf, war ihr Werkzeug; beide arbeiteten aus allen Kräften gegen ein Werk, das ihnen nicht geheim bleiben konnte. Dubois kam dahinter und beschwerte sich beim Regenten. „Ist es nicht erstaunlich," schrieb er an dessen Vertraute, „daß mir in dem Augenblicke, wo ich das Einzige zu Stande bringe, was dem Reich den Frieden verbürgen und den Herzog von Orleans unangreifbar machen kann, wo ganz Europa mir auf den Fersen ist, uns dies unverhoffte Glück zu entreißen, die Hindernisse aus Frankreich und von Seiten einiger Diener des Prinzen kommen? Künftig werde ich's für ein Wunder halten, größer als die des heiligen Antonius von Padua, wenn ein auswärtiges Geschäft gelingen sollte." Was Dubois erstrebte, stellte eben Alles auf den Kopf, was Ludwig XIV. zur nationalen Politik Frankreichs gestempelt hatte und was er zugestand, nahm sich aus wie Opfergaben, die Frankreich darbringen mußte, um dem Regenten in England eine Stütze zu verschaffen, die er im eigenen Lande nicht hatte.

Frankreich verpflichtete sich, Jakob III. niemals irgendwie zu unterstützen, ihn aus seinem Asyl zu Avignon zu vertreiben und zu zwingen, daß

er jenseits der Alpen seinen Aufenthalt nehme; Frankreich verpflichtete sich ferner, den Hafen von Dünkirchen vollständig zu zerstören, desgleichen die Hafenbauten zu Mardyke, die zum Ersatz dafür angelegt worden waren. England und Holland erhielten das Recht, sich durch Commissäre an Ort und Stelle von der richtigen Ausführung dieses Artikels zu überzeugen; ein Recht, von dem sofort Gebrauch gemacht ward. Dafür gewann der Herzog die erneute Anerkennung seines Thronfolgerechtes, wenn Ludwig XV. ohne Erben starb und die Bürgschaft, daß ihm im Falle eines auswärtigen Angriffs England mit 10,000, Holland mit 5000 Mann zu Hilfe kam, während er seinerseits verpflichtet ward, die protestantische Dynastie in England mit 10,000 Mann vertheidigen zu helfen.[1])

Als dies Abkommen am 4. Januar im Haag die Unterschrift der Generalstaaten gefunden hatte, schrieb Dubois an den Regenten: „Der Dreibund ist endlich unterzeichnet, Hoheit, und was meine Freude unendlich vermehrt, ist, daß er von den Abgeordneten sämmtlicher Provinzen einmüthig gezeichnet worden ist. So sind Sie heraus aus jeder Abhängigkeit und ich bin heraus aus meinen Sorgen." — Diese Worte werden von den Franzosen heute noch angeführt, um zu bestätigen, daß außer dem Regenten und seinem Dubois wirklich kein Mensch in Frankreich Ursache gehabt habe, sich dieses Erfolgs zu freuen; dabei wird aber vergessen, daß Frankreich durch diesen Schritt des Friedens versichert ward, dessen es durchaus bedurfte: denn die Politik Spaniens, von der es sich hierdurch lossagte, trieb ganz offen auf den Weltkrieg hinaus.

---

1) Garden, Histoire générale des traités de paix III, 11 ff. — Aubertin, L'esprit public du XVIII. siècle, 2. éd. Paris 1873, S. 68 ff. (Nach ungedruckten Correspondenzen des Abbé Dubois.)

IV. Spanien unter Elisabeth von Parma und Alberoni 1714—1719/20.[1])

Am 14. Februar 1714 hatte König Philipp V. von Spanien seine Gemahlin, Maria Louise von Savoyen, die treue Gefährtin seiner Kampf- und Prüfungsjahre, durch den Tod verloren. Die erste Ehrendame ihres Hofes, die Prinzessin des Ursins, jetzt 73 Jahre alt, hatte sofort die Erziehung der drei unmündigen Infanten und die alleinige Leitung des, trotz seiner 32 Jahre, nicht minder unmündigen Königs an sich genommen. Aus Buen Retiro, wo die Königin gestorben war, flüchtete sich der trauernde Wittwer noch am Abend ihres Todes in das Hotel des Herzogs von Medina Celi; die Prinzessin zog mit den Infanten in das nebenanliegende Kloster und ließ zwischen beiden Gebäuden die Mauern durchbrechen, einen geheimen Gang herstellen, um, wie sie sagte, mit dem König ungestört über den Verlust seiner Gattin weinen zu können. Es entstand das Gerede, die Prinzessin gedenke den Wittwer zu heirathen und dadurch vollständig Königin von Spanien zu werden. Durch seinen Beichtvater kam das Philipp V. zu Ohren und dieser sagte eines Tages zur Prinzessin: „Suchen Sie mir eine Frau, unsere vertraulichen Zusammenkünfte erregen Aergerniß beim Volk.“

Der Suchenden kam der Abbé Alberoni zu Hilfe, der bei der parmesanischen Gesandtschaft in Madrid eben die Stelle des abwesenden Ministers vertrat. Das war ein Emporkömmling ganz wie Dubois; der Sohn eines Gärtners in der Nähe von Piacenza, am 21. Mai 1664 geboren, hatte er als Knabe selber die Hantierung seines Vaters erlernt. Mit 14 Jahren wurde er Glöckner am Dom zu Piacenza, trat in die Schule der Barnabiten ein und gewann durch seine Fähigkeiten die Gunst des Vice-Legaten Barni zu Ravenna; durch diesen kam er als junger Abbé nach Rom, wo er französisch lernte; während des Erbfolgekriegs diente er als französischer Dolmetsch dem Herzog von Parma, und als dort der Herzog von Vendome erschien, leistete er beiden durch geschickte Unterhandlungen große Dienste. Dem letztern

1) Coxe, Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon from the accession of Philip V. to the death of Charles III, 1700—1788. Drawn from original and unpublished documents. 3 voll. London 1813. (vol. II, 1711—1739.) Rosseeuw-St. Hilaire, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps jusqu'à la mort du Ferdinand VII. Paris 1879. 14 voll. (vol. XII, 1701—1763).

wurde er durch Geist und Witz, durch Geschmeidigkeit und Anstelligkeit zu allem Möglichen, selbst zum Kochen, unentbehrlich; in seiner Begleitung kam er 1706 nach Paris, 1711 nach Spanien, wo er nach dem Tode seines Gönners vom Herzog von Parma zum Grafen erhoben und zum Consular-Agenten am spanischen Hofe ernannt ward. Am Hofe zu Madrid begriff er sofort, daß eine intime Verbindung mit der Inquisition weiter fördere und sicherer befestige, als alle Gunst von Königen und Ministern, denn die starben und gingen, aber die Inquisition starb und wechselte nicht. Mit dem Großinquisitor, der die Prinzessin des Ursins tödtlich haßte, war er im Einverständniß, als er dieser sagte: „Ich weiß, was Sie brauchen, eine Dame von sanftem, demüthigem Sinn, die sich in Staatsgeschäfte nicht einmischt; eine solche ist die Prinzessin Elisabeth von Parma; ein gutes Mädchen, fett, ans Stubensitzen gewöhnt, gefüttert mit Butter und Käse, mit nichts vertraut als mit Nadeln und Sticken; das ist gerade, was Ihnen taugen wird. Nichts wird Ihnen leichter werden, als sie nach dem spanischen Ernst zurechtzustutzen und als Oberhofdame eine Herrschaft über sie zu gewinnen, die sie von den Ränken und Zerstreuungen des Hofes entfernt." Seine Schilderung hatte zwar nicht das Bild der Prinzessin von Parma, wohl aber die geheimen



Cardinal Alberoni.
Nach dem Stich von G. P. Busch.

Wünsche der Prinzessin des Ursins genau getroffen; er ward mit der diplomatischen Vermittelung der Heirath beauftragt und kam rasch zum Ziel: am 16. August sollte das Beilager in Parma stattfinden. Inzwischen war die Betrogene hinter den Betrug gekommen. Am 8. August sandte sie einen Vertrauensmann nach Parma ab, um das Beilager in elfter Stunde abzubestellen. Der kam auch noch rechtzeitig an, aber der alte Herzog bestimmte ihn, seine Botschaft nicht auszurichten. Die Prinzessin Elisabeth ward des Königs von Spanien Gemahlin und der erste Briefwechsel der Neuvermählten beschloß das Verderben der Stifterin dieser Ehe. Sie schrieb: „Ich verlange nur Eines, die Entlassung der Madame des Ursins. Geben Sie mir volle Macht in diesem Punkt, denn davon hängt unser ganzes Glück ab.“ Und er antwortete: „Zum wenigsten verfehlen Sie Ihren Streich nicht, denn wenn Sie sie nur zwei Stunden sehen, so sind Sie verzaubert und um unser Eheglück ist es geschehen!“ Die Königin Elisabeth widerstand der alten Zauberin: ihre erste That auf spanischem Boden war, daß sie die unglückliche Dame, die ihr bis Guadalaxara zur Huldigung entgegengereist war, durch zwei Gardeoffiziere in einen Wagen packen und so wie sie ging und stand, in Hofkleidern, bei der bittersten Winterkälte nach der Grenze fahren ließ. Am 23. Dec. des Abends begann die Reise; am 14. Januar kam sie halb todt vor Kälte und Entkräftung in St. Jean de Luz an, wo man ihr endlich die Freiheit gab.

Mit der neuen Königin war Alberoni nach Madrid zurückgekommen. Er wußte, wie König Philipp regiert werden mußte und rieth ihr, es gerade so zu machen, wie es die Prinzessin des Ursins gemacht. Es kam darauf an, den König einzuschließen und abzusperren von aller Welt, ihn belagert zu halten bei Tag und Nacht ohne die geringste Unterbrechung, niemand selbst von seinen unentbehrlichsten Bediensteten an ihn heran zu lassen, ihn zu gewöhnen, daß er mit keinem Minister arbeitete, außer in ihrer Gegenwart, daß nichts an ihn kam und nichts von ihm ausging, außer in ihrem Beisein und mit ihrem Willen. Das hat sie denn auch buchstäblich ausgeführt und so, sagt St. Simon, hat Alberoni sie beide eingesperrt und beide beherrscht, ohne daß ein andrer ihnen nahe kam.[1])

Es war das Unglück Spaniens, daß es im eignen Lande die Kräfte nicht mehr fand, die zur nothdürftigsten Besorgung der Regierungsgeschäfte erforderlich waren und daß den Fremden, welche die fremde Dynastie aus Frankreich, Italien, Holland, Oesterreich herbeirief, um das unglaublich verwahrloste Volk zu verwalten, die Regierung nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Förderung andrer Zwecke sein konnte. Geradezu Erstaunliches hat der Italiener Alberoni binnen wenigen Jahren auf spanischem Boden geleistet, um in einer vor Dünkel, Unwissenheit und blödem Aberglauben fast stumpfsinnigen Bevölkerung neues Leben zu erzeugen und die durch jahr-

---

1) Mém. VIII, 305.

hundertelange Mißregierung verschütteten Quellen nationalen Wohlstandes wieder aufzugraben. Zur Ehre gereicht ihm all der Haß, den die Schmarozer des Hofes, die Blutsauger des Volkes auf ihn warfen, als er sie von der fetten Weide vertrieb; rühmlich für einen Geistlichen, der nach dem Cardinalshut trachtete, war der Muth, mit dem er den allmächtigen Clerus in dem Heiligthum seiner Steuerfreiheit angriff und sich nicht scheute, allen Frommen zum Entsetzen, aus den verrufenen Ketzerländern England und Holland alle Arbeitskräfte heranzuziehen, deren Spanien bedurfte, um im eignen Lande herzustellen, was es bisher von Fremden hatte kaufen müssen. Und gewiß war es richtig, wenn er alle Kräfte anspannte, Spanien wieder eine mächtige Flotte zu schaffen; denn in Westindien, Mexiko und Peru lagen die Schatzkammern des Königreiches und wenn es die Herrschaft über die Seestraße zwischen Alt- und Neuspanien an Engländer, Franzosen und Holländer verlor, dann war es mit seiner Machtstellung auch in Europa zu Ende. Aber damit das unendlich schwierige Werk der Wiedergeburt gelang, bedurfte Spanien des Friedens und da es von keiner Seite her einen Angriff zu besorgen hatte, brauchte es dazu nichts weiter als eine bescheidene, entsagende Politik, die ausschließlich der Arbeit im Innern lebte und an fremden Höfen auf nichts als auf Bewahrung des Friedens zielte, ähnlich derjenigen, mit welcher Friedrich Wilhelm I. die künftige Erhebung Preußens vorbereitete.

Statt dessen war der spanische Hof eben in diesen Tagen der Herd ruhelos ehrgeiziger Pläne, unersättlich gieriger Ränke, deren Urheber völlig unschuldig daran waren, wenn durch sie nicht der ganze Welttheil von neuem um Spaniens willen in Brand gerieth. Die Seele dieser Politik war die Königin Elisabeth, und Alberoni war ihr Vollstrecker. Friedrich der Große sagt von ihr: „Das stolze Herz eines Römers und der Mannesmuth eines Engländers, die Feinheit des Italieners und das Feuer des Franzosen machten den Charakter dieses großen Weibes aus; tollkühn schritt sie zur Vollstreckung ihrer Absichten, unerschütterlich in ihrem Willen, unfähig je zurückzuweichen; nichts vermochte sie zu überraschen, nichts sie aufzuhalten". Alberoni aber in seiner cynischen Weise sagte: „Die Königin hat den Teufel im Leibe; wenn sie einen guten General findet, so wird sie Europa durch einander wirbeln. Es wird ihr leicht, ihren Gemahl zu lenken; sobald er mit leiser Stimme gesagt hat: „Ich will Herr sein — Ich!", beeilt er sich zu gehorchen; der Mann braucht nichts als einen Betstuhl und die Schenkel einer Frau". Gigantisch waren die Pläne dieser Fürstin; die weltumfassenden Träume Ludwigs XIV. waren in ihr wieder erwacht. Ludwig XV. von Frankreich war ein Kind, schwach, kränklich, mit wenig Aussicht auf ein langes Leben; wenn er starb, so rechnete sie, fiel sein wundervolles Erbe dem Oheim, König Philipp V. von Spanien zu und es gab keine Pyrenäen mehr. Daß eben diese Vereinigung der Kronen von Frankreich und Spanien den fürchterlichsten aller Erbfolgekriege entzündet, kümmerte sie nicht; daß die Verträge von Utrecht (11. April und 13. Juli 1713) die ewige Trennung dieser

Kronen bestimmt, daß die Könige beider Länder den Frieden nur erhalten, weil sie durch wechselseitigen unbedingten Verzicht sich dieser Trennung feierlich unterworfen hatten, machte sie nicht irre; was der Herzog Philipp von Orleans seit dem 2. September 1715 als Regent in Frankreich that, war in ihren Augen eine Kette von Uebergriffen und Gewaltthaten; die Anlehnung, die er außerhalb suchte, die Bürgschaft, die er bei England und Holland für



Elisabeth von Parma, Königin von Spanien.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

sein Erbrecht wirklich gewann, war ein Verbrechen an den Rechten der Krone Spaniens. Seit dem 20. Januar 1716 war sie Mutter geworden; zur Versorgung ihres Infanten Don Carlos, dem bald ein zweiter, Don Philipp folgte, war ihr Spanien und Frankreich nicht groß genug. Mit Kaiser Karl VI. hatte Spanien noch nicht Frieden geschlossen. Wie jener den König Philipp V. nicht anerkennen wollte, so wollte sich dieser in den Verlust der ehemals spanischen Provinzen Mailand und Sardinien, Neapel und Sicilien nicht finden. Ihr Erbrecht auf Parma sollte der Königin nun als Hebel dienen,

um von einem sicheren Punkte aus mit Hilfe des Herzogs von Savoyen die Herrschaft des Hauses Habsburg über Italien zu unterwühlen und demnächst mit spanischen Waffen aus den Angeln zu heben; so konnte ihr ältester Sohn König von Neapel und Sicilien, ihr zweiter Sohn Herzog von Parma werden, wie das später auch wirklich geschehen ist.

Der Einsicht Alberonis ist zuzutrauen, daß er ohne das Ungestüm seiner leidenschaftlichen Gebieterin vielleicht minder eilig, minder blindlings auf das hohe Meer der Abenteuer hinausgestürmt wäre. Aber die Aeußerung, die er später selbst zu seiner Rechtfertigung anführt, beweist doch, daß er sein Können weit überschätzt und die Größe seiner Aufgabe nicht als Staatsmann, sondern als Unternehmer bestimmter Einzelzwecke begriff. Bei Beginn seiner Verwaltung hat er zu König Philipp gesagt: „Ew. Majestät gebe mir nur 4 Jahre Frieden und ich mache Sie zum gefürchtetsten Monarchen Europas zu Wasser und zu Land." In ein paar Jahren konnte man mittelst großer Kraftanstrengung eine Flotte schaffen, die nachher ein einziger unglücklicher Tag vernichtete; aber zum Neubau eines in allen Gliedern kranken Staates reichte sie nicht von ferne aus. Im übrigen hatten seine Reformen und Neuschöpfungen fast sammt und sonders schleunige Rüstung für einen großen Krieg zum handgreiflichen Zwecke und die italienischen Dinge hat der Italiener Alberoni mit einem Fanatismus angegriffen, der selbst der Königin Elisabeth nichts zu wünschen übrig ließ.

Immerhin konnte er später im Exil auf eine Arbeitsleistung zurücksehen, deren gleichen in Spanien kein Monarch und kein Minister aufzuweisen hatte.[1]) Er hatte damit begonnen, die Zahl der ebenso kostspieligen als unnützen Mitesser zu vermindern, die unter dem Namen Gardes du corps herumliefen, im Krieg nicht zu brauchen waren und im Frieden auf der Bärenhaut lagen; dann hatte er „die unersättliche Armee der Schatzmeister, Controleure" u. s. w. verabschiedet, die von der Plünderung der öffentlichen Einkünfte lebten und nur 4 Schatzmeister und 2 Controleure beibehalten. Das Gerichtswesen hatte er reformirt; die Gerichte mußten jeden Morgen und jeden Nachmittag 3 Stunden dem Publikum zugänglich sein: die Richter selbst wurden durch Verdoppelung ihres Einkommens, das auf die königliche Casse angewiesen ward, gegen Versuchung durch Bestechung geschützt. Um den Gewerbfleiß, der anderwärts blühte, auf spanischen Boden anzusiedeln, ließ er 500 Familien auf einmal aus Holland kommen, die mit Möbeln und allen Werkzeugen und Geräthschaften in Bilbao landeten; mit diesen errichtete er zu Guadalaxara eine königliche Fabrik für Bereitung feiner Tücher, nachdem er mit großen Kosten den Stromlauf des Henares hatte heben lassen. Aus den Spitälern von Madrid ließ er eine große Anzahl Knaben dorthin

1) Lettre écrite à M. le marquis N. N. à Gênes par un prélat de Rome le 19. juillet 1721 (abgedruckt Nouvelle biographie générale, Paris 1862. I, 558—566). Der Verfasser ist Alberoni selbst.

bringen, die rasch das Handwerk lernten. Aus England berief er tüchtige Färber ins Land und bevölkerte mit den neuen Ankömmlingen die weite spanische Oede; „heute sind die Truppen des Königs in Tuche gekleidet, die in Spanien selbst gefertigt sind, während man sie früher im Ausland kaufen mußte;" was Spanien für die fremde Arbeit hatte zahlen müssen, betrug vier Mal so viel, als es für seine Wolle einnahm. Durch Vermittelung des Baron Ripperda, der damals holländischer Gesandter in Madrid war, später Alberonis Nachfolger wurde, führte er holländische Arbeiter nach Madrid ein, die sich auf Anfertigung von Tischzeug und andere Webereien verstanden, nachdem 400 spanische Nonnen gelernt hatten, die Wolle ebenso geschickt zu spinnen, wie das in Holland geschah. In Cadix begann er einen Hafen ersten Ranges herzustellen mit Magazinen, Arsenalen, Fabriken und allem sonstigen Zubehör. Eben dort erstand eine Seemannsschule, in der 400 junge Edelleute die Schifffahrt in ihrer ganzen Vollendung lernen und fähig werden sollten, die Schiffe des Königs ohne fremde Hilfe zu befehligen. Der Schiffsbau war in Spanien vollständig in Abgang gekommen. Was Spanien an Schiffen besaß, war bei Fremden gemiethet oder gekauft und was zum Kalfatern an Segeln, Tauwerk, Holz nöthig war, mußte man Alles aus Holland beziehen. Alberoni brachte fertig, daß in einem Jahre 14 Linienschiffe auf spanischen Werften gebaut wurden, davon 3 in Katalonien und 11 in Biscaya. Und wo fand er Tauwerk, Segel, Holz und Masten? Alles in Spanien selbst. In Galicien ließ er die Segelfabrikation wieder erstehen, die dort seit mehr als 30 Jahren erloschen war; in Katalonien und Andalusien führte er die Verfertigung von Tauwerk ein, die das betriebsame Volk veranlaßte, den Hanf in großem Umfang anzubauen. Die Masten wurden aus den Pyrenäen bezogen und als Alberoni Spanien verlassen mußte, lagen 800 Schiffsmasten im Hafen von Alfaques bei Tortosa. Amerika war für Spanien fast wieder zu einem noch unentdeckten Lande geworden; wollte der König in dringenden Fällen einen Befehl dorthin schicken oder Nachricht von dort haben, so mußte er mit schwerem Golde fremde Kauffahrteischiffe miethen. Dabei war die ganze neue Welt eine Beute fremder Kaufleute geworden, die dort ungestraft ausgebreiteten Schmuggelhandel trieben. Alberoni baute sofort 8 Avisoschiffe, mit denen er einen regelmäßigen Postdienst zwischen Spanien und Westindien einrichtete. Und um dem fremden Schmuggelhandel ein Ende zu machen, schickte er 4 schwere Kriegsschiffe hinüber, die mit großem Erfolge thätig waren. Ueberraschender als das Alles war aber die plötzliche Auferstehung der spanischen Wehrkraft, die wieder das Werk Alberonis war.

Spanien war von Artillerie so entblößt, daß selbst in einem so wichtigen Platze wie Pampelona, der Pforte des Landes, sich nur 14 Kanonen theils aus Bronce, theils aus Eisen befanden, alle von verschiedenem Kaliber und ohne irgend welchen Schießbedarf. Alberoni eröffnete sofort vier königliche Geschützgießereien und aus den ungeheuren Mengen Metall, die er aus

Holland bezog, ließ er drei Jahre hinter einander so eifrig Geschütze gießen, daß Pampelona bald mit 130 Broncegeschützen und einer großen Anzahl Mörser versehen werden konnte und ähnlich alle übrigen Festungen des Landes nach Verhältniß, ganz abgesehen von den Geschützen, die nachher in Sardinien und Sicilien zur Verwendung kamen. In Biscaya stellte er die seit langer Zeit zerstörten Fabriken von Gewehren und Eisengeschützen wieder her, eröffnete zwei neue, eine 5 Meilen von Madrid, die andere in Barcelona; dies Alles aber ohne Anlehen und ohne Steuerdruck, einzig und allein durch Sparsamkeit im ganzen öffentlichen Dienst und richtige Verwendung der Einkünfte der Krone; ja einige der drückendsten Abgaben konnten abgeschafft, andre vermindert werden, wie das in Aragonien, Valencia und Katalonien geschah: denn — „Spanien ist ein großer Körper, wenn es einen Kopf hat". In seinen Ziffern mag Alberoni übertrieben haben; sicher ist, die Flotten- und Waffenmacht, die er in einem dem Anschein nach vollständig erschöpften Lande aus dem Boden gestampft hat, war das Staunen von ganz Europa und sie war im Ganzen wie im Einzelnen sein Werk, in Spanien selbst, aus dessen wie durch Zauberhand neu erschlossenen Hilfsquellen hergestellt.

Die Kriegsflotte, welche Alberoni im Hafen von Barcelona ausrüsten ließ, zusammen mit dem Waffenlärm, der mit einem Mal das ganze bisher todtenstille Land erfüllte, erregte die lebhafte Aufmerksamkeit aller Höfe. In der Westkammer des Mittelmeeres schienen große Dinge im Anzuge, während in der Ostkammer seit Ende 1714 die Türken um sich griffen wie ein entfesseltes Element. Morea, die Inseln Tina, Cerigo und Kandia hatten sie den ohnmächtigen Venetianern noch im Jahre 1715 entrissen; im Jahre darauf schloß ihre Flotte die Insel Korfu ein, die von 18,000 deutschen Söldnern unter General Schulenburg mit glänzendem Erfolge vertheidigt und schließlich für Venedig gerettet ward, indeß der Prinz Eugen zu Peterwardein (5. August 1716) das türkische Hauptheer in einer fünfstündigen Schlacht vernichtete. Durch das Versprechen, die spanische Kriegsflotte gegen die Türken zu senden und „alle Feinde des christlichen Namens zu zermalmen", entriß Alberoni dem geängsteten Papst Clemens XI. im Juli 1717 die lange verweigerte Erhebung zum Cardinal; aber an einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen hatte er nie gedacht. Nicht gegen die Türken, gegen den Kaiser, den Tyrannen Italiens war das Geschwader bestimmt, und je länger der Türkenkrieg dauerte, desto besser war es für die Pläne des jüngsten Cardinals der römischen Kirche.

Im August 1717 verließ die spanische Kriegsflotte den Hafen von Barcelona; es waren 12 Kriegsschiffe, 100 Transportschiffe mit 8600 Mann an Bord; kein Mensch wußte, wohin die Heerfahrt gehen sollte. Ende des Monats war das Geheimniß enthüllt; die Spanier waren am 22. August in Cagliari gelandet, um die Insel Sardinien zurückzuerobern und nach drei Monaten hitziger Kämpfe gelang das auch: mit Hinterlassung von 5000 Mann Besatzung kehrte die Flotte nach Barcelona zurück.

Solch ein Streich, mitten im Frieden, angesichts der allbekannten Verträge, welche Italien unter den Schutz der Großmächte, die Besitzungen des Kaisers aber ganz besonders unter den Englands stellten, war nicht erklärbar als Akt der Vergeltung für die allerdings grobe Beleidigung, welche die kaiserlichen Behörden im Mai 1717 dem König von Spanien zugefügt hatten, als sie den Großinquisitor, der auf der Heimkehr aus Rom ohne kaiserlichen Geleitsbrief durch das Mailändische reisen wollte, festnahmen als Rebellen gegen „Karl III., König von Spanien", wie sich der Kaiser immer noch nannte. Alberoni verlor auch über diesen Zwischenfall kein Wort, da ihn England im Namen des Dreimächtebundes zur Rede stellte. Diese spanische Monarchie, antwortete er, die man verachtete und so herabgekommen wähnte, daß sie keine Fischerbarke mehr in See stellen könne, will ihren Rang unter den Großmächten wieder einnehmen, weil sie es kann. Italien aber muß den Händen der deutschen Barbaren entrissen werden; ganz Europa sollte zu dieser Befreiungsthat mithelfen. „Glaubt man," sagte er eines Tages, „der König kümmere sich auch nur im geringsten um Parma, Piacenza und selbst Toskana? Solche Nester sind nicht werth der Aufmerksamkeit des katholischen Königs. Was er verlangt, ist die neue Grundlegung des Gleichgewichts von Europa, mit dem die Macht des Kaisers in Italien unverträglich ist. Ihr habt Krieg geführt, um dies Gleichgewicht wieder herzustellen, aber durch Unterzeichnung des Friedens von Utrecht habt ihr dem Kaiser die Möglichkeit gelassen, den Frieden des Festlandes zu stören." Nur zum Schein ließ er sich auf Unterhandlungen über einen Ausgleich mit dem Kaiser ein; sehr ernsthaft dagegen waren neben neuen umfassenden Waffenrüstungen die unterirdischen Umtriebe, die er in ganz Europa begann, um den Bund seiner Feinde durch einen Gegenbund zu bekämpfen und den Regierungen, die ihm am gefährlichsten waren, ihre Todfeinde auf den Hals zu hetzen: gegen Karl VI. wurden die Türken und die Ungarn ermuthigt, gegen Georg I. die Jakobiten angeworben, denen eine russisch-schwedische Landung in Schottland zu Hilfe kommen sollte und gegen den Regenten in Frankreich selbst eine Verschwörung angezettelt, deren Fäden in den Händen des spanischen Gesandten zusammenliefen. Das Alles wurde gleichzeitig mit rastloser Rührigkeit und mit dem Wagemuth eines Spielers betrieben, den jedes theilweise Mißlingen nur immer hitziger macht.

In Cadix hatte der Cardinal ein neues Geschwader ausgerüstet, dessen Größe selbst die Armada Philipps II. in Schatten stellen sollte und dessen Bestimmung er ebenso geheim hielt wie im Jahre vorher die des Geschwaders von Barcelona. Beim Auslaufen zählte es 29 Kriegsschiffe, bei seiner Ankunft in Sicilien nach Alberonis Angabe 400 Segel mit 55,000 Mann, worunter 35,000 Veteranen von ausgesuchter Tüchtigkeit, 700 Pferden, 100 Vierundzwanzigpfündern, 30 Feldgeschützen von geringerem Kaliber, mit Mörsern, Mund- und Schießvorräthen für mehrere Monate, 20,000 Gewehren zur Bewaffnung der Einheimischen, und einer Million an baarem Geld.

Die imposante Waffenrüstung zu Cadix, die Nachricht von der Abfahrt der Flotte nach Barcelona bewirkte, daß Kaiser Karl VI. einerseits, der Dreibund andererseits sich über ein Friedensprogramm verständigten, in dem beide Theile Opfer brachten, um Spanien zufrieden zu stellen. Bevor dies Programm, von dessen Inhalt er Kenntniß hatte, ihm amtlich mitgetheilt war, ließ Alberoni sein Geschwader nach Cagliari aufbrechen und von dort nach Sicilien steuern. In der Bucht von Solanto, vier Stunden von Palermo entfernt, setzte die Flotte am 1. Juli 1718 die spanischen Veteranen ans Land. Palermo ward eingenommen, die Citadelle zur Ergebung genöthigt. Angesichts der Stimmung der Bevölkerung und der geringen Anzahl der Piemontesen, die noch da waren, schien das Schicksal der Insel unwiderruflich entschieden.

Aber gerade in diesen Wochen begann der Umschlag. Am 21. Juli hatten die Türken nach sechsmonatlichen Unterhandlungen auf dem Congreß von Passarowitz Frieden mit dem Kaiser gemacht und zwar auf Grund der großen Waffenentscheidungen von Peterwardein (5. Aug. 1716) und Belgrad (16. August 1717). Auf Türken und Ungarn hatte also Alberoni nicht mehr zu rechnen.

Am 2. August hatten sodann Lord Stanhope, Abbé Dubois und der Baron Pentenrieder für England, Frankreich und Oesterreich in London den endgiltigen Vertrag unterzeichnet, der — der Beitritt Hollands war dabei bestimmt vorgesehen — als der „Viermächtebund" in der Geschichte bekannt geworden ist und dessen Bestimmungen eine englische Kriegsflotte in den italienischen Gewässern Nachdruck geben sollte.

Am 12. August erschien Lord Stanhope selber in Madrid, um dem Cardinal Alberoni das Ultimatum der Verbündeten vorzulegen. Was er brachte, wäre einer sehr ernsten Erwägung werth gewesen. In dem Vertrag, dem Spanien beizutreten eingeladen ward, verzichtete der Kaiser auf Spanien und Indien und bekam Sicilien für Sardinien, das dem Herzog von Savoyen im Tausch für jene Insel übergeben ward. Spanien seinerseits sollte für den entsprechenden Verzicht auf seine ehemaligen Besitzungen in Italien und den Niederlanden die Anwartschaft des Infanten Don Carlos auf Parma und Toskana erhalten und mündlich hat Stanhope noch die Rückgabe von Gibraltar angeboten, doch ist nicht bekannt, ob und welche Gegenleistungen er dafür verlangte. Nur wenn Alberoni wirklich glaubte, daß er den König Georg von Großbritannien einerseits, den Regenten von Frankreich andrerseits in die Luft sprengen könne, sobald die gelegten Minen fertig seien, nur dann konnte er diese Vorschläge so zurückweisen, wie er das wirklich gethan hat. Seit Monaten hatte er die Gesandten Englands und Frankreichs erbittert durch die polternde Hoffahrt, mit der er all ihre Vorstellungen zurückgewiesen. Den Vertrag von Utrecht hatte er des Teufels Werk, den Entwurf von London eine scheußliche Mißgeburt genannt, für den König von Spanien das Recht beansprucht, sich nicht mißhandeln zu lassen, als ob er eine Figur aus Gips oder — ein Deutscher wäre. Als Stanhope im Anzug war, hatte er schäumend vor Wuth gerufen, lieber ewigen Krieg, als solch

ehrlosen Frieden schließen: das Verzeichniß der nach dem Mittelmeer bestimmten englischen Schiffe, das ihm der englische Gesandte übergab, hatte er ihm aus den Händen gerissen und in Fetzen vor die Füße geworfen; dem Minister Lord Stanhope selber war er etwas höflicher begegnet, aber eine ernsthafte Antwort hat er ihm auch nicht gegeben. Stanhope war abgereist, ohne irgend welchen Erfolg erzielt zu haben, aber nicht ohne einen tiefen Eindruck mitzunehmen von den Wundern, die der Cardinal in Spanien verrichtet. Das Land des Elends und des Jammers, das er zuerst unter Karl II. und dann im Erbfolgekrieg gesehen, hatte er nicht wieder erkannt.

Inzwischen war die spanische Kriegsflotte von der englischen unter Admiral Byng am 11. August bei dem Vorgebirge Passaro angegriffen und nach kurzem Kampf vernichtet worden und nun folgte Schlag auf Schlag. Die nordischen Wolken, hoffte Alberoni, würden sich in Blitz und Hagel entladen: am 11. December fiel Karl XII. vor Friedrichshall, und mit jeder Aussicht auf eine nordische Heerfahrt nach England war es zu Ende. In denselben Wochen wurde in Paris die große Verschwörung des spanischen Gesandten Cellamare aufgedeckt und die Schuldigen sämmtlich unschädlich gemacht; nach Vorgang Englands erklärte der Regent Spanien den Krieg (12. Januar 1719); eine spanische Flotte, welche den Prätendenten nach England führen sollte, wurde in der Bay von Biscaya durch Stürme vernichtet (März 1719) ein französisches Heer unter Marschall Berwick fiel ins Land (April d. J.), das, da der Kern der Armee auf Sicilien war, nur überalte Veteranen und blutjunge Rekruten zu seiner Vertheidigung hatte; was die Franzosen in den Häfen von Los Passages und Santona an Schiffen und Materialien für den Schiffsbau vorfanden, ward verbrannt; ein Feldzug, der auf beiden Seiten so elend wie möglich geführt ward, schleppte sich Monate lang an den Pyrenäen hin: er hatte nur ein unzweifelhaftes Ergebniß. Die englischen Minister konnten, wie Berwick an den Regenten schrieb, dem nächsten Parlament erklären, es sei nichts unterlassen worden, um die spanische Marine zu vermindern. Eine Schilderhebung des Adels in der Bretagne, auf die Alberoni große Pläne gebaut, verendete hilflos, ehe das letzte Geschwader der spanischen Flotte an der Küste der Bretagne erschien. Durch Sonderverhandlungen hoffte der Cardinal die Uebermacht der Verbündeten zu theilen, diese aber forderten einmüthig als Vorbedingung jedes Friedens die Entfernung des gefährlichsten aller Minister; am 5. December 1719 erhielt der Cardinal den Befehl seines Königs, binnen 8 Tagen Madrid, binnen drei Wochen Spanien zu verlassen und am 17. Februar 1720 unterzeichnete der spanische Gesandte in Holland den Vertrag von London. Der Kaiser bekam Sicilien, der Herzog von Savoyen wurde König von Sardinien und die Kinder der Königin Elisabeth von Spanien bekamen die Anwartschaft auf Parma und Toskana, genau dasselbe, was Spanien vor dem Kriege hätte haben können, der ihm die kaum geschaffene See- und Waffenmacht vernichtete.

V. John Law und sein System 1716—1720.[1])

Die 82 Millionen, welche der Regent auf den Krieg gegen Alberoni verwenden konnte, hatte er den unerschöpflichen Reichthumsquellen entnommen, die ihm der Schotte John Law erschlossen hatte. Dubois und Law haben in diesen Jahren seine Politik gemacht. Sie stand in ihrer Blüthe, prangte in märchenhaftem Glanz, durfte sich des Kühnsten vermessen, was je eine französische Regierung geträumt, als der Krieg der Rache gegen den unermüdlichen Verschwörer in Madrid begann; und wenig Monde darauf kam der große Krach, der all diese Luftschlösser zerstäubte und eine ganze Welt von gleißendem Trug und erschwindeltem Glück in tiefer Nacht begrub. Das Krankenbett der Finanzkunst Laws ertheilt einen Anschauungsunterricht, dem an Lehrkraft nichts verglichen werden kann. Ist das „System" gescheitert durch eigne Schuld, an Fehlern, die in ihm selbst gegeben waren oder an Klippen, die außer ihm lagen und außerhalb menschlicher Berechnung überhaupt? Das ist die Frage, von der unser Urtheil über den Mann und sein Werk bestimmt wird. Sie beantwortet sich von selbst, vergleichen wir den verzweifelten Krieg gegen das Metallgeld, in welchem der Finanzminister Law 1720 untergegangen ist, mit dem ersten Glaubensbekenntniß, das er schon fünfzehn Jahre früher vor dem schottischen Parlament abgelegt hat, als kein Mensch, er selbst am wenigsten, seine Zukunft ahnte. Er ist am Anfang derselbe, der er am Ende ist. In Allem, was wir Schriftliches aus seiner Feder haben, steht der Fanatiker des Papiergeldes vor uns. Wir entdecken urkundlich, daß sein System auf groben Trugschlüssen ruhte, die erst in der Anwendung sich mit Schrecken als solche offenbaren sollten. Aus der Beobachtung, daß Papier unter Umständen besseres Geld ist als Münze, hat Law buchstäblich gefolgert: Papiergeld ist das einzig wahre Geld überhaupt. Und

1) Forbonnais, Recherches et considérations sur les finances de France depuis l'année 1595 jusqu'à l'année 1721. I—II. Basle 1758. — Eugene Daire, Economistes financiers du XVIII. siècle (Vauban, Boisguillebert, Jean Law, Mélon. Dutot). Paris 1851. — A. Kurtzel, Geschichte der Law'schen Finanzoperation (Raumer, Historisches Taschenbuch 1846, S. 407—597). — J. E. Horn, Jean Law, Ein finanzgeschichtlicher Versuch. Leipzig 1858. — Hierzu außer Thiers (Law: Revue progressive 1726). Levasseur, Recherches historiques sur le système de Law. Paris 1857.

so gelangte er zu dem Ungeheuer folgenden Schlusses, den wir in seinem ganzen Wirken hervortreten sehen: Reich sein heißt viel Geld haben. Das einzig wahre Geld ist das Papiergeld. Folglich ist, wer Papiergeld schafft, der Schöpfer alles Reichthums und je mehr Papiergeld, desto größer der Reichthum.

John Law war im Jahre 1671 in Edinburg geboren. Sein Vater war Goldschmied und daneben, wie in der Regel die Goldschmiede jener Tage, Bankhalter und Geldwechsler. Bei diesem äußerst einträglichen Geschäft war die Familie Law reich geworden und der hochbegabte Sohn konnte die Erziehung eines Gentleman aus bestem Hause erhalten, ohne auf einen bestimmten Beruf denken zu müssen. So taucht er denn auch bald ohne Beruf als reicher Lebemann in der vornehmen Gesellschaft Londons auf; Spiel, Sport und Liebeshändel füllen seine Zeit aus. Ein Duell, in dem er einen gewissen Wilson tödtete, brachte ihn ins Gefängniß. Diesem entkam er durch Flucht nach Holland, und in Amsterdam scheint nun der Ernst des Lebens über ihn gekommen zu sein. Die Bank von Amsterdam wurde seine hohe Schule; was er hier von Geld und Credit, Handels- und Wechselgeschäften gelernt, vervollständigte er in Venedig, Genua, Florenz, Neapel und Rom; überall ein Liebling der vornehmen Kreise, die ihn als den geistvollsten Gesellschafter, den eleganteſten Salonhelden und — den glücklichsten Spieler bewunderten und beneideten. Um das Jahr 1705 trat er zum ersten Mal mit einem finanziellen Reformplan auf. Nach dem Vorgang Londons, wo im Jahre 1694 die Bank von England gegründet worden war, hatte ein Jahr darauf auch Schottland den Versuch mit Gründung einer Bank gemacht; aber diese hatte sich kaum 10 Jahre halten können, und als das Parlament die Neugründung derselben nach anderem Plane berieth, legte ihm John Law eine Denkschrift vor mit dem Titel: Money and trade considered with a proposal for supplying the nation with money. Das ist Laws erste abgerundete Gedankenarbeit. Sie enthielt im Entwurf genau das, was er später in Frankreich ausführte, nur daß er dem Parlament in Edinburg das Endziel seines Plans nicht mit der Deutlichkeit zeigte, die sofort abgeschreckt haben würde; immerhin ist es schon hier klar genug zu erkennen. Die Schrift trägt auf Grund eigener Beobachtungen und Anschauungen Sätze vor, die für jene Zeit neu waren und in gewissen Grenzen heute noch richtig sind; was der Verfasser über Entstehung und Wesen des Geldes sagt und über die Ersatzmittel für Geld, welche der Handel in den mancherlei Anwendungen des Credits gefunden hat, ist meistens vollkommen richtig, nur sind seine Schlüsse fast ohne Ausnahme falsch, weil dabei das Ersatzmittel fort und fort verwechselt wird mit dem, was dadurch ersetzt werden soll, aber der Natur der Sache nach nur unvollständig wirklich ersetzt werden kann. Gerade die Beobachtungen, die er in der holländischen Kaufmannsrepublik, an dem Verfahren der Bank von Amsterdam — auf die er sich immer und immer beruft — anstellen konnte, mußten ihm nahe legen, daß das Papiergeld von Staaten und Banken nichts anderes ist als die Wechsel

im kaufmännischen Verkehr; immer ist es eine Anweisung auf baar Geld; nur bis zur Einlösung ist es ein Ersatz dafür und nur insoweit diese Einlösung bei Heller und Pfennig für unbedingt sicher gilt, hat es den vollen Werth solchen Ersatzmittels. Es ist also eine künstliche Nachbildung von Metallgeld, in seinem Werthe schlechthin abhängig von seiner Einlösbarkeit in klingender Münze, genau wie der Wechsel auch, und deßhalb niemals fähig, den Werth dieser letztren anders als auf naturwidrigem Wege gar noch zu übersteigen. Das hat Law von Anfang an vollständig verkannt und zwar der Art, daß er allen Ernstes der Ansicht war, das Metallgeld müsse überhaupt abgeschafft und nur noch Papiergeld geduldet werden. Zur Entschuldigung gereicht ihm zweierlei: erstens, die damals vorhandene Masse des gemünzten Geldes stand tief unter dem Bedarf der Industrie und Handel treibenden Völker und zweitens, der Werth des gemünzten Geldes hatte unter den gewohnheitsmäßigen Falschmünzereien der despotischen Regierungen, insbesondere in Frankreich, allen Credit verloren; das Geld, das damals in Gold und Silber geprägt ward, war kein Werthmesser aller Dinge, es war ein allzeit bereitstehender Hebel des Betrugs und der räuberischen Bereicherung für die, die das Münzrecht hatten, und eine Quelle beständiger Gefahr und unberechenbaren Unglücks für die Völker. Laws Plan für die Gründung einer Bank in Schottland lief nun auf die Schaffung eines Papiergeldes mit Zwangscours hinaus, durch welches das Metallgeld entbehrlich gemacht, bezw. ganz von selbst verdrängt werden sollte.

Sein Gesetzentwurf begann mit den Worten: „Um der Nation Geld zu verschaffen, werden durch das Parlament 40 Commissäre ernannt, die ihm für ihre Verwaltung verantwortlich sind und ebenso für die ihrer Unterbediensteten, die sie ernennen werden. Diese Commissäre haben die Ermächtigung, Münzscheine auszugeben (monnayer des billets), welche in allen Zahlungen, in denen man sie anbietet, angenommen werden". Die neuen Münzscheine haben zunächst nichts vor beliebigem anderen Papier voraus als den Stempel und den Zwangscours; um ihnen Deckung durch reellen Werth zu geben, wird dem Parlament die Wahl zwischen drei Wegen vorgeschlagen, die zum Zweck haben, dem Papiergeld der Bank Unterpfänder in liegenden Gründen zu verschaffen und die durchblicken lassen, daß mit diesem Papier sämmtlicher Grund und Boden im ganzen Lande angekauft werden soll, und zwar zu demselben Preise, den dieser in Metallgeld gekostet haben würde. Dann heißt es: „Das vorgeschlagene Papiergeld wird dem Metallgeld an Werth gleich sein; denn es wird einen hypothekarischen Werth haben entsprechend derselben Summe in klingender Münze, die man für diesen Werth gibt. — Das Papiergeld wird in seinem Werth nicht sinken, wie das Metallgeld gesunken ist und wieder sinken kann: die Waaren oder Münzsorten können von ihrem Werth verlieren, wenn der Vorrath wächst oder die Nachfrage abnimmt. Da aber die Commission alle verlangten Summen zahlt und alle zurückfließenden Summen wieder annimmt, so wird dies Papier-

geld seinen Werth behalten und wir werden immer so viel Geld haben, als wir brauchen oder verwenden können, aber niemals mehr."

Sobald die Gleichwerthigkeit von Papier- und Metallgeld einmal anerkannt ist, ergibt sich leicht, daß, recht bei Licht betrachtet, das papierne Geld im Grunde mehr Werth hat als das gemünzte, ja, daß der des letztren eigentlich reines Vorurtheil und eitel Täuschung ist, denn was hat das Geld vor andern Tauschmitteln voraus? 1. Leichtigkeit der Zahlung; 2. Gleichen Werth am einen wie am andern Orte; 3. Aufbewahrung ohne Verlust noch Ausgabe; 4. Theilbarkeit ohne Verlust; 5. Prägbarkeit. All diese Eigenschaften hat das Papier in weit höherem Maße als das Metallgeld. 1. Es zahlt sich noch leichter: 500 Livres in Papier zu zahlen, kostet weniger Zeit als 5 Livres in Gold; 2. da es leichter zu befördern ist, wird es den Werth, den es an einem Orte hat, auch um so eher an einem andern haben; 3. da es weniger Platz verlangt, ist es auch leichter aufzubewahren und ohne Verlust, weil man es leicht umwechseln kann. Der Verbrauch an Papier ist nicht so erheblich als der an Metall. Der Verbrauch an Papier ist ein Verlust für die Commission, der an Metall ein Verlust für den Eigenthümer. 4. Es läßt sich theilen ohne Verlust, weil man sich kleinere Scheine dafür geben lassen kann. 5. Es kann gestempelt werden und ist weniger als das Metallgeld — der Fälschung ausgesetzt (?).

„Die Praxis der meisten handeltreibenden Völker bestätigt, daß das Papier, vorausgesetzt daß es einen Werth hat, besser als das Metall zur Verwendung als Geld geeignet ist. In Holland gibt man das Metall als Pfand und das Papier wird als Geld verwendet. Es ist nach dem Gesagten klar, daß das Pfand in Grund und Boden mehr Werth hat als das Pfand in Metall."[1]) Nachdem wir den Grundirrthum Laws oben angegeben haben, lohnt es nicht, ihn in den Einzelheiten dieses Planes noch näher nachzuweisen. Es genügt hinzuzufügen, daß er, um sein Vorhaben zu veranschaulichen, einen Vergleich anstellt, welcher mit den Worten beginnt: „Denken wir uns eine Insel, welche einem einzigen Mann angehört". Als solch eine Insel hat sich Law erst Schottland, dann Frankreich gedacht und im letztern Lande die Einheit des gesammten realen Eigenthums in der That durchzuführen versucht; sein ganzer Schwindelbau ist daran gescheitert, daß er mit seinem Papiergeld über die Bedingung: „vorausgesetzt daß es einen Werth hat" eben durch keine Zauberkunst hinausgekommen ist.

Law wurde abgewiesen in Edinburg, abgewiesen darauf in London, abgewiesen alsdann in Paris, und auch der unternehmende Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen meinte, er sei nicht reich genug, um sich nach den

1) J. Law, Considérations sur le numéraire et le commerce, bei Daire, Economistes financiers du 18. siècle, S. 495—500. In der Auslegung dieser Schrift, von der ich nur diesen französischen Text kenne, stimme ich durchaus mit Daire überein, dem einzigen Franzosen, der sie mit vollem Recht seiner ganzen Beurtheilung Laws zu Grunde legt.

Regeln Laws zu ruiniren. Diese Enttäuschungen hatten für Law die Folge, daß er seine Taktik änderte; um zunächst einmal irgendwo festen Fuß zu fassen, beschloß er mit Abschlagszahlungen vorlieb zu nehmen, und danach handelte er in Paris, als mit dem Tode Ludwigs XIV. und den Finanznöthen der Regentschaft ihm ein günstigeres Gestirn aufgegangen war. Mit dem Plan einer königlichen Bank drang er bei dem Finanzrath des Regenten nicht durch; er gab sich zufrieden mit einer Privatbank, zu deren Errichtung er durch die Erlasse vom 2. Mai 1716 ermächtigt ward und was in seinen Vorträgen über das Bankwesen[1]) richtig war, das wurde durch den Erfolg dieses Unternehmens so vollständig als möglich bestätigt.

Die Privatbank Laws trat unter dem Namen „Generalbank" ins Leben mit einem Fonds von 6 Millionen, getheilt in 1200 Aktien zu 5000 Livres. Der Betrag dieser Aktien, die auf den Inhaber lauteten, wurde zu $^1/_4$ in Geld, zu $^3/_4$ in Staatsscheinen eingezahlt. Dieser wichtige Umstand darf nicht übersehen werden; dadurch wurde der Staat von vornherein in das Interesse der Privatbank verflochten und diese noch mehr in das Interesse des von seinen Schuldscheinen fast erdrückten Staates. Der Geschäftskreis der Bank war beschränkt; sie zahlte den Betrag von Wechseln vor der Verfallzeit aus (Disconto), sie machte den Kassier für die Kaufleute durch Ab- und Zuschreiben in laufender Rechnung (virement de parties) und löste ihre Billets in baaren Bankthalern von ganz bestimmtem Silbergehalte ein (écus d'espèce oder de banque). Dies Institut erwies sich sofort als eine wahre Wohlthat; es gewährte Alles, was der Staat nicht gewährte und dessen die Nation eben jetzt, inmitten der unaufhörlichen Staatsbankerotte, dringender als je bedurfte; erstens Credit, zweitens ein Papier, das gleich baar Geld war und drittens eine Münze von unwandelbar sicherem Gehalt. Diese Vorzüge waren so einleuchtend, so handgreiflich, daß die Bank aufblühen mußte, auch ohne die sichtbare Gunst des Regenten und ohne Zwangscours für ihre Billete. Sie nahm neuen Aufschwung, als am 10. April 1717 alle öffentlichen Cassen angewiesen wurden, das Papier der Bank bei der Entrichtung der Steuern in Zahlung anzunehmen. Gleichwohl beschränkte sich der Umlauf der Billete noch auf Paris und einige große Städte.

Unabhängig von der Bank und äußerlich ohne Zusammenhang mit ihr stand ein neues Unternehmen Laws; es ist der Anfang der waghalsigen Großgeschäfte, die sich hastiger und immer hastiger über einander thürmen, ihren Schöpfer zu schwindelnder Höhe emporwirbeln und ihn dann plötzlich mitleidlos in den Abgrund schnellen.

Im August 1717 wurde Law zur Bildung einer Commanditgesellschaft ermächtigt, welche unter dem Namen Westcompagnie das volle Eigenthum des unteren Mississippilandes Louisiana und den Alleinhandel zwischen diesem

1) Die beiden Mémoires sur les banques prés. à S. A. R. Monseigneur le Duc d'Orléans, Régent de France, bei Daire, S. 517—578.

und dem Mutterlande übernehmen sollte. Die Colonisation und Ausbeutung des märchenhaften Goldlandes war die gewinnbringende Aufgabe, die ihr oblag. Ein Capital von 100 Millionen in Antheilen von 200,000 Aktien zu je 500 Livres zahlbar nur in Staatsschuldscheinen sollte sie dazu in Stand setzen. Trotz aller Rhetorik der Prospekte wollten die Mississippiaktien nicht in Schwung kommen. Der Rest der Staatsschuldscheine, der den Sturm des Visa überlebt hatte und den gerade diese Capitalanlage aufsaugen sollte, wollte nicht hervorkommen; um ihn gewaltsam aus dem Versteck herauszutreiben, ward im Mai 1718 eine neue Münzveränderung vorgenommen; da erhob sich das Pariser Parlament gegen die Finanztyrannei des Schotten, aber der Regent warf seinen Widerstand zu Boden (August) und löste kurz darauf die Regierungscollegien (conseils) auf, durch die er — zum Schaden der Geschäfte — drei Jahre früher Adel und Parlament für ihre Dienste vom 2. September 1715 hatte belohnen wollen; schon im Januar hatte der Marquis d'Argenson die Siegel der Justiz und dem Namen nach auch die Controle der Finanzen erhalten; der wirkliche Finanzminister war Law selbst, dessen Plänen seit August 1718 nichts mehr im Wege stand.

Die Uebernahme der Tabakspacht (4. September 1718), welche der Westcompagnie rascheren und sicherern Gewinn verhieß, als die Colonisation des Mississippithals, schnellte ihre Aktien in die Höhe und ihr Glück schien gemacht, als das andre Unternehmen ihres Direktors, die „Generalbank", wie sie hieß, am 4. December zur königlichen Bank erhoben ward. Mit Anfang Januar 1719 begann die denkwürdige Epoche, da ein fremder Finanzkünstler der Pächter des ganzen französischen Staates war, durch seine Compagnie den gesammten Handel Frankreichs mit Amerika, Asien und Afrika beherrschte, durch seine Beamten sämmtliche Steuern des Staates vereinnahmte und durch seinen Aktienhandel die ganze Nation in einen wahren Taumel fesselloser Habgier und bacchantischer Genußsucht hineinriß. Ueberaus bezeichnend waren sogleich die Anfänge des neuen Systems, das sich selber als das ursprünglich beabsichtigte bezeichnete. Es begann sofort der Krieg gegen das Metallgeld, erst mit verdeckten, schließlich mit blanken Waffen und gleichzeitig wurde die feste Bankvaluta aufgegeben und statt der soliden Thalernoten (argent de banque) die nicht soliden Livresnoten (livres tournois) in Millionen und aber Millionen ausgegeben. Diese doppelte Richtung trat am 22. April 1719 ganz unverhüllt ans Licht, als eine königliche Entschließung erschien, worin zunächst eingestanden war, daß die königliche Bank in 5 Monaten 59 Millionen Livresnoten ausgegeben habe, während das feste sichere „Bankgeld" der Thalernoten nicht mehr als 12 Millionen betrug und dann — nach Ankündigung, mit Ausgabe der beim Publikum so sehr beliebten Livresnoten werde fortgefahren werden bis zum Gesammtbelauf von 100 Millionen — verordnet ward: Verboten ist jeder Transport von baarem Geld nach den Städten, in welchen die Bank Comptoire hat, es sei denn für den Dienst der Bank selbst. Befohlen wird allen öffentlichen Rechnungs-

ämtern, in denselben Städten, ihre Casse in Billets zu halten, bei Strafe den ganzen Verlust tragen zu müssen, der im Falle einer Münzwerthverminderung am baaren Geld erlitten werden könnte. Ermächtigt werden in denselben Städten die Gläubiger, die Zahlungen ihrer Schuldner als nicht giltig zu betrachten, wenn sie nicht in Bankbillets gemacht werden und Edelmetall nur für Restbeträge anzunehmen. Und im dritten Artikel stand mit dürren Worten zu lesen: „Da der Umlauf der Bankbillets den Unterthanen Sr. Majestät nützlicher ist als der von Gold und Silbermünzen, und da jene einen besondern Schutz verdienen unter Bevorzugung vor Münzen, die aus fremdländischem Stoff gemacht sind, so erkennt Se. Majestät, daß die genannten Billets, welche in Livres von Tours festgesetzt sind, den Verminderungen nicht unterliegen, welche den Münzsorten widerfahren können und stets in ihrem vollen Werthe ausgezahlt werden sollen." Also Einschränkung des Baarumlaufs und Ausdehnung der künstlichen Zahlungsmittel, ganz so, wie es das System nach seiner grundsätzlichen Anlage forderte, und zwar für den Anfang; das Ende sollte sein: die Vereinigung des sämmtlichen baaren Geldes in den Kellern der königlichen Bank und die Alleinherrschaft des Papiergeldes im gesammten Verkehr der Nation.

Law hatte den Regenten berauscht durch großartige Verheißungen, die jetzt mit wilder Hast zur Erfüllung gebracht werden sollten. Im ersten seiner „Briefe über die Banken" hatte er ihm gesagt: „Die Bank ist nicht die einzige und nicht die größte meiner Ideen: ich werde ein Werk schaffen, das Europa in Erstaunen setzen soll durch die Veränderungen, welche es zu Gunsten Frankreichs herbeiführen wird, Veränderungen, viel größer als die, welche durch die Entdeckung Indiens oder durch die Einführung des Credits eingetreten sind. Durch dies Werk wird Ew. königliche Hoheit in Stand gesetzt werden, das Reich aus dem Elend zu reißen, in dem es schmachtet, es mächtiger zu machen, als es je gewesen ist, Ordnung in seine Finanzen zu bringen, wieder aufzurichten, zu nähren und zur Blüthe zu bringen den Ackerbau, die Manufakturen und den Handel, die Bevölkerung und die allgemeinen Einnahmen des Reiches zu vermehren, die unnützen und lästigen Kaufämter zurückzukaufen, die Einnahmen des Königs zu steigern und doch das Volk zu entlasten, die Staatsschuld zu vermindern und doch den Gläubigern keinen Schaden zu thun. Dies große Reich kann, gut regiert, der Schiedsrichter Europas werden, ohne Gewalt zu brauchen. Auf die Ausdehnung seines Handels, die Größe und den Reichthum seiner Bewohner müßte die Macht Frankreichs gegründet werden. Die Regentschaft Ew. königlichen Hoheit, gut angewendet, wird ausreichen, um die Zahl der Völker auf 30 Millionen, die öffentlichen Einkünfte auf 3000 Millionen und die Einnahmen des Königs auf 300 Millionen zu steigern."[1])

Die Operationen des Directors der königlichen Bank und der West-

1) Abgedruckt bei Daire S. 581.

compagnie folgten sich Schlag auf Schlag. Im Mai wurden der letzteren die Privilegien der chinesischen und ostindischen Handelsgesellschaft übertragen, nachdem ihr Ende 1718 die der Senegalgesellschaft bereits einverleibt waren; sie wurde jetzt „Compagnie beider Indien" getauft, in Wahrheit war sie die Inhaberin des französischen Welthandels mit Amerika, Asien und Afrika. Um die Gesellschaften, die sie ersetzte, zu entschädigen, gab sie 50,000 neue Aktien, auch zu 500 L., aus; sie hießen „Töchter" und waren nur gegen baar Geld zu haben; um auf eine „Tochter" zu zeichnen, mußte man 4 Mutteraktien vorlegen können; in Folge dieser geschickten Verknüpfung stiegen „Mütter" und „Töchter" schon im Juli auf 1000 L. Gleich darauf kaufte die Gesellschaft beider Indien dem Staate das Recht der Münzprägung auf 9 Jahre ab. Um den Kaufpreis von 50 Millionen zu erlegen, wurden abermals 50,000 Aktien zu 500 L. Nennwerth, aber zum Cours von 1000 L., ausgegeben: das waren die „Enkelinnen". Das Versprechen der Direktion, am 1. Januar eine Dividende von 12% zu zahlen; die Verpflichtung, für jede dieser Enkelinnen den Besitz von 5 Müttern oder Töchtern nachzuweisen, trieb den Cours abermals in die Höhe; im August 1719 standen sie bereits auf 5000 L.

Und jetzt erfolgte der Hauptschlag, der das Gebäude krönen sollte. Am 27. August wurde bekannt gemacht, der indischen Compagnie sei die Generalpacht der Aides, Traites und Gabelles[1]) übertragen worden und dafür habe diese dem König ein 3% Anlehen von 1200 Millionen — später auf 1500 M. erhöht — angeboten, zur Tilgung des größten Theils der Staatsschuld, der drückendsten Renten und zur Ablösung der lästigsten Kaufämter und am 31. August wurde die Unterdrückung der Renten und einer Anzahl Kaufämter (offices) ausgesprochen, indem die bisherigen Inhaber aufgefordert wurden, ihre Scheine dem Schatzamt zu übergeben, welches ihnen dafür Zahlungsanweisungen an den Kassirer der indischen Compagnie zur Einlösung in Münze oder Billets ausfolgen werde.

Das Versprechen einer Rückzahlung in Münze war reines Blendwerk; in ganz Frankreich würde man 1200 oder gar 1500 Millionen in baarem Gelde nicht aufgetrieben haben; die Bankbillets aber waren kein zinstragendes Anlagepapier; wer in Billets sein Capital zurückerhielt, dem blieb, um es wieder anzulegen, nichts übrig, als Aktien der indischen Compagnie zu kaufen und darauf lief denn auch die ganze Manipulation hinaus.

Eine Rückzahlung der Staatsschuld im buchstäblichen Sinne des Worts war weder möglich noch beabsichtigt; beabsichtigt war eine Rentenumwandlung, bei der der Staat durch die Verminderung des Zinsfußes auf 3% im Jahre 15—20 Millionen gewann und die sich von den in neuerer Zeit üblichen Rentenconversionen dadurch unterschied, daß die Staatsgläubiger gezwungen wurden, ihr Capital zurückzuziehen und in Aktien der indischen

1) S. S. 10 ff.

Compagnie anzulegen. Der Staat wurde dadurch seine Schuldverpflichtungen gegen die Privaten wirklich los; er hatte nur noch einen Gläubiger, die indische Compagnie; die bisherigen Gläubiger aber wurden gezwungen, die Aktien, deren Nennwerth nur 500 L. betrug, zum Cours von 5000 zu kaufen, wenn sie so glücklich waren, sie aus erster Hand zu bekommen; dieser Kaufzwang, der urplötzlich Tausenden und Tausenden von großen und kleinen Renteninhabern auferlegt ward, that seine Wirkung, als Law, um das Anlehen von 1500 Millionen aufzubringen, seine 300,000 neuen Aktien auf den Markt brachte.

Das erste Drittel der kolossalen Summe wurde am 13. September aufgelegt und im Nu gezeichnet; das zweite am 28., das dritte am 2. Oktober; in 20 Tagen waren die 300,000 Aktien untergebracht[1]) und nun begann ein Agiotagegeschäft in Aktien, das alle Schleusen eines nie erlebten Schwindels über Paris und Frankreich öffnete.

Der Sitz desselben war die alte Bankgasse Quincampoix, in der seit langer Zeit Banquiers, Geldwechsler, Makler aus aller Herrn Ländern ihre Geschäftsstuben hatten; hier hauste und arbeitete in düstern, baufälligen Häusern und armseligen Buden jene zahlreiche Menschenklasse, der die Staatsbankrotte Ludwigs XIV. die ersten goldenen Tage bescheert hatten und der durch Law ein geradezu paradiesisches Dasein zu Theil ward. Es ist unglaublich, schreibt der treue Chronist Buvat in seinem Tagebuche, welch ein Treiben in dieser Straße herrscht. Die Tage reichen nicht mehr aus für den unerhörten Handel; die ganze Nacht hindurch wird er fortgesetzt in allen Kammern, in allen Buden; für die Benutzung eines niedrigen Saals zahlen einzelne Agioteurs 50 Frcs. Miethe auf den Tag. Hier war unter freiem Himmel die offene Börse, an der in ein paar Stunden Millionen zu gewinnen waren; hierhin strömten die 30,000 Fremden aus Venedig, Genua, Genf, Deutschland, England, Holland, Spanien u. s. w., die gekommen waren, um ihr Gold und Silber hinzugeben und in Papier ihr Glück zu machen; hier drängte, stieß und trat sich Tag und Nacht eine unzählbare Menschenmenge: Prinzen und Prinzessinnen, Herzoge, Grafen, Edelleute, Offiziere, Geistliche jedes Ranges, Männer und Weiber jedes Standes und Alters im tollsten Durcheinander; hier haben der Herzog von Bourbon 20 Millionen, der Prinz von Conti 4 ½ Millionen, der Herzog von Antin 12 Millionen, der Marquis de Conflans 50,000 Thlr., der Abbé de Tavannes 1,200,000, der Abbé Prot 900,000 Livres u. s. w. gewonnen[2]). Hier erwarb ein Schuhflicker mit seinem Schemel, mit Feder und Papier von den Spekulanten 200 Livres jeden Tag; hier wurden Soldaten, die ihre breiten Schultern zum Schreiben hergaben, reiche Leute, und ein Buckliger verdiente mit dem natürlichen Schreibpult auf dem Rücken, das ihm bisher nur Verdruß gemacht,

---

1) Die durchsichtigste Zergliederung all dieser Vorgänge hat Daire in seiner Notice historique sur Law a. a. O. S. 419—442 gegeben. 2) Buvat S. 450 ff.

150,000 Livres in Jahresfrist. Der Regent warf mit Millionen und Hunderttausenden um sich, als ob es Rechenpfennige wären; auch seine Mutter, Elisabeth Charlotte, hat große Summen empfangen und gefunden, daß der Mann, der dem König seine „abscheulichen Schulden" bezahlt und gleichzeitig das arme Volk von so vielen Plagen befreit, nicht so hämisch angefeindet werden sollte, wie das von Seiten seiner Neider geschehe; er sei der trefflichste und gefälligste aller Menschen und jedenfalls der erste anständige Finanzminister, den Frankreich je gehabt[1]). Dieser selbst verabsäumte in seiner Vorsicht nicht, so lange der Weizen blühte, seine Gewinnste in reellen Sicherheiten anzulegen; er kaufte ganze Häuserreihen in Paris, 6 prachtvolle Herrenschlösser und 8 große Grundherrschaften in der Provinz; wenn er später auf seiner Flucht nur 800 Louisdors in Baargeld bei sich trug, so hatte das keineswegs in freiwilliger Armuth seinen Grund und mit den $1\frac{1}{2}$ Millionen, die er ursprünglich nach Paris gebracht, konnte er solche Ankäufe nicht bestreiten.

Im übrigen entwickelte er eine Thätigkeit, deren Früchten bleibender Erfolg zu wünschen gewesen wäre. Wichtiger als die unredliche Rückzahlung der Staatsschuld und verdienstvoller als seine Bemühungen, mit lauteren und unlauteren Mitteln Colonisten beiderlei Geschlechts für Louisiana anzuwerben, erscheint uns die Abschaffung der heillosen Steuerverwaltung, die wir früher bei ihrer Arbeit kennen gelernt haben.

Am 28. August hatte er die Generalpächter, die Zahlmeister und Controleure der Renten des Stadthauses beseitigt; im September übertrug er die Geschäfte der Generalpächter an dreißig Direktoren, welche mit 2000 Thalern besoldet wurden und je 100,000 Frcs. Caution bei der Compagnie hinterlegen mußten. Am 26. Oktober wurden auch die Stellen der Generalempfänger der Finanzen eingezogen. Zum ersten Mal war Frankreich von den schlimmsten Parasiten seines Staatskörpers befreit. Hatte der Regent nur einen Funken von staatsmännischer Einsicht und Pflichtgefühl, so mußte er nachher, als der allgemeine Zusammenbruch kam, an dieser Reform unbedingt festhalten und indem er die Verwaltung der indischen Compagnie als königliche Verwaltung neu organisirte, Staat und Volk ein für alle Mal vor der Wiederkehr der unheilvollsten aller Plagen schützen.

Als unendliche Wohlthat wurde es in ganz Paris empfunden, als am 15. September alle die Kaufstellen eingezogen wurden, deren Inhaber an den Häfen, Quais, Hallen und Märkten von Paris Abgaben erhoben auf Brennholz, Holz- und Steinkohlen, Heu, Korn, Mehl, See- und Flußfische, Eier, Butter, Käse, Geflügel, Wildpret, Schweine u. s. w.[2]) Und die spätesten Geschlechter würden das Andenken des Regenten gesegnet haben, wenn er den Vorsatz ausgeführt hätte, alle käuflichen Richterstellen der Parlamente abzu-

1) Briefe vom 1. Oktober, 5. Oktober, 26. Oktober 1719 bei Holland, Briefe der Herzogin E. Ch. aus dem Jahre 1719. Stuttgart 1877. 2) Buvat I, 435.

lösen und durch ein Richterthum zu ersetzen, das durch den König ernannt, durch den Staat besoldet und nach Würdigkeit ausgewählt war; eine Reform, die auch auf die 400 käuflichen Stellen der Rechtsanwälte bei den Parlamenten ausgedehnt werden sollte.[1]) Das größte Uebel in der Lage der Monarchie war nicht die ewige Geldnoth an sich, sondern der Schacher, den sie mit all ihren Aemtern trieb; das war eine Domänenveräußerung, die weit zerstörender und verderblicher wirkte, als die Verschleuderung ganzer Provinzen hätte wirken können; als Ludwig XIV. diesen Unfug zum System erhob, enterbte er das Königthum und die heiligste und unabweisbarste Pflicht seiner Nachfolger war, dies schmählich veräußerte Gut zurückzukaufen, wenn sie das Geld dazu hatten, zurückzuerobern, wenn sie es nicht hatten.

Law war auf seiner Höhe: seit er katholisch geworden war, stand seiner förmlichen Ernennung zum Controleur general oder Finanzminister nichts mehr im Wege; bevor diese am 5. Januar 1720 erfolgte, hatte ihn schon die königliche Akademie der Wissenschaften unter ihre Unsterblichen aufgenommen; der Alchymist, der Gold machen konnte, war noch nicht gefunden; aber dem Finanzkünstler, der Geld zauberte, sollte seine Krone nicht vorenthalten bleiben. Leider hatte das System einen bösen Feind, der noch nicht besiegt war: das war das Metallgeld und der Aberglaube der Menschen, der sich von diesem Götzen noch nicht vollständig losgerissen hatte. Diesen Feind zu vernichten, ihn aus den letzten Verschanzungen herauszutreiben und in den Kellern der königlichen Bank für immer zu begraben, sehen wir den allmächtigen Finanzminister seit Ende 1719 fieberhaft beschäftigt.

Die Aktien hatten schließlich die unglaubliche Höhe von 20,000 Livres erreicht; nur die ganz blöden Gimpel konnten glauben, daß dieser Preis eines Papiers, dessen Nennwerth nur 500 L. betrug, von Dauer sein, oder gar noch steigen könne. Selbst dieser Cours war durch grobe Börsenmanöver erschwindelt worden; man wußte, daß Law Käufer und Verkäufer in Gruppen organisirt hatte, die den Preis nach Verabredung in die Höhe trieben. Wer nur ein wenig Geschäftssinn hatte, der verkaufte sein Papier, um Häuser, Landgüter, Grundstücke, Geschmeide, Diamanten kurz reelle Werthe zu kaufen (réaliser); die Zahl der réaliseurs wuchs und wuchs, ihr Treiben anfangs wenig beachtet oder absichtlich geheim gehalten, wurde öffentlich und verbreitete sich von Tag zu Tag. Keine bedrängtere Menschenklasse hatte es in Frankreich gegeben als die Besitzer von Grund und Boden; Edelleute, Pächter und Bauern litten gleich sehr unter dem gänzlichen Mangel an Geld und Credit, von dem Steuerdruck, der auf den letzteren lastete, gar nicht zu reden; ihnen allen war geholfen, als sie für einen Theil ihres Besitzes jetzt so viel Bankbillets bekamen, daß sie all ihre Schulden tilgen konnten. Der Ackerbau war zum elendesten aller Gewerbe geworden, jetzt blühte er auf, längst verlassene Brachen wurden wieder angebaut, in Wüsten und Einöden erstanden

---

1) Buvat S. 471.

Häuser und Fruchtfelder. Und was von unzähligen Lasten und Abgaben befreit auf den Markt kam, erzielte nie erlebte Preise. Das war eine wirklich heilsame Frucht, die der Papierschwindel erzeugt hatte, aber beabsichtigt war sie nicht und konnte sie nicht sein, wenigstens nicht in diesem Umfang.

Für Law wurde der Drang zu realisiren eine Gefahr, die sein ganzes System mit jähem Einsturz bedrohte. Den Verkauf von Aktien konnte er nicht hindern, den Ankauf von liegenden Gütern, den er selber schwunghaft betrieb, eben so wenig; aber hemmen konnte er den Zusammenbruch, wenn ihm gelang, Metallwerth und Metallgeld vom Markt zu vertreiben und selbst dem Privatbesitz zu entziehen. Darauf sind nun seine Edikte unablässig gerichtet. Seit Ende December war verboten, Silbergeld in Zahlungen zu verwenden, die über 10 Livres betrugen und in Gold Zahlungen über 300 L. zu machen. Wer seine Steuer in baar Geld entrichtete, mußte ein Aufgeld von 5 % bezahlen, das er sparte, wenn er Bankbillets gab. Am 28. Januar 1720 wurde der Zwangscours der Bankbillets, welcher bisher bloß in Paris und in den großen Städten, wo es Münzhotels gab, bestanden hatte, auf ganz Frankreich ausgedehnt. Gleichzeitig wurde eine neue erhebliche Münzentwerthung vorgenommen und mit unerbittlicher Strenge durchgeführt; am 4. Februar das Tragen von Diamanten, Perlen, Edelsteinen, am 18. Februar der Besitz von Gold- und Silbergeräthen und am 27. Februar der Besitz von baarem Geld über 500 Livres bei Strafe der Konfiskation verboten. Das Aergste aber kam im März. Nachdem am 5. März der Preis jeder Aktie auf 9000 Livres festgesetzt und Bankbillets und Aktien zu völlig gleichwerthigem „Bankgeld" erklärt worden waren, erfolgte am 11. März das Todesurtheil über alles Metallgeld; bis zum 1. Juni wurden alle Goldmünzen außer Cours gesetzt (démonétisé) und bis zum 1. Januar 1721 alles Silbergeld, bis auf die $1/_6$ und $1/_{12}$ Thalerstücke für den unentbehrlichsten Kleinverkehr. Es war beschlossen, daß in ganz Frankreich niemand außer der königlichen Bank Geld und Geldwerth besitzen durfte; die Jagd auf das baare Geld wurde mit einer Gewaltsamkeit in Scene gesetzt, die selbst die Frevel der „brennenden Kammer" noch überbot. und als am 11. März die Aechtung alles Gold- und Silbergeldes öffentlich ausgesprochen ward, ließ Law im „Mercure de France" den offenen Brief an das Publikum erscheinen, in dem er die letzten Ziele seines Systems offen legte.

Da hieß es: Bei den Banquiers und Geschäftsleuten gilt als fest stehender Erfahrungssatz, daß der gut gelenkte Credit den Werth ihres Baarfonds aufs Zehnfache erhöht, d. h. daß sie mit diesem Credit so viel gewinnen, als wenn ihr Baarfond zehn Mal so groß wäre als er ist. Und doch ist ihr Credit ein beschränkter, denn die Fonds von Privatleuten sind sehr mäßig und außerdem all den Wandlungen unterworfen, welche die Händel der Fürsten, ihre Bedürfnisse, ihre Edikte in den Geschäftsverkehr der Einzelnen werfen. Weit über diese Grenze hinaus geht der Credit, der dem Monarchen eines so reichen Landes wie Frankreich durch das neue System

zu Theil wird. Und was thut er diesem gemäß mit seinem Credit? „Er leiht ihn einer Handelsgesellschaft, in welche nach und nach alle umsatzfähigen Werthe des Reiches abfließen und die daraus eine einzige Masse bildet. Die ganze Nation wird zu einem Körper von Geschäftsleuten, dessen Kasse die königliche Bank bildet und in welchem folglich alle Gewinnste des Handels mit Geld und Waaren zusammenströmen. Das schützt auch vor einem Uebelstande, den man in England beobachtet, wo die, welche bei der Bank betheiligt sind, feindlich entgegenstehen den Aktionären der Südseegesellschaft und beide Gefahr laufen, sich gegenseitig um den Credit zu bringen und zu Grunde zu richten."[1]) Welches ist aber das Mittel, den Credit des königlichen Schatzes unerschütterlich zu begründen? „Ich will es angeben trotz des Schreckens, der den gewöhnlichen Menschen im ersten Augenblick befällt: es ist dies, alles Geld zum König zu tragen, nicht als Darlehen, denn dann müßte er es verzinsen, nicht als Abgabe, denn sein eigner Vortheil gebietet, die Abgaben aufzuheben, sondern als reines Unterpfand für die Bank, um es nur im Verhältniß des Bedarfs zurückzuziehen." Aber, wirft man ein, der König könnte sich daran vergreifen. Keineswegs, antwortet Law, denn aus welchem Grunde sollte er das? „Um das Geld des Reichs zu haben, das er seinem Credit vorziehen könnte? Nach meiner Annahme hätte er dies Geld ja alles schon und er würde also nur den Credit zerstören, der zehn Mal mehr werth ist als all dies Geld. Das wäre so, wie wenn Einer, der zehn Häuser besitzt, neun davon niederrisse, um eines zu behalten, das ihm niemand streitig macht. Der König kann sich niemals einfallen lassen, seinen eignen Credit anzutasten, weil während ein Geldvermögen sich nur nach und nach vermindert, der Credit so beschaffen ist, daß er entweder ganz oder gar nicht besteht."

„Wenn ihr euch aber weigert, das Pfand zu geben, das ich vorschlage, d. h. wenn ihr auf die alte Verwaltung zurückkommt, so wird der König als unumschränkter Herr, um für seine Ausgaben aufzukommen, euch das Geld aus dem Kasten ziehen, entweder durch Zwangsanlehen, die in Wahrheit ihn ruiniren werden, aber euch mit ihm, oder durch vermehrte Steuern, deren Betrag an euch nicht zurückkehren wird. Schließlich ist es gar nichts Neues, daß alles Geld des Reichs in den Händen des Königs zusammenströmt; die Münzumprägungen bringen es ihm im Ganzen zu, so oft es ihm beliebt. Und um die Wahrheit zu sagen: heutzutage soll der König allein klingende Münze haben, denn er ist der einzige Schuldner in baar Geld und die Privaten schulden sich gegenseitig nur Bankbillete. Die Bank ist, hinsichtlich der Finanzen, das Herz des Königreiches, in das alles Geld zurückkehren muß, um von da aus seinen Umlauf wieder zu beginnen. Die, welche es aufhäufen und zurückhalten wollen, sind wie Theile oder Gliedmaßen am menschlichen Körper, welche den Umlauf des Blutes hemmen möchten, der sie tränkt und

1) Daire S. 611.

nährt." Und nun spricht Law die Aechtung aus über Alle, die an König, Staat und Nation den Hochverrath begehen sollten, ihr Baargeld nicht abzuliefern.[1])

Dies Schreiben Laws bezeugt vor der Mit- und Nachwelt, daß seine gesammte Finanzpolitik bis zum 11. März 1720 der Ausdruck eines in allen Theilen wohlüberlegten, durchaus einheitlichen Planes war, daß er in dem Glauben an das Gelingen desselben weder durch die Milliarden von Börsenpapierwerthen, noch durch die grenzenlose Verschwendung erschüttert worden ist, welche, wie ihm wohlbekannt war, der Regent mit diesen erdichteten Reichthümern trieb und daß er als vollkommen ehrlicher Fanatiker auch den Muth hatte, der Bevölkerung öffentlich ins Gesicht zu sagen: was euch entsetzt, gerade das ist eure Rettung.

Die Schreckensherrschaft der Inquisition und Konfiskation, welche vor wenig Jahren durch die Justizkammer über einen doch immerhin unterscheidbaren Theil der Bevölkerung war verhängt worden, war jetzt ausgedehnt auf die gesammte besitzende Klasse. Wer das erlebt hatte, vergaß es nicht. Von der Zeit des Schwindels, der dahin geführt, daß das Papier in Frankreich zu fehlen begann, trotzdem alle Papiermühlen arbeiteten bei Tag und Nacht, sagt der Herzog von St. Simon: „Man hat Mühe zu glauben, was man gesehen hat und die Nachwelt wird als ein Märchen betrachten, was uns selbst nur noch wie ein Traum in Erinnerung ist;" und von der Schreckenszeit der Metallgeldhetze sagt er: „Seit die indische Compagnie das Recht hatte, alle Häuser, selbst die königlichen, zu durchsuchen und alle Louisdors und Thaler fortzunehmen, mußte man was man hatte, zur Bank tragen, aus Furcht von einem Dienstboten angezeigt zu werden (dem $^1/_3$ des Gewinnes zufiel). Niemals war von der Macht des Souveräns so gewaltthätiger Gebrauch gemacht worden, nie hatte sie so in die empfindlichsten und unabweisbarsten Bedürfnisse der Zeitlichkeit eingegriffen. Darum war es ein Wunder vom Himmel, daß aus so unerhörten Maßregeln die traurigsten und gründlichsten Revolutionen nicht bloß nicht hervorgegangen sind, sondern daß davon nicht einmal die Rede war, daß von so viel Millionen Menschen, die entweder ganz zu Grunde gerichtet oder dem Hungertode verfallen waren, nichts vernommen ward als Klagen und Seufzen."[2]) Es war möglich, mit solchen Mitteln 44 Millionen in Gold- und Silbermünzen zusammenzurauben, aber damit war höchstens der königlichen Bank ersetzt, was schon zu Anfang März der Herzog von Bourbon und der Prinz Conti fürsichtig herausgezogen hatten, der erstere hatte 25, der letztere 14 Millionen in Sicherheit gebracht.[3]) In der Straße Quincampoix gab es Mord und Todtschlag; sie wurde am 22. März mit Bayonetten gesperrt. Raubmörder, wie den Grafen Horn, konnte man rädern, die Börse des Papierschwindels konnte man polizeilich schließen, aber den Zusammenbruch des Systems nicht aufhalten; am 22. Mai ward der Bankrott amtlich erklärt durch einen vom 21. datirten Erlaß, der

---

1) Daire S. 613/14. 2) Mém. XI, 255/56. 3) Buvat II, 43/44.

Aktien und Bankbillets stufenweise in ihrem Werthe heruntersetzte,[1]) d. h. sie mit einem Schlage ihres ganzen erschwindelten Werthes beraubte. Ein Schrei der Wuth, der Entrüstung ging durch Frankreich, die Straßenecken von Paris bedeckten sich mit Anschlägen, die zur Ermordung Laws und des Regenten aufforderten; im Hofraum des Parlaments las man, die Direktoren der Bank seien des betrügerischen Bankrottes schuldig befunden und zum Tod durch Henkershand verurtheilt worden.[2]) Am Tag darauf, am 28. Mai, nahm ein königliches Edikt den Staatsrathsbeschluß vom 21. wieder zurück, aber der Bankrott war nicht zurückzunehmen. Der Krach der Entwerthung des Papiergeldes ging seinen unerbittlichen Gang und die steigende Panique der Bevölkerung machte alle Rettungsmaßregeln zu Schanden.

Vor der Wuth des Volkes, das ihn in seinem Hotel belagert hielt, wich Law einen Schritt zurück; als Finanzminister nahm er seine Entlassung; aber in seiner Stellung als Direktor der Bank und der indischen Compagnie ward er bestätigt, nachdem diese am 3. Juni in einer glänzenden Bilanz die Methode ihrer Geschäftsführung gerechtfertigt hatte. Noch ein halbes Jahr hat er gegen sein Verhängniß angekämpft, aber was er that, bestand in nichts als im Niederreißen seines eignen Baues, im Verbrennen der von ihm selbst geschaffenen Papiermassen. Im Juli stellte die Bank für alle Billets von 10 Frcs. die Baarzahlungen ein; in der Angst, daß auch diese Zahlungen bald aufhören würden, stürmte das Volk die Bureaus und der Wagen Laws wurde im Hofe des Palais Royal in Stücke zerschlagen. Am 15. August mußte man für die Billets von 1000 und 10,000 Frcs. den Zwangscours aufheben und erklären, daß die kleinen Billets nach dem 1. Mai 1721 nicht mehr in Steuerzahlungen angenommen werden würden. Damit war dem System des Papiergeldes durch seinen eignen Urheber der Todesstoß gegeben; die Billets fielen um 90% und schon am 10. Oktober mußten sie bis zum 1. November vollständig außer Cours gesetzt werden, nachdem man die Thatsache enthüllt hatte, daß die Bank für 3 Milliarden 71 Millionen Billets ausgegeben, während der Staatsrath, dessen Genehmigung nach den Statuten erforderlich war, nur zur Ausgabe von 2 Milliarden 138 Millionen ermächtigt hatte; den ganzen Rest hatte der Regent auf eigne Faust anfertigen lassen und zum Fenster hinausgeworfen. Die königliche Bank war todt; die indische Compagnie kämpfte weiter; ihre Aktien fielen bis auf 200 Frcs, schließlich konnte man sie für einen Louisdor haben.[3]) Im December 1720 war Alles zu Ende. Als Law am 14. December Paris und bald darauf Frankreich verließ, war das Land elender, unglücklicher als es je gewesen war. In zwei großen Provinzen wüthete die Pest, im ganzen Lande herrschte unerhörte Theuerung aller Waaren und Lebensmittel, das Geld war aus dem Verkehr verschwunden, eine Fluth werthloser Zettel überschwemmte den

1) S. d. Auszug desselben bei Jobez II, 554. 2) 27. Mai. Buvat II, S. 94.
3) H. Martin, H. de France. XV, 66, 67.

Markt, Tausende von Familien waren bettelarm geworden, die Verwaltung in chaotischer Verwirrung, die Regierung ein Gegenstand des Hasses und des



Holländisches Satirenblatt auf John Law.

Abscheus für alle Welt; in Scherben lag Alles umher, was fest sein muß in einem Staat und zerrissen war, was eine Gesellschaft im Innersten zusammenhält.

VI. Das Erwachen der öffentlichen Meinung und das Ende der Regentschaft.

Eine jähe Entzügelung aller selbstischen Leidenschaften hatte der Aktienschwindel von 1719 veranlaßt; wäre dieser Fluth, als der Krach eintrat, die Gegenfluth der Volksrache, das offene Anstürmen der einmal entfesselten Geister wider Gesetz und Staat gefolgt: wer hätte die Nemesis anklagen und wer die Widerstandskraft der Regierung verbürgen wollen. Nichts der Art ist geschehen und das war's, was dem Herzog von St. Simon als das größte Räthsel dieser räthselhaften Zeit erschien.

Spurlos freilich konnten diese Dinge an dem Volksgewissen so wenig vorübergehen, als sie an dem Volksvermögen spurlos vorübergegangen sind, wenn auch die Wirkung dort sich nicht so greifbar aussprach wie hier. Vielmehr muß von den Stürmen der Jahre 1719 und 1720 das erste Erstarken einer öffentlichen Meinung in Paris datirt werden, die den Dogmenzank den Theologen überließ, sich mit Eifer auf weltliche Dinge warf und sich herausnahm, über diese anders zu denken und anders zu urtheilen, als den Machthabern willkommen war. Sie untersuchte noch nicht den Ursprung von Staat und Gesellschaft, fragte noch nicht nach Volks- und Menschenrechten: sie wurde nicht gemacht von politischen Parteien — solche waren nicht vorhanden — und ging nicht darauf aus, politische Parteien zu bilden; sie scherzte noch, wo wir furchtbaren Ernst erwarten, und wagte nur selten, tiefer Empfindung heftigen Ausdruck zu geben; sie wirkte auch dort am wenigsten ein, wo sie später unwiderstehlich ward; die Massen wurden nur flüchtig davon berührt. Aber sie zeitigte einen großen, verhängnißvollen Erfolg da, wo man sich dessen am wenigsten versah.

Ein politisches System kann mächtige Parteien und Interessen, weit verbreitete Meinungen, ja sogar tief erregte Leidenschaften gegen sich haben und dennoch kann es aufrechten Hauptes in den Kampf treten, ohne nach der Zahl der Bajonette zu fragen, wenn es ein gutes Gewissen, das Gefühl eines überlegenen Rechts, mit einem Wort, den Glauben an sich selber hat. Der große Bankrott von 1720 hatte der Regentschaft, die für sich ein gutes Gewissen nie gehabt, auch das niederschmetternde Gefühl eingetragen, daß sie den Anspruch auf Vertrauen und guten Glauben, den eine Regierung er-

heben muß, bis auf den letzten Tropfen erschöpft, verwirkt habe; selbst aus den zahmsten Kundgebungen der öffentlichen Meinung erfuhr sie, daß dies Gefühl in den Massen lebte; ein Buch aber in dieser neu erwachenden Literatur sagte ihr, daß unter den Trägern der öffentlichen Gewalt selber, in den Kreisen, die mit ihrer Autorität standen und fielen, der Abfall der Geister, die Fahnenflucht der Gewissen begonnen habe. Der fürchterliche Zusammenbruch von 1789 war nur möglich, weil die alte Monarchie von ihren natürlichsten Vertheidigern verlassen, von ihren eigenen Organen preisgegeben oder geradezu verrathen ward. Diese Lähmung aller monarchischen Elemente im französischen Staat war das Ende eines langen Processes, der in den regierenden Kreisen sowohl wie der ganzen herrschenden Classe den Glauben an die Monarchie zerstört hatte. Und was in der großen Revolution sich vollendete, das hatte im Bankrott der Regentschaft begonnen.

Seit dem Jahre 1697 arbeitete an der königlichen Bibliothek zu Paris ein armer Schreibgehilfe, Jean Buvat, der im Jahr 1660 zu Chalons in der Champagne geboren, in seinem 55. Lebensjahr begann, die Tagesgeschichte der Hauptstadt Frankreichs aufzuzeichnen. Vom 15. August 1715 bis zum 2. December 1723, dem Todestage des Herzogs von Orleans, hat er in seinem Journal de la Régence mit emsigem Fleiß und pünktlichster Genauigkeit Tag für Tag eingetragen, was ihm von den Ereignissen am Hof und im Parlament, im Clerus und im Adel, auf den öffentlichen Plätzen und den Straßen von Paris bekannt geworden ist und so eine Geschichtsquelle von ausgezeichneter Brauchbarkeit geliefert. Ein schlichter Mann aus dem Volk, aber mit mehr geistiger Bildung ausgestattet, als er in seinem kümmerlichen Amt verwerthen konnte; bei einem unwandelbar feststehenden Gehalt von 600 Livres an Darben und Entbehrung gewöhnt und dennoch unverbittert, wie das nur einer unverwüstlich gutartigen Natur möglich ist; ohne Phantasie und jedes schriftstellerischen Talentes bar, aber auch ohne den Parteigeist, den der Herzog von St. Simon als Aristokrat, der Advokat Barbier als Mann des Parlamentes verräth: so ist er ein Berichterstatter, hinreichend einsichtig, um nichts Erhebliches zu übersehen und doch sich frei zu halten von müßigem Klatsch, unbefangen genug, um nichts zu färben oder zu entstellen, und in all seinen Urtheilen über Personen und Dinge erfüllt von der treuherzigen Loyalität des biederen Pfahlbürgers, dem Ruhe und Ordnung, gegründet auf den schuldigen Respekt vor der Obrigkeit, über Alles geht.[1])

Dieser Berichterstatter hat auch über die öffentliche Meinung seiner Zeit Buch geführt; er verzeichnet die Titel aller Flugschriften theologischen und politischen Inhalts,[2]) die für Frankreich bestimmt, außerhalb Frankreichs, in Deutschland und Holland erschienen und sammelt die fliegenden Blätter, auf

1) Vgl. Campardon in der Einleitung der Ausgabe des Journal de la régence. I, 1—35. Paris 1865, und Aubertin, Esprit public du XVIII. siècle. S. 20 ff.

2) I, 228—233 und II, 173—76.

denen die sangbaren Spottverse ungenannter Dichter das auch im Unglück immer lustige und witzige Paris durcheilten. Den Anfang bilden die berühmten j'ai vu —; die pathetische Invektive eines Jansenisten wider die jesuitische Glaubenstyrannei des eben verstorbenen Ludwig XIV.[1]); den Schluß machen die beiden letzten der fünf ingrimmigen Philippiken von Lagrange wider den Regenten;[2]) dazwischen steht eine Auswahl von Spottgedichten auf die Finanzpolitik, insbesondere auf Law und sein System.

Eben in den Septembertagen 1719, da Law seine anderthalb Milliarden Aktien auf den Markt warf, erhob ein ungenannter Jeremias seine Stimme, um das Unglück Frankreichs zu bejammern, das durch den großen Wunderthäter ins Hospital, d. h. an den Bettelstab gebracht werde. Ein namenloser Prophet sah den Tag kommen, wo mancher, der jetzt hoffnungsvoll Aktien der Westgesellschaft kaufe, froh sein werde, wenn er das Glück habe, aus Frankreich nach dem Mississippi auszuwandern.[3]) Ein „wahrhaftiges Bildniß des hochberühmten gnädigen Herrn Quincampoix“ beschwor den alten Diogenes herauf, der mit seiner Laterne vernünftige Menschen sucht und auf seiner Wanderschaft das Narrenhaus zu Quincampoix entdeckt. Er sieht einen großen Kessel über dem Feuer, ein Teufel siedet darin Staatsbillets und Münzen, Westprämien und Südprämien, „Papiere, die falscher sind als der Talmud“; ein Narr wirft sein Gold und seines Nächsten Silber hinein und heraus kommt nichts als neues Papier, die herrlichsten Bankbillets, die theure Waare. Bei dem Kessel steht die Hoffart, die als Devise den Ikaros zeigt, das richtige Sinnbild eines Spekulanten, der sich die Flügel verbrannt hat, dahinter ein Scheusal, der Neid, der mit schwarzem Zahn den Kopf einer Schlange zerbeißt. Mit Fackel und Dolch bewaffnet wartet die Verzweiflung auf den Augenblick, wo Einer sein ganzes Geld eingesotten hat. Auf einem Schwein sitzt ein nackter Kerl, der schreit: „Ach, Alles ist verloren, da sitze ich wieder in meinem Koth.“ Ein Satyr mit abscheulicher Fratze flucht auf die Aktien, die Skorpionen mit giftigen Schwänzen gleichsehen. „Recht ist euch geschehen,“ ruft der entrüstete Weise den Bewohnern der Börsenhölle zu, „ein Esel ist

---

1) I, 99, 100. Charakteristisch sind die Zeilen:

— J'ai vu la prélature
Se vendre et devenir la victime de l'imposture.
J'ai vu les dignités en proie aux ignorants,
J'ai vu des gens de rien tenir les premiers rangs.
J'ai vu de saints prélats devenir la victime
Du feu divin qui les anime. —
— J'ai vu l'hypocrite honoré
J'ai vu, c'est tout dire, le jésuite adoré.
J'ai vu ces maux sous le règne funeste
D'un prince que jadis la colère céleste
Accorda par vengeance à nos désirs ardents;
J'ai vu ces maux et je n'ai pas vingt ans.

2) II, 469—477. 3) I, 432, 33.

weniger dumm als ihr. Ihr sucht eine Krone von Pfauenfedern, von Disteln; die Dummheit verleiht sie und ihr zu Liebe führt ihr den Hunger in unsere Häuser ein. Euer Küchengeräthe kann man zum Fenster hinaus werfen, mit Knütteln solltet ihr todt geschlagen werden; um Menschen zu finden, muß ich euch meilenweit aus dem Wege gehen."[1])

Als Law seinen Uebertritt zum Katholicismus feierlich vollzogen hatte, mußte sein Bekehrer, der Abbé Tencin, sich boshafte Glückwünsche gefallen lassen. Ein ungenannter „Oberst von Priestermützen" erhob ihn zum Apostel und Oberbekehrer, ernannte ihn zum Primas von Louisiana und wies ihm einen Zehnten auf das Nebelgewölke dieses Landes an. Die Krankheit des allgemeinen Schwindels begleitete der Volkswitz Schritt für Schritt. Im März 1720 flog ein Lied aus, in dem den Liebhabern gesagt ward: hinweg mit euren Schwüren, euren Zärtlichkeiten; in Effekten, Aktien, Billeten wollen wir Thaten sehen. Quincampoix heißt jetzt der Tempel wahrer Liebe, nach Agio schauen die Grazien aus.[2]) Und nach der Weise: „Wach auf, du schöne Schläferin" sang man ein Lied auf Laws Bekehrung. Er hätte sie verschieben sollen bis zum Tage, wo man ihn hängte wie den wackren Schächer. Seit Tencins seraphischer Eifer den Schotten Law katholisch gemacht, sei Frankreich zum Kapuziner, d. h. zum Bettelmönch geworden.[3])

Als das Schreckensedikt vom 21. Mai erschien, ließen sich Stimmen vernehmen, wie sie noch nicht gehört worden waren; der Witz verstummte nicht, aber die Wuth überschrie ihn. Es erschienen Aufrufe zu Mord und Todtschlag. An den Straßenecken las man Anschläge wie: „Es wird bekannt gegeben, daß man Samstag oder Sonntag eine Bartholomäusnacht veranstalten muß, wenn die Sachen sich nicht ändern. Gott bewahre Euch vor dem Feuer. Warnet Eure Nachbarn;" und Verse blutdürstigen Inhaltes wandten sich an die gefährlichsten Leidenschaften der Masse. In solch einem Rachelied hieß es: „Elendes Unterthanengesindel, kopflose Pöbelhorde, was fehlt denn noch, um dir die Galle zu erhitzen? Weib, Kinder, Freunde sind dir schon zerschlagen, kann deine Schande, dein Unglück noch ärger werden? — Dummkopf! Was erwartest du von einem fluchbeladenen Minister? — Feiger, blindgeborener Franzose, unheilbar demüthiger Spießbürger: nur zu meinem Ruhm, nicht zu deinem Heile, hoffe ich auf den Erfolg eines traurigen Sieges. — Todtschlagen werde ich, ja, ich schwör's, todtschlagen werde ich Law und den Regenten."[4]) Solche und ähnliche Ergüsse wild leidenschaftlicher Erregung[5]) hat der biedre Buvat in seine Sammlung nicht aufgenommen. Das Stärkste, das sich aus dem Sommer 1720 bei ihm findet, ist eine Parodie auf den letzten Akt von Racines Tragödie Mithridates. Der Regent erscheint in Gegenwart Laws und des Herzogs von Bourbon als sterbender Mithri-

1) I, 434/35. 2) II, 47—49. 3) II, 64. 4) Bei Jobez II, 167 aus der Sammlung der Chansons historiques auf der Bibliothèque nationale.
5) S. Horn S. 255/56.

dates, und was dieser bei Racine als Todfeind der Römer sagt, wird dem Regenten als Todfeind Frankreichs in den Mund gelegt: „Elend habe ich Frankreich gemacht, nach besten Kräften; nur der Tod konnte mich aufhalten in meinem Werk. Ein Feind der Franzosen und ihres Reichthums habe ich umgestürzt die Gesetze, zu Grunde gerichtet die Finanzen und schmeicheln darf ich mir: unter den berüchtigten Namen, deren gehässiges Abbild Mezeray gezeichnet hat, ist keiner, der ihm mehr Leiden zugefügt, seinen Ruhm gründlicher geschändet und unsere Geschichte mit mehr Unglückstagen erfüllt hätte als ich." — Sein Abschiedswort an den Herzog und Law lautet: „Das Papier ist gegründet, die Franzosen sind ruinirt, mehr braucht es nicht zur Ehre meiner Asche; geht, nehmet Euer Gold mit fort." Solche und ähnliche Verse las der Regent angeschlagen an seiner eignen Kammerthür; als er eines Abends seinen Roués gesagt hatte, hunderttausend Thaler gäbe ich drum, wenn ich wüßte, wer das gemacht hat: da las er am nächsten Morgen an derselben Stelle zwei Zeilen: „Viel versprichst du, o Regent; meinst du Papier? oder meinst du Geld?" Für den Verfasser dieser Anfrage galt ein 70jähriger Abbé de Villier; für den Dichter der Parodie ein Sieur du Vergier, Ritter des heiligen Ludwig; beide sind noch im Monat August nächtlicher Weile ermordet worden.[1])

Aus der Sprache, die die Presse der fliegenden Blätter in Paris selber führte, kann man auf den Ton der Flugschriften schließen, die, um nicht in der Geburt erstickt zu werden, außerhalb Frankreichs erschienen. Von Schriften, die angeblich in Holland unter der Presse waren, macht Buvat im Oktober 1720 u. a. folgende Titel namhaft: 1) Abhandlung über den Stein der Weisen, von Sieur Law; gewidmet dem Herrn Herzog von Orleans, Regent des Königreichs Frankreich. 2) Neues Mittel, wodurch ein Vormund sein Mündel ruinirt, indem er seine Effekten verwahrt, von Sieur Law, gewidmet demselben Regenten. 3) Die Wunder einer unbekannten Erde, von einem Komödianten, gewidmet demselben Regenten. 4) Die Kunst, diejenigen zu belehren, die keine Religion haben, vom Abbé de Tencin, gewidmet Herrn Law. 5) Lobrede auf die Unterwürfigkeit und Festigkeit, mit welcher die Franzosen sich durch einen einzigen Menschen haben plündern lassen, vom Herzog von Bourbon, gewidmet dem Regenten 6) Neuer Weg, um von Paris nach Brüssel zu kommen, gewidmet Herrn Law. 7) Die Geburt des Chevaliers System als echt nachgewiesen daraus, daß der Mann seiner Mutter, der sein Vater nicht war, noch lebte nach Geburt desselben, vom Abbé Terrasson, gewidmet Herrn Law. 8) Grabrede auf das System vom Abbé Coëtlogon u. s. w.

In solche Stimmungen herein fiel im Jahr 1721 ein kleines Buch, das in Amsterdam gedruckt, ohne Namen des Verfassers und mit falscher Bezeichnung des Verlegers wie des Druckortes erschien; wie vor der Revolution so ziemlich Alles, was die französische Literatur Bedeutendes hervor-

1) II, 161—163.

brachte, so lange die dreifache Censur der königlichen Polizei, des Parlaments und des Clerus herrschte. Das Buch hieß „Persische Briefe", war im bequemsten Taschenformat gedruckt und wurde von der französischen Lesewelt mit Leidenschaft verschlungen, denn es bot viel auf einmal und gab Alles in den lockendsten Farben, im verführerischesten Gewand. Der Lebemann ergötzte sich an üppigen Haremsbildern, die auch einem verwöhnten Gaumen Genüge thaten; der Freigeist freute sich des schonungslosen Witzes, mit dem die aufgeklärten Muhamedaner den Aberglauben der Christen verspotteten; den enttäuschten Freunden wie den nie versöhnten Feinden des Regenten und des Systems war der Freimuth ein Labsal, mit dem hier bald in bitterem Ernst, bald in nicht minder bitterem Scherz der Frevel wie der Schwindel der letzten Jahre gegeißelt ward. Alle aber, auch die, die selber mit getroffen waren, waren überrascht zugleich und angezogen durch die sprechende Aehnlichkeit, mit der hier so ziemlich alle Charakterköpfe der öffentlichen Welt Frankreichs gezeichnet waren. Nächst der Tendenz, von der wir noch reden werden, ist es denn auch dieser Zug, der uns das Buch heute noch werthvoll macht.

Da stand sogleich im ersten Pariser Brief des einen der beiden reisenden Perser, Rica, eine packende Schilderung des Königs von Frankreich, die alsbald in einem Brief des andern, Usbek, durch eine Charakteristik der Person Ludwigs XIV. ergänzt ward. „Der König von Frankreich," hieß es[1]), „ist der mächtigste Fürst in Europa. Er hat keine Goldgruben wie sein Nachbar der König von Spanien, aber er ist reicher als dieser, denn er zieht seine Schätze aus der Eitelkeit seiner Unterthanen und die ist unerschöpflicher als die Minen. Er hat große Kriege unternommen oder ausgehalten und hatte keine anderen Fonds als die, die er durch Verkauf von Ehrentiteln erzielte, und durch ein Wunder menschlichen Dünkels sahen sich seine Truppen bezahlt, seine Plätze befestigt, seine Flotten ausgerüstet. Außerdem ist er ein großer Zauberer; er übt seine Herrschaft auch über den Geist seiner Unterthanen aus; er läßt sie denken wie er will. Wenn er in seinem Schatz nur eine Million Thaler hat und zwei Millionen haben muß, so braucht er ihnen nur einzureden, daß ein Thaler gleich zwei Thalern sei und sie glauben es. Muß er einen großen Krieg unterhalten und hat kein Geld, so braucht er ihnen nur in den Kopf zu setzen, daß ein Stück Papier Geld ist, und sie sind sofort davon überzeugt. Er macht sie sogar glauben, daß er sie durch eine Berührung mit der Hand von allerlei Uebeln heilen kann; so groß ist die Kraft und die Macht, die er über die Geister hat." Trotz all seiner Wunderkräfte aber ist dem mächtigsten Monarchen der Christenheit Eines noch nicht gelungen: „Man sagt, während er Krieg führte mit den gegen ihn verbündeten Nachbarn, hatte er in seinem Reiche selbst eine unzählige Menge unsichtbarer Feinde, die ihn überall umgaben; man versichert, er habe

---

1) L. 24 aus d. J. 1712.

sie länger als 30 Jahre gesucht und trotz der unermüdlichen Bemühungen gewisser Derwische, die sein Vertrauen haben, noch nicht einen einzigen finden können; sie sind an seinem Hof, in seiner Hauptstadt, unter seinen Truppen, in seinen Gerichten; und doch sagt man, er wird den Schmerz haben zu sterben, ehe er sie gefunden hat. — Ohne Zweifel will ihn der Himmel strafen für seine Härte gegen die Feinde, die er besiegt hat, dadurch, daß er ihm unsichtbare Feinde sendet, deren Geist und Bestimmung stärker ist als er." Von der Person des alten Königs schreibt dann Usbek:[1]) „Ich habe seinen Charakter studirt und Widersprüche darin gefunden, die ich nicht zu lösen vermag: z. B. hat er einen Minister, der nur 18 Jahre alt ist und eine Maitresse, die 80 Jahre zählt; er liebt seine Religion und mag doch diejenigen nicht leiden, die sagen, daß man sie strenge beobachten muß; obgleich er das Getümmel der Städte flieht, und wenig mittheilsam ist, ist er vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit nichts beschäftigt als damit, von sich reden zu machen; er liebt die Trophäen und die Siege, aber einen fähigen General an der Spitze seiner eignen Truppen zu sehen, ist ihm ebenso schreckhaft, als hätte er ihn an der Spitze eines feindlichen Heeres zu fürchten. Keinem außer ihm wird es begegnet sein, gleichzeitig eine größere Fülle von Reichthümern zu haben als irgend ein anderer Fürst und doch wieder in einer Armuth darniederzuliegen, die kein Privatmann ertragen könnte. Er liebt es, die zu beschenken, die ihm dienen; aber er zahlt ebenso freigebig die Emsigkeit, oder vielmehr den Müssiggang seiner Höflinge, als die mühevollen Feldzüge seiner Generale; oft gibt er den Vorzug einem Menschen, der ihn auskleidet oder ihm die Serviette überreicht, wenn er sich zu Tische setzt, vor einem andern, der ihm Städte erobert oder Schlachten gewinnt; er glaubt nicht, daß die Majestät des Souveräns beschränkt werden dürfe in der freien Austheilung ihrer Gnaden; und ohne zu prüfen, ob der, den er mit Gütern überhäuft, ein Mann von Verdienst ist, glaubt er, seine Wahl werde ihn dazu machen; so hat er einem Mann, der zwei Meilen geflohen war, eine kleine Pension gegeben und einem andern, der vier Meilen geflohen war, eine schöne Gouverneurstelle."

Als den zweiten und mächtigeren der beiden großen Zauberer, die er in Frankreich kennen gelernt, schildert Rica den Papst. Wie der König den Geist seiner Unterthanen beherrscht, so beherrscht der Papst den Geist des Königs und zwar schrankenlos. „Bald macht er ihn glauben, daß 3 nicht mehr ist als 1; daß das Brod, das man ißt, kein Brod und der Wein, den man trinkt, kein Wein ist und tausend andere Dinge derselben Art. Um ihn immer in Athem zu erhalten und zu verhindern, daß er die Gewohnheit des Glaubens verliere, gibt er ihm von Zeit zu Zeit zur Uebung gewisse Glaubensartikel auf. Vor zwei Jahren schickte er ihm ein großes Schreiben, das er Constitution nannte[2]) und wollte unter Androhung schwerer Strafen

1) L. 37 aus d. J. 1713. 2) Gemeint ist die berühmte Bulle Unigenitus,

diesen Fürsten und seine Unterthanen zwingen Alles zu glauben, was darin stand. Mit dem Fürsten gelang es ihm, der unterwarf sich sofort und gab den Unterthanen das Beispiel; aber einige unter diesen empörten sich und sagten, sie wollten von alle dem, was da geschrieben war, gar nichts glauben. Die Weiber haben diese Empörung angezettelt, welche den ganzen Hof, das ganze Reich und jede Familie spaltet. Diese Constitution verbietet ihnen ein Buch zu lesen, von dem alle Christen sagen, daß es ihnen vom Himmel gebracht sei; es ist recht eigentlich ihr Alkoran. Die Weiber, empört über die Beleidigung, die ihrem Geschlechte widerfahren ist, setzen gegen die Constitution Alles in Bewegung: sie haben die Männer auf ihre Seite gebracht, die bei diesem Anlaß kein Vorrecht haben wollen. Doch muß man sagen, der Mufti rechnet hier nicht übel und, beim großen Allah, in den Grundlehren unseres heiligen Gesetzes muß er unterrichtet sein; denn weil die Weiber einer untergeordneteren Schöpfung entstammen als wir, und unsere Propheten uns sagen, daß sie nicht ins Paradies kommen werden, warum müssen sie sich herbeidrängen ein Buch zu lesen, das nur geschrieben ist, um den Weg zum Paradies zu zeigen?" [1])

So sieht der große Zauberer aus in den Augen derer, die, dem König gehorsam, an ihn glauben; entledigt man ihn des äußeren Scheines, so kommt ein anderes Bild heraus und dieses Bild zeichnet Rica in einem andern Briefe. Da heißt es: „Der Papst ist das Haupt der Christenheit. Er ist ein altes Götzenbild, dem man aus Gewohnheit Weihrauch streut. Ehedem war er den Fürsten selbst gefährlich — jetzt fürchtet man ihn nicht mehr. Er nennt sich den Erben eines der ersten Christen, welcher der heilige Petrus heißt; und es ist sicher ein reiches Erbe, denn er hat unermeßliche Schätze und ein großes Land unter seiner Regierung.

Die Bischöfe sind Schriftgelehrte, die ihm untergeordnet sind und haben unter seiner Oberhoheit zwei sehr verschiedene Befugnisse. Wenn sie beisammen sind, so machen sie Glaubensartikel wie er; wenn sie für sich allein sind, so haben sie kaum andres zu thun, als von der Befolgung des Gesetzes zu befreien. Denn du wirst wissen, daß die christliche Religion mit einer Masse sehr schwieriger Uebungen beladen ist; und da man eingesehen hat, daß es weniger leicht ist, diese Pflichten zu erfüllen, als Bischöfe zu haben, die davon befreien, so hat man im öffentlichen Interesse dieses letztere Mittel gewählt: z. B. will Einer den Rahmazan nicht halten, sich den Förmlichkeiten der Eheschließung nicht unterwerfen, seine Gelübde brechen, gegen die Vorschriften des Gesetzes heirathen oder auch gegen seinen Eid handeln, so geht er zum Bischof oder zum Papst, der gibt sofort Dispens" [2]) u. s. w.

So spricht ein Perser, ein Muhamedaner, belehrt uns der Verfasser in

---

durch welche 1713 Papst Clemens XI. die moralischen Betrachtungen des Pater Quesnel über das neue Testament verdammte. s. Ranke, s. W. XI., 259 ff.

1) L. 24. 2) L. 29

einer Anmerkung; seiner Unkenntniß sind solche Urtheile zu verzeihen. Leider war die Maske des Persers sehr durchsichtig; leider berichteten diese Fremden aus dem Munde offenherziger Franzosen, die sie überall und über alles Mögliche zum Reden zu bestimmen wußten, nichts als Aeußerungen ganz in demselben Tone leichtfertiger Ironie. Im Staat und in der Kirche, am Hof und im Parlament, auf der Bibliothek wie in der Akademie, in den Cafehäusern und in den Salons, unter Gelehrten und Laien, Herren und Damen aller Stände, überall dieselbe Welt der Lüge und des Selbstbetrugs, der Scheinheiligkeit und der Heuchelei, die, wo immer der Vorhang gelüftet ward, einen Abgrund der Frivolität und des Cynismus erkennen ließ. Unmittelbar nach dem Leben gezeichnet waren die Charakterbilder aus der Gesellschaft von Paris: der geistliche Gewissensrath, der einer schönen Frau Einiges von der Gnade, noch mehr aber von dem Sündenfall ins Ohr flüstert;[1]) der Casuist, der in der Unterscheidung verzeihlicher und unverzeihlicher Sünden einen lohnenden Lebensberuf findet;[2]) der Parlamentsrath, der seine Bibliothek verkauft hat, um den Preis für seine Richterstelle zu erschwingen und nun amtirt, im guten Glauben, daß die Advokaten, diese „lebendigen Bücher" schon das Dunkle klarstellen und allen Zweifeln abhelfen werden;[3]) die Republik der Weiber, die um die Gunst der Mächtigen werben, um ihren Buhlen Stellen und Aemter zu verschaffen und die wie ein Staat im Staat zu solcher Macht gelangt sind, daß man sagen kann: „wer am Hof, in Paris, in den Provinzen Minister, Magistrate, Prälaten handeln sieht und die Weiber nicht kennt, durch welche sie regiert werden, der sieht wohl das Spiel der Maschine, aber die Räder, die sie treiben, kennt er nicht;"[4]) das unabsehbare Gewimmel der Pensionenbettler, die den König um Gnadengelder bestürmen, weil sie nicht aufhören, den Staat zu retten durch die Pünktlichkeit, mit der sie sich beim Morgenempfang Sr. Majestät einfinden, durch die stramme Haltung, in der sie säulengleich dastehen, wenn Se. Majestät vorübergeht, und durch den Schwung, mit dem sie sich auf die Schultern Andrer heben, um das Gesicht des Monarchen zu sehen. Ein grimmiger Ernst liegt in dem Edikt, welches Usbek erdichtet: Um all diesen hochverdienten Leuten zu gewähren, worauf sie so gerechten Anspruch haben, muß der König außerordentliche Ersparungen einführen und verordnet demnach wie folgt: Jeder Ackersmann, der fünf Kinder hat, zieht von dem Brod, das er ihnen gibt, täglich den fünften Theil ab. Allen, die sich mit dem Anbau ihrer Erbgüter beschäftigen oder sie in Pacht gegeben haben, wird ausdrücklich verboten, irgend eine Verbesserung, welcher Art sie auch sei, daran vorzunehmen. Allen Personen, welche sich mit niedrigen mechanischen Arbeiten ernähren und nie bei dem Morgenempfang Unserer Majestät erschienen sind, wird geboten: sich, ihren Weibern und ihren Kindern nur alle vier Jahre Kleider zu kaufen; wir untersagen ihnen ganz ausdrücklich jene

---

1) L. 48. 2) L. 57. 3) L. 68. 4) L. 108.

kleinen Genüsse, die sie sich in ihren Familien an den Hauptfesten des Jahres zu erlauben pflegten. Und da wir unterrichtet sind, daß die meisten Bürger unserer guten Städte nur bedacht sind auf die Versorgung ihrer Töchter, die sich in unserem Staat lediglich durch eine finstre und langweilige Sittsamkeit empfohlen haben, so verordnen wir, daß sie mit der Verheirathung derselben warten, bis diese das ordonnanzmäßige Alter erreicht haben und dann ihre Väter dazu zwingen. Unseren Magistraten aber wird verboten, für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen."[1])

Den Finanzwirren der Regentschaft haben die beiden Perser scheinbar nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Usbek spricht einmal im Jahr 1717 von dem ewigen Auf und Nieder, das in der Gütervertheilung in Frankreich herrscht und abwechselnd die Reichen in die Tiefe, die Armen in die Höhe schleudert; von dem Schrecken, den die Justizkammer den geschwollenen Emporkömmlingen der an den Steuergeschäften reich gewordenen Capitalistenclasse in die Glieder gejagt hat.[2]) Und im Jahre 1720 schildert Rica kurz die Wundercur, der ein fremder Finanzkünstler das kranke Frankreich unterworfen. „Nach vielen gewaltsamen Mitteln hat er geglaubt, ihm sein Embonpoint wiedergegeben zu haben, aber er hat ihm nur den Leib aufgetrieben. Alle die, welche vor sechs Monaten reich waren, sind jetzt in der Armuth und die, die kein Brod hatten, schwimmen im Reichthum. Niemals haben sich diese Gegensätze so nahe berührt. Der Fremde hat den Staat umgekehrt, wie ein Trödler einen Rock wendet; er läßt oben erscheinen, was unten war, und was oben war, hat er umgedreht. Welche unverhofften Vermögen, unglaublich denen selbst, die sie gemacht haben! Geschwinder zieht Gott selbst die Menschen nicht aus dem Nichts. Wie viel Kammerdiener lassen sich jetzt von ihren Kameraden und vielleicht morgen von ihren Herren bedienen. Das Alles führt oft zu wunderlichen Dingen. Die Lakaien, die unter der früheren Regierung Glück gemacht hatten, rühmen heute den Adel ihrer Geburt; denjenigen, die eben in einer gewissen Straße ihre Livree abgelegt haben, geben sie die ganze Verachtung wieder, in der sie noch vor sechs Monaten lebten; sie schreien mit aller Kraft: „Der Adel wird ruinirt! Welche Unordnung im Staat! Welch ein Durcheinander in den Ständen! Nur Unbekannte sieht man ihr Glück machen." Ich verspreche dir, diese Neulinge werden sich zu rächen wissen an denen, die nach ihnen kommen und in 30 Jahren werden diese Leute von Auszeichnung großen Lärm machen."[3])

Von etwas ernsterer Theilnahme zeugen die Worte Ricas über die Verbannung des Pariser Parlaments nach Pontoise und die Bedrohung einiger anderer mit einem ähnlichen Schicksal: „Diese Gesellschaften sind immer gehässig; sie nahen den Königen nur, um ihnen traurige Wahrheiten zu sagen, und während ein Haufe von Höflingen ihnen ohne Unterlaß ein unter ihrer Regierung glückliches Volk vorspiegelt, kommen sie, um die Schmeichelei zu

---

1) S. 125. 2) S. 99. 3) S. 138.

entlarven und die Klagen und Thränen, die bei ihnen niedergelegt werden, an die Stufen des Thrones zu tragen.“[1])

Aber auch hierin liegt keine Vorbereitung auf die furchtbare Anklage, in welche Usbek schließlich wider die ganze gottvergessene Wirthschaft des Regenten ausbricht. Nie in seinem Leben hat der berühmte Verfasser der persischen Briefe wieder geschrieben, was sich an Feuer, Kraft und Empfindung vergleichen ließe mit der prachtvollen Rede, die in dem 146. Briefe enthalten ist. Der Witz des geistreichen Spötters, der Hohn des vornehmen Menschenverächters, die schadenfrohe Malerei des kaustischen Sittenschilderers und die Lüsternheit des raffinirten Lebemannes: das Alles verschwindet hier, um dem Richter Platz zu machen, der über Todsünder das Todesurtheil spricht:

„Seit lange ist es gesagt worden: der gute Glaube ist die Seele eines großen Ministers. Ein Einzelner kann glücklich sein in der Dunkelheit, in der er dahin lebt; seine Blößen werden nur von wenig Menschen bemerkt; vor den Blicken andrer ist er geschützt; aber ein Minister, der wider die Rechtschaffenheit sündigt, hat ebensoviel Zeugen und ebensoviel Richter, als Leute, die er regiert.

Darf ich wagen, es auszusprechen? Das größte Unrecht, das ein unredlicher Minister anrichtet, besteht nicht darin, daß er seinen Fürsten betrügt und sein Volk zu Grunde richtet; ein andres ist tausendmal gefährlicher: das ist das schlimme Beispiel, das er gibt.

Du weißt, ich bin lange in — Indien gereist. Ich habe dort eine Nation gesehen, die von Natur edel angelegt, in einem Augenblick vom letzten Unterthan bis zum höchsten hinauf verderbt worden ist durch das böse Beispiel eines Ministers; ich habe dort gesehen, wie ein Volk, dem Großmuth, Redlichkeit, Lauterkeit und Treue jederzeit als ganz selbstverständliche Eigenschaften galten, urplötzlich das letzte aller Völker ward; wie dies Uebel ansteckte und selbst die gesundesten Glieder nicht verschonte; wie die tugendhaftesten Menschen unwürdige Dinge thaten und bei jedem Anlaß, den ihr Leben bot, die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit verletzten unter dem leeren Vorwand, daß sie auch ihnen gegenüber verletzt worden sei.

Gehässige Gesetze riefen sie an, um die ehrlosesten Thaten damit zu decken, und was ungerecht und treulos war, nannten sie Nothwendigkeit. Ich sah verbannt den Glauben an Verträge, vernichtet die heiligsten Verpflichtungen, umgestürzt alle Gesetze der Familien. Ich sah, wie habgierige Schuldner, stolz auf ihre schamlose Armuth, als unwürdige Werkzeuge rasender Gesetze und schwerer Zeiten, eine Bezahlung erlogen, die sie nicht gemacht und ihren Wohlthätern das Messer in die Brust stießen.

Ich sah wie andere noch unwürdiger einkauften für nichts oder vielmehr Eichenblätter vom Boden aufrafften, um sie an die Stelle des Vermögens von Wittwen und Waisen zu legen.

---

1) S. 140.

Ich sah in allen Herzen urplötzlich einen unstillbaren Durst nach Reichthümern entstehen. Ich sah, wie in einem Augenblick eine fluchwürdige Verschwörung des Reichwerdens sich bildete, nicht durch ehrbare Arbeit und edlen Fleiß, sondern durch den Ruin des Fürsten, des Staates und der Mitbürger.

Ich sah einen achtbaren Bürger, der in diesen Unglückstagen nie zu Bette ging, ohne zu sagen: Heute habe ich eine Familie ruinirt; morgen ruinire ich eine andere.

Ich gehe, sagte ein Anderer, mit einem schwarzen Mann, der ein Tintenfaß in der Hand und ein gespitztes Eisen am Ohr hat, um alle die zu ermorden, denen ich Geld schuldig bin.

Ein Anderer sagte: ich sehe, daß meine Geschäfte sich machen; zwar als ich vor drei Tagen eine gewisse Zahlung machte, ließ ich eine ganze Familie in Thränen zurück, ich nahm zwei wackern Mädchen die Mitgift, einem kleinen Knaben die Mittel der Erziehung; den Vater wird der Schmerz darüber tödten, die Mutter wird sterben vor Gram; aber ich habe nur gethan, was das Gesetz erlaubt.

Welch größerer Frevel kann begangen werden, als den ein Minister begeht, wenn er die Sitten einer ganzen Nation vergiftet, die Seelen der Edelsten entwürdigt, das Ansehen alles Würdigen schändet, die Tugend selber verdunkelt und die höchste Geburt in die allgemeine Verachtung hinabsinken läßt!

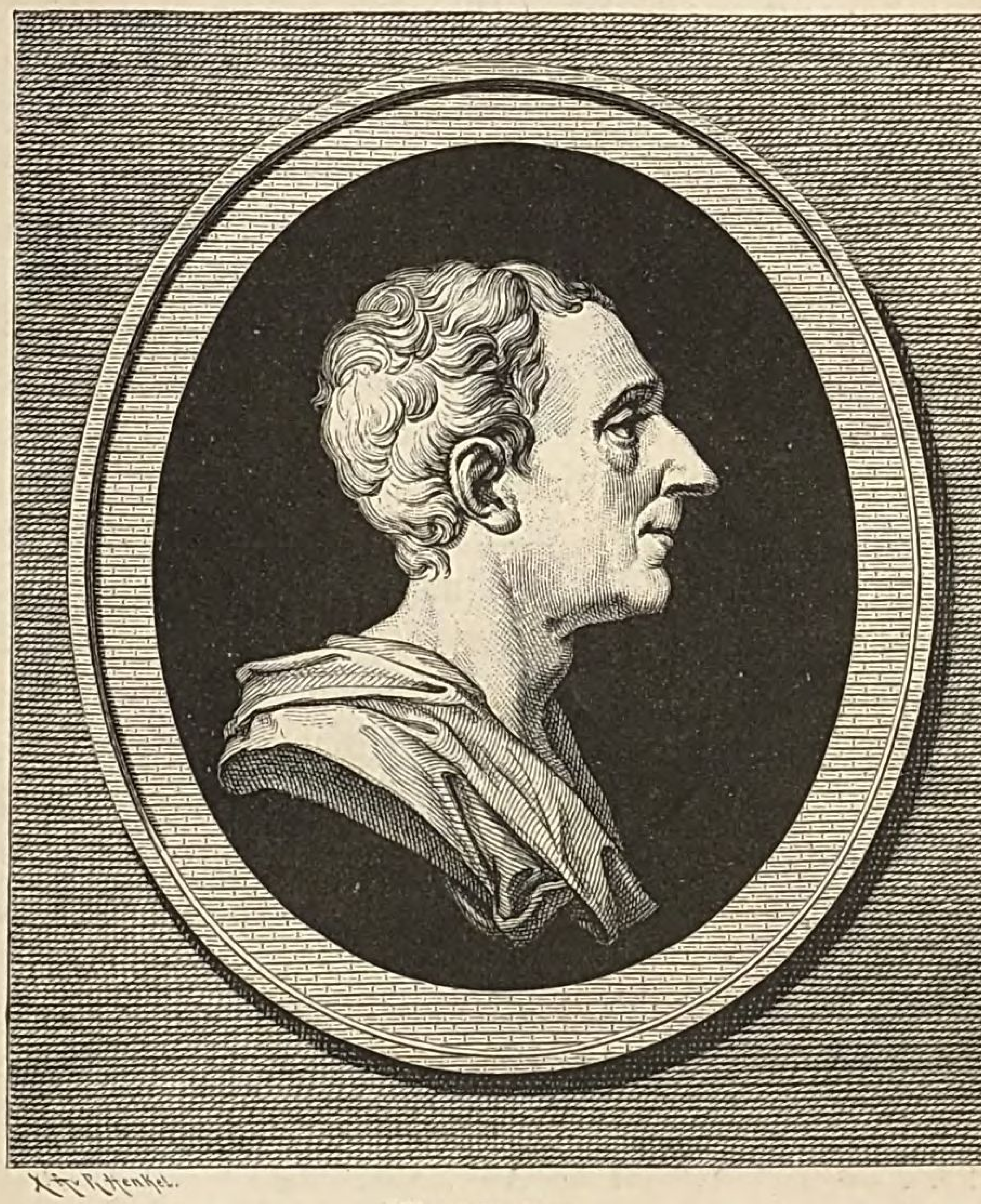
Was werden die Nachkommen sagen, wenn sie erröthen müssen ob der Schande ihrer Väter? Was wird die heranwachsende Jugend sagen, wenn sie das Eisen ihrer Ahnen mit dem Gold der Eltern vergleicht? Ich zweifle nicht, die Edlen werden einen Adelsgrad, der sie entehrt, aus ihren Wappenfeldern streichen und das gegenwärtige Geschlecht in dem scheußlichen Nichts liegen lassen, in das es sich selbst begeben hat."

Der Franzose, der diese Rede las, bedurfte keines Auslegers; jeder Satz sprach ihm selbst Erlebtes, selbst Empfundenes aus und nur Eines vermochte die Wirkung noch zu steigern: wenn er nämlich erfuhr, daß der Verfasser des Buches seiner Geburt nach einem hochangesehenen adligen Geschlechte und seiner Stellung nach der bedeutendsten Körperschaft des Staates angehörte.

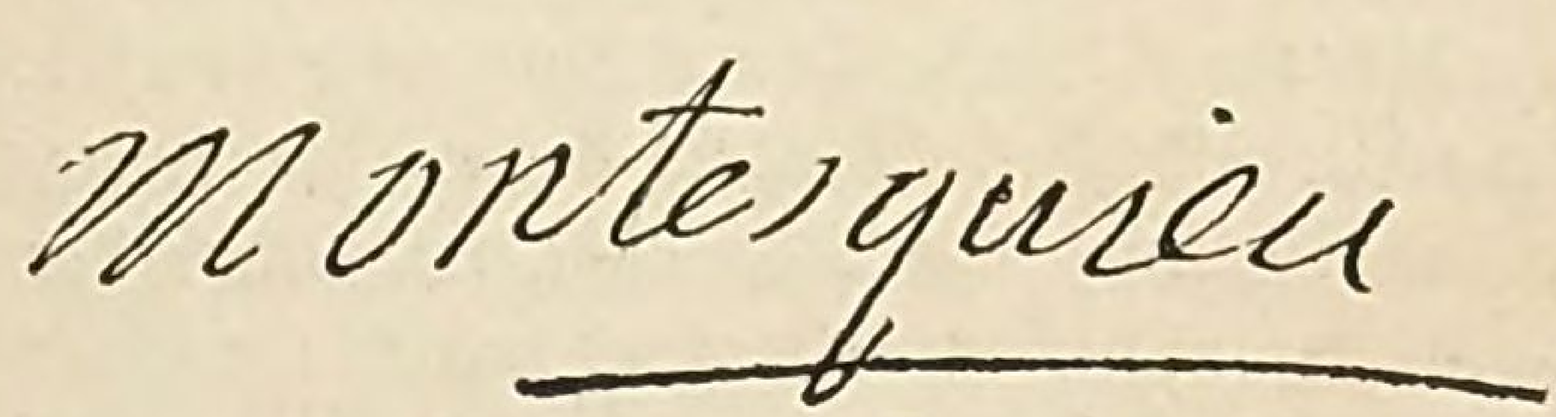
Der Baron Carl Ludwig Secondat von La Brède war 18. Januar 1689 auf dem väterlichen Schlosse La Brède nicht weit von Bordeaux geboren und hatte von seinem Oheim, dem Baron von Montesquieu, der ihn zum alleinigen Erben eingesetzt hatte, den Namen, die Güter und die Stelle eines Präsidenten à mortier im Parlament zu Bordeaux überkommen (1716)[1]. Seine Bildung war die eines Rechtsgelehrten, der sich mit den Classikern des Alterthums wohl vertraut gemacht und sein Denken in philosophischen

1) Vian, Histoire de Montesquieu. Paris 1879.

und physikalischen Studien geschult hatte; sein Wandel der eines geistreichen Lebemannes, der an den wissenschaftlichen Bestrebungen der jungen Akademie zu Bordeaux mehr Freude fand als an Processen und dabei das Leben so gründlich und so unbefangen zu genießen wußte, wie irgend ein Roué des Regenten. Erst der Erfolg seiner persischen Briefe führte ihn in der Hauptstadt ein. Die Regierung allerdings belegte sie mit dem Bann; im Jahre 1721 wenigstens viermal aufgelegt — die Nachdrucke nicht zu rechnen — erschienen sie von 1722—28 gar nicht mehr; aber die starken Geister von Paris hatten in dem Verfasser ihren Mann gefunden. Er wurde Mitglied des sogenannten Club de l'Entresol, der jeden Samstag im Hotel des Präsidenten Henault einige 20 Personen, Diplomaten, Offiziere, Richter und Schriftsteller um den Abbé Alary, zu freimüthigen Erörterungen über alle erlaubten und nicht erlaubten Fragen von öffentlichem Interesse versammelte. Ueber die Thätigkeit dieser geheimen politischen Akademie hat uns eins ihrer bedeutendsten Mitglieder, der Marquis d'Argenson in seinen Denkwürdigkeiten werthvolle Aufschlüsse gegeben. Sie waren bestimmt zu zeigen, daß der Cardinal Fleury sehr Unrecht daran gethan habe, als er 1731 diesen unschuldigen Verein untersagte. Aber was er mittheilt, zeigt, daß hier nicht etwa beiläufig, sondern planmäßig gerade das untersucht ward, was in diesem Regime eine Untersuchung nicht vertrug; der Eine trieb



Montesquieu.
Nach dem Stich von Aug. St. Aubin; Original von demselben.



vergleichende Verfassungsgeschichte und studirte besonders die sogenannten gemischten Verfassungen; ein Anderer untersuchte das Wesen der Monarchie; ein Dritter die Geschichte der französischen Finanzen; ein Vierter die Geschichte der Reichsstände und der Parlamente: Geschichte der neuesten Zeit, Erörterung der brennenden Fragen des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche, Handel und Finanzen, Betrachtungen über das was war, ist und werden soll — das war Gegenstand und Inhalt aller Arbeiten, aller Gespräche dieser Genossenschaft.[1]) Sie war der erste Sammelpunkt jener Fronde der Geister, die heranwuchs an den Sünden des Despotismus; hier begann das Grübeln nach dem Naturrecht der Menschen, das Schwärmen für die Freiheit, das Träumen von der besten Welt und das Hoffen auf den besten Staat. Nous raisonnions hardiment; nous ne concluions que sobrement, sagt d'Argenson; aber was er später in seinen „Gedanken über die Reform des Staates" niederlegte und Montesquieu in seinem „Geist der Gesetze" bekannte, das zeigt, daß die kleine Gemeinde mit ihrer gesammten Gedankenwelt den bestehenden Ordnungen vollständig entfremdet war. Das Endergebniß all ihrer Untersuchungen und folglich die Grundvoraussetzung all ihrer Betrachtungen war der Satz: der französische Staat ist verderbt von Grund aus. Und jeder ihrer Schlüsse führte bewußt oder unbewußt zu der Forderung: fort mit dem Despotismus! Diese Schlußfolgerung unterschied sie von der Gedankenrichtung Boisguilleberts und Vaubans. Auch diese waren Feinde der Tyrannei, unter welcher das arme Volk verschmachtete; aber sie sahen diese nicht im Königthum, sondern in den zahllosen Parasiten, den Privilegirten, deren Sclave es geworden war; die erschienen als die wahren Tyrannen der Nation und was sie der Krone vorschlugen, das war der Rath, mit Anwendung ihrer unumschränkten Gewalt sich dieser feindlichen Belagerung zu entledigen; eben diese unumschränkte Gewalt bildete den Hebel ihres Reformplans; nicht sie zu schwächen, oder gar zu vernichten, sie zu befreien von Allem was sie lähmte, sie schrankenlos thätig zu sehen zum Segen der Nation war ihr Gedanke[2]), denn sie glaubten eben noch an die Einheit der wohlverstandenen Interessen der Nation und der unumschränkten Monarchie. Diesen Glauben hatten die Freigeister von 1720 nicht mehr. Wie die Stellung der Monarchie im Staat der Zukunft zu denken sei, war damals vermuthlich noch keinem von ihnen klar; aber aus den Ansichten, die zwei von ihnen später vorgetragen haben, geht mit Sicherheit hervor, daß sie einen scharfen Unterschied machten zwischen Monarchie und Despotismus, daß sie den letzteren unbedingt verwarfen, und gleichzeitig weit davon entfernt waren, ihn mit Fenelon und St. Simon zu Gunsten des Adels und des Clerus zu enterben.[3]) Es ist das Verhängniß des Despotismus, daß er die Vorsehung auf Erden spielt, ohne allweise und allmächtig zu sein; des-

1) Mémoires du M. d'Argenson. Paris 1857. I, 92 ff. 2) S. S. 1 ff.
3) S. S. 18 ff.

halb wird ihm auch unverschuldetes Unglück zur Schuld und zum Verbrechen angerechnet. Wie er aber beurtheilt werden mußte, wo er selber in frevelhaftem Muthwillen Schuld auf Schuld, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, das zeigt der Brief Usbeks, den wir eben mitgetheilt haben. Von dem Augenblicke an, wo diese Gesinnung durchbrach in Kreisen, aus denen der Staat seine Marschälle, Minister, Botschafter und Richter bezog, hatte die Entwaffnung dieser einst mächtigen Monarchie begonnen. Menschenalter konnten darüber hingehen, bis das ans Licht trat; auswärtigen Feinden konnte noch manches schöne Land entrissen und mancher Lorbeer streitig gemacht werden; aber die unablässig bohrende Arbeit des Wurms im Innern ruhte nicht und vielleicht genügte dereinst ein einziger Tag, ein Ende herbeizuführen, das scheinbar ein jäher Zusammenbruch vor überlegener Gewalt, in Wahrheit nichts war als das Verflackern einer Flamme, die keine Nahrung mehr fand.

Um volle drei Jahre hat der Regent Laws Abdankung und Flucht noch überlebt, aber was er weiter schleppte, war kein Leben mehr: seine Rolle war zu Ende. Eigenen Wollens und Handelns nicht mehr fähig, ließ er andere schalten und walten, so gut oder so schlecht sie's fertig brachten. Seine letzte Kraft vergeudete er in immer wahnwitzigerem Sinnentaumel zu St. Cloud, und in den wenigen lichten Augenblicken, die ihm kamen, bewunderte er die Lammesgeduld des Volkes, das ihn ertrug, und verhöhnte sich selbst wie die Minister, die den Karren immer tiefer in den Schlamm hineintrieben. Sein neuer Finanzminister, Le Pelletier de la Houssaye, erklärte endlich den allgemeinen Bankrott, aber er kam nicht dem Staate, sondern den Höflingen zu gut, die im Aktienhandel kein Glück gehabt hatten; im Umsehen waren wieder 20 Millionen in Pensionen und 185 Millionen in Zahlungen verschleudert, von denen die Rechnungskammer nichts wußte; auf die Einkünfte der nächsten Jahre waren Ende 1721 wieder 96 Millionen vorweg genommen; mit Aemterverkauf, Anlehen und Plünderungen der Realiseurs, die ihren Raub schon in Sicherheit glaubten, half man sich über die Noth des Tags hinweg. Schon am 5. Januar 1721 war die alte unselige Steuerverwaltung der Generalempfänger und Generalpächter in ihrer ganzen Pracht wieder hergestellt worden; aber an der indischen Compagnie selbst waren mit dem Herzog von Bourbon zu viel hochmögende Herren betheiligt, um auch sie einfach abzuschlachten. Es blieben ihr die Colonien und all ihre Handelsvorrechte, sie bekam 1723 den Alleinverkauf von Tabak und Cafee und diese riesige Monopolmacht war unter den unmittelbaren Früchten des Systems, außer dem „Börsencours“, die einzige von bleibendem Bestand.

Was in diesem Staatswesen durch die schmachvollste aller Finanzverwaltungen noch nicht entwürdigt war, das wurde durch den nunmehr allmächtigen Staatssekretär Abbé Dubois vollends geschändet. Es gab in Frankreich ein Erzbisthum, dem ein tugendhafter Seelenhirte eine Weihe be-

sonderer Art verliehen hatte: Cambrai, der einstige Sitz Fenelons. Und unter den großen Kanzelrednern der französischen Kirche glänzte einer durch seltene Kraft der Sprache und durch einen Freimuth, der auf noch seltenere Unabhängigkeit des Charakters schließen ließ: Massillon, der Nachfolger von Bourdaloue. Der Abbé Dubois, dem eines Tags der Marschall Villeroy öffentlich ins Gesicht sagte, er sei die Schande der Kirche, der Abscheu Frankreichs,[1]) wußte es dahin zu bringen, daß er Erzbischof von Cambrai ward und — Massillon vollzog im Auftrag des Papstes die Weihe (9. Juni 1720). Gegen die Bulle Unigenitus hatten die Gallikaner und Jansenisten, gestützt durch den Regenten, jahrelang einen ehrenwerthen Kampf geführt; um Cardinal zu werden, warf Dubois durch einen Gewaltstreich den Widerstand zu Boden (4. August 1720), und besiegelte den Sieg der Jesuiten. Seine Erhebung zum Cardinal (16. Juli 1721) kostete Frankreich 8 Millionen und den letzten Rest seiner Kirchenfreiheit. Das Bündniß mit den protestantischen Seemächten England und Holland, die Vernichtung der Großmachtpläne Spaniens hatte ihn auf die Höhe der europäischen Politik geführt; jetzt knüpfte er mit dem Heimathland der Inquisition und der Ketzerverbrennung durch den Jesuiten Daubenton, dem Beichtvater Philipps V., eine geheime Verbindung an. Der Argwohn Englands ward beschwichtigt durch einen Handelsvertrag mit Spanien, der Alles, was Alberoni errungen hatte, preisgab und den Engländern den Handel mit dem spanischen Westindien wieder eröffnete, und Spanien ward gewonnen durch einen Austausch von Prinzessinnen, der die Häuser Bourbon und Orleans durch eheliche Bande für immer verbinden sollte. Auf der Bidassoa fand am 9. Januar 1722 der Austausch statt. Die vierjährige Infantin Philipps V. wurde nach Frankreich abgeholt, um dereinst den König Ludwig XV. zu heirathen; und zwei Töchter des Regenten gingen nach Madrid, um sich mit dem Prinzen von Asturien und Don Carlos zu vermählen. Das waren die Großthaten, für die sich der Cardinal Dubois durch Ernennung zum ersten Minister belohnen ließ (22. August 1722). Noch Eines erübrigte ihm, um den Ernst seiner Umkehr zur Sache der Jesuiten zu bethätigen: als gewählter Präsident der Versammlung des französischen Clerus, die Anfang Juni 1723 zusammen getreten war, wollte er, wie er dem Papste schrieb, die Autorität des päpstlichen Stuhles und die bischöfliche Gerichtsbarkeit, den Parlamenten zum Trotz, von den letzten Schranken befreien, die dem weltlichen Staat in Frankreich noch geblieben waren: an der Ausführung dieses Vorhabens hat ihn sein plötzlicher Tod gehindert (10. August 1723); und fünf Monate darauf starb Philipp von Orleans; in den Armen einer seiner Maitressen rührte ihn der Schlag (2. Dec. 1723).[2])

Der Volkswitz sang ihm ein Grablied folgenden Inhalts: Wandrer hier liegt ein starker Geist, dessen Loos beneidenswerth ist. Er hat verstanden,

---

1) Richelieu, Mém. III, 290/91. 2) Henri Martin XV, 67—122.

das Leben zu genießen und vom Tode nichts gemerkt. Man sagt, er habe an die Gottheit nicht geglaubt, aber das ist unwürdige Verleumdung: Plutus, Kypris und Bacchus waren seine Dreieinigkeit. Ganz sachte in der Stille ist Philipp gestorben und in die Unterwelt hinabgestiegen, um Proserpina zu entführen oder Lucifer vom Throne zu stoßen. Ohne Trommler und Trompeter ist der Regent verduftet: dem Parlament hat er die Lorgnette hinterlassen, um alle Flöten zu besichtigen. Als Dubois den Regenten heranschwimmen sah auf dem Höllenfluß, da schrie er ihm zu: „Hier gibt's kein Geld und keine Flöten."[1])

1) Buvat II. 463/64.

Il n'est point ici d'argent
Ni de mirliton, don daine,
Ni de mirliton, don don.

Zweites Buch.

Der Aufschwung Englands.

I. Die Thronfolge des Hauses Hannover und die Parteiherrschaft der Whigs.

Die Ohnmacht der Krone und die Allmacht des Parlaments in allen inneren Angelegenheiten des Landes: das sind die beiden ungeschriebenen Grundlagen des Verfassungsrechtes, das heute in England besteht.

Dem Gedanken, aus dem dies Verhältniß allmählich erwachsen ist, hat das lange Parlament am Vorabend des Bürgerkriegs im Jahr 1642 den ersten und schroffsten Ausdruck gegeben. Das alleinige Recht der Gesetzgebung und Gesetzesauslegung hatte es sich schon durch den Beschluß beigelegt: „Haben die Lords und Gemeinen im Parlament, welches der oberste Gerichtshof ist, erkannt, was Landesrecht ist, so ist es ein Bruch ihrer Privilegien, dem nicht bloß Zweifel, sondern sogar Widerspruch entgegenzusetzen.“[1]) Das Recht, die Regierung selbst, nicht etwa bloß zu überwachen, sondern im ausgedehntesten Umfang durch seine Beschlüsse positiv zu bestimmen, nahm es in den „Neunzehn Anträgen“ in Anspruch, die König Karl I. am 17. Juni d. J. zu York übergeben wurden. Da war verlangt: Niemand kann im Ministerrath (council) sitzen, der dem Parlament nicht genehm ist; keine Handlung des Königs hat Giltigkeit, die nicht durch den Ministerrath gegangen und durch die Unterschrift der Minister bezeugt ist; alle Staatsbeamten und Oberrichter sollen mit Zustimmung des Parlaments ernannt werden und lebenslänglich in ihren Stellen bleiben; niemand aus der königlichen Familie kann heirathen ohne Zustimmung des Parlaments oder des Ministerrathes; die Gesetze gegen die Katholiken müssen ausgeführt werden; die päpstlich gesinnten Lords verlieren ihr Stimmrecht; die Reform der Liturgie und des Kirchenregiments ist nach dem Rath des Parlaments vorzunehmen; die Ordonnanz in Bezug auf die Miliz ist dem Parlament zu unterbreiten; die Gerichtsbarkeit des Parlaments erstreckt sich auf alle Verbrechen; ein Generalpardon ist auszusprechen, über die Ausnahmen davon wird das Parlament befinden; über Festungen und Castelle ist unter Zustimmung des Parlaments

1) That when the lords and commons in parliament, which is the supreme court of judicature, shall declare what the law of the land is, to have this not only questioned, but contradicted, is a high breach of their privileges. Hume, History of England from the invasion of J. Caesar — 1688. IX, 275 nach Rushworth V, 534.

zu verfügen; kein Peer darf ernannt werden, außer mit Zustimmung beider Häuser.

Die grundsätzlich wichtigsten dieser Forderungen sind nach und nach theils gesetzlich, theils thatsächlich zur Geltung gelangt. Das Cabinet der Königin von England ist heute nichts weiter als der vollziehende Ausschuß der Mehrheit des Parlaments, und durch diesen Ausschuß übt das Parlament mittelbar alle die Regierungsrechte aus, die ihm nicht als der obersten Behörde für Rechtspflege und Gesetzgebung unmittelbar zustehen. Das Staatsideal des langen Parlaments ist mithin im wesentlichen verwirklicht, nur daß die Bildung des Cabinets aus den Führern der jeweiligen Mehrheit nicht durch den Wortlaut bestimmter Gesetze, sondern durch Thatsachen geboten wird, die stärker sind als alle Gesetze.

Damals war die Schwierigkeit die, einen Monarchen zu finden, der sich bequemte, aus der Fülle ererbter Regierungsrechte herauszutreten und sich dem neuen Dasein zu unterwerfen, das ihm bei solcher Arbeitstheilung übrig blieb. Karl I. war dieser Monarch nicht. Er gab auf die 19 Anträge die berühmte Antwort: „Nähme ich diese Forderungen an, so würde man fortfahren, entblößten Hauptes vor mir zu erscheinen, mir die Hand zu küssen, mich mit „Majestät" anzureden und mit der Formel: „des Königs Autorität kundgegeben durch beide Häuser" würden eure Befehle sich verkleiden. Ich dürfte Schwert und Stäbe vor mir hertragen lassen wie bisher und mich ergötzen an dem Anblick von Krone und Scepter, obgleich auch diese Reiser nicht lang blühen würden, nachdem der Stamm, auf dem sie erwachsen, abgestorben; aber in Bezug auf wirkliche und wahrhaftige Macht wäre ich nichts als die Außenseite, das gemalte Bild, der Schatten eines Königs."[1])

Das Festhalten an dieser Gesinnung hat Karl I. mit dem Tode, den Rückfall in dieselbe sein Sohn Jakob II. mit dem Sturze des katholischen Zweigs seiner Dynastie gebüßt; in des letzteren Schwiegersohn, dem Oranier Wilhelm III., gewann England den Monarchen, der das Landesrecht, wie es von Lords und Gemeinen formulirt worden, vorbehaltlos annahm und ehrlich hielt und im Hause Hannover die Dynastie, unter welcher die Herrschaft des Parlaments thatsächlich zum Rechtszustand des Staates erwuchs.

Die „Erklärung der Rechte", welche der Sprecher der Lords, Marquis of Halifax, am 18. Februar 1689 in Gegenwart beider Häuser dem Prinzen von Oranien übergab und die nachher als Bill of rights zum Staatsgrundgesetz erhoben ward, faßte das Landesrecht, über das fernerhin kein Streit mehr sein dürfe, in einer Anzahl von Verboten und Geboten zusammen, die an die Uebergriffe Jakobs II. anknüpften: ungesetzlich ist das angebliche Recht, Gesetze und deren Ausführung zu suspendiren nach königlichem Belieben, ohne Bewilligung des Parlaments; ungesetzlich ist, von Gesetzen zu entbinden nach

---

1) Hume, History of England. IX, 275—281. — I should remain but the outside, but the picture, but the sign of a king.

königlicher Willkür; ungesetzlich sind Ausnahmegerichte in jeder Gestalt; ungesetzlich ist, Gelder für die Krone zu erheben ohne Bewilligung des Parlaments oder auf längere Zeit oder in andrer Weise als sie bewilligt sind; die Unterthanen sind berechtigt, Bittgesuche an den König zu richten und ungesetzlich sind alle Verhaftungen oder Verfolgungen wegen derselben; ungesetzlich ist das Aufbieten und Unterhalten eines stehenden Heeres im Königreich, wenn Frieden ist und das Parlament nicht zugestimmt hat; die Unterthanen, die Protestanten sind, dürfen zu ihrer Vertheidigung Waffen tragen, wie es ihrem Stand geziemt und durch das Gesetz gestattet ist; die Wahlen zum Parlament sind frei; die Freiheit der Rede, der Debatte und des Verfahrens im Parlament darf nicht angefochten werden außer im Hause selbst; Bürgschaften und Geldbußen dürfen nicht in übermäßiger Höhe gefordert, grausame und ungewöhnliche Strafen nicht verhängt werden; Schwurgerichte müssen ordnungsmäßig berufen und ernannt und Geschworene, die über Hochverrath zu erkennen haben, müssen Freisassen sein; Geldbußen und Strafen nachzulassen vor Ueberführung der Schuld, ist ungesetzlich; zur Abstellung aller Beschwerden, zur Besserung, Stärkung und Wahrung der Gesetze müssen die Parlamente häufig berufen werden. Die Bill of Rights fügte dem noch einen Artikel hinzu, von dem die ganze Zukunft des protestantischen Landes abhing; er lautete: Alle Personen, welche Gemeinschaft mit der römischen Kirche unterhalten oder eine papistische Ehe eingehen, sind ausgeschlossen und für immer unfähig erklärt, die Krone und Regierung dieses Reiches anzutreten, zu erben oder zu behalten; in all solchen Fällen soll die Bevölkerung dieser Reiche entbunden sein von der Treuepflicht und die Krone soll auf den nächsten Erben übergehen.[1])

Die Erklärung der Rechte forderte und die Bill der Rechte gewährte nicht alles das, was die 19 Anträge des langen Parlamentes im Jahre 1642 gewollt hatten; das Thronfolgegesetz vom Juni 1701 mußte noch bedeutungsvolle Ergänzungen schaffen; aber was nun noch fehlte, bedurfte keiner Gesetze mehr. Wenn das Königthum sich streng innerhalb der Schranken hielt, die ihm gezogen waren, das Parlament dagegen sich gewöhnte, alles das zu thun, was ihm die Krone nicht mehr wehren konnte, dann wuchs es thatsächlich auch ohne Gesetz in die ganze Machtfülle hinein, die den Verfassern jener Artikel vorgeschwebt und das ist denn auch unter den beiden ersten Georgen aus dem Hause Hannover geschehen. Der Künstler aber, der dies neue Gewohnheitsrecht zu begründen wußte, war Robert Walpole, der dauerhafte Minister von 1721 bis 1742.

Der Erfolg, den die Thronbesteigung der Welfen in England gehabt hat, war von den Begründern ihres Thronrechtes genau vorausgesehen und mit großer Umsicht von langer Hand her vorbereitet worden. Auf der einen

1) Hallam, Constitutional history of England from the accession of Henri VII. to the death of George II. London 1832. 3. ed. III, 141/42.

Seite haben die Whigs den Einklang der Interessen ihrer Partei mit denen des Landes außerordentlich geschickt zu verwerthen gewußt und andrerseits kann man die staatsmännische Befähigung der greisen Kurfürstin Sophie von Hannover und den Takt ihres genialen Berathers Leibniz nicht genug bewundern. Aber trotz aller Weisheit der Betheiligten, die in der That nicht einen einzigen falschen Schritt gethan haben, konnte das Schiff noch im Hafen scheitern, wenn zwei Todesfälle nicht gerade in dem Augenblick eintraten, in dem sie eingetreten sind.

Die Herzogin, nachherige Kurfürstin Sophie von Hannover, war die Enkelin König Jakobs I., als Tochter von dessen Tochter Elisabeth aus deren Ehe mit dem Winterkönig von Böhmen, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz; als eine Stuart würde sie das Schicksal, das die Ausschließungsklausel der Bill of Rights über den ganzen katholischen Zweig des Hauses verhängte, getheilt haben, wenn sie nicht ihrem protestantischen Bekenntniß treu geblieben wäre; auf diesem protestantischen Bekenntniß einzig und allein ruhte der Vorzug, der ihr vor einer großen Zahl näherer Verwandten des vertriebenen Königs eingeräumt ward. Vermöge ihres Bekenntnisses kam ihr Thronfolgerecht unmittelbar hinter dem der beiden protestantischen Töchter aus Jakobs II. erster Ehe mit der protestantischen Anna Hyde: Marie, Gemahlin Wilhelms von Oranien und Anna, Gemahlin des Prinzen Georg von Dänemark.

Nun war aber dieses Recht fürs erste nirgends urkundlich ausgesprochen. In der Bill of Rights stand Sophiens Name nicht. König Wilhelm hätte ihre Benennung sehr gern gesehen und Gilbert Burnet, der Bischof von Salisbury, hatte auch in diesem Sinne einen Entwurf für das Parlament gemacht, aber eben die Freunde der hannoverschen Erbfolge fanden nicht zeitgemäß, jetzt schon auf ihrer ausdrücklichen Anerkennung zu bestehen. So lange nun diese fehlte, hatte man in Hannover alle möglichen Wechselfälle zu befürchten und sowohl die alte Kurfürstin als Leibniz waren um die ganze Sache weit mehr besorgt, für ihr Gelingen weit rühriger thätig, als dies nach außen den Anschein haben durfte.[1]) Die Ausschließung der katholischen Stuarts war in Worten gegeben, die scheinbar an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig ließen, dennoch gaben sie zu Zweifeln und Fragen Veranlassung, die von Leibniz mit vollem Recht sehr ernsthaft genommen wurden. Am 19. März 1695 schrieb er dem englischen Diplomaten Stepney, der der eigentliche Vertrauensmann für diese Sache in England war: „Das Conventionsparlament hat beschlossen, daß ein Papist ausgeschlossen sei, desgleichen, daß ein Prinz oder eine Prinzessin von Geblüt keine Person heirathen dürfe, die der römischen Kirche angehört. Jetzt ist die Frage, ob die Kinder eines

1) Schaumann, Geschichte der Erwerbung der Krone Großbritanniens von Seiten des Hauses Hannover. Aus Akten und Urkunden des Archivs zu Hannover und den Manual-Akten Leibnizs. Hannover 1878. Vgl. Meinardus, Die Succession des Hauses Hannover in England, und Leibniz. Ein Beitrag zur Kritik des Dr. O. Klopp. Oldenburg 1878.

Prinzen von Geblüt, der Papist ist, mit ihrem Vater ausgeschlossen sind, so daß ihnen ein nachträglicher Uebertritt zum Protestantismus nichts helfen würde und ob die aus einer solchen verbotenen Ehe entsprossenen Kinder auch ausgeschlossen sind? Es scheint, daß diejenigen, welche geboren sind ohne Erbrecht zu haben, desselben für immer beraubt sein werden, ohne daß ihnen ein späterer Uebertritt ein Recht geben kann, das ihnen nicht angeboren war; das müßte aber im voraus geregelt sein, um Schwierigkeiten und Umgehungen vorzubeugen, welche die Nachkommenschaft umfassen und Religion und Staat gefährden könnten." Jakob II. war unwiderruflich ausgeschlossen, aber sein Sohn Jakob III., der nachherige Prätendent, konnte das Gesetz umgehen, indem er — wenn auch nur zum Schein — zum Protestantismus übertrat, wie ihm später von den Tories sehr dringend gerathen worden ist. Das war der eine Fall, der Hannover schwer beängstigte. Ein andrer Fall war möglich, der noch viel sicherer die ganze hannoversche Erbfolge im Keim erstickt hätte. Prinzessin Anna war von vielen Kindern ein Sohn am Leben geblieben, der Herzog von Gloucester. Wenn dieser ihr einziger Erbe mehr Lebenskraft bewies als seine Geschwister, wenn er heirathete und selber Kinder bekam, dann fiel jeder Grund weg, sich im Ausland überhaupt nach einer protestantischen Stuart umzusehen. Ja, wenn er nur die Zeit noch erlebte, wo seine Mutter als Königin sich der Whigs entledigte, dann konnten der noch immer nicht öffentlich anerkannten Erbin in Hannover sehr ernste, vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten erwachsen. Aber der Herzog von Gloucester starb, nachdem er eben das elfte Jahr vollendet hatte, am 10. August 1700, gerade zu der Zeit, wo König Wilhelm noch seinen ganzen Einfluß für die Feststellung der hannoverschen Thronfolge einsetzen konnte.

Auf seinen Vorschlag beschloß das Parlament, das im Februar 1701 zusammengetreten war, am 22. Juni, daß die Krone nach dem Tode des Königs Wilhelm auf Prinzessin Anna, nach deren kinderlosem Ableben aber auf die Kurfürstin Sophie von Hannover und deren protestantische Nachkommenschaft übergehen sollte. Diese Bestimmung bildete nur einen Theil der Parlamentsakte, welche in der Geschichte unter dem Namen act of settlement (Thronfolgegesetz) bekannt ist. Sie enthielt weiterhin 8 Artikel, welche speciell für die Kronerben aus Hannover bestimmt waren, und die Bill of Rights um so wichtige Ergänzungen bereicherten, daß die Engländer mit ihnen erst die Verfassungsgesetze des Königsreichs als abgeschlossen betrachten.

Die Bestimmungen waren folgende:

1) Wer immer in der Folge zum Besitz der Krone gelangt, soll sich zur Kirche von England, wie sie zu Recht besteht, bekennen.

2) Falls die Krone dieses Königreichs künftig an eine Person gelangt, welche dem Königreich England nicht durch Geburt angehört, so soll diese Nation nicht verpflichtet sein, irgend welchen Krieg zu übernehmen zur Vertheidigung von Besitzungen oder Ländern, welche nicht der Krone von England angehören, es sei denn unter Zustimmung des Parlaments.

3) Keine Person, welche hiernach zum Besitz dieser Krone gelangt, soll das Gebiet von England, Schottland und Irland verlassen dürfen ohne Zustimmung des Parlaments.

4) Sobald diese neuen Bestimmungen in Kraft treten, sollen alle Geschäfte und Sachen, welche zur guten Regierung dieses Reichs gehören und nach Gesetz und Herkommen desselben dem Befugnißkreis des geheimen Raths (privy council) zustehen, in diesem entschieden und alle von diesem getroffenen Entschließungen von demjenigen Mitglied des geheimen Raths unterzeichnet werden, welches den Rath und die Zustimmung dazu gegeben hat.

5) Von demselben Zeitpunkt an soll keine Person, welche außerhalb der Königreiche England, Schottland oder Irland oder der dazu gehörigen Länder geboren ist (wenn auch naturalisirt oder als Bürger aufgenommen — außer wenn die Eltern Engländer waren) fähig sein, im geheimen Rath zu sitzen oder Mitglied eines der beiden Häuser des Parlaments zu sein, oder irgend ein Amt oder Stelle, sei es im Staats- oder Heerdienst zu bekleiden oder eine Schenkung von Land, Pachtgut oder Erbgut für sich oder einen Andern durch die Krone zu erhalten.

6) Keine Person, die ein Amt oder eine besoldete Stelle unter dem König hat oder von der Krone eine Pension bezieht, soll fähig sein, im Hause der Gemeinen als Mitglied zu sitzen.

7) Von dem genannten Zeitpunkt an sollen die Bestallungen der Richter in Geltung bleiben, so lange deren Amtsführung tadellos ist (quam diu se bene gesserint), ihre Besoldungen sollen fest und sicher bestimmt sein; jedoch können sie auf eine Adresse beider Häuser des Parlaments entsetzt werden.

8) Keine Begnadigung unter dem großen Siegel von England ist rechtsgiltig gegenüber einer Anklage der Gemeinen im Parlament.[1])

So lautet das letzte große Verfassungsgesetz, welches in England zur Einschränkung der königlichen Gewalt erlassen worden ist.[2]) Die Verantwortlichkeit der Minister für alle Regierungsakte, die Unabhängigkeit der Richter von der Krone, die ausschließliche Gerichtsbarkeit des Parlaments über Minister und Richter: diese drei tief einschneidenden Grundsätze sind hier zum ersten Mal unzweideutig als Landesrecht ausgesprochen worden. Die Aussicht auf die Erbfolge des Hauses Hannover hat dazu Anlaß gegeben; erst wenn diese wirklich eintrat, sollten die neuen Bestimmungen in Kraft treten; diese eine Thatsache reicht aus, um die verfassungsgeschichtliche Bedeutung der neuen Dynastie ins Licht zu setzen.

Zwei der acht Artikel sind nachher wieder außer Kraft gesetzt worden. Der eine, der sechste, war ganz offenbar eine Uebereilung. Der Ausschluß

1) Hallam III, 247/48 ff. 2) The act of settlement was the seal of our constitutional laws, the complement of the revolution itself and the bill of rights, the last great statute which restrains the power of the crown and manifests, in any conspicuous degree, a jealousy of parliament in behalf of its own and the subjects privileges. Hallam III, 267/68.

sämmtlicher Beamten des Staates, also insbesondere der Minister vom Hause der Gemeinen, würde jede parlamentarische Verwaltung geradezu unmöglich gemacht haben. Ein solcher Beschluß war nur möglich in einer Versammlung, die den Stimmenkauf durch Aemterverleihung als einen erschreckenden Mißbrauch kennen gelernt hatte und als ein Denkmal der fürchterlichen Corruption, die unter den beiden letzten Stuarts und auch unter Wilhelm III. geherrscht haben muß, behält er sein historisches Gewicht. Fünf Jahre später sah das Parlament, daß es für den Gedanken, der ihm vorschwebte, einen ganz falschen Ausdruck gefunden hatte; es fand den allein richtigen, als es 1706 den Artikel aufhob und beschloß: jedes Mitglied, welches von der Krone ein Amt annimmt, muß, wenn es nicht eine höhere Stelle in der Armee ist, sein Abgeordnetenmandat niederlegen und sich einer Neuwahl unterwerfen.

Im Jahre 1716 wurde auch der dritte Artikel aufgehoben. König Georg bekam die Erlaubniß, ohne Befragung des Parlaments nach dem Festland zu reisen, so oft es ihm gut dünkte. Mit dem Recht, dem König die Reisen nach Hannover zu verwehren oder doch zu erschweren, gab das Parlament eine seiner wirksamsten Waffen aus der Hand, um England vor den Abenteuern der Welfenpolitik zu schützen. Hier war die Festsetzung eine weise, die Zurücknahme eine Uebereilung.

Das Thronfolgegesetz von 1701 erscheint uns heute als die unerschütterliche Grundlage des englischen Parlamentarismus und die ist es auch in der That geworden. Zur Zeit seiner Entstehung war es ein Gesetz, das sich von allen andern zu seinem großen Nachtheil dadurch unterschied, daß es zunächst gar nicht galt, sondern erst in einer nicht näher bestimmbaren Zukunft Geltung erhalten sollte; für den Fall nämlich, daß das Haus Hannover auf den Thron kam. Eine bestimmte Parteigruppirung hatte es in einem bestimmten Augenblick geschaffen; kein Mensch konnte wissen, wie nahe oder wie fern der Zeitpunkt war, wo in anderer Lage eine andere, vielleicht gerade umgekehrte Parteibildung nicht bloß, wie geschehen, einen einzelnen Artikel, sondern die ganze Akte widerrief. In dem Parteienkampf, der unter Königin Anna heftiger und leidenschaftlicher als je entbrennen sollte, hing ihr Schicksal davon ab, ob diejenige der beiden Parlamentsparteien, die in dem Gesetz politisch und kirchlich ihr Glaubensbekenntniß niedergelegt hatte, sich entschlossen zeigte, für das Haus Hannover mit all der Kraft und all dem Muthe zu kämpfen, womit eine nationale Dynastie gegen den Landesfeind, eine nationale Kirche gegen fremden Gewissensdruck, und nationales Recht gegen Despotismus vertheidigt sein wollen. Der Erbfolge des Hauses Hannover war formell ein klarer Rechtsboden endlich zu Theil geworden; ob dieser aber zur That und Wahrheit werden konnte, hing ab von der Haltung und den Schicksalen der Whigs; beide standen und fielen mit einander und es gab bange Zeiten, wo der Fall beider sehr nahe schien.

Der Sturz der ruhmvollen Verwaltung Godolphin-Marlborough, die schließlich das volle Gepräge eines Whigregiments angenommen hatte, im

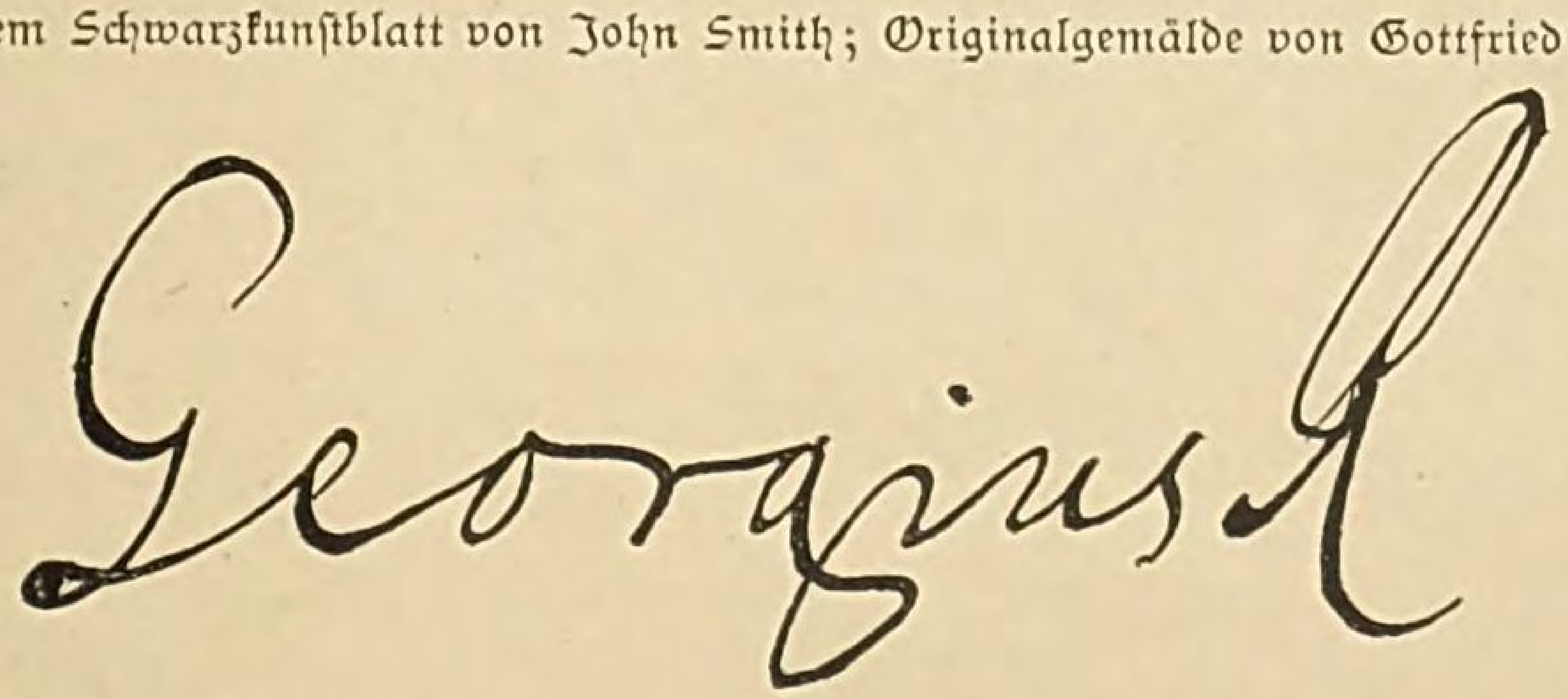
Jahr 1710 war ein Donnerschlag wie für die große Allianz, welche Ludwig XIV. gedemüthigt, so für die Hoffnungen der hannoverschen Partei. In einem Lande, wo durch armselige Weiberränke urplötzlich solch ein Umschwung möglich war, konnte nichts mehr für unmöglich gelten. Unter den Opfern dieser Katastrophe war Robert Walpole (geboren 1676), damals 34 Jahre alt, seit seinem frühen Eintritt in das Haus der Gemeinen im Jahr 1701 ein Whig von ausgesprochenster Parteigesinnung, seit 1708 als Kriegssekretär, seit 1709 als Schatzmeister der Marine, der thätigste Gehilfe einer Politik, deren Held Marlborough war, 1710 in dem Proceß gegen Sacheverel als entschlossener Verfechter der neuen Staatslehre bekannt, welche die Whigs aus der Revolution von 1688 ableiteten und nach dem Sturze seiner Partei, im Jahr 1711, in Folge einer skandalösen Tendenzanklage auf Treubruch und Bestechung, durch die Tories aus dem Parlament gestoßen und in den Tower geworfen.[1]) Die Partei, die den Krieg mit Frankreich nur durch einen sicheren und ehrenvollen Frieden beenden wollte, für die innere Freiheit Englands aber die Erbfolge des Hauses Hannover als einzige Bürgschaft betrachtete und beides durch die Verwaltung des genialen Bolingbroke tödtlich gefährdet sah, erhob Walpole als den Märtyrer ihrer guten Sache auf den Schild. Marlborough, Godolphin, Sunderland, Somers und Pulteney, die gefeierten Führer der Partei, besuchten ihn in seiner Haft; seine beredte Rechtfertigungsschrift widerlegte die schmähliche Anklage; eine vielgesungene Ballade pries ihn als „die Perle im Tower". In dem neuen Parlament, das im Februar 1714 zusammen trat, erschien er an der Spitze der Opposition; bekämpfte den Friedensschluß, die Gründung der Südseegesellschaft, den Handelsvertrag mit Frankreich, die Schismabill, und vertheidigte in glänzenden Reden den Schriftsteller Steele, dem die Tories wegen der Schrift: „Der Engländer und die Krisis" im Parlament den Proceß machten. „Steele," sagte er, „wird nur angegriffen, weil er der Anwalt der protestantischen Erbfolge ist; die Sache, die er so geschickt vertheidigt, ist sein Verbrechen; durch ihn hindurch soll die Erbfolge verwundet werden; seine Bestrafung wird ein Anzeichen sein, daß die Erbfolge in Gefahr ist; mit dieser Anklage fühlen die Minister dem Parlament den Puls, um zu sehen, wie weit sie gehen dürfen." Steele wurde in der That verurtheilt und aus dem Hause gestoßen. Walpole erwartete eine Bill, in welcher öffentlich das Thronfolgegesetz von 1701 zurückgenommen ward, sobald die geheimen Vorbereitungen beendigt sein würden, von denen er ganz sichere Kenntniß hatte. Königin Anna stand mit ihren Bruder Jakob III. in beständigem, innigem Briefverkehr; sie liebte ihn ebenso aufrichtig, als sie die Welfen von Hannover haßte; und beides war durchaus kein Geheimniß, insbesondere die Kurfürstin hat diese Abneigung bis zu ihrem Tode am 8. Juni 1714 empfindlich genug erfahren. Die

1) William Coxe, Memoirs of the life and administration of Sir Robert Walpole, Earl of Oxford. London 1816. I.



König Georg I. von England.

Nach dem Schwarzkunstblatt von John Smith; Originalgemälde von Gottfried Kneller.



Tories an sich waren keineswegs jakobitisch gesinnt, aber Lord Bolingbroke und der Herzog von Ormond waren es ganz entschieden, und diesen wäre mit dem lauwarmen Harley die ganze Partei gefolgt, wenn der Prätendent, wie ihm immer dringender vorgeschlagen ward, sich dazu verstand, ernstlich oder nur zum Schein Protestant zu werden, sich dem Schutze Ludwigs XIV. zu entziehen, eine Protestantin zu heirathen und in Schweden seinen Wohnsitz zu nehmen. Selbst die öffentliche Erklärung des Prätendenten, daß er einen so unwürdigen Schritt niemals thun werde, machte den gefährlichen Umtrieben der Jakobiten keineswegs ein Ende; die Entlassung Harleys am 27. Juli führte eine Cabinetskrisis herbei, die das nunmehrige Haupt der Regierung, Bolingbroke, benutzen wollte, um eine Verwaltung aus lauter Jakobiten vom reinsten Vollblut zu bilden; ohne Zweifel hätte diese dem Prätendenten, wenn er mit 10,000 Mann in der Themse erschien, Krone und Reich überliefert, und so stand England an der „gefährlichen Ecke" des Bürgerkriegs, als der Tod der Königin Anna am 1. August all diese Träume zerstörte. Lord Bolingbroke war wie zerschmettert, seine Mitverschworenen vollständig betäubt; die feierliche Ausrufung König Georg I. durch die Lordoberrichter fand statt in London, Edinburg und Dublin, überall ohne Zwischenfall; am 18. September 1714 landete der neue König in Greenwich und seine erste That war die Ernennung eines Ministeriums, das die Whigs und diese ausschließlich zur Verwaltung des Landes berief.

Damit war ein Parteiregiment eingeleitet, wie es im parlamentarischen England noch nie erlebt worden war. König Georg persönlich war wie dazu geschaffen, diese und keine andere Verwaltungsweise sich einleben zu lassen. Ein Monarch, der im Lande fremd war und ihm fremd blieb bis an sein Ende, war dazu unentbehrlich. Nur ein solcher konnte als ganz selbstverständlich betrachten, daß seine Rolle keine andere sein dürfe, als eben die, welche, wie Karl I., jeder Stuart als eine Entwürdigung zurückgewiesen hätte. Der vierundfünfzigjährige Kurfürst von Hannover war zufrieden mit der Herrschergewalt, die ihm in seinem Heimathlande zustand und sah den rein äußerlichen Glanz, den ihm die Krone von Großbritannien darbot, als eine sehr angenehme, aber auch völlig ausreichende Versorgung an. Um den Schattenkönig von England vorzustellen, brauchte er nichts als einen Körper mit geraden Gliedern und fünf gesunden Sinnen. Die fleißige Hand, die nicht müde wurde zu unterzeichnen, was seine Minister geschrieben, er selbst nicht einmal gelesen hatte, gereichte ihm zur besondern Empfehlung. Irgend etwas, das die Augen der Nation auf das angebliche Oberhaupt des Staates gelenkt hätte, besaß er nicht; irgend welchen Drang sich zu zeigen, sich huldigen zu lassen, hatte er auch nicht; ausdruckslos in seinen Zügen, ohne Anmuth oder Würde in seiner Haltung, plump, ungeschickt in Benehmen und Bewegungen hatte er selbst das Gefühl, daß er am Besten thue, sich öffentlich so selten sehen zu lassen, als das irgend anging. Von der Sprache Englands verstand er nicht ein Wort. Mit seinem Cabinet zu berathen oder gar dessen

Berathung zu lenken, war ihm folglich ganz unmöglich; außer in schlechtem Lateinisch konnte er sich mit seinen Ministern unmittelbar gar nicht verständigen; nicht einmal geschriebenes Englisch abzulesen war er im Stande. Als er sein erstes Parlament in Person eröffnete, verlas der Lordkanzler die Thronrede, und die Majestät stand wie ein Taubstummer dabei. Anschaulicher als in diesem Bilde konnte die Puppe, die sich König Georg I. nannte, dem Lande nicht vorgeführt werden. Mehr als der Erbweisheit der Väter hat die Freiheit der Engländer einem König zu danken, der in bewunderungswürdiger Weise dazu ausgestattet war, als Aushängeschild an einem Hause zu prangen, in dem sie selber die Herren waren und niemand außer ihnen.

Das neue Whigcabinet Townshend-Stanhope zögerte nicht mit der öffentlichen Erklärung aufzutreten, daß das Heil des Landes und die Herrschaft seiner Partei eine und dieselbe Sache sei. Gleichzeitig mit der Auflösung des alten Parlamentes erließ es im Januar 1715 einen Wahlaufruf, der die Wähler ermahnte, die Männer in das neue Parlament zu schicken, „die der protestantischen Erbfolge, als sie in Gefahr war, feste Treue bewiesen hätten". Noch nie hatte eine Regierung so scheulos die Fahne der Partei im Wahlfeldzug entfaltet, aber vor wenig Monden erst hatte ein unkluges Manifest des Prätendenten die Hoffnungen enthüllt, zu denen ihn Königin Anna ermuthigt hatte[1]) und — die Wahlflecken thaten ihre Schuldigkeit. Eine gewaltige Mehrheit von Whigs ging aus den Neuwahlen hervor und nichts ist drolliger als das Staunen der Engländer über die schroffen Wechsel in den Stimmungen der Wählerschaften, die seit 1709 drei Mal umgeschlagen waren, erst den Whigs, dann den Tories und jetzt wieder den Whigs die Mehrheit gaben, während sie doch selbst am Besten wissen müssen, was die Patronage, die Bestechung und die „verrotteten Burgflecken" für die freien Parlamentswahlen damals bedeuteten und heute noch bedeuten.

In Europa hatte der neue König von England nicht einen Freund, außer dem König Friedrich Wilhelm von Preußen, der sein Schwiegersohn war, aber gleichwohl zwischen Freundschaft und Bündniß sehr scharf zu unterscheiden wußte. Frankreich und Spanien waren die Helfershelfer des Prätendenten, der in Schottland und Irland Tausende kampfbereiter Anhänger zählte und unter dem Landadel und dem Clerus Englands viele heimliche Freunde hatte; auf die Generalstaaten war kein Verlaß, und Kaiser Karl VI. gegen die, die ihn zum Frieden gezwungen hatten, in einer Stimmung, als hätte er nur einen Waffenstillstand geschlossen. Wunderbar war es nun, wie die Gunst des Schicksals die Feinde Georgs theils von der Bühne fegte, theils in Freunde und Bundesgenossen verwandelte. Der Tod Ludwigs XIV. am 1. September 1715 entfernte die größte Gefahr, die hinter der Verschwörung der Jakobiten lauerte; am 15. November desselben Jahres kam unter Englands Vermittlung in Antwerpen der dritte, abschließende Barriere-

1) Mahon, History of England 1713—1783. I. c. 4.

vertrag zu Stande, in dem Oesterreich sich endlich herbeiließ, die spanischen Niederlande zu übernehmen und gemeinschaftlich mit den Generalstaaten gegen Frankreich zu vertheidigen; damit erst kam diesem gegenüber das Friedenswerk von Utrecht wirklich zum Abschluß.[1]) Anfang 1716 verblutete sich die Schilderhebung der Jakobiten in Schottland;[2]) noch in demselben Jahr gelang mit dem Regenten von Frankreich der Bündnißvertrag von Hannover, aus dem am 4. Januar 1717 der Haager Dreimächtebund hervorging.[3]) Im Kampf mit dem Spanien des Cardinals Alberoni bestand diese Allianz 1718 und 1719 zu Wasser und zu Land siegreich die Feuerprobe:[4]) der 17. Februar 1720 erhob den Viermächtebund zur Weltmacht in Westeuropa, nachdem das zerschlagene Schwedenreich bereits in dem Stockholmer Vertrag vom 22. Juli 1719 Bremen und Verden an das Kurfürstenthum Hannover hatte abtreten müssen. Diese kostbare Beute war in Sicherheit, indeß Czar Peter den Raubkrieg gegen Schweden fortsetzte, bis der Frieden von Nystadt 10. Sept. 1721 den vollständigen Sturz der von Gustav Adolf und Oxenstjerna gegründeten baltischen Großmacht besiegelte. Ueber alles Erwarten glänzend hatte die neue Dynastie sich in das Concert der Großmächte eingeführt. Zu Hause nicht beliebt und auch nicht werth beliebt zu sein, in allen englischen Dingen völlig ohnmächtig und thatlos einem souveränen Parlament gegenüber, dabei von innen und von außen her durch unermüdliche Verschwörer unaufhörlich bedroht, hatte sie auf dem Festland ein Bündniß nach dem andern geschlossen und für Hannover Eroberungen gemacht, durch Waffenthaten, die von Dänen, Preußen und Russen verrichtet worden waren, auf den Meeren im Süden und im Norden aber die Alleinherrschaft der englischen Flagge sich begründen sehen, während ihr Thronrecht nunmehr von allen Mächten gewährleistet war. Was fortan englische Politik hieß, bestand in dem Wetteifer von Dynastie und Parlament, die so wohlfeilen Kaufs gewonnene Weltstellung zu behaupten, zu erweitern und auszubeuten nach dem freien Belieben eines Geldadels von unersättlicher Gier, von punischer Treue und römischer Brutalität.

Während der Jahre, da die auswärtige Politik Englands wie von Geisterhänden beflügelt Erfolg auf Erfolg davon trug, hatte es — zum ersten Mal seit 1694 — ein „langes Parlament"; die Whigs, die im Jahre 1715 in hellen Haufen nach Westminster gekommen waren, hatten im Jahre darauf für gut befunden, ihre Mandate, die nach dem Gesetz von 1694 nur auf drei Jahre galten, auf sieben Jahre zu verlängern und ein für alle Mal an Stelle der damals festgestellten dreijährigen Parlamente siebenjährige einzuführen. Für die Verlängerung der Parlamentsdauer ließen sich gute sachliche Gründe anführen, die nicht bloß für das damalige England Geltung hatten. Was haben denn, konnte Richard Steele fragen, die dreijährigen Parlamente geleistet? Das erste Jahr gehörte den Rachebeschlüssen wegen der letzten Wahlen; das zweite brachte kein ernstes unbefangenes Eingehen auf die Ge-

1) Garden II, 351 ff. 2) S. S. 45. 3) S. S. 46/47. 4) S. S. 58.

schäfte, und im dritten ward Alles durch die Furcht vor den Neuwahlen gestört. England glich einem Schiff, das auf hoher See in Noth geräth; Steuermann und Matrosen haben alle Hände voll zu thun, damit das Fahrzeug nicht sinkt; alle Kunst der Schiffahrt ist nutzlos, an Segeln ist nicht zu denken.[1]) Das Recht des Parlaments, solche Verlängerung zu beschließen, war außer Zweifel; denn wer konnte ihm das Recht bestreiten zu sagen: die Verfassung bin ich? Nur blinder Parteigeist konnte die Reform an sich verfassungswidrig nennen. Dem Rechtsgelehrten dagegen mußte allerdings die Frage ernstes Bedenken erregen, ob die augenblickliche Mehrheit des Parlaments ein Gesetz mit rückwirkender Kraft für sich selber machen durfte? Dies Bedenken schlug die politische Erwägung der außerordentlich gespannten Lage des Landes nieder. Die Jakobiten waren wohl geschlagen, aber weder vernichtet noch entmuthigt, vielmehr durch Hochverrathsprocesse und Hinrichtungen aufs äußerste gereizt. Je rücksichtsloser der Parteihaß der Whigs unter Walpoles Führung gegen die Häupter der besiegten Sache gewüthet hatte, desto richtiger war die Befürchtung vor einem mächtigen Rückschlag. Unter solchen Umständen war von allgemeinen Neuwahlen im Jahre 1717 in der That das Schlimmste zu fürchten. Am 26. April 1716 wurde das Siebenjährigkeitsgesetz vom Unterhause in dritter Lesung mit großer Mehrheit angenommen. Inzwischen hatte König Georg und sein Hof allerlei Eigenthümlichkeiten offenbart, die an sich sehr unerfreulicher Art, von einigen Unbequemlichkeiten abgesehen, immerhin den Vortheil hatten, daß dies Königthum nicht aufhörte als ein fremdes empfunden zu werden und folglich all die Gefahren weit in die Ferne rückte, mit denen das mächtige Ansehen einer nationalen Monarchie die Autorität des Parlaments bedrohen konnte. Der König lebte mit seinem Sohn, dem Prinzen von Wales, in einer beständigen Zänkerei, die den Hof nie zur Ruhe kommen ließ und seitdem eine Erbtugend des Hauses Hannover geblieben ist. „Diese Familie," sagte Lord Carteret einmal im Ministerrath, „hat sich gezankt und wird sich zanken von Geschlecht zu Geschlecht." Der König war ferner geplagt von einem ewigen Heimweh nach Schloß Herrenhausen, nur gedämpft durch die Angst vor dem Einfluß, den während seiner Abwesenheit der Thronfolger gewinnen könnte. Für König Georg war jede Reise nach Hannover eine Rückkehr aus einem glänzenden Exil in die Heimath, wo er das war, was er in England nicht sein durfte, nämlich ein souveräner Herr, Kurfürst des heiligen römischen Reichs und Gebieter eines Landes, das mit Englands Hilfe wachsen und wachsen sollte, bis es zur Großmacht in Norddeutschland geworden war. Nicht an den Ehrgeiz des Kurfürsten von Hannover, dessen diplomatische Thätigkeit auf dem Festlande sich jeder Bewachung entzog, nur an den unschädlichen König von England, dem man das Privatvergnügen so erfrischender Erholungsreisen nicht stören solle, dachte das Parlament, als es, statt einen Urlaub zu geben

1) Mahon I, c. 6.

und sich dabei die Urlaubsertheilung von Fall zu Fall vorzubehalten, das Reiseverbot des Thronfolgegesetzes einfach zurücknahm. Daß das geschah ohne ein einziges Wort des Widerspruchs, unter einmüthiger Zustimmung beider Parteien, war der schlagendste Beweis der Wahrheit, daß es für die innere Wohlfahrt Englands in der That ganz gleichgiltig schien, ob sein Staatsoberhaupt sich diesseits oder jenseits des Canales befand, mochte auch die Wolkenbildung am europäischen Himmel so unsicher sein wie im Juli 1716, da er seine erste und im Frühjahr 1719, als er seine zweite Reise nach Hannover machte.

Eine ernste Gefahr dagegen, allerdings nicht für die Freiheit Englands, wohl aber für die Einheit der regierenden Partei, war mit König Georg nach England gekommen: das waren die landfremden Günstlinge beiderlei Geschlechts, die er aus Hannover mitgebracht und die sich — so sagen die Engländer — gleich halbverhungerten Raubvögeln in dem reichen England niedergelassen hatten. Da waren zwei Maitressen: die Baronin Schulenburg und die Baronin Kielmannsegge, jene häßlich, diese schön, nach Titeln und Reichthümern eine gieriger als die andre; jene brachte es bis zur Herzogin von Kendal, diese bis zur Gräfin Darlington. Da waren zwei Hannoveraner als Minister, ein Baron Bothmer und ein Herr von Bernstorff, die wie die Günstlinge Wilhelms III. auf glänzende Versorgungen in England rechneten und den Ausschließungsartikel des Thronfolgegesetzes wie eine persönliche Beleidigung empfanden. Dazu kam der Franzose Robethon, der als Geheimsekretär mit persönlichen Empfehlungen bei dem sprachunkundigen König einen schmählichen Handel trieb und mit jedem Minister, der ihm nicht gefällig war, den Krieg der Ränke begann. Nehmen wir noch die zwei Leibtürken Mustapha und Mahomet hinzu, die Georg einst als Kurprinz aus dem Ungarnkriege mit nach Hannover genommen und die Graf Broglie in einer Depesche an den französischen Hof als sehr einflußreiche Männer beim König von England bezeichnet, so ist das Verzeichniß der Fremdenlegion fertig, die den König von England von den Engländern trennte und häufig durch unenglische Politik, immer aber durch unanständige Habsucht und persönliche Ränke den Ministern Sr. Majestät das Leben sauer machte. W. Coxe sagt: diese Maitressen, Minister und Günstlinge, die aus einem armen Kurfürstenthum kamen, betrachteten England wie ein Land der Verheißung und zugleich als eine so unsichere Beute, daß sie glaubten, ihre Reichthümer nicht schnell genug erraffen zu können. Zu diesem Behuf verkauften sie den Einfluß auf ihren Gebieter um hohen Preis und verfügten über alle Stellen und Auszeichnungen, die der König ohne Einmischung seiner englischen Minister vergeben konnte. Ihre Käuflichkeit erreichte eine solche Höhe, daß Walpole gegen sie einschreiten mußte; aber der König schützte den Unfug und erwiderte lächelnd: „Ich nehme an, daß Sie Ihre Empfehlungen sich auch bezahlen lassen.“[1])

1) Walpole I, 155 (nach dessen eigenen Mittheilungen).

Die Händel mit dieser unsaubren Gesellschaft ebenso sehr als Zerwürfnisse über Richtung und Kosten der welfischen Hauspolitik des Königs haben das erste Whigministerium gesprengt (April 1717) und Townshend und Robert Walpole, der erster Lord des Schatzes und Kanzler der Schatzkammer gewesen war, mit ihrem gesammten Anhang in die Opposition getrieben. Die Verwaltung Stanhope-Sunderland wurde durch den Widerstand aus dem Lager der eigenen Partei in der inneren Politik mehrfach gelähmt; die sehr zweckmäßige Peeragebill, welche dem Peersernennungsrecht des Königs bestimmte Schranken setzen sollte, fiel im December 1719 durch den dröhnenden Widerspruch derselben Whigs, die einst wider Harleys Unfug mit Peersernennungen so leidenschaftlich gedonnert hatten. Ihre auswärtige Politik dagegen ging ohne Störung ihren siegreichen Gang. Auf der Höhe ihres Ruhms und ihres Glückes ward diese Verwaltung durch ein großes Nationalunglück im Jahre 1720 zu Fall gebracht, und nun ward Walpole zu der Stelle erhoben, die er fortan über zwanzig Jahre behaupten sollte.

II. Robert Walpole und der Parlamentarismus im Dienste des Capitals, der Industrie und des Welthandels.[1])

Man lernt milder urtheilen über den tollen Schwindel, der in den Jahren 1719 und 1720 das unglückliche Frankreich erfaßt hatte, wenn man sieht, daß ganz derselbe Schwindel, nur noch ärger, in England und Holland hauste und zwar zu der Zeit, wo in Frankreich der Krach schon begonnen hatte. Die geheimnißvolle Macht einerseits des Credits, andererseits der Capitalvereinigung (Association) wirkte zusammen mit den lockenden Bildern märchenhafter Reichthümer, die die Schiffahrt jenseits der Meere in fernen Wunderlanden aufgeschlossen haben sollte, um ein Fieber der Gewinnsucht und der Spielwuth zu erzeugen, das gleich einer Seuche auch die gesunden Völker gesunder Staaten ergriff. Den Franzosen gereichte zur Entschuldigung die völlige Neuheit der Sache und der brutale Zwang, den die Staatsgewalt übte, als sie das wirkliche Geld planmäßig entwerthete und das scheinbare Geld mit Gewalt an seine Stelle setzte. Engländer und Holländer aber waren seit lange mit all dem vertraut, was in Frankreich so neu war und eine Staatsgewalt, die, so wie hier, hätte zwingen können, selbst wenn sie wollte, gab es dort nicht. Dagegen muß hervorgehoben werden, daß das Parlament in England wenigstens Alles, was in seiner Macht stand, gethan hat, um den Schwindel zu fördern, während in Holland die Aktiengesellschaften, ganz wie in unseren Tagen, rein als private Unternehmungen aufgetreten sind.

Wie in Frankreich hat auch in England die Rückzahlung der Staatsschulden das Privatcapital auf das hohe Meer der Spekulation hinausgetrieben; aber das schamlose Gründerthum, das sofort daneben aufschoß, war eine Pflanze rein englischen Ursprungs.

Die Südseegesellschaft, durch Parlamentsakte vom 1. August 1711 gegründet, hatte mit ihren Handelsvorrechten bisher nur bescheidene Geschäfte gemacht: denn die Länder, die ihr jenseits des Festlandes von Amerika als Eigenthum zugesprochen waren, mußten erst erobert werden, und der Handel mit den

1) W. Coxe, Memoirs of the life and administration of Sir Robert Walpole, Earl of Oxford. London 1816. II. — Lord Mahon, History of England 1713–1783. II. — Lecky, Geschichte Englands im 18. Jahrh. Deutsch von Löwe. Leipzig, Heidelberg 1879. I. Bd.

spanischen Colonien gewann durch den Frieden von Utrecht nichts weiter als das Recht, zum Zweck der Einfuhr von Negersclaven jährlich ein einziges Schiff von 500 Tonnen hinüberzuschicken, von dessen Gewinn aber ein beträchtlicher Theil dem König von Spanien abgegeben werden mußte. Ihr erstes Jahresschiff ging im Jahre 1717 ab, aber schon im Jahre darauf brach der Krieg mit Spanien aus, den Alberoni durch Wegnahme aller englischen Waaren und Schiffe in den spanischen Häfen eröffnete. Der Urheber jener Parlamentsakte war Harley, Graf Oxford, damals erster Lord des Schatzamts; die Tories nannten die Südseegesellschaft sein Meisterstück, aber von den Wundern, die er prophezeit hatte, war noch keines geschehen; immerhin standen die Papiere der Gesellschaft hoch im Course, die Bank von England hatte an ihr einen mächtigen Nebenbuhler, und die Eifersucht der Bank verdarb der Südseegesellschaft das erste großartige Geschäft, das sie im Jahre 1720 übernahm.

Am 22. Januar dieses Jahres nahm das Haus der Gemeinen, als Ausschuß versammelt, d. h. in geheimer Sitzung, Kenntniß von einem Plan, den der Kanzler der Schatzkammer, Aislabie, mit dem Direktor der Südseegesellschaft, John Blunt, festgestellt hatte, um die unkündbaren Annuitäten zurückzukaufen, welche unter den Regierungen Wilhelms und Annas auf 89, 96, 99 Jahre ausgegeben worden waren und die jetzt nahezu 800,000 Pfund St. jährlich betrugen. Das Haus fand die Kaufbedingungen der Gesellschaft nicht vortheilhaft genug und beschloß, Angebote anderer Gesellschaften zuzulassen. Da meldete sich die Bank von England; hatte die Südseegesellschaft 3,500,000 Pfd. geboten, so bot die Bank 5,500,000; nun that die erstere das ungeheure Angebot von 7,567,500 Pf. und zu diesem Preise ward ihr der Zuschlag ertheilt.

Am 29. Mai machte die Südseegesellschaft den Annuitätenbesitzern das Anerbieten, ihnen ihre Papiere mit dem Betrag von $8\frac{1}{4}$ Jahresrenten abzukaufen; wer darauf einging, verzichtete für sich, seine Kinder und Kindeskinder auf eine ganz sichere Jahresrente, z. B. von 100 Pfund, und bekam dafür ein baares Capital von 825 Pfund. Zu einem so handgreiflich schlechten Tausch entschließt sich ein Rentner nur in zwei Fällen: entweder er wird dazu gezwungen, wenn der Staat, wie in Frankreich damals, die alten Renten nicht mehr zahlen will, oder er wird verleitet durch die Hoffnung auf ungeheuren Gewinn. Der erste Fall fand hier nicht statt, denn die Annuitätenbesitzer konnten behalten oder verkaufen nach Belieben; folglich war es nur einem krankhaften Spekulationsdrang zuzuschreiben, wenn binnen 6 Tagen von sämmtlichen Annuitätenbesitzern $\frac{2}{3}$ auf den Vorschlag eingegangen waren und zwar unmittelbar, nachdem in Paris mit dem Dekret vom 21. Mai die Katastrophe bereits begonnen hatte. Die Papiere der Südseegesellschaft stiegen im Nu von 130 auf 300, im August erreichten sie den Cours von 1000. Das kleine Capital konnte diesem Fluge nicht folgen; seiner erbarmte sich eine Legion von Gründern, die wie Pilze aus der Erde schossen und für ganz

kleine Anzahlungen Antheile an märchenhaften Geldgewinnsten auf offenem Markte feilboten. Die Zwecke, denen diese zahllosen Gesellschaften dienen wollten, waren ebenso gemeinnützig als sinnreich; die eine wollte Süßwasser aus Meerwasser herstellen, eine andere Silber aus Blei gewinnen, eine dritte Quecksilber in hämmerbares Metall verwandeln, eine vierte den Handel mit Menschenhaar in Schwung bringen und eine fünfte das noch immer nicht entdeckte Perpetuum Mobile endlich erfinden. Ein Schalk, der den Unsinn lächerlich machen wollte, forderte zur Gründung einer Gesellschaft auf, um Sägespäne einzuschmelzen und daraus Dielen ohne Astlöcher zu gießen; aber sein Hohn ward nicht verstanden, er wäre ein steinreicher Mann geworden, wenn er Zeichnungen angenommen hätte, wie jener Schlaukopf, der an einem Morgen 2000 Guineen gewann für ein geheimnißvolles Unternehmen, dessen Zweck zu gelegener Zeit enthüllt werden sollte und der mit seinem Raube schon am Nachmittag unenthüllt zu verschwinden wußte. Kein Brite kann ohne Zorn und Scham dieser Zeit der „Seifenblasen" (bubbles) gedenken, da die Change Alley zu London denselben Anblick bot wie die Straße Quincampoix in Paris, da hier auf offener Straße alle Stände und Parteien, Whigs und Tories, Landjunker und Börsenjobber, Hochkirchliche und Dissenters durcheinander schrieen und tobten wie in einem Tollhaus und der höchste Adel des Landes, den Prinzen von Wales an der Spitze, den Namen hergab zu schamlosen Schwindeleien.[1])

Die Südseegesellschaft, die das ganze Treiben angefangen, war es auch, die ihm ein Ende machte, allerdings ohne zu wissen, was sie that. Die freien Gründervereine, die so üppig ins Kraut geschossen waren, hatten keinerlei gesetzliches Recht aufs Dasein und das hatte eine königliche Proclamation eben vor Schluß des Parlaments nachdrücklich ausgesprochen; auf Grund dieser Akte gingen die Direktoren der Südseegesellschaft gegen die wilden Gründer mit gerichtlichen Klagen vor; denn, dachte der bibelfeste Blunt, theilen läßt sich das Kind nicht; das Recht, die Nation zu beschwindeln, gebührt uns allein. Es war eine Kleinigkeit, diese luftigen Kartenhäuser umzuwerfen, aber unmöglich das Mißtrauen, die Angst, nachdem sie einmal erwacht, wieder zu beschwichtigen. Der Cours von 1000, den die Papiere der Südseegesellschaft im August erreicht hatten, war ja ganz derselben Bethörung abgewonnen worden, der all die Seifenblasengründungen ihr flüchtiges Dasein verdankten. Als der gesunde Menschenverstand zurückkehrte, als die Trunkenen nüchtern wurden und wieder zu rechnen begannen, da brach der ganze Himmel von erträumten Reichthümern zusammen; die Papierbesitzer stürmten die Zahlungsstellen auch der Südseegesellschaft, um baar Geld statt ihrer Scheine zu erlangen; Anfang September begann das Sinken; in ein paar Wochen standen die Südseepapiere auf 400 und noch einige Wochen später wieder auf 130, d. h. da, wo sie vor Ausbruch des Schwindels ge-

1) Mahon II, c. 11.

standen hatten; jeder Schritt auf diesem Rückweg aber war mit dem Ruin von Tausenden, mit Bankrott und Verzweiflung bezeichnet. Das Land glich einem mit Trümmern, Leichen und wimmernden Verwundeten bedeckten Schlachtfeld, als König Georg am 9. November aus Hannover zurückkam und ein allgemeiner Schrei nach Rache und Vergeltung begrüßte das Parlament, das am 8. December wieder zusammentrat.

Aller Augen richteten sich auf Robert Walpole, der für einen ausgezeichneten Finanzmann galt, als Gegner des Geschäftes mit der Südseegesellschaft bekannt und zur Zeit, da es abgeschlossen ward, nicht Mitglied der Regierung gewesen war. In der That hatte er jenen Plan bekämpft und dafür die Anträge der Bank von England empfohlen; die Concurrenz, die den Kaufpreis auf $7\frac{1}{2}$ Millionen Pfund hinauftrieb, war mit sein Werk. Allein so principieller Natur, wie man später annahm, war seine Opposition gegen das Ministerium keineswegs; denn ganz kurz nachdem der von ihm bekämpfte Plan durchgegangen war, näherte er sich der Regierung, unterstützte am 6. Mai einen Antrag auf Erlaß einer Dankadresse an den König, und nahm am 4. Juni den Posten eines paymaster of the forces in der Verwaltung selber an, was er sicher unterlassen haben würde, wenn er den Zusammenbruch vorhergesehen hätte, dem dieselbe zutrieb. Während des Schwindels hatte er ruhig Blut behalten und als die Südseepapiere auf 1000 standen, sich gesagt: höher steigen können sie nicht, wohl aber fallen, folglich verkaufen wir. Dadurch hatte er ein glänzendes Geschäft gemacht, während Lord Sunderland mit unzähligen Anderen den rechten Augenblick verpaßt und große Verluste erlitten hatte. Nach alle dem war er weder der Prophet noch der Cato gewesen, den seine Bewunderer aus ihm machen wollten; auch ist der rettende Finanzplan, den er am 21. December einbrachte und mit außerordentlicher Beredsamkeit in beiden Häusern durchsetzte, nie zur Ausführung gelangt. Immerhin zeigte er in diesen schweren Tagen die Haltung eines Staatsmannes, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Dem unsinnigen Rachegeheul, das sich in der Adreßdebatte Luft machte, erwiderte er sehr richtig: erst löschen, ehe wir nach den Brandstiftern fragen. Den Sturm wider Direktoren und Gönner der Südseegesellschaft, der zwischen Verdacht und Beweis nicht mehr unterschied und Schuldige wie Unschuldige mit gleicher Vernichtung bedrohte, machte er nicht mit; wo er konnte, griff er mäßigend und zur Besonnenheit mahnend ein. Während dieser stürmischen Tage starb Lord Stanhope, ein Minister, dessen Rechtschaffenheit über jede Versuchung erhaben war; statt seiner übernahm Townshend das Auswärtige, Aislabie und Sunderland mußten ihren Aemtern entsagen; der erstere, der offenbaren Bestechung überführt, wurde außerdem aus dem Hause gestoßen und in den Tower geworfen; der letztere starb im Jahr darauf. Der Erbe ihrer Aemter ward Walpole, der als erster Lord des Schatzes und Kanzler der Schatzkammer die Gesammtleitung der Finanzen übernommen hatte; sein Werk war die Wiederherstellung des Credits mittelst eines Ausgleichs, durch

welchen die Südseegesellschaft von ihren Zahlungsverpflichtungen an den Staat befreit, und die Eigenthümer ihrer Papiere mit 33 % abgefunden wurden. Trotz des Geschreis, das über diese Abmachung erhoben ward, kehrte die Whigpartei aus den Neuwahlen vom März 1722 mit überwältigender Mehrheit zurück und die Bahn war frei für die langjährige Verwaltung, die durch Robert Walpole ihr Gepräge empfangen sollte.

Das Programm seiner Verwaltung hatte er schon in der epochemachenden Thronrede vom 19. Oktober 1721 ausgesprochen, als das erste siebenjährige Parlament zu seiner letzten Tagung zusammentrat; sie enthielt das Glaubensbekenntniß, das durch ihn zum Inhalt aller englischen Politik gemacht worden ist und sich als solcher behauptet hat bis zum heutigen Tage; sie verdient deßhalb weit größere Aufmerksamkeit, als sie bei den englischen Historikern durchweg gefunden hat. Mit Stolz durfte die Regierung hinweisen auf die glückliche Lage, welche durch die Erneuerung der Handelsverträge mit Spanien einerseits und den Abschluß des Friedens zwischen Rußland und Schweden andererseits nach zwanzig Jahren fast unausgesetzter Kriege jetzt endlich in Europa fest begründet schien.



Robert Walpole.
Nach dem Schwarzkunstblatt von G. White; 1715.

„In dieser Lage der Dinge," hieß es, „würden wir eine schwere Pflichtvergessenheit wider uns selbst begehen, wollten wir versäumen, die günstige Gelegenheit, welche uns diese allgemeine Ruhe darbietet, zur Ausdehnung unseres Handels zu benutzen, auf dem der Reichthum und die Größe dieser Nation vorwiegend beruht. Es ist augenfällig, daß es zur Erreichung eines so allgemein wohlthätigen Gutes kein sichereres Mittel gibt, als die Ausfuhr unserer Manufakturen einerseits und die Einfuhr der dazu er-

forderlichen Rohstoffe andrerseits so bequem und so leicht als möglich zu machen; auf diesem Wege fällt die Handelsbilanz zu unseren Gunsten aus, unsere Schifffahrt nimmt zu und die Zahl der Armen, die wir beschäftigen können, wächst. Ich muß Ihnen deßhalb, meine Herren vom Hause der Gemeinen, empfehlen, zu erwägen, in wie weit die Zölle, die auf diesen Zweigen ruhen, aufgehoben und ersetzt werden können, ohne Verletzung des öffentlichen Glaubens und ohne neue Belastung meines Volks. Ich selbst kann verheißen, daß bei reiflicher Erwägung dieser Frage der Ertrag dieser Zölle im Vergleich mit den ungeheuren Vortheilen, die dem Königreich aus ihrer Abschaffung erwachsen werden, so unerheblich erfunden werden wird, daß für irgend welche Schwierigkeiten oder Einwürfe nur wenig Raum bleibt. Die leichteste und wohlfeilste Beschaffung alles dessen, was unser Schiffsbau nöthig hat, scheint der Fürsorge und Aufmerksamkeit des Parlaments in hohem Maße würdig. Unsere Pflanzungen in Amerika haben Ueberfluß an dem geeigneten Material für diesen nothwendigen und wesentlichen Theil unserer Handels- und Seemacht; und wenn wir durch gebührende Aufmunterung von dort her all den Schiffsbaubedarf beziehen könnten, welchen wir jetzt kaufen und aus fremden Ländern einführen müssen, so würde dies nicht allein Reichthum, Einfluß und Macht dieser Nation bedeutend erhöhen, sondern auch durch Verwendung unserer eignen Colonien in diesem ersprießlichen und einträglichen Dienste diese abhalten, aufzustehen und sich mit Manufakturen zu befassen, welche unmittelbar denen von Großbritannien ins Gehege kommen."

In Folge dieser Aufforderung wurden 106 Artikel britischer Manufakturwaaren von allen Ausfuhrzöllen, und 38 Artikel fremder Rohstoffe von allen Einfuhrzöllen befreit und auch die Einfuhr von Schiffsbaubedarf aus den amerikanischen Colonien durch Prämien ermuthigt; dies letztere war um so nöthiger geworden, als der nordische Seehandel mit Rußland, Schweden, Dänemark und den Hansestädten, der den englischen Schiffsbau bisher ausschließlich gespeist, ungemein kostspielig geworden war und seit dem Emporkommen Peters des Großen viel von seiner früheren Sicherheit verloren hatte.[1])

Mit jener Thronrede und diesen Maßregeln des Parlaments ist die ausschließliche Herrschaft der Handelsinteressen über die gesammte Politik des britischen Insel- und Colonialreiches eingeleitet worden; Robert Walpole ist der Begründer und Gesetzgeber dieser Handelspolitik gewesen; sie zu fördern, zu vervollkommnen und auszubreiten, ihr alle Länder und Meere zu unterwerfen, die die britische Flagge erreichte, englischem Gewerbfleiß und Handel Alles zinspflichtig zu machen, was die weite Welt Nutzbares und Einträgliches erzeugte, war die Arbeit seines Lebens; alle Vorurtheile, die die Nation bisher entzweit, allen Streit um kirchliche und politische Parteilehren zu begraben in einer einzigen Leidenschaft, der des Reich- und Mächtigwerdens

1) Cobbett, Parliamentary history. VII, 913, und Coxe, Walpole. II, 69 ff.

durch jedes Mittel, das eigne Stärke und fremde Ohnmacht gestattet, dem Parlament und der Nation eine neue Art von Staatsgesinnung einzuflößen, diejenige, die schlechterdings keine andre Frage kennt als die: wie kaufen wir billig, wie verkaufen wir theuer? — das war der Grund- und Kerngedanke all seines Thuns und Redens und das wurde auch das Credo seiner ganzen Partei, der Whigs, bis es der Nation selber in Fleisch und Blut überging. Reichthum ist Freiheit und Freiheit ist Reichthum! So mußte König Georg in seinen Thronreden predigen. Wenn Alles still, der Himmel frei von Wolken war, dann rief Walpole durch ihn dem Hause zu: Benutzt die glückliche Stunde, um euch noch glücklicher zu machen, gebt neue Gesetze, um Handel und Schifffahrt zu fördern, die Armen zu beschäftigen, den Geist des Gewerbfleißes in der Nation zu spornen. „Der Handel und Reichthum meines Volkes sind die goldenen Früchte der Freiheiten, deren es genießt; in seinem Gedeihen besteht der Glanz der Krone."[1]) Wenn aber der Prätendent sich rührte, wenn sein Einfluß an fremden Höfen feindselige Kundgebungen gegen England-Hannover hervorrief, dann ward die Nation daran erinnert, daß sie durch stärkere Bande als Religion und Freiheit mit dem Hause Hannover verbunden sei, sie ward ermahnt, sich auszurechnen, was der Sturz der großen Firma jedem Familienvater an baarem Gelde kosten würde. So geschah es mit zündendem Erfolg in der berühmten Thronrede vom 17. Januar 1727, deren Schlußworte lauteten: „Wenn die Wahrung eines gerechten Gleichgewichtes in Europa; wenn die Vertheidigung der Besitzungen der Krone Großbritannien von ungeheurem Vortheil für unseren Handel und Wandel ist; wenn der Schutz dieses Handels und Wandels gegen gefährliche und rechtswidrige Uebergriffe und wenn die jetzige Verfassung, Religion, Freiheiten und Güter eines protestantischen Volks noch irgend der Fürsorge und Obhut eines britischen Parlaments würdig sind; dann brauche ich nicht mehr zu sagen, um meine treuen Häuser des Parlaments aufzurufen, daß sie sich bemühen, um zu vertheidigen Alles, was ihnen werthvoll und theuer ist."[2])

Als Robert Walpole diesen Ton anschlug und das Parlament widerspruchlos ihm folgte, da enthüllte sich die Thatsache, daß in der politischen Classe, die England verwaltete, ein bedeutsamer Umschwung sich vollzogen hatte: den alten Grundadel hatte ein neuer Geldadel überflügelt und unter der Parteifahne der Whigs die Staatsgewalt in Besitz genommen. Der politische und kirchliche Gegensatz zwischen Whigs und Tories war aufgegangen in dem Gegensatz zwischen Stadt und Land, Capital und Grundbesitz, Industrie und Handel einer- und Ackerbau andrerseits. Das Uebergewicht aber war durchaus auf Seite der ersteren.

Die Regierung der Königin Elisabeth, obwohl sonst von weitherzigem Freisinn in religiösen Dingen weit entfernt, hatte das Ackerbau und Schaf-

---

1) Thronrede vom 9. Januar 1724. Cobbett, P. H. VIII, 375. 2) Cobbett, P. H. VIII, 527. — Coxe, Walpole II, 242.

zucht treibende England dem Einströmen gewerbtreibender Ketzer geöffnet, die von 1567 an bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in ungezählten Tausenden dort eine neue Heimath fanden. Die Niederländer, die vor Albas Blutrath flohen, die Hugenotten, die der St. Bartholomäusnacht entronnen waren, die Kaufleute und Arbeiter, die 1585 massenweise Amsterdam verließen, haben auf englischem Boden neben der alteinheimischen Wollebereitung den unendlich vielseitigen Gewerbfleiß geschaffen, den die französischen Flüchtlinge von 1685 zur Blüthe erheben sollten. Die Regierung Cromwells hatte die englische Flotte zur Beherrscherin der Meere gemacht und durch die Navigationsakte von 1651 den Zwischenhandel des mächtigsten Nebenbuhlers, der Holländer, niedergebrochen. Unter den beiden letzten Stuarts war das fremde Element mit dem einheimischen bereits derart verschmolzen und verwachsen, daß der englische Landadel anfing, seine jüngeren Söhne bei Kaufleuten in die Lehre zu geben und aus der City von London sich reiche Frauen zu holen. Bedeutsamer als alle kirchlichen und politischen Wirren dieser beiden traurigen Regierungen erscheint uns heute das riesige Anwachsen der städtischen Bevölkerungen, der Flotte, der Industrie, des Capitalreichthums, des Handels, das uns von den überraschten Zeitgenossen übereinstimmend bezeugt wird. Aus dem Jahr 1670 wird uns berichtet, daß die Zahl der Kaufleute und der Handelsschiffe sich binnen 20 Jahren verdoppelt, die königliche Marine, der Ertrag der Zölle sich verdreifacht, die Einnahme der Briefpost sich verzwanzigfacht hatte und in Folge der Vermehrung des Capitals der Zinsfuß von 8% auf 6% gesunken war. Von den etwa 7 Millionen Seelen, die das eigentliche England zu Anfang des 18. Jahrhunderts zählte, kamen wohl 600,000 auf London, während die Städte Bristol, Norwich, Manchester, denen sich bald das aufblühende Liverpool anschloß, in kurzer Zeit ihre Bevölkerungen mindestens verdoppelt hatten; die englische Kriegsflotte, die 1607 nur 40 Schiffe hatte, zählte 1695 deren 200 und 1704 nicht weniger als 256 Schiffe, die Handelsmarine gebot in demselben Jahr über 3281 Schiffe mit einem Gehalt von 261,222 Tonnen und davon kamen allein 560 Fahrzeuge auf Londoner Rheder.[1]) Wohin aber handelte diese riesige Kauffahrteiflotte, die in unseren Tagen bis auf 28,971 Schiffe steigen sollte?

Nach Neuengland in Nordamerika, nach Ostindien, der Levante, Ostafrika und den baltischen Ländern ebenso wie nach Holland, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und dem deutschen Reich; der weitaus größte Theil dieses Handels lag in den Händen großer bevorrechteter Handelsgesellschaften, unter denen die ostindische die größte war: Körperschaften, mit deren Gewinn oder Verlust, mit deren Blüthe oder Rückgang das Wohl und Wehe der Heimath so enge verknüpft war, daß ihrem gemeinsamen Interesse Staat, Parlament und Parteileben bald vollständig unterlag. Bei diesen Gesellschaften borgte

---

1) Lecky, Geschichte Englands im 18. Jahrh. Deutsch von Löwe. 1879. I, 202 ff. — Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrh. Düsseldorf 1870. I, 75 ff.

die Regierung Wilhelms III. die Summen, die über den Ertrag der Steuern hinaus nöthig waren; aus solch einem Anlehen ging 1694 die Bank von England und aus den immer neuen Anleihen, die der Krieg gegen Frankreich erforderte, die große schwebende Nationalschuld hervor, die dem heimischen Capital, zumal dem kleinern, die willkommenste Anlage gewährte und allen grundsätzlichen Streit über Werth und Unwerth der Regierungssysteme hinter die einfache Frage zurücktreten ließ: welches zahlt uns die versprochenen Zinsen, welches nicht?

Den neuen Geldadel, der immer stärker auch die Familien des alten Landadels an sich zog, umfaßte die Partei der Whigs; ihr Werk war die Bank von England, wie die neue ostindische Gesellschaft, die beiden Großmächte des Capitals und des Welthandels von England. Die Einheit der Interessen dieser Partei mit denen des Landes, d. h. Aller, die etwas zu verlieren hatten, bezeugte mit unfehlbarer Sicherheit der Cours der öffentlichen Fonds; sie fielen mit jeder Gefahr, die das Whigregiment bedrohte und stiegen mit jedem Erfolg, der es befestigte. Ein blinder Lärm von einer bevorstehenden Landung des Prätendenten 1707 warf die Fonds um 14—15 %. Gegen die Entlassung des Whigministeriums Godolphin 1710 erhob die Bank von England durch eine Deputation Vorstellungen bei der Königin; das Sinken der Fonds, das den Minister Harley begrüßte, endete erst, als dieser mit Gründung der Südseegesellschaft selber die Bahnen der Whigverwaltung beschritt; eine allgemeine Panik trat ein, als Bolingbroke seine Entlassung bewirkte; der Name dieses Jakobiten drohte mit Staatsbankrott; eine jubelnde Hausse beantwortete das vorzeitige Gerücht vom Tode der Königin; Baisse trat ein, als es hieß, sie sei wieder genesen, und alle Papiere schnellten in die Höhe, als man wußte, sie sei wirklich und wahrhaftig gestorben, denn sie hatte die Hoffnungen der Jakobiten mit ins Grab genommen. Lange bevor es auf dem Throne saß, war das Haus Hannover der Bürge der Verzinsung des nationalen Capitals; die ausschließliche Parteiherrschaft der Whigs im Cabinet und im Parlament war die Einlösung des Wechsels, den die Bank von England auf das Haus Hannover gezogen hatte; das engste Zusammenhalten war für beide ein unabweisbares Gebot wechselseitiger Selbsterhaltung.

Das alte England freilich ging dabei zu Grunde. Wie die Klasse der Freisassen (yeomanry class) ausstarb, ihre schwächern Elemente zu Pächtern und Taglöhnern herabsinken sah, ihre kräftigeren an die städtischen Gewerbe abgab, so schwand auch der ererbte Einfluß des alten Grundadels auf die Wahlflecken dahin und hörte ganz auf, wo ihm nicht das Capital zu Hilfe kam. Die Tories blieben dabei: das Gesetz in einem freien Lande ist der Wille der Mehrheit derer, die Grund und Boden haben; die Größe Englands beruht auf dem Landbesitz, nicht auf dem Handel. Und ein besonderes Gesetz, das von der Toryverwaltung im Jahr 1711 eingebracht ward (Landed property qualification act) war bestimmt, die Landinteressen gegen das Ueber-

wuchern der Geldinteressen zu schützen; aber an der Kaufkraft des Capitals ward jeder Widerstand zu Schanden. Die Capitalisten der Bank und der neuen ostindischen Compagnie kauften die Wählerschaften und warfen die Landjunker aus dem Parlament hinaus; Parlamentssitze wurden an der Börse gehandelt wie Staatspapiere, 1000 Guineen kostete das Mandat. Daniel Defoe hat schon 1701 diesem Unfug eine höchst beredte Flugschrift gewidmet;[1]) der Zusammenhang aber zwischen den großen Geldinstituten und den Mitgliedern des Unterhauses war so eng, daß oft schwer zu unterscheiden war, wer einfach Interessenpolitik trieb und wer wissentlich sich bestechen ließ.

Das war der große Umschwung, der dem geistreichen Swift so manchen Seufzer abgedrungen und dem Bolingbroke eine ganze Reihe glänzender Aufsätze gewidmet hat; sie haben alle den gemeinsamen Fehler, daß sie eine elementare Umwälzung im ganzen wirthschaftlichen Leben der Nation zurückführen auf ein einziges Symptom, die „Corruption" der Whigs und ihres größten Ministers. Mehr als alles Unglück und alle Mißgriffe des Prätendenten und der Jakobiten beweist dieser lebenslängliche Irrthum ihres begabtesten Führers die Wahrheit des Wortes, das er selber ausgesprochen hat: die Partei der Tories vom alten Schlage ist todt. Seine ganze Auffassung spiegelt sich in ein paar Sätzen seines zweiten Briefes über „Studium und Anwendung der Geschichte": „Der Gedanke, die Leute dadurch an die neue Regierung zu fesseln, daß man sie verleitete, all ihr Vermögen in demselben Fahrzeug einzuschiffen, war für die einen ein Grundsatz der Politik; der Gedanke, ein neues d. h. ein Geldinteresse zu schaffen, im Gegensatz zum Landinteresse oder als Gegengewicht für dasselbe und in der City von London wenigstens einen überwiegenden Einfluß zu gewinnen durch Gründung großer Körperschaften, war ein Grundsatz der Partei für die andern; und ich zweifle nicht, daß die Eröffnung der Gelegenheit große Vermögen anzuhäufen durch Geschäfte in Fonds, durch Handel in Papier und alle Künste der Jobberei, ein Grundsatz des persönlichen Interesses für diejenigen war, welche dieses lasterhafte Gewerbe getrieben und gefördert, wenn nicht für die, welche dazu angerathen haben."[2])

Mit dem Gesellschaftskreis, für dessen Ueberwuchern Bolingbroke seinen alten Studiengenossen von Eton her, den Minister R. Walpole verantwortlich machte, hatte dieser von Hause aus nicht das mindeste zu schaffen. Ihm war die Rolle, die er später an der Spitze Englands spielte, keineswegs an der Wiege gesungen worden. Als der dritte Sohn seines Vaters hatte er in der Jugend keine Aussicht, das Erbe seiner alten Familie anzutreten. Sein Glück war's, daß er seinen Neigungen zum Trotz frühzeitig hatte arbeiten müssen, um sich dereinst sein Brod selbst zu verdienen. Nicht für den Staat, für die Kirche hatte man ihn bestimmt, und nur durch den unvermutheten

---

1) „The Freeholders plea against stockjobbing elections of Parliament." Vgl. im Allg. Lecky I, 215/16, 395 ff. 2) Works, London 1809. III, 343.

Tod seiner beiden älteren Brüder wurde er der Erbe der Güter seines Hauses sammt dreier Wahlflecken, die dazu gehörten. Als er aber nach dem Tode seines Vaters 1700 in das Parlament trat, da war er ein richtiger Landjunker, d. h. in plattester Prosa das, was Addison in seinem Sir Rodger de Coverley so gemüthvoll geschildert hat. Die Liebe zum Landleben und zur Jagd, die unbefangene Freude an grobsinnlichem Lebensgenuß und rohen Späßen, die bäuerische Derbheit der Umgangsformen und der Sprache hat ihn zeitlebens nicht verlassen; dazu kam ein gründlicher Abscheu vor jeder Ideologie nicht nur, sondern auch vor jeder Art von Idealismus; selbst kein „Heiliger", kein „Spartaner" und kein „Reformer", verspottete er jeden, der den Hauch der Begeisterung nicht verleugnen konnte; Narrenspossen und Schulknabenträume nannte er die Ideale, mit denen nicht eben viele, aber doch immerhin einige aus der Jugend seines Landes in das öffentliche Leben traten. „Wie, Sie wollen ein alter Römer, ein Patriot sein?" sagte er wohl, „das werden Sie bald ablegen und vernünftiger werden." Und die Art von politischer Schule, die er für den regierenden Adel Englands aufgethan, war allerdings geeignet, jede Spur von Idealismus im Keime zu ersticken. Die „Corruption" zu politischen Zwecken war seine Erfindung wahrlich nicht; wo der Kauf der Wähler durch die, die ins Parlament wollten, so eingewurzelt war wie in England, war der Kauf der Gewählten durch die Regierung eine ganz unvermeidliche Erscheinung, und ein Zeitalter, das an dem ersteren nie gerüttelt hat, war nicht berechtigt, wider den letzteren mit allzuviel tugendhafter Entrüstung zu eifern. Ob Walpole gröbere Bestechung geübt hat, um sein whigistisches Stimmheer vor Fahnenflucht zu bewahren, als Bolingbroke an seiner Stelle gethan haben würde, um die Tories am Ruder zu erhalten, muß jedem ehrlichen Engländer mindestens zweifelhaft sein. Nicht zweifelhaft dagegen ist, daß Walpole das allerdings häßliche Mittel mit einem nie gesehenen Erfolge und mit einer gleichfalls nie erlebten treuherzigen Offenheit gehandhabt hat. On peut me payer, mais pas corrompre, sagte Graf Mirabeau. Und Walpole sagte: Ich besolde meine Leute dafür, daß sie — nach Ueberzeugung stimmen, weil sie's nun einmal nicht anders thun. — Vor Walpoles Amtsverwaltung war die Bestechung der Abgeordneten, wie Burnet als Zeitgenosse bezeugt, längst ein ebenso allgemeiner Mißbrauch, als der ganz öffentliche Schacher mit Parlamentssitzen zu 1000 Guineen das Stück; lange Zeit nach ihm hat Lord Bute weit größere Summen aus dem geheimen Fonds zum Stimmenkauf verwendet als jener; er selbst aber ist nie einer Bestechung zugänglich gewesen; als er gestürzt war, hat ein Untersuchungsausschuß, in dem seine bittersten Feinde saßen, nicht einen einzigen Fall ausfindig zu machen gewußt, in dem er persönlich unehrenhaft gehandelt hätte, und als er starb, war er tief verschuldet.

Seine Lebensweisheit war, auch in der Politik die Menschen zu nehmen, wie sie nun einmal waren und genommen sein wollten und insbesondere diejenigen, die ihm Mangel an Tugend vorwarfen, fühlen zu lassen, daß sie

selber keine Tugendspiegel seien. Den beharrlichen Widerstand gegen alle Bills, welche von der Opposition eingebracht wurden, um dem Bestechungsunwesen zu steuern, hat er mit der Erwägung gerechtfertigt, seine Gegner treibe Haß, Neid, Enttäuschung, vereitelte Hoffnung, aber kein reines Interesse an der Sache; und die Hörer wußten recht gut, was von dem Pathos dieses oder jenes Cato zu halten war.

Nach all diesem wäre es eine grobe Ungerechtigkeit, wollten wir über der Schuld des Ministers vergessen, daß seine Freunde wie seine Feinde ihren vollgemessenen Antheil daran hatten. Aber die Rücksicht auf die politische Unsittlichkeit der Mitwelt darf nicht soweit gehen, daß die Nachwelt sich scheuen müßte, auszusprechen: ein Parlamentarismus dieser Art war eine Schule des schlimmsten Wechselverderbs.

Mit Schrecken lesen wir von den regelmäßigen Ablöhnungen der treuen Parteigenossen, die am Ende jeder Session ihre 500 oder 1000 Pfund dafür empfingen, daß sie genau, wie's ihr Gewissen vorschrieb, für die Regierung und gegen die Opposition gestimmt hatten; von einem glänzenden Siege Walpoles, an dem er nichts mehr zu rühmen fand, als daß er bloß 900 Pfund zum Kauf zweier gewichtiger Stimmen gekostet hatte; von einem Unterhause, in dem ziemlich die Hälfte der Mitglieder theils Amtssold, theils Pensionen von der Regierung empfing[1]) und das eben jetzt der ausschließliche Sitz der nationalen Souveränetät, der oberste Gerichtshof, der gesetzgebende Körper von Großbritannien geworden war. Die Krankheit, an der der englische Parlamentarismus litt, war eine von denjenigen, die weder durch Gesetze noch durch Beispiel geheilt werden konnten; selbst Macaulay meint, für einen Minister in Walpoles Tagen wäre der Verzicht auf Bestechung dem Verzicht auf Regieren gleich gekommen. Sie ist allmählich geheilt worden durch die Macht der öffentlichen Meinung und die Furcht vor ihrem Gericht. Aber gerade gegen diese geschützt zu sein, betrachtete das Parlament jener Zeit als sein kostbarstes Vorrecht; ein besonderes Feld seiner eifrigsten Thätigkeit war dem Kampf gegen die Presse gewidmet und für diesen war es mit einer Machtfülle ausgerüstet, der kein Gesetz und kein Herkommen irgend welche Schranke zog.

Breach of privilege, Rechtsbruch am Parlament, d. h. dasselbe Verbrechen, wegen dessen das lange Parlament gegen Karl I. die Nation in Waffen rief, beging jeder, der, Mitglied des Hauses oder nicht, Dinge durch die Presse veröffentlichte, die die Mehrheit des Parlaments als strafbar betrachtete. Bei dem ersten Fall dieser Art, dem von Arthur Hall 1581, der selbst Mitglied des Hauses war, wurde auf solches Vergehen die dreifache Strafe der Einkerkerung, der Geldbuße und der Ausstoßung gesetzt[2]).

Im Jahre 1714 ereignete es sich sogar, daß eine Torymehrheit ein

1) In dem ersten Parlament Georgs I. von 550 Mitgliedern 271, in dem ersten Parlament Georgs II. 257. Lecky, I. 467. 2) Hallam I, 370—72.

Pamphlet, das ein Whigmitglied gegen die Minister gerichtet hatte, als Rechtsbruch begangen am Parlament selber bestrafte, und vergebens wandte Walpole als Vertheidiger von Richard Steele ein: „die Freiheit der Presse ist unumschränkt; wie kann ein Theil der gesetzgebenden Gewalt sich unterstehen, das als Verbrechen zu bestrafen, was in keinem von der Gesammtheit derselben beschlossenen Gesetz als Verbrechen bezeichnet ist?" Das Unterhaus dachte eben „das Gesetz bin ich" und niemand konnte ihm das wehren.

Die Strafgewalt, welche die jeweilige Mehrheit des Parlaments als Kläger und Richter in eigener Sache in Anspruch nahm, der Gebrauch, den die Parteileidenschaft von dieser Gewalt scheulos machte, war der Art, daß Hallam bei Erörterung dieser Dinge die Bemerkung nicht unterdrücken kann: „Wer gehört hat von dem glücklichen Gleichgewicht in der englischen Verfassung, von der Verantwortlichkeit jedermanns vor dem Gesetz und von der Sicherheit der Unterthanen vor unumschränkter Gewalt, insbesondere in Bezug auf die persönliche Freiheit, den wird die Thatsache überraschen, daß diese durchaus willkürliche Strafgewalt beider Häuser des Parlaments ganz allgemein als schrankenlos und keiner Verantwortlichkeit unterworfen erachtet wird". Als sein heiligstes Ehrenrecht erschien dem Parlament das, bei verschlossenen Thüren zu tagen, von keinem fremden Zuhörer belauscht und durch keine öffentliche Berichterstattung in der Freiheit der Berathung und Abstimmung beschränkt. Im Einklang mit wiederholten früheren Beschlüssen ward am 26. Februar 1729 eingeschärft: „Es ist eine Schändlichkeit (indignity) und ein Bruch des Privilegs dieses Hauses, wenn jemand sich anmaßt, in handschriftlichen oder gedruckten Blättern irgend welchen Bericht oder Protokoll von den Verhandlungen oder andern Vorgängen in diesem Hause oder einem seiner Ausschüsse zu geben; auf Verfasser, Drucker, Verleger ist zu fahnden und werden sie entdeckt, so wird das Haus mit der äußersten Strenge gegen die Uebelthäter einschreiten [1])." Und im Jahre 1738 wurde dieser Beschluß fast in denselben Worten einstimmig wiederholt, nach einer Verhandlung, in welcher Opposition und Regierung, Pulteney und Walpole, sich darin einig zeigten, daß das Haus sich selber entwürdigen würde, wenn es schwach genug wäre, die Nation außerhalb seiner vier Wände als Richter über sein Thun und Lassen anzuerkennen. [2])

Ein Whigparlament, das Besoldung dafür verlangte, daß es seine Parteiführer an der Regierung ließ und mit der Seelenangst des bösen Gewissens sein Thun und Reden in undurchdringliches Geheimniß zu hüllen dachte: das war der Hintergrund der Bühne, auf der Robert Walpole als Minister glänzte.

Dem schweren Uebel, an dem das parlamentarische England krankte, ärztliche Hilfe zu bringen, war er nicht der Mann; sein politisches System hat es vielmehr gefördert und mußte es fördern. Das Ziel seines Strebens

1) Hallam III, 399. 2) Lecky I, 475—77. — Coxe, Walpole IV, 24—31.

war, wie er selbst öffentlich bekannte,[1]) die Gesetzgebung in den Dienst des nationalen Gewerbfleißes, des englischen Welthandels zu stellen. Reicher und immer reicher sollte England werden durch freie Ausfuhr seiner Manufakturen und freie Einfuhr der Rohstoffe, die es verarbeitete, durch Vermehrung seiner Flotte, durch Aufschluß neuer Absatzwege, durch Unterwerfung fremder Märkte unter den Handel englischer Waaren. Weltumfassend, welterobernd hat diese Politik im Laufe des Jahrhunderts sich entwickelt. Wenn je ein blendender Erfolg das Verdienst eines richtigen Gedankens gepriesen hat, so war es hier der Fall und wie sehr dieser Gedanke dem neuen England des Hauses Hannover im Blute lag, das konnte durch keine Thatsache schlagender bestätigt werden, als durch die, daß es einem echten und wahrhaftigen Landjunker gegeben war, ihn der ganzen Nation zum Bewußtsein zu bringen. Unehrenhaftes lag in der neuen Richtung wahrlich nicht; der Drang des Reichwerdens ohne Arbeit hatte sich in dem Krach von 1720 selbst bestraft; die Reichthümer, zu deren Gewinnung die Thronrede von 1721 aufrief, waren nur durch Fleiß und Arbeit, Erfindungs- und Unternehmungsgeist zu gewinnen. Wenn die Nation den unheilvollen Bahnen des Schwindels und Börsenspiels entsagte und sich jetzt unter der Fahne des rechtschaffenen Erwerbs zusammenfand, so war das die beste Buße, mit der sie jene Verirrung sühnen konnte und ihr ist denn auch all der Segen daraus erwachsen, den ein redlich verdienter Nationalwohlstand zu gewähren vermag.

Der gesetzgebende Körper aber nahm an dieser wirthschaftlichen Arbeit unmittelbar nicht Theil; für die herrschende Aristokratie, in der das „Landinteresse" mehr und mehr im „Geldinteresse" aufging, blieb die Ausbeutung der Staatsgewalt die vornehmste Quelle der Bereicherung; der Anblick der Reichthümer, die eine richtige Handelspolitik der City in London, den gewerbtreibenden Classen der aufblühenden Städte zuführte, die Gewöhnung, bei allen Fragen der Gesetzgebung und der Politik das Interesse des nationalen Geschäfts jedem anderen voranzustellen, nährte den Krämergeist und die selbstische Gewinnsucht, die Leidenschaft des Reichwerdens gleichviel durch welche Mittel. Und so trug gerade das, was der Nation zur Größe gereichte, dazu bei, die Moral ihres Parlamentes zu verderben.

Trotz dieser düsteren Schattenseite hat das öffentliche Leben Englands eben in dieser Zeit werthvolle Fortschritte erzielt, um die sich Robert Walpole, wie wir sehen werden, persönlich wohl verdient gemacht hat.

1) S. S. 113 ff.

III. Irland und Jonathan Swift.[1])

Der Parlamentarismus, den die Whigs unter Wilhelm und Anna begründet, unter den Georgen aus dem Hause Hannover zum System erhoben haben, bot unvergleichliche Mittel dar, der herrschenden Classe Freiheit und Reichthum, Macht und Größe zu verbürgen im weitesten Umfang. Aber zu Allem, was durch dies Classeninteresse nicht ausdrücklich geboten war, erwies er sich durchaus unfähig; ja er unterwarf ihm alle Lebensthätigkeit des Staates so vollständig, daß dem Engländer die Fähigkeit verloren ging, außer und über demselben einen Staatszweck überhaupt nur zu denken, ein Recht neben dem der eignen Herrschaft auch nur für möglich zu halten. Nach jedem begeisterten Loblied auf die Freiheit der Engländer und die Erbweisheit ihres regierenden Adels sollte zur Abkühlung der Name Irland genannt werden. Ueber alle Beschreibung entsetzlich ist das Elend, das die Herrschaft der Engländer auf diesem Eiland geschaffen hat; aber noch entsetzlicher für unser Empfinden ist die Gemüthsroheit, die die Jahrhunderte alte Gewohnheit strafloser Vergewaltigung dem herrschenden Volke eingeflößt hat. Noch heute erscheint neun Zehntheilen der Nation die hoffnungslose Sclaverei der Iren, die beständige Hungersnoth auf ihrer fruchtbaren Insel gerade so selbstverständlich, als den Privilegirten des alten Frankreich der Satz: le peuple est taillable et corvéable à volonté. Die furchtbare Anklage, welche der Ire heute noch, und heute leidenschaftlicher als je, gegen

1) Edmund Spenser, A View of the state of Ireland. Written dialoguewise betweene Eudoxus and Irenaeus. (1598.) (Works of E. Sp. ed. by Payne Collier. London 1862. vol. V, S. 295—496.) — John Davies, A discoverie of the true causes why Ireland was never entirely subdued, nor brought under obedience of the crowne of England untill the beginning of H. Majesties happie reigne. 1612. id. State papers on Ireland 1604—1610. (Works in verse and prose of J. D. by A. B. Grosart in The Fuller Worthies Library printed for private circulation. 1876.) Dazu desselben vertrauliche Briefe an Cecil in der Memorial introduction der Ausgabe von Grosart. Ueber die epochemachende Thätigkeit von Chichester und Davies s. die urkundlichen Mittheilungen von Gardiner, History of England 1603—1616. London 1863. I, c. 7 und 9. — Hallam, Constitutional history III, c. 18. Ireland. — Beaumont, L'Irlande sociale, politique et religieuse. Paris 1840. Introduction historique. — J. Swift, Works ed. Roscoe. vol. II. — Lecky, Geschichte Englands im 18. Jahrh. II.

den Engländer erhebt, hat die alte Streitfrage von Allem entkleidet, was ehedem nationaler Haß, religiöser Fanatismus und politischer Parteigeist dazu gethan, um den Gegensatz zu vergiften und gleichzeitig den eigentlichen Kern desselben zu verdunkeln. Der Ire fordert von dem Engländer Brod, Arbeit, Eigenthum und klagt ihn an, daß er mittelst einer beispiellos tyrannischen Gesetzgebung und Verwaltung die Eigenthümer der gesegneten Insel Erins enteignet und entrechtet, das ganze Volk in einen Haufen rechtloser Pächter, obdachloser Tagelöhner, hungernder Bettler verwandelt habe. Diese Anklage ist vollauf begründet, der Frevel, dessen Sühne sie fordert, ist begangen und in seinen gehässigsten, unwürdigsten und unentschuldbarsten Seiten ist er das Werk der Whigs in der Blüthezeit ihres Parlamentarismus, d. h. ihrer Alleinherrschaft über den Staat Großbritannien.

Bis zum Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts konnte Irland als zu England gehörig kaum betrachtet werden, obwohl sich die englischen Könige seit Heinrich II. „souveräne Herren" von Irland nannten.

Seit dem berühmten Freibeuterzuge von Strongbow im Jahre 1169 hatten Heerfahrten dorthin häufig stattgefunden, aber niemals eine umfassende Eroberung; in den Landschaften Drogheda und Dublin an der Ostküste, in denen von Wexford, Waterford, Cork an der Südküste der Insel waren dauernde Niederlassungen gegründet worden, die der „englische Pfahl" von der Wildniß des Innern abschloß; die Einwohner dieses englischen Küstenstriches hatten auch von Zeit zu Zeit in größerem oder geringerem Umfang Nachschub aus der Heimath erhalten; aber eine planmäßige Colonisation hatte damit nicht begonnen, vielmehr waren die Engländer „innerhalb des Pfahls" nach und nach zu Iren geworden, gerade so wild und barbarisch wie die außerhalb. Erst nach der fürchterlich blutigen Niederwerfung des großen Aufstandes von 1598 wurde nach einem überlegten Plane die Einverleibung der Insel in Angriff genommen und der eine der beiden geistvollen Staatsmänner, die diesem großen Werke vorstanden, rechtfertigte die genommenen Maßregeln aus der Geschichte all der militärischen und politischen Mißgriffe, die in den vergangenen 450 Jahren gemacht worden waren. John Davies schrieb seine ausgezeichnete Abhandlung: „Enthüllung der wahren Ursachen, weßhalb Irland bis zum Beginn der gesegneten Regierung Sr. Majestät niemals vollständig unterworfen noch der Botmäßigkeit der Krone England unterthan gemacht worden ist" (1612). Hält man mit dieser Schrift den „Blick auf den Zustand von Irland" zusammen, welchen der Dichter Edmund Spenser im Jahr 1598 in Form eines Zwiegespräches verfaßt hat, so gewinnt man auf Grund authentischen Materiales ein erschöpfendes Bild von Entstehung und Beschaffenheit des schwierigsten Problems, welches der Staatskunst Englands jemals vorgelegen hat. Betrachtet man sodann die jetzt urkundlich ermittelte Geschichte der folgenschweren Besiedelung von Ulster im Jahr 1610, das gemeinsame Werk von Männern wie Arthur Chichester, John Davies und Lord Bacon, so hat man die Wurzeln

bloßgelegt, aus denen die irische Geschichte der gesammten Folgezeit erwachsen ist. Nie vorher noch nachher ist ähnlich Entscheidendes in dieser Sache geschehen; nie vorher noch nachher war englischerseits so viel ernste, ruhige Ueberlegung, so viel redlicher, von Vorurtheilen freier Wille vorhanden, das Heil beider Länder zu fördern, die Völker, die der St. Georgs-Canal trennte, zu einem Volke zu machen. Trotz allen guten Willens ist damals ein unheilvoller Fehler geschehen, den die Engländer verantwortlich machen für schreckliche Folgen, aber kein Racenhaß und kein religiöser Fanatismus, nichts von all dem, was die beiden Völker später so unsühnbar verfeindet hat, war daran schuld. Die Staatsmänner Jakobs I. sprechen von dem Lande der Iren mit Bewunderung, von dem Volk mit Achtung und Liebe — diese eine Thatsache würde ausreichen, diese Epoche unserer lebhaftesten Aufmerksamkeit zu empfehlen. Wie der Dichter Spenser war der Staatsmann Davies ganz entzückt von den Herrlichkeiten der grünen Insel Erins. „Während meines Dienstes in Irland (seit 1603),“ schreibt er gleich zu Anfang seiner Schrift, „habe ich alle Provinzen dieses Reichs in häufigen Reisen und Rundgängen besucht. Da fiel mir auf die gute Temperatur der Luft; die Fruchtbarkeit des Bodens; die Anmuth und Bequemlichkeit der Wohnplätze; die Sicherheit und Geräumigkeit der Buchten und Häfen, die dem Handel nach allen Gegenden der westlichen Welt offen sind; die langen Einfahrten so vieler schiffbarer Ströme, so viel große Seen und kühle Teiche im Innern; und ein Reichthum an Fischen und Vogelwild wie nirgends sonst in Europa und endlich ein Volk, körperlich und geistig von der Natur mit außerordentlichen Gaben ausgestattet.“ Und am Schlusse, nachdem er die eben geschaffene Neuordnung Irlands kurz erzählt, sagt er in triumphirendem Ton: „Kurz und gut, das Uhrwerk der bürgerlichen Verwaltung ist jetzt in gutem Gang und alle Räder thun ordnungsmäßig ihren Dienst. Die Saiten der Harfe Irland von der Hand der bürgerlichen Obrigkeit gespielt, sind wohl gestimmt und geben einen guten Klang. Und so dürfen wir hoffen, daß Irland, bisher 400 Jahre lang ein Land des Hasses, fortan ein Land des Friedens und der Eintracht werden wird. Bisher vergleichbar der mageren Kuh, in Pharaos Traum, welche die fette Kuh England verschlang und dennoch mager blieb wie zuvor, wird es künftig fruchtbar werden wie Kanaan; denn was Moses im 8. Capitel des Deuteronomion (V. Buch) von diesem sagt, paßt in jedem Stück auf Irland: es ist ein Land der Bäche und Brunnen und Seen, ein Land, da Weizen und Gerste wächst; ein Land, wo Milch und Honig fließt; wo du Brod genug zu essen hast und dir nichts mangelt. — Die ganze Insel vom Meer zu Meer ist nun in Ew. Majestät friedlichem Besitz; alle Einwohner bis in den letzten Winkel des Landes sind Ihrem unmittelbaren Gebot unterworfen. In diesem Unterthanenverhältniß werden sie freudig bleiben, ohne Abfall oder Anschluß an einen fremden Herrn oder König, so lange sie beschützt und mit Gerechtigkeit regiert werden, ohne Unterdrückung auf der einen und ohne Straflosigkeit auf der andern Seite. Es

gibt kein Volk unter der Sonne, das größeren Werth als die Iren auf gleiche und parteilose Rechtspflege legte und das sich in die Ausübung derselben zufriedener fände, auch wenn diese gegen sie selbst erfolgt: sie verdienen den Schutz und die Wohlthat der Gesetze, wenn sie in gerechter Sache danach verlangen." Herzerschütternd ist der Gegensatz zwischen dieser Sprache eines wohlwollenden Engländers und derjenigen, in welcher hundert Jahre später der Irländer Jonathan Swift im Namen seines gequälten, mißhandelten Volkes die Bitte um Recht und menschenwürdiges Dasein einlegen mußte.

Die Versagung der Rechtsgemeinschaft bezeichnet Davies als die große Sünde der früheren irischen Politik Englands und aus ihr ganz allein leitet er all die Folgen her, die nachträglich wohl zur Rechtfertigung oder Entschuldigung dieses Verfahrens mißbraucht worden sind. Davies weist nach, daß die Iren selbst sich wiederholt und ernstlich um diese Rechtsgemeinschaft bemüht haben, aber immer umsonst; sie blieben rechtlos, vogelfrei. Der Engländer durfte den Iren unterdrücken, berauben, tödten ohne Strafe; konnten die Iren hienach, fragt er, etwas anderes sein als Feinde der Krone Englands? Wenn der König sie nicht als Unterthanen betrachtete, wie konnten sie ihm als ihrem Herrn huldigen und gehorchen lernen? Wenn sie mit keinem anständigen Menschen sprechen oder handeln, ohne Lebensgefahr keine Stadt betreten konnten, wohin sollten sie denn fliehen, wenn nicht in die Wälder und in die Gebirge, wo nur ein wildes barbarisches Leben möglich war? Wenn englische Behörden sie nicht nach dem Gesetz regieren wollten, welches Verrath, Mord und Diebstahl mit dem Tode bestraft, sondern sie ihrem alten heimischen Rechtsbrauch überließen, warum sollten sie dann nicht bei ihrem „Brehon" Recht verbleiben, welches für alle Vergehen und Verbrechen nur Geldstrafen (Erick) kennt? Wenn die Iren nicht Grundstücke als freies, vererbbares Eigenthum kaufen durften, das sie nach unserem gemeinen Recht ihren Kindern hinterlassen konnten, mußten sie dann nicht bei dem Rechtsbrauche des „Tanistrie" bleiben, welcher all ihren Besitz unsicher macht und Verwirrung, Barbarei und Unfug mit sich führt? Mit einem Wort, wenn die Engländer nicht Lust hatten, sie in Frieden nach dem Gesetz zu regieren und nicht die Kraft besaßen, sie im Kriege mit dem Schwert auszurotten: mußten sie ihnen dann nicht ein Splitter im Auge und ein Dorn in der Seite sein bis ans Ende der Welt?[1])

Unter drei verschiedenen Regierungen wäre zu einer echt königlichen That dieser Art Gelegenheit gewesen. Unter Heinrich II., unter Johann, dem „mehr als 20 erschrockene Gaukönige das Huldigungsgelübde leisteten", wie Matthäus Paris sagt: vollends nach der dritten allgemeinen Unterwerfung unter Richard II. „Hätte einer dieser drei Könige, deren jeder zwei Mal persönlich in Irland war, auf Grund dieser Unterwerfungen des Irenthums, das ganze Volk, Lords und Hintersassen, in seinen Schutz aufgenommen,

1) Discoverie S. 73/74.

ihre Länder in Grafschaften eingetheilt, Sheriffs, Coroners und Friedensrichter ernannt; jedes Halbjahr Wandergerichte in alle Theile des Königreichs geschickt, um nach englischem Recht Uebelthäter zu strafen und Recht zu sprechen zwischen Partei und Partei; die Uebergabe ihrer Länder und Grundstücke entgegengenommen und dann Besitzthümer nach englischem Recht daraus gemacht; Märkte, Messen und andere Freiheiten bewilligt und Stadtbürgerschaften unter ihnen errichtet — dann wäre Irland seit lange in guter Ordnung, gesegnet mit Frieden, Wohlstand und Gesittung, wie das Gesetze und gute Verwaltung mit sich bringen; sie hätten Häuser gebaut, Obstbäume gepflanzt, Gärten angelegt, Städte errichtet und für ihre Nachkommen gesorgt; eine völlige Verschmelzung der Nationen wäre eingetreten und so erst die Eroberung Irlands vollendet worden; denn eine Eroberung ist nicht fertig, so lange der Krieg nicht beendet ist, und der Krieg ist nicht aus, bis Friede und Einheit herrscht; Friede und Einheit aber kann in einem Reiche nicht sein, wo nicht ein König, ein Gehorsam und ein Gesetz ist."[1]) — Statt dessen wurde englisches Recht nur innerhalb des englischen Pfahls verkündigt und verwaltet; das ganze übrige Land der Anarchie, dem Krieg Aller gegen Alle überlassen; bei der Vertheilung des eroberten Landes hatte überdies Heinrich II. gleich von Anfang den schweren Fehler gemacht, daß er zehn englischen Lords alles verfügbare Land übergab, diesen Strongbow, Robert Fitz-Stephen, Miles Cogan u. s. w. wurden kleine Königreiche zugewiesen und Rechte eingeräumt, die sich mit der Stellung von Unterthanen der Krone England nicht vertrugen; deren Interesse war ein beständiger Eroberungskrieg gegen die Eingebornen, die noch immer mehr als $^2/_3$ des Landes im Besitz hatten; die Geltung des englischen Rechts auch für die Iren würde ihrer Willkür und Ländergier Zügel angelegt haben; folglich waren sie es, welche verhinderten, daß die Iren in den Schutz des common law aufgenommen wurden.[2]) Im Laufe der Zeit verwilderten diese Lords bis zum Vergessen ihrer Abstammung; die englischen Freeholders entzogen sich dem Druck ihrer Tyrannei durch die Flucht nach England, die Zurückbleibenden nahmen Sprache, Namen und Tracht, Recht, Sitten und Unsitten der Iren an, und im Anfang des 14. Jahrhunderts hatten die Besiegten von ehedem ihre Sieger dem Irenthum unterworfen. Erst unter König Eduard III. begann die Wiederbelebung des englischen Wesens. Im Jahre 1367 berief der Statthalter Lionell Herzog von Clarence ein Parlament nach Kilkenny, dessen Gesetze deutlich erkennen lassen, wie vollständig hier die Engländer aufgehört hatten, Engländer zu sein; denn als Hochverrath wird unter Strafe gestellt, was nur geschehen konnte, wo das Gefühl englischer Eigenart nahezu erloschen war. Irische Sprache und Tracht, Führung eines irischen Namens, Heirath oder Gevatterschaft mit Irländern war ebenso verbrecherisch, als einen Iren auf englischem Grund grasen zu lassen, ihn zu einer kirchlichen

---

1) Discoverie 75/76. 2) Discoverie 83—89.

Pfründe zu empfehlen, in ein Kloster aufzunehmen oder einen ihrer Minstrels, Rimers oder Newes-tellers zu unterhalten.[1]) Mit diesen drakonischen Gesetzen, die noch ein Jahrhundert später durch Heinrich VII. eingeschärft worden sind, wurde nun allerdings dem Aufgehen der Engländer im Irenthum einigermaßen Einhalt gethan, aber gleichzeitig ein Abgrund von Haß zwischen beiden Völkern befestigt, der Verschmelzung derselben jedes erdenkliche Hinderniß bereitet, während die Roheit und Unkultur der Iren unwandelbar die alte blieb.

Die Staatsmänner der Königin Elisabeth hatten für die richtige Behandlung Irlands eine Methode, an die sie selber glaubten, noch nicht gefunden, als im Jahre 1598 unter Führung der mächtigen Dynasten des Nordens O'Neill (Earl of Tyrone) und O'Donnell, (Earl of Tyrconnel) der allgemeine Aufstand ausbrach, der zur Befreiung der Insel geführt haben würde, wenn ihm irgend welche Kraft der Organisation innegewohnt hätte.[2]) Der Nachfolger des unfähigen Grafen Essex, Lord Mountjoy, verstand es, den Aufstand niederzuwerfen, indem er ihm planmäßig und mit unerbittlich vernichtenden Mitteln das Leben abgrub; im April 1603 war Alles zu Ende, O'Donnell war in der Fremde gestorben, O'Neill meldete seine Unterwerfung an, und im Jahre darauf erschien in Dublin ein ausgezeichneter Staatsmann, Arthur Chichester, der seine Aufgabe als Statthalter mit den Worten bezeichnete: Wie thöricht, die Welt zu durchstreifen, um Colonien in Virginien oder Guiana zu suchen, während Irland im Elend liegt. Dies Land zu reformiren und zu sittigen, würde dem König mehr Ehre eintragen, als wenn er seine Heere über den Canal führen und ganz Frankreich zur Unterwerfung bringen könnte. Ihm stand zur Seite der geistvolle, unermüdliche rührige John Davies, dessen Gesinnungen wir schon kennen. Eine völlig neue Verwaltung kündigte sich an in dem Aufruf vom 11. März 1605, der den gemeinen Mann in Irland zum Schützling des Königs erklärte und versprach, jeden und jede gegen Unbill, Unterdrückung und gesetzwidrige Erpressung der Chief-Lords und Gentlemen in den Grafschaften zu vertheidigen; alle Iren seien Sr. Majestät freigeborene und unmittelbare Unterthanen und hätten Anspruch auf gleiches Recht für Alle, ohne Ansehen der Person.

Die große bisher nie ernstlich angefaßte Aufgabe war, den Begriff des persönlichen, vererbbaren Grundbesitzes herauszuarbeiten aus dem altirischen Communismus der Stämme oder „Sippen" (sept) und die Masse der kleinen Besitzer frei zu machen von der Willkür und Raubsucht der Lords. „Alle Besitzthümer," schrieb Davies, „sollen übertragen werden und anheimfallen nach dem Gang des gemeinen Rechts; jedermann soll ein gewisses Heim haben und die Sicherheit seines Besitzstandes kennen; dadurch wird das Volk ermuthigt, sein Land fleißiger anzubauen, für die Erziehung der

1) Discoverie S. 127/28. 2) Gardiner I, 368 ff.

Kinder und deren Zukunft gewissenhafter und liebevoller zu sorgen als bisher. Das wird die Leute bestimmen, bessere Häuser für ihre Sicherheit zu bauen und ihre Nachbarschaft zu lieben. Dörfer und Städte werden erstehen, Händler und Gewerbsleute werden kommen und so dürfen wir hoffen, daß diese Landschaften in kurzer Zeit nicht blos friedliche Nachbarn des „Pfahls", sondern so reich und so gesittet werden, wie unser „Pfahl" selber." Diesen Gedanken entsprechend war der Plan, den Chichester entworfen hatte, um die Wildniß der Nordprovinz Ulster zu roden und in deren Neuordnung ein Muster aufzustellen für die Colonisirung der ganzen Insel. Möge der König, schrieb er an den Ministerrath 17. Sept. 1607, das ganze hier verfügbar gewordene Land in die eigenen Hände nehmen und unter seine gegenwärtigen Bewohner vertheilen. Jeder Gentleman im Lande empfange so viel Grund und Boden, als er mit all seinen Pächtern und Hörigen roden und anbauen kann. Und dann, wenn jeder eingeborene Ire seinen Theil empfangen hat, dann, aber nicht eher, möge man die weiteren noch unvertheilten Strecken an solche Männer geben, welche sich im Kriegs- oder Staatsdienst der Krone ausgezeichnet haben und an Colonisten aus England oder Schottland, welche ihr Land bekommen würden mit der Verpflichtung, feste Schlösser darauf zu bauen und zu bemannen. Auf diese Art würde für Alles und Alle gesorgt sein. Das Land würde mit wenig oder gar keinem Aufwand seitens der Regierung in guten Vertheidigungsstand kommen, die Iren selber würden in unabhängige und zufriedene Grundbesitzer (landholders) verwandelt werden und die Regierung segnen, der sie solchen Fortschritt zu Wohlstand und Glück verdanken. Geschähe das nicht, so würde nichts übrig bleiben, als die sämmtlichen Eingeborenen von Tyrone, Tyrconnel und Fermanagh in irgend welche unzugängliche Wildniß zu treiben, wo sie außer Stande wären, einem eindringenden Heere Hilfe zu leisten [1]). Das Durchschlagende in diesem Gedanken war nicht die Landvertheilung an sich, die verstand sich von selbst, sondern daß vor allem andern die einheimischen Iren vollauf befriedigt, und dann erst die Bediensteten der englischen Krone und die Colonisten aus England und Schottland berücksichtigt werden sollten. Diese hochwichtige Maßgabe hatte er noch in einem amtlichen Gutachten vom 14. Oktober 1608 eingeschärft und gerade diese wurde von der in London gebildeten Commission umgestoßen und nachher auch in der Ausführung außer Acht gelassen.

Die Commission betrachtete die sechs ledig gewordenen Grafschaften der Provinz Ulster wie einen Bogen weißes Papier, auf den sie zeichnen konnte, was sie wollte, ihr erschien der gesammte Grund und Boden als herrenloses Gut, auf das außer dem König von England niemand ein Recht habe, und so kam sie zu einem Ansiedlungsplan, der gleich mit Entrechtung und Enteignung einer ganzen Bevölkerung, d. h. einer Gewaltthat begann,

1) Gardiner I, 422.

die nie vergessen werden konnte. Wenn es in Irland eine Rechtsanschauung gab, die unausrottbar im Volksbewußtsein lebte, so war es die, die sagte, das Land gehört der Sippe, der Gesammtheit der Sippengenossen. Je schwieriger es sich erwiesen hatte, gegen den zähen Communismus aufzukommen, der darin lag, desto klarer mußte auch sein, daß die Gesammtenteignung der Sippen von jedem Einzelnen wie eine persönliche Beraubung aufs tiefste empfunden werden würde. Sonderbarer Weise ist diese rechtliche Seite der Sache von keinem der betheiligten Staatsmänner erwogen worden. Nur aus Zweckmäßigkeitsgründen hatte Chichester die vorzugsweise Berücksichtigung der Einheimischen empfohlen; aber diese erschienen John Davies nicht durchschlagend und dem genialen Lord Bacon, von dem wir auch ein Gutachten über die Sache haben, ebenso wenig. Die große Colonisation, welche Frühjahr 1610 in den sechs Grafschaften von Ulster vorgenommen ward und die aus diesen ganz verwilderten Landschaften in der That den „Garten von Irland" geschaffen hat, erschien den Einheimischen vom ersten Tage an als das Werk eines Rechtsbruches, durch den England seine Herrschaft über die Insel für alle Zeit zu einer bewaffneten Fremdherrschaft gestempelt habe. Sie begann mit der willkürlichen, gewaltsamen Verpflanzung einer ganzen Bevölkerung, durch die der ärmste Häusler sich in seinem Rechtsgefühl unheilbar verwundet sah, auch wenn der Nachtheil, den er bei dem Tausch erlitt, minder groß gewesen wäre. Aber er war sehr bedeutend. Von den 265,500 Acres, die zur Vertheilung kamen, blieben nur 70,000 den Iren; alles übrige kam an englische und schottische Colonisten und Bedienstete, den Colonisten aber, welche 150,000 Acres bekamen, wurde verboten, ihre Loose an Irländer zu veräußern oder Einheimische auch nur als Pächter anzunehmen; nur auf dem Lande, das den Bediensteten der Krone (45,000 Acres) angewiesen war, durfte eine gewisse Zahl von Irländern bleiben; im übrigen war ihr Loos Verbannung in die Wildniß und Ansiedlung auf Landloosen, zu groß zum Sterben, zu klein zum Leben. Dies war das Schicksal von Bevölkerungen, die, wie Chichester bezeugt, auf dem Punkte waren, Engländer zu werden mit Leib und Seele, die ihn bei seinem ersten Erscheinen wie einen rettenden Engel willkommen geheißen, die fest darauf gerechnet hatten, als Unterthanen des Königs von England nicht bloß für Leben und Freiheit, sondern auch für ihr Eigenthum den Schutz der Gesetze zu haben und die jetzt mit einem Schlage irre gemacht wurden an Allem, was ihnen eine bessere Zukunft in Aussicht gestellt hatte [1].

Der erste Engländer, der diese Dinge im Einzelnen erforscht und mit unbefangenem Urtheil betrachtet hat, S. Rawson Gardiner, führt auf diesen unheilvollen Mißgriff die ganze Leidensgeschichte Irlands bis heute zurück. Mit Recht. Was hier ohne Noth geschehen war, gehörte zu den Dingen,

1) Gardiner S. 552 ff.

die nicht wieder gut gemacht werden können; deren Verhängniß es ist, daß sie, wenn sie nicht ein Ende mit Schrecken nehmen, immer wiederholt und immer schlimmer werden müssen. Ein Menschenalter hatte die neue Besitzvertheilung bestanden, als im Oktober 1641 in ganz Ulster die Iren sich gegen die Colonisten aus England und Schottland erhoben, sie von Haus und Hof verjagten und zu vielen Tausenden niedermetzelten.[1]) Der Papismus war jetzt die Leidenschaft geworden, in der Alles zusammentraf, was die Irländer gegen Engländer und Schotten empörte; gegen den bewaffneten Papismus Irlands hat 1649 Cromwell den wilden Fanatismus seiner Independenten losgelassen und nachdem viele Tausende von Katholiken gefallen oder geflohen waren, dem Rest des katholischen Irland eine einzige der 4 Provinzen als Käfig angewiesen; in Ulster, Leinster und Munster, d. h. im Norden, Osten und Süden sollten nur Protestanten wohnen; die Westprovinz, Connaught, wurde das Ghetto für die Katholiken; der Shannonfluß bildete die Grenze; jeder Ire, der sich jenseits derselben blicken ließ, konnte todtgeschlagen werden von jedem, der ihm begegnete. „Geh zum Teufel oder nach Connaught!" so riefen die Herren dem unglücklichen Volke zu, das in unsäglichem Elend hinter dem Shannonflusse zusammengepfercht lebte.

Die Restauration bestätigte die letzten großen Besitzwechsel und fügte neue hinzu; das Ergebniß des Settlement Karls II. war, daß — ganz sichere Rechnungen gibt es darüber nicht — den katholischen Irländern etwa ein Fünftel des irischen Bodens blieb. Der letzte große Aufstand, den Wilhelm III. durch den Sieg am Boynefluß niederwarf (1. Juli 1690), und durch den Friedensschluß von Limerick (3. Okt. 1691) beendigte, hatte neue umfassende Gütereinziehungen zur Folge, welche die Enteignung des katholischen Irland vollendeten; nach einer allerdings nicht zweifelfreien Berechnung wäre hiernach nur der elfte Theil vom Grund und Boden den Iren verblieben, und dieser war nicht unter viele kleine Besitzer vertheilt, sondern vereinigt in den Händen von 5 oder 6 katholischen Familien englischer Abstammung, welche aus besonderen Gründen Gnade gefunden hatten. Der Masse des irischen Volks blieb kein anderes Loos übrig als das von Pächtern, Tagelöhnern und Bettlern, das Loos, das bis zur Stunde ihr Fluch ist. Im Jahre 1610 war noch möglich gewesen, aus den Iren ein des Eigenthums, der Arbeit und des Rechtes, d. h. der Kultur fähiges Volk zu machen; in Folge des schweren Mißgriffes, den wir kennen, ward diese Möglichkeit verspielt: achtzig Jahre später war die Enterbung des unglücklichen Volks unwiderruflich vollzogen und Sache des englischen Parlaments war es, einen naturwidrigen Zustand mit Mitteln aufrecht zu erhalten, deren eines immer unnatürlicher war als das andere.

Das Aufblühen der Freiheit Englands unter König Wilhelm III. beruhte

---

[1]) Ueber diese Rebellion und die übertreibenden Darstellungen, welche englischerseits darüber verbreitet worden sind, s. Lecky II, 131 ff.

auf dem Allmächtigwerden einer Verbindung von Land- und Geldadel zur gemeinschaftlichen Ausbeutung der Staatsgewalt. Das wehrlose Schlachtopfer dieser Geschäftsverbindung war Irland und gegen dieses hat die parlamentarische Gesetzgebung der Whigs in einer Weise gewüthet, die an einem grausigen Beispiel zeigt, daß es keine schrecklichere Tyrannei gibt als diejenige, welche eine souveräne Oligarchie einem unterjochten Volke auferlegt. Die Freiheit, deren sich jene in der eignen Heimath erfreut, die hier Aufklärung, Wohlstand, Macht und Sicherheit verbreitet, wird außerhalb zu einem Despotismus, den kein Zügel in Schranken hält, kein Gefühl der Scham und der Rechtsachtung bändigt. Markverzehrend, Tod und Verderben bringend hat England seit den Blüthetagen seiner Freiheit auf Irland gelastet, lastet es darauf noch heute.

Die tapferen Vertheidiger von Limerick hatten sich König Wilhelm auf Grund eines Vertrags ergeben, welcher in seinem ersten Artikel sagte: „die römischen Katholiken dieses Königreiches sollen in Ausübung ihrer Religion solche Freiheiten haben, wie sie mit den Gesetzen Irlands im Einklang stehen und unter der Regierung König Karls II. ihnen zustanden; Ihre Majestäten werden, sobald ihre Geschäfte erlauben, ein Parlament in diesem Königreich zu berufen, bestrebt sein, den römischen Katholiken solche weitere Sicherheit in diesem Betreff zu verschaffen, als dienlich sein wird, um sie gegen jede Störung aus Anlaß ihrer Religion zu schützen."[1]) Nach Sinn und Wortlaut dieses unanfechtbar giltigen Vertrags war jede Unterdrückung und Verfolgung irischer Katholiken um ihrer Religion willen ausgeschlossen. Wenn sie ein paar Jahre später dennoch kam, wenn sie vom englischen Parlament durch die grausamsten, unnatürlichsten Gesetze verhängt ward, ohne daß eine Herausforderung von irischer Seite, ohne daß eine Gefährdung der Kirche Englands den mindesten Vorwand dazu bot, dann mußte der Grund dieses Verfahrens in der Logik eines Systems liegen, das durch andere Triebfedern als die einer übereifrigen Kirchenpolitik in Bewegung gesetzt ward. Und so war es hier auch, wie sich im Jahre 1698 zum ersten Mal so grell als möglich offenbaren sollte.

Die Irländer waren des Grundeigenthums noch nicht vollständig beraubt, als ihnen bereits der Brodneid der Engländer den Verkauf ihrer besten Landeserzeugnisse verbot und ihre Häfen von allem Seehandel ausschloß. Seit 1665 war den Iren verboten, Hornvieh, Schafe, Schweine, Rindfleisch, Schweinefleisch, Speck, Hammelfleisch, ja selbst Butter und Käse nach England einzuführen und ein Gesetz von 1680 schärfte dies Verbot von neuem ein. So verlangte es das Interesse des englischen Landadels. Das des Geldadels verlangte Ausschluß Irlands von dem gesammten Handel nach und von den Colonien. Die bedeutendsten unter diesen waren damals die

1) As may preserve them from any disturbance upon account of their said religion. Hallam III, 531.

in Amerika, für den Handel mit ihnen war Irland unvergleichlich gelegen. Gerade deshalb erfolgte der Ausschluß Irlands durch die verbesserte Navigationsakte von 1663. Bei all dem hatte sich Irland einen Erwerbszweig noch gerettet, der in demselben Maße zu blühen anfing, als er die überall sonst ausgeschlossene Arbeitskraft beschäftigte; das war die Wollmanufaktur, die insbesondere für den Süden der Insel eine Quelle des Wohlstandes, ja sogar des Reichthums bildete. Irland hatte herrliche Weidetriften; die großen Schafheerden, die hier gezogen und geschoren wurden, ernährten den Grundeigenthümer und den Pächter; die Fabriken, in welchen die Schafwolle verarbeitet ward, ernährten die Arbeiter. Und diese ganze blühende Industrie, die Lebensquelle für Tausende und Tausende fleißiger Menschen vernichtete das englische Parlament, als es im Jahre 1698 auf den Hilferuf der englischen Weber gegen diese unbequeme Concurrenz, die Ausfuhr der irischen Wolle nicht bloß nach England, sondern nach dem Ausland überhaupt verbot. Dies Gesetz, das nie gemildert, nie widerrufen worden ist, hat in Irland die einzige Arbeit todtgeschlagen, in der ein enterbtes und entrechtetes Volk doch wenigstens ehrlich sein Brod verdienen konnte: von da ab datirt die Unsterblichkeit der irischen Hungersnoth.

Jonathan Swift war zweiunddreißig Jahre alt, als seine irische Heimath von diesem Donnerschlage betroffen ward. In viel späterer Zeit hat er die Wirkung desselben anschaulich geschildert und da konnte er auf Grund der Erfahrung hinzufügen, daß dieser Frevel schmählicher Raubsucht nur dem Ausland, Frankreich und Spanien, Vortheil gebracht, für England aber fast ebenso schädlich geworden sei als für Irland.

Als diese verhängnißvolle Akte durchging, sagt er in einem an R. Walpole gerichteten Aufsatz,[1]) war unser Handel ruhmvoll und blühend, obgleich er sich nirgends mit dem englischen kreuzte; wir machten keine feinen Tücher über 6 Schill. die Elle; nur ganz grobe Wollen- und Leinenzeuge, leichte Halbwirkereien und farbige Gewebe wurden auf unseren Stühlen gefertigt; verbraucht wurden sie theils von unserer ärmsten Bevölkerung, theils nach den Völkern des Nordens versandt, von welchen wir im Austausch Bauholz, Eisen, Hanf, Flachs, Pech, Theer und harte Thaler bezogen. Das Geld, das damals in Irland umlief, war fremdes Silber; kaum konnte einer 100 Pfd. einnehmen, ohne den Stempel aller nordischen Mächte und jeden Fürsten des deutschen Reichs auf seinen Münzen zu finden. Dies Geld ging wieder nach England für feine Tücher, Seide u. s. w., für unsere eignen Kleider, für Renten, Kohlen, Eisenwaaren und alle andern englischen Fabrikate und versorgte zum großen Theil die Kaufleute zu London mit fremdem Silber zur Ausfuhr.

---

1) The present miserable state of Ireland. In a letter from a gentleman in Dublin to his friend Sir R. Walpole in London: wherein is briefly stated the causes and heads of all our woes. Works, II, 102—103.

Das wiederholte Geschrei der englischen Weber rief diese Akte hervor, die für sie und uns so verderblich wurde. Mit neidischem Auge blickten sie auf unser Gedeihen und klagten, sie würden von uns unterboten in Waaren, die sie gar nicht verfertigten. Auf ihr Andringen wurde die Akte erlassen und wir verloren unseren einträglichen Handel mit dem Norden. Haben sie ihn etwa gewonnen? Nein, gewiß nicht; in dem Handel, den sie so glücklich besaßen, sind sie seitdem beständig zurückgegangen; es soll Städte geben, die vor dieser unseligen Bill ganz von Wollmanufaktur lebten, und in denen heute kein einziger Webstuhl mehr ist. Ich will versuchen, die wahren Gründe für den Verfall ihres Handels und für unser Elend anzugeben.

Drei Viertel der Bewohner des Stadttheils, in dem ich wohne, waren englische Manufakturarbeiter, welche Unglück im Geschäft, leichtsinnige Schulden oder der Druck einer starken Familie in unser wohlfeiles Land getrieben hatte; diese Leute wurden verwendet, unsere grobe Wolle aufzuarbeiten, während die feinste nach England geschickt wurde. Einige von diesen hatten die Kinder einheimischer Iren in die Lehre genommen, die wegen Betheiligung an der Revolution ihre Landgüter verwirkt hatten und sich irgend einem mechanischen Erwerb zuwenden mußten. Als diese Bill durchging, mußten wir Tausende von diesen Leuten entlassen. Die es zu etwas gebracht hatten, kehrten nach Hause zurück und überschwemmten England mit Werkleuten; die, deren Schulden noch nicht bezahlt waren, wanderten nach Frankreich, Spanien und den Niederlanden, wo sie wohl aufgenommen wurden; so haben die Fremden sich unserer Kunstfertigkeit bemächtigt; die Fremden beziehen überdies — trotz aller Handelsverbote — die beste irische Wolle in den größten Quantitäten und der Schmuggelhandel in Wolle nach Frankreich, Spanien und Portugal ist das schwunghafteste Gewerbe Irlands geworden. — Diese Politik wirthschaftlicher Unterjochung gibt den besten Maßstab ab für die Beurtheilung der haarsträubenden Unterdrückungsgesetze gegen die Katholiken in Irland, in deren Abfassung sich die Parlamente unter Wilhelm III., Anna und den beiden ersten Georgen förmlich überboten haben, während England selbst ein Land der Duldung, ein Asyl der Forscher und der Freidenker geworden war. War die Erbweisheit des aufgeklärten protestantischen England wirklich der Meinung, der Papismus in Irland sei eine Pest, die ausgerottet werden müsse durch jedes Mittel, dann war es menschlich edler und politisch klüger, dem unglücklichen Volk ganz offen die Wahl zu stellen zwischen sofortiger Bekehrung und Auswanderung oder grausamem Tode, als ein System gesetzlicher Quälerei, das mit teuflischer Arglist darauf berechnet war, dem katholischen Iren das Leben in der Heimath zur ewigen Folter zu machen, ihm jeden Blutstropfen zu vergiften und bei jedem Athemzug einzuschärfen, daß er elender, rechtloser sei als das letzte Stück Vieh seines protestantischen Gutsherrn. Aber auf die Ausrottung des irischen Papismus hatten es die Gesetzgeber gar nicht abgesehen; er war ja sehr unschuldig geworden: seit 1691 hatte er keinen Heerbann mehr und wenn im protestantischen Schottland die Jakobiten ihre allzeit

marschfertigen Hochländer aufboten, dann rührte sich in Irland kein Mensch, ja man konnte die Regimenter, die hier aufgehäuft waren, nach England ziehen und mit ihnen die Jakobiten zu Paaren treiben. Die barbarischen Gesetze, welche insbesondere seit 1703 eines immer schärfer als das andre gegen die Katholiken in Irland ergingen, sie ausschlossen von jedem Amt, von jedem selbständigen Eigenthum, jeder Möglichkeit Bildung zu erwerben und mehr als die nackte Lebensnothdurft zu verdienen, hatten einfach die Bestimmung, zu verhüten, daß die Masse der irischen Bevölkerung sich aus einer Sclavenheerde mit Sclavengesinnung emporarbeitete zu einer Macht, welche das Joch der englischen Minderheit abwarf. Damit diese „frei", d. h. in der Herrschaft blieb, mußte das einheimische Irenthum in Stumpfsinn und Elend bleiben. Das zeigen mit brutaler Deutlichkeit die Bestimmungen aus demselben Jahre 1703, welche dem Papisten in Irland den Erwerb von Grundeigenthum überhaupt verboten, ihm einen Pachtvertrag nur auf die Dauer von 31 Jahren gestatteten und damit er in dieser Pacht ganz gewiß nichts zurücklegte, folgendes vorsahen: der Pachtzins muß sich während der ganzen Pachtzeit auf $^2/_3$ des Bodenertrags mindestens belaufen; wächst der Ertrag, so muß auch der Preis entsprechend wachsen, damit dem Pächter unter allen Umständen nicht mehr als $^1/_3$ des Ertrages bleibt; damit diese Bestimmungen nicht übertreten werden, wird eine Belohnung ausgesetzt für jeden, der einen für einen katholischen Pächter vortheilhafteren Vertrag zur Anzeige bringt; er darf den Pacht auf eigne Rechnung übernehmen und tritt in all seine Vortheile ein. In solchen Gesetzen offenbart sich der eigentliche Sinn und damit die ganze Ruchlosigkeit eines Systems, bei dessen Besprechung einen wahrheitliebenden englischen Historiker, wie Lecky[1]) z. B. dieselbe Entrüstung übermannen muß wie die, der einst Burke so flammende Worte geliehen hat.

Die Lage Irlands wurde schlimmer mit jedem Jahre, mit welchem die Herrschaft der Whigs und der protestantischen Dynastie sich befestigte. Während des großen Jakobitenaufruhrs von 1715 hatte sich in Irland kein Blatt bewegt, von den dortigen Regimentern konnte ein Theil nach England gezogen werden, um gegen die Hochländer zu fechten. Als vier Jahre später 1719 wieder ein Einbruch in England besorgt ward, bot der Lord Statthalter von Irland, Herzog von Bolton, ohne weiteres den größten Theil seiner Regimenter für den Dienst in England an; sieben wurden in der That eingeschifft, vier weitere waren im Begriff ihnen zu folgen, als die Gefahr sich zerstreute. Bei den Unruhen von 1722 konnten sofort 6 irische Regimenter nach England geschickt werden, und der Erzbischof King schrieb im Mai desselben Jahres an den Erzbischof von Canterbury: „Wir schicken euch

1) Geschichte Englands im 18. Jahrh. Deutsch von Löwe. 1879. I, 299 ff. Ausführlicheres in dem 6. und 7. Capitel des II. Bandes, die den dreisten Wahrheitsentstellungen in Froudes: English in Ireland gegenübergehalten werden müssen.

sechs Regimenter zu Hilfe. Wenn man bedenkt, wie groß die Zahl der Papisten hierzulande ist, daß unser Adel größentheils in England lebt und all unser Geld eben dahin geht, so sollte man meinen, daß eher wir von euch Hilfe zu heischen hätten, als daß wir sie euch zusenden. Dennoch ist es jetzt schon das dritte Mal seit der Thronbesteigung Sr. Majestät, daß wir das thun, und dabei haben wir noch dies Reich vor aller Empörung und Rebellion bewahrt, und das ist mehr, als sich von England oder Schottland sagen läßt." Und gerade in diesen Jahren hat der irische geheime Rath einerseits (1719), das irische Unterhaus andererseits (1723) neue Verfolgungsgesetze gegen katholische Priester entworfen, wie sie nur eine ganz kopflose Seelenangst vor dem Papismus eingeben konnte.[1]) Der irische geheime Rath war ebenso wie das irische Parlament ausschließlich aus Engländern zusammengesetzt, und deshalb nichts weiter als ein allzeit dienstwilliges Organ englischer Tyrannei; zur Charakteristik des letzteren genügt, daß es am 26. März 1699 das oben besprochene Todesurtheil über die irische Wollmanufaktur bestätigt hat. Wenn diese beiden Körper sich nun einfallen ließen, eines Tages gegen eine Maßregel der Regierung Englands sich offen aufzulehnen, wenn infolge davon in Irland ein Sturm entstand, der das mächtige Whigministerium zu einem sehr unrühmlichen Rückzug zwang, dann mußte entweder eine ganz unerhörte Gewaltthat beabsichtigt gewesen oder es mußte bei einem an sich nicht bedeutenden Anlaß das Gefühl der Unnatur des ganzen Verhältnisses der beiden Länder übermächtig zum Durchbruch gekommen sein.

Der Vorgang selbst war sehr einfacher Natur. Um einem längst empfindlich gefühlten Mangel an kleiner Münze in Irland abzuhelfen, hatte Walpole im Jahr 1722 einem großen Eisenwerkbesitzer, William Wood, ein Patent ertheilt, bis zu einem Werthe von 108,000 Pfd. = 2,160,000 Mark Halb- und Viertelpfennige zu schlagen, die dem Verkehr in Irland übergeben werden sollten. Gegen dieses Münzpatent erhob sich Regierung und Parlament in Dublin, die Presse und das ganze Land mit solchem Ungestüm, daß die Regierung nach mehreren vergeblichen Anläufen, die Aufregung zu beschwichtigen, die Maßregel zurücknahm und unter Zahlung einer bedeutenden Entschädigung an Wood die Dinge ließ wie sie waren. Bei der Art, wie englische Historiker insbesondere die der Whigpartei, gewohnt sind, Alles, was Irland angeht, zu behandeln, würde der ganze Vorfall höchst wahrscheinlich der Vergessenheit anheimgefallen sein, hätte nicht an diesem Kampf, und zwar an der Spitze Irlands, ein Schriftsteller allerersten Rangs theilgenommen, dessen Votum nun einmal schlechterdings nicht todtzuschweigen war.

Dieser Schriftsteller war der schon genannte Jonathan Swift, der erste große Volkstribun im Rechtskampf der Iren gegen die Zwingherrschaft Englands.

Geboren (30. Nov. 1667) und gebildet in Dublin, war er unter Noth und Entbehrung aufgewachsen, mit Land und Volk seines Geburtslandes

1) Lecky I, S. 319—321.

frühzeitig vertraut, von Jugend auf unterrichtet von seinen Leiden und, selbst kein Günstling des Glücks, durch Laufbahn und Gemüthsart zum Vertheidiger der Unterdrückten wie geschaffen. Wie Luther seinen heiligen Zorn, betrachtete Swift die saeva indignatio als sein bestes Erbe. Auf Moor Park, dem Landsitz von Sir William Temple, dessen Schreiber er anfangs war, dessen Günstling und Vertrauter er nachher wurde, bildete sich der junge Geistliche in aller Stille zum politischen Schriftsteller aus. Der Verfasser des „Tonnenmärchens" (1704 erschienen) war schon als ausgezeichneter Erzähler bekannt, als er mit einer Wucht ohne Gleichen in den Parteienkampf der Whigs und Tories eingriff und, mit den ersteren hauptsächlich aus Gründen der Kirchenpolitik zerfallen, vom Nov. 1710 an der furchtbare Kämpe der letzteren wurde. Swifts Essays im „Examiner" übertrafen an zündender Kraft der Sprache Alles, was die politische Presse in England bisher hervorgebracht; der gefeierte Addison räumte den Kampfplatz vor einem überlegenen Talent. Die reiche Phantasie des Dichters, die unerbittliche Dialektik des geschulten Denkers stand der Feder dieses Meisters ebenso sicher zu Gebote als spielender Witz, vernichtender Hohn und ein Pathos, das in seiner Schlichtheit mehr ergriff als ein Strom von Worten. Jonathan Swift hat die englische Prosa wehrhaft, schneidig gemacht für den Kampf der Parteien wie keiner vor ihm, kaum einer nach ihm. Bis zum Tode der Königin Anna war er die Seele des Torycabinets Harley-St. John; nach außen sein machtvoller Vertheidiger, nach innen sein nie verlegener Rathgeber. Eine Wonne war es für den bürgerlichen Emporkömmling, ohne Amt und Titel, das regierende England zu regieren, den hoffährtigen Lords die Trinkgelder vor die Füße zu werfen, sie mit seinem Stirnrunzeln zu erschrecken, durch sein Schmollen unglücklich zu machen und, wenn sie Abbitte gethan, wieder zu Gnaden anzunehmen. Durch sein Talent den Staatsmännern unentbehrlich, war er, wenn er wollte, auch für die Menschen unwiderstehlich; dem Zauber seiner Unterhaltungsgabe war nichts vergleichbar. Die Feder hatte er zu einer Großmacht erhoben, vor der der Adel der Geburt und des Geldes sich beugte; er betrachtete es als eine schöne Aufgabe seines Einflusses, den Adel des Talentes zu fördern und von Sorgen zu befreien. Berkeley, Congreve, Steele, Pope u. v. a. haben die Macht seiner Empfehlung dankbar erfahren; mehr als 50 Leuten, die ihn persönlich nichts angingen, konnte er sich rühmen, Stellen verschafft zu haben, denen sie durch ihr Talent Ehre machten. Wenn im „augusteischen



Jonathan Swift.
Nach dem Stiche von Bolt.

Zeitalter" der Königin Anna die Literatur blühte, während die Literaten nicht darbten, so war das vorwiegend sein Verdienst. Und aus all dieser Herrlichkeit, in der er einherschritt wie ein König, riß ihn der Tod der Königin Anna, der Sturz der Tories (1. August 1714) mitleidlos heraus. Die Herrschaft der Whigs machte nicht blos seiner Stellung, sondern auch all seinen Hoffnungen ein Ende. Swift zog sich nach Dublin zurück; hier lebte er als Dekan zu St. Patrick den Pflichten seines geistlichen Amtes mit mehr Hingebung, als seine Art über religiöse Dinge zu sprechen und zu schreiben, aber auch mit mehr Theilnahme an den öffentlichen Dingen, als sein jahrelanges Schweigen vermuthen ließ.

Im Jahr 1720 trat er zum ersten Mal für das vergewaltigte Irland auf; als protestantischer Geistlicher von allbekannt streng hochkirchlicher Gesinnung konnte er für die Nothlage der Iren als Katholiken keine Theilnahme hegen; er hat sie auch nie gehabt und nie geheuchelt. Um so unverdächtiger ist Alles, was er über den Nothstand sagt, der die Bewohner Irlands ohne Unterschied der Abstammung, des Bekenntnisses und des Standes drückt. Der wirthschaftliche Ruin, den England durch Vernichtung des irischen Wollhandels über das Land gebracht, ist der Gegenstand seiner ersten Flugschrift von 1720, in der er den Vorschlag macht, dem habgierigen England gar nichts mehr abzukaufen, mit Ausnahme seiner Kohlen, und Alles was der Ire an Kleidern und Hausgeräthe nöthig hat, im Lande selber durch eigne Arbeit herzustellen.[1]) Das Verhältniß der beiden Länder versinnlicht er durch die Ovid'sche Fabel von Pallas und Arachne. „Die Göttin hatte von Arachne, einem jungen Mädchen gehört, das im Spinnen und Weben ausgezeichnete Fertigkeit besitze. Sie gingen einen Wettstreit mit einander ein und als Pallas sah, daß sie in ihrer eignen Kunst nahezu überflügelt sei, da ergriff sie Wuth und Neid, sie schlug die Nebenbuhlerin zu Boden, verwandelte sie in eine Spinne und verdammte sie, ewig aus ihren eignen Eingeweiden zu spinnen und zu weben und zwar in einem sehr engen Raum. Ich bekenne, daß ich seit meiner Knabenzeit immer Mitleid gehabt habe mit der armen Arachne und niemals herzliche Liebe gewinnen konnte zu der Göttin, die einen so grausamen und ungerechten Spruch gefällt; dieser wird aber von England im vollen Maße an uns ausgeführt und mit noch größerer Strenge und Härte, denn der größte Theil unserer Eingeweide und edleren Theile wird uns aus dem Leibe gezogen, aber nicht erlaubt, sie selber zu spinnen und zu weben."

Dies war Swifts erster Waffengang. Der kleine Aufsatz, dessen Verfasser nicht genannt war, hatte den tiefsten Eindruck gemacht. Der Oberrichter von Irland nahm den Drucker der gefährlichen Brandschrift beim Kopf, aber die

1) A proposal for the universal use of irish manufacture, in clothing and furniture of houses: utterly rejecting and renouncing everything wearable that comes from England. Works ed. Roscoe. II, 62—65.

große Jury ließ sich kein Schuldig gegen ihn entreißen, obgleich sie neun Mal ins Berathungszimmer zurückgeschickt und im ganzen 11 Stunden, also bis zur Erschöpfung festgehalten ward, und dies Symptom war vielleicht noch bedenklicher als die Schrift selber. Sein zweiter größerer Waffengang geschah, als die beiden Häuser des irischen Parlaments gegen das Münzpatent des Herrn Wood-protestirt hatten und nun Gefahr war, daß es trotzdem zur Ausführung gelangen werde, wenn die Bevölkerung sich nicht dagegen rühre. Da schrieb Swift im Sommer 1724 den „ersten Brief an die Geschäftsleute, Kleinhändler, Pächter und Landleute des Königreichs Irland", in dem er unter dem Namen Mr. Drapier[1]) mit der feierlichen Anrede: „Brüder, Freunde, Landsleute und Mitunterthanen" das Wort ergriff, um die ungeheuren Gefahren zu schildern, mit welchen die Halbpfennige des „Eisenkrämers" Wood ein schon genügend unglückliches Land bedrohten.[2]) Die Art, wie Swift hier verfuhr, wird heute selbst von seinen Vertheidigern, wie Lecky z. B., verwerflich gefunden und so unmöglich es ist, heute den Streit über Werth und Unwerth von Woods Kupfermünzen zu entscheiden, so wahrscheinlich ist es immerhin, daß Swift sich einer ganz ungeheuerlichen Uebertreibung schuldig machte, als er steif und fest behauptete: jeder, der die neue Münze annehme, werde beinahe 11 Pfennige an einem Schilling verlieren und das Ganze auf den teuflischen Plan zurückführte, Irland an den Bettelstab zu bringen. Allein das ist nur eine Seite der Sache, diejenige welche Swift absichtlich in den grellsten Farben und mit der gröbsten Demagogie behandelte, um ein Volk, das keine Presse, keine öffentliche Meinung, keinen Sinn für seine eigensten Angelegenheiten hatte, an der einzig empfindlichen Stelle zu fassen; damit es überhaupt aufmerkte und fähig wurde, die Hauptsache, nämlich die Rechtsfrage und die Gesammtlage des Landes zu betrachten; daß er darauf eigentlich hinaus will, läßt schon der erste Brief erkennen, während die folgenden sich immer breiter, am Ende ausschließlich um dieses Thema bewegen. Wir brauchen Kupfermünzen, sagt er, das ist wahr, aber warum gestattet man uns nicht, sie selber zu prägen, trotzdem wir so oft darum gebeten haben? Herr Wood, bezeugt der Münzmeister Isaak Newton, hat seine Vertragspflicht streng erfüllt. Aber mit wem hat er den Vertrag geschlossen, mit uns? mit dem Parlament und Volk von Irland? Sind wir nicht die Abnehmer? Irland ist ein „abhängiges Königreich", ruft man aus England herüber. Das ist nicht wahr, in keinem Gesetze steht das geschrieben. Ich armer Tuchhändler hänge nächst Gott von niemand ab als dem König, meinem Herrn, und den Gesetzen meines eigenen Landes. Allerdings haben in unsern Tagen englische Parlamente die Macht beansprucht, für dies Königreich bindende Gesetze zu machen; aber der berühmte Herr Molyneux[3]), ein

1) Von Draper, Tuchhändler. 2) Works ed. Roscoe II, 1 ff. Der erste Brief ist einfach 1724, der zweite vom 4. August 1724 datirt. 3) Ein englischer Gelehrter, Freund Lockes und Verfasser einer 1698 erschienenen Schrift: Case of Ireland,

hier geborener Engländer, hat den Anspruch mit Gründen der Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit siegreich zurückgewiesen und nur die rohe Gewalt hat es über seine Beweise davongetragen; es ist eben nicht schwer, daß elf wohlbewaffnete Männer einen Einzelnen im Hemd niederwerfen.[1]) Sein ganzes Herz schüttet er endlich im siebenten Briefe aus, der an beide Häuser des Parlaments gerichtet ist: „Was mich angeht, der ich nur ein schlichter Mann aus dem Volke bin, so erkläre ich feierlich vor dem allmächtigen Gott, daß ich lieber den schimpflichsten und qualvollsten Tod erleiden will, als diese verfluchte Münze annehmen oder eine, die ihr ähnlich ist, bis ich durch ein Gesetz meines eigenen Landes dazu gezwungen werde; wenn das aber geschehen sollte, dann will ich mich hinwegheben in ein fremdes Land und dort mit einem freien Volk das Brod der Armuth essen. Unser allgemeiner Wunsch ist, daß des Königs Majestät uns ermächtige, Halbpfennige in diesem Königreich für unsern eigenen Gebrauch zu prägen unter solchen Einschränkungen, wie sie ein Parlament hier vorschreiben mag; denn das Recht, selbst Gold- und Silbermünzen zu prägen, hat außerhalb jeder winzige Fürst und wurde in Schottland ausgeübt eben zur Zeit der Union, und doch ist Schottland nach Boden, Klima, Ausdehnung nicht den vierten Theil so viel werth als Irland, denn Bischof Burnet sagt: es wiegt nicht den vierzigsten Theil des Werthes auf, den das üppige Britannien hat und mit Rücksicht auf die Vortheile, die England von hier aus zieht, nicht den vierzigtausendsten, obgleich ich bekennen muß, daß ein Splitter im Auge oder ein Dorn in der Seite gefährlicher und schmerzlicher ist als ein Balken oder ein Pfahl in der Entfernung. Die Geschichte Englands und der meisten andern Länder beweist im Ueberfluß die bejammernswerthen, manchmal geradezu tragischen Wirkungen, welche der Mißbrauch des Münzrechts durch Entwerthung des Metalls, durch gelegentliches Herab- und Hinaufsetzen des Geldwerthes zum Schaden des Publikums haben kann. Es ist der empfindlichste Punkt der Verwaltung und berührt jeden Einzelnen in schärfster Weise. Wenn der Geldwerth willkürlich oder unbestimmt ist, kann niemand sagen, daß er überhaupt Eigenthum hat; keine Wunde wird so plötzlich gefühlt, ist so schwer geheilt und läßt so tiefe und dauernde Narben zurück. Ich meine, diese arme unglückliche Insel hätte einigen Anspruch auf Schonung seitens Englands, nicht bloß aus Rücksichten christlicher Liebe, natürlicher Billigkeit und allgemeiner Menschenrechte, sondern hauptsächlich auf Grund der unermeßlichen Vortheile, welche England von uns hat, ohne die unser Königreich eine ganz andre Stellung in Europa einnehmen würde als jetzt." Und nun zählt er 19 verschiedene Ausbeutungsquellen auf, mittelst welcher England einen jährlichen Reingewinn von 700,000 Pfd. aus Irland zieht; es giebt

---

worin das Recht Irlands auf Selbstregierung nachgewiesen war. Die Schrift wurde auf Befehl des englischen Parlaments sofort verbrannt, denn sie sagte die Wahrheit. (Lecky II, 449.)

1) Letter the fourth to the wholepeople of Ireland. Works, II, 18—22.

keine Möglichkeit, in Handelssachen zu verlieren, die in Irland nicht in höchster Vollendung ausgebildet wäre: „überall findet sich etwas, das an William Wood erinnert: die Zweige sind dem Baum jetzt sämmtlich abgehauen und nun zielt er mit der Axt nach den Wurzeln". Das Münzpatent, für das der reiche Wood ein bedeutendes Trinkgeld an die Herzogin von Kendal bezahlt hatte, war ein Einzelfall, der sich besonders eignete, die ganze Mißverwaltung Englands zu beleuchten; lediglich auf dem Hintergrunde dieser konnte der Handel so große Bedeutung gewinnen und vor Allem die unermeßliche Aufregung erzeugen, die den Plan zu Falle gebracht hat. Die erdrückende Masse von Unrecht, die Swift bei diesem Anlaß zur Sprache brachte, ohne daß ihm ein ehrlicher Mann hätte widersprechen können, läßt die Mittelwahl und Waffenführung seiner Demagogie in milderem Licht erscheinen. Es war eine gerechte Sache, für die er focht und dies Gefühl hat seinen Worten ein Feuer eingehaucht, das die natürliche Macht seiner Beredsamkeit noch verdoppelte.

„Ich habe Alles aufgeboten," schrieb er drei Jahre später,[1]) „um meine Entrüstung niederzukämpfen; sie ist mir nicht eingegeben durch irgend ein persönliches Interesse, auf der ganzen Insel nenne ich nicht eine Scholle mein Eigenthum." Das Elend seines Volkes brannte ihm auf der Seele und ein gerechter Ingrimm übermannte ihn, wenn zu all dem Jammer noch der Hohn hinzukam, wenn er erleben mußte, daß der satten Tugend Alt-Englands von dem „blühenden reichen Irland" vorgeredet ward. Der Fremde, der unsere Insel bereisen wollte, sagt er, würde eher in Lappland oder Island zu sein glauben, als in einem Lande, das von der Natur so gesegnet ist mit Fruchtbarkeit des Bodens und Milde des Klimas wie das unsere: die elende Tracht, Lebensweise und Behausung des Volks; die allgemeine Verödung in den meisten Theilen des Königreichs; die alten Sitze der Nobility und Gentry sämmtlich in Trümmer und keine neuen an ihrer Stelle; die Familien der Pächter, die unerschwingliche Renten bezahlen müssen, dahin lebend in Koth und Unflath, sich nährend mit Buttermilch und Kartoffeln, ohne Schuhe oder Strümpfe an den Füßen, oder ein Haus, das nur so wohnlich wäre wie ein englischer Schweinestall. Das wäre der erquickliche Anblick, der sich einem englischen Beschauer darböte. — Nostra miseria magna est. Nicht ein Grund von denen, die angeführt werden, um den Reichthum Irlands darzuthun, der nicht der logische Nachweis seiner Armuth wäre. Das Steigen unserer Grundrenten ist herausgepreßt aus dem Blut, den Nahrungsmitteln, den Kleidern und Wohnungen der Pächter, die schlechter leben als in England die Bettler, der niedere Zinsfuß, in allen andern Ländern ein Zeichen von Wohlstand, ist bei uns ein Zeichen von Elend, denn es fehlt das Geschäft, das irgend jemand zum Borgen veranlassen könnte. Daher allein kommt der hohe Preis von Grund und Boden, weil

1) A short view of the state of Ireland 1727. Works, II, 79—81.

nur in diesem Ersparnisse angelegt werden können; daher die Theuerung der Lebensmittel, weil die Pächter solch ungeheure Pachtgelder nicht erschwingen können, ohne die Preise für Vieh und Korn zu steigern, auch wenn sie selber nur von Spreu leben.[1])

Irland ist das einzige Reich in der Welt, von dem die alte oder neue Geschichte weiß, dem die natürlichste aller Freiheiten, die des Handels mit seinen eignen Erzeugnissen und Waaren, versagt ist. Ein Land ohne Handel aber ist ein Land, in dem die gesammte Armenbevölkerung betteln, stehlen, verhungern oder auswandern muß und die Massenauswanderung durch Staatsmittel befördert, wäre denn auch die größte Wohlthat, die England den unglücklichen Kindern des „entehrten Mädchens" (injured lady) Irland erweisen könnte.[2])

„Es ist ein trauriger Anblick," schrieb er 1729, „für die, welche diese große Stadt durchwandern oder im Lande reisen, wenn sie die Straßen, die Wege und die Hüttenthüren bevölkert finden mit Bettlern weiblichen Geschlechts, denen drei, vier oder sechs Kinder folgen, alle in Lumpen und jeden, der vorübergeht, mit der Bitte um Almosen belästigend. Statt daheim ihre Wirthschaft ehrlich zu besorgen, müssen all diese Mütter den ganzen Tag herumstreichen, um für ihre hilflosen Kleinen Nahrung zusammenzubetteln; wachsen die Kinder heran, so werden sie Diebe, weil sie Arbeit nicht finden, oder verlassen ihr Heimathland, um für den Prätendenten in Spanien zu fechten oder sich nach Barbadoes zu verkaufen."[3])

Doch genug von diesen Entsetzensbildern eines sprichwörtlichen Massenelends, das heute noch unvermindert fortdauert und wie es scheint, unheilbar fortdauern wird. Im Augenblick, da wir dies schreiben, Juli 1880, liegt dem englischen Parlament ein amtlicher Bericht[4]) über den Nothstand in Ir=

1) A short view of the state of Ireland. 1727. Works, II, 79—81.

2) Maxims controlled in Ireland etc. Works, II, 77/78. 3) A modest proposal for preventing the children of poor people in Ireland from being a burden to their parents or country, and for making them beneficial to the public. 1729. Works, II, 99—102. 4) In einem Orte der Grafschaft Mayo fand der amtliche ärztliche Aufseher in 42 jämmerlichen Hütten nicht weniger als 46 Familien wohnen. „In den meisten Hütten werden Rindvieh und Schweine in der Stube gehalten. Die Exkremente werden theilweise durch einen offenen Abflußgraben, welcher mitten durch die Stube läuft, abgeführt." In einem andern Orte fand derselbe Aufseher in einer Hütte volle acht Zoll Dünger liegen. Die Hausfrau erklärte, sie könne den Dünger nicht fortschaffen, denn sonst würde sie keinen zum Düngen des Gartens behalten. An einem dritten Orte fand der ärztliche Inspector in einem Häuschen drei am Typhus erkrankte Personen, eine Mutter und zwei Kinder. Dieselben hatten zu Mitbewohnern desselben Raumes drei Kühe, eine Anzahl Federvieh, drei Katzen und einen großen Hund. Die Atmosphäre war wahrhaft mephitisch. Ihr Trinkwasser holen die Leute aus einem Brunnen im angrenzenden Felde, welcher in Wahrheit weiter nichts ist als ein mit dem Spaten gegrabener Wasserbehälter. In denselben münden Drainröhren aus dem Felde ein und in denselben fließt das Wasser von den daneben liegenden Communicationswegen. Das Feld wurde im letzten Winter frisch gedüngt. Das Wasser sah dunkel aus und hatte eine fettige Haut auf der Oberfläche. U. s. w.

land vor, der wieder einmal die Frage nahe legt, wie ist es möglich, daß auf dieser unglücklichen Insel überhaupt noch ein Landvolk vorhanden ist?

Jonathan Swift war der Erste, der das Unglück dieses Volkes gezeichnet hat, und das bleibt sein unvergänglicher Ruhm. Als er's that, betrauerte er den gescheiterten Ehrgeiz eines verfehlten Lebens, litt im eigenen Hause unsägliche Seelenqualen, war zerfallen mit sich und der ganzen Welt; er stritt nicht in eigener Sache und begehrte nicht einmal den Dank der Nachwelt für das, was er that; er selbst verleumdete seine Motive, als er die schrecklichen Worte schrieb: „mit jedem Jahr, mit jedem Monat wächst in mir die Lust des Hasses und der Rachsucht; die Wuth, die in mir rast, ist so unedel, daß sie sich sogar herunterwürdigt, sich der Thorheit und Gemeinheit des Sclavenvolks anzunehmen, unter dem ich lebe." Er war ja eine Natur voll galliger Bitterkeit und leidenschaftlicher Rachsucht, er würde, wenn ihm bei den Whigs die glänzende Stellung beschieden gewesen wäre, die er bei den Tories eingenommen und durch den Sturz derselben für immer verloren hatte, schwerlich Zeit und Lust gefunden haben, der Anwalt des unglücklichen Irland zu werden. Gleichwohl zeigt jeder seiner Aufsätze, daß er mehr, als er sich selber eingestand, mit dem Herzen bei dieser Sache betheiligt war, daß ihn das tiefe Gefühl eines heiligen Rechts und einer heiligen Pflicht erfüllte, daß er, während er schrieb, an sich selber die innere Veredelung empfand, die mit dem Kampf um fremdes Recht, mit der Vertheidigung der unterdrückten Ohnmacht gegen brutale Gewaltthat verbunden ist. Was an persönlichem Haß, an eigener Verbitterung bei seinem Verfahren mitgewirkt haben mag, das hat er selber fürchterlich gebüßt. Bei diesem brütenden Wühlen in den Wunden seines Volks, bei diesem Ausmalen hoffnungslosen Massenelends hat sich der Fanatismus des Menschenhasses in sein Herz gegraben, der ihn schließlich um den Verstand gebracht hat. Dieser Fanatismus bildet den schrecklichen Hintergrund der lustigen Phantasien in Gullivers Reisen (1726); er war an der Schwelle des Wahnsinns angekommen, da Swift im Jahre 1729 mit einer geradezu gräßlichen Gemüthsruhe den Vorschlag machte, jedes Jahr 100,000 Irenkinder fett zu machen und nach einjähriger Mast als Braten zu schlachten und zu verkaufen; dies sei aus einer ganzen Reihe von Gründen, die weitläufig entwickelt werden, das beste Mittel, um alles Irenelend aus dem Grunde zu kuriren. Der beständige Anblick irischer Zustände erklärt den Wahnsinn des Menschenhasses und der Menschenverachtung, in dem dieser reiche Geist, diese stolze Seele langsam und über alle Beschreibung schrecklich hingestorben ist († 19. Okt. 1745).

IV. Der Bund von Wien und der Gegenbund von Hannover.[1])

Auch nach dem Sturze Alberonis blieb Spanien, was es durch Königin Elisabeth und ihn geworden war: das Paradies der Abenteurer aus der Fremde, der Herd ruheloser Ränke und beständiger Verschwörungen gegen den Frieden Europas, dessen reichste Erträge allerdings dem großen Handlungshaus England zuströmten. Der Erbe des Italieners und seiner großspanischen Pläne war ein Holländer, Johann Wilhelm Baron, und später Herzog von Ripperda, der einer alten ursprünglich spanischen Familie in den Niederlanden entstammte, im Jahre 1665 in der Herrschaft Groningen geboren, von den Jesuiten angeblich in Köln unterrichtet war, als junger Mann Kriegsdienste genommen und am Schluß des Erbfolgekriegs den Rang eines Obersten erreicht hatte. Durch Verheirathung mit einer reichen Erbin in Holland wurde er einer der Vertreter dieser Provinz in den Generalstaaten; seine ungewöhnliche Vertrautheit mit den lebenden Sprachen empfahl ihn zu diplomatischen Geschäften; während des Congresses zu Utrecht that er sich zuerst hervor. Seine Kenntnisse im Fache des Handels und der Manufakturen sollte er dann als holländischer Gesandter in Madrid verwerthen. Hier wurde er Alberonis Rathgeber in dessen Handels- und Wirthschaftspolitik, was nicht hinderte, daß er den Engländern einen sehr vortheilhaften Handelsvertrag mit Spanien verschaffte, gleichzeitig aber auch vom Kaiser, dem er durch Prinz Eugen bekannt geworden war, für manchen werthvollen Dienst ein Jahrgeld bezog. Gesandter für Holland, bezahlter Agent Englands und des Kaisers und doch zugleich die rechte Hand des spanischen Ministers, der den Kaiser haßte und das Uebergewicht der beiden Seemächte brechen wollte; diese vierfache Rolle in einer Person zu spielen, war nicht jedermanns Sache. Für Talente dieser Art schien der Hof von Madrid recht eigentlich erfunden. Das Beispiel Alberonis reizte zur Nachahmung. Als dieser zum Minister ernannt war, entschloß sich Ripperda, seinen Gesandtenposten niederzulegen und sich in Spanien das Bürgerrecht zu erwerben. Um ganz zum Spanier zu werden, mußte er der Ketzerei entsagen. Er wußte dem König vorzustellen, daß der unwiderstehliche Eindruck, den die großen Tugenden Sr. Majestät auf sein Herz gemacht, ihm keine Ruhe mehr lasse; er müsse sich zu einer Religion

1) Coxe, Memoirs of the kings of Spain. II, 270 ff.



Philipp V. von Spanien.

Originalgemälde von Louis Michel van Loo (1707—1771). Nach einem Stiche, von welchem G. F. Schmidt das Gesicht, J. G. Wille die übrigen Partieen des Porträtbildes ausgeführt hat. Urheber der Composition und des Stiches der Umrahmung ist unbekannt.

bekehren, die gleichzeitig das Heil seiner Seele sicher stellen und ihn befähigen werde, dem Dienste eines so großen, frommen und gnädigen Monarchen ganz zu leben. Indem er Glauben, Freunde und Vaterland opfere, hoffe er von der Großmuth des Königs geeignete Verwendung seiner Kenntnisse. Der König nahm das Opfer an und ernannte ihn, nachdem er feierlich die Ketzerei abgeschworen, zum Oberintendanten der Fabrik von Guadalaxara, deren Errichtung nach seinen Rathschlägen geschehen war. Beim Sturze Alberonis rückte er zum General-Oberintendanten aller Manufakturen in Spanien auf, in die Regierung aber trat er nicht eher ein, als bis ein ganz unerwarteter Zwischenfall seine spanischen Gegner theils beseitigt, theils entwaffnet hatte.

Nach dem Tode des Herzogs Philipp von Orleans (2. Dec. 1723) war der Herzog von Bourbon-Condé erster Minister von Frankreich geworden. An der Unmündigkeit des vierzehnjährigen Königs hatte dieser Ministerwechsel so wenig geändert als die vorzeitige Krönung vom 25. Oktober 1722; aber das körperliche Befinden des königlichen Kindes war unter unaufhörlichen Krankheitsanfällen immer übler geworden und ließ im Februar 1724 das Schlimmste fürchten. Der spanische Hof hatte dies Mal ganz bestimmt auf seinen Tod gerechnet, und in dieser Erwartung im Januar des Jahres, offenbar durch geheime Mittheilungen des Herzogs von Bourbon und der spanischen Partei in Frankreich ermuthigt, einen Schritt gethan, der die wundervolle Erbschaft ihrem ungeduldigsten Anwärter gegen jeden fremden Zugriff sicher stellen sollte. Am 10. Januar hatte König Philipp eine Urkunde unterzeichnet, in der er zu Gunsten seines ältesten Sohnes dem Thron entsagte und am 15. hatte der Infant Ludwig an seiner Statt die Regierung übernommen.

Dem Trübsinn dieses Monarchen war wohl zuzutrauen, daß er sich zu solchem Schritt ohne alle politischen Hintergedanken entschloß. Gegenüber der unsäglichen Armseligkeit, der unerträglichen Langenweile der Lebensweise, die in Madrid sein alltägliches Loos war, mochte ihm der Gedanke allerdings wie eine Erlösung winken, in dem prachtvollen Schlosse St. Ildefonso, auf dessen Herrichtung er 6 Millionen verwendet hatte, den Rest seiner Tage idyllisch zu verträumen. Sein Weib und sein Beichtvater folgten ihm ja in sein „kleines Versailles" und Bauern, die ihm Wildschweine, Hasen und Füchse vor die Jagdflinte trieben, gab es dort auch. Nicht denkbar dagegen war, daß Königin Elisabeth sich solcher Selbstverbannung ohne politischen Grund mit ihm unterwarf. Als er vier Jahre später, im Juni 1728, wirklich einmal in einem unbewachten Augenblick den Versuch machte, aus reinem Herzensdrang der Regierung zu entlaufen, da hat sie sein Abdankungsschreiben unterschlagen und ihn sozusagen mit beiden Fäusten auf dem Throne festgehalten.[1]) Ihre Zustimmung zur Abdankung vom Januar 1724 war nichts weiter als ein hinterlistiges Manöver, um den bisherigen König von Spanien für den Antritt der Krone von Frankreich frei zu machen; deren Erledigung verhieß

1) Coxe II, 415/16.

der voraussichtliche Tod Ludwigs XV. und Europa gegenüber war sie ohne solchen Verzicht nicht zu haben. König Philipp V. war sich in Spanien seit Antritt seiner Regierung nie anders denn als Verbannter vorgekommen; ein krankhaftes Heimweh zog ihn in sein schönes Vaterland zurück; „dort allein werde ich gesund werden, ach, wie ist dort alles anders!" hörte man ihn seufzen. An die Echtheit des Testaments, das ihn über die Pyrenäen verschlagen, hat er nie geglaubt; die Giltigkeit seines eigenen Verzichts auf die französische Krone wollte er nicht anerkennen; schon während des Erbfolgekrieges war er mehr als einmal nahe daran, zu Gunsten seines Gegenkönigs, des Erzherzogs Karl, abzudanken, und schon seine erste Gemahlin hatte keine schwierigere Aufgabe, als diesen Monarchen wider Willen am Desertiren zu verhindern. Unter den Aufregungen, mit denen ihn Alberoni berauschte, waren ihm solche Gedanken vergangen; nach dessen Sturz war er in sein altes Brüten zurückgesunken; die Aussicht auf den Tod Ludwigs XV. aber riß ihn zu dem lang geplanten Unternehmen hin, von dessen Gelingen er Genesung für Leib und Seele hoffte, und seine Gemahlin stimmte begeistert zu, denn sie haßte die Spanier, wie sie von ihnen gehaßt ward und hätte den Tag gesegnet, der sie dem verwünschten Lande auf so glückverheißendem Wege für immer entzog.

So nahm das königliche Paar in St. Ildefonso eigentlich nur ein Absteigequartier, um demnächst die Reise nach Frankreich anzutreten. Pferde und Wagen waren bereit; die Koffer mit Gold und Juwelen gepackt; auf der Straße nach Paris flogen Couriere unaufhörlich hin und wieder, aber der Bote, der den Tod des Königs meldete, kam nicht. Des Wartens müde, wollte nun Philipp zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit als Privatmann nach Frankreich reisen und ohne Zweifel hatte ihn der Herzog von Bourbon, der ihn gegen die Partei Orleans zu brauchen gedachte, dazu ermuthigt. Da legte sich England ins Mittel und Fleury erwirkte bei dem jungen König eine Erklärung, welche dem reiselustigen Philipp das Erscheinen in Frankreich höchst entschieden untersagte.[1])

Ludwig XV. war wieder einmal nicht gestorben; dagegen starb der junge König Ludwig I. am 31. August an den Kinderblattern. Sofort kehrte Philipp V. mit seiner Gemahlin zur Regierung zurück, als ob er nie abgedankt, sondern blos eine Sommerfrische genommen hätte; entfernte die Würdenträger, die während des kurzen Interregnums dem Sohn gefälliger gewesen waren als dem Vater recht war, und diesen Umschwung benutzte Ripperda, um sich in den leer gewordenen Sattel zu schwingen.

Mit der Königin längst in geheimer Verbindung, erwirkte er sich jetzt die Vollmachten, mit dem Kaiser, bei dem er hoch in Gunst stand, einen Friedensvertrag zu schließen, der durch Vermählung der beiden Infanten Don Carlos und Ferdinand mit den beiden Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Anna besiegelt werden sollte. Bevor er auf die Reise ging,

1) Coxe II, 283 ff.

entwarf er einen großen Plan über die Wiedergeburt der spanischen Monarchie, den er nach seiner Rückkehr als regierender Staatsminister auszuführen gedachte und von dem wir Kenntniß nehmen müssen, weil er in der That Alles enthielt, was Spanien erstreben mußte, um sich wieder zum Rang einer Großmacht aufzuschwingen. Der Lage Spaniens entsprechend lief der ganze Plan darauf hinaus, den Engländern wieder zu entreißen, was sie mit ihrer Handels- und Flottenmacht von Spaniens Macht und Wohlstandsquellen an sich gerissen hatten.

Handelskrieg wider England bis zur Vernichtung — das ist Kern und Ziel seiner Vorschläge im Ganzen wie im Einzelnen. Die Waffen und Mittel aber, die er empfiehlt, sind erprobter Natur; sie sind zumeist der Rüstkammer Englands selbst entnommen.

Um den Schmuggelhandel nach Westindien auszurotten, schlug er die Bildung einer Bewachungsflotte vor, welche an der ganzen Küste von Südamerika mit 8 Linienschiffen, 10 Fregatten und 12 Galeeren kreuzen sollte. Dazu sollte eine Landmacht von 5000 Mann zu Fuß und 1000 Mann zu Pferde kommen, um die Engländer aus ihren Besitzungen zu vertreiben. Mit dieser Flotten- und Truppenmacht, deren Kosten in den Colonien selber aufzubringen waren, gedachte er ein ganz neues wehrhaftes Handelssystem zu begründen, das in folgenden drei Richtungen thätig werden sollte.

Wenn den Engländern der Negerhandel, der ihnen vertragsmäßig zustand, ohne Krieg nicht zu entreißen war, so mußte man ihnen die Ausübung desselben so erschweren, daß sie ihn als ein schlechtes Geschäft von selber aufgaben. Zu dem Zwecke mußte die Ertheilung der Pässe so verschleppt werden, daß sie Westindien nicht vor Ankunft der Silberflotte und der Galeeren und erst nach Ablauf der regelmäßigen Marktzeiten erreichen konnten. Allen Oberbeamten war vertraulich einzuschärfen, daß sie den Gebrauch fremder, insbesondere englischer Manufakturen zu unterlassen, deren Ruf bei der Bevölkerung zu schädigen und unter dem Vorwand der Durchsuchung jede Art von Belästigung auszuüben hätten. Der Südseegesellschaft sollte jede Nachsicht entzogen werden, die nicht durch den Frieden von Utrecht ausdrücklich vorgeschrieben war; sie durfte keine Waarenhäuser in der Nordsee haben und mußte gehindert werden, ihre Waaren zu verkaufen, außer auf solchen Märkten, wo ihnen sicherer Verlust drohte; alle Einheimischen, welche Engländern ihren Namen liehen, waren mit dem Tode zu bestrafen. Ließ sich England das nicht gefallen, dann war die Kriegs- und Seemacht Spaniens stark genug, ihm seine Colonien zu unterjochen.

Gegen den Schmuggel mußte der König sein altes Recht auf den Alleinhandel mit den amerikanischen Colonien wieder geltend machen, dergestalt, daß er aus dem Vorwand, den Schmuggel zu hindern, das Recht ableitete, alle fremden Schiffe in jenen Meeren, selbst auf der Ueberfahrt wegzunehmen. Um aber zu verhüten, daß die Engländer, welche von diesem Handel den größten Vortheil zogen, sich gegen Spanien mit den

Holländern zusammenthaten, mußte man den letzteren eine kluge Schonung und Nachsicht widerfahren lassen. Sobald einmal die Colonien anderer Länder in dieser westlichen Welt nicht mehr durch den Strom von Reichthum gespeist wurden, welcher von dem anliegenden Festland beständig ausging, war zu erwarten, daß sie als eine nutzlose Bürde entlassen oder dem ersten Angriff der spanischen Waffen erliegen würden. Wurden diese Maßregeln mit Entschiedenheit durchgeführt, gelang es außerdem, die englischen Manufakturen durch in Spanien oder befreundeten Ländern gefertigte zu verdrängen, dann, meinte Ripperda, wäre der Einsturz der britischen Handelsmacht „in weniger als zwei Jahren" zu gewärtigen.

Zur Belebung des spanischen Handels selbst schlug er vor, mit jeder Silberflotte 12 befrachtete königliche Schiffe und 12 Galeonen abgehen zu lassen; die Kosten würden sich durch die Frachten bezahlt machen, da die Kaufleute den königlichen Schiffen vor den andern den Vorzug geben würden; im Kriegsfalle würde man so Alles in Allem leicht eine Flotte von 24 Kriegsschiffen und 50 Segeln Linie beisammen haben. Ferner war sein Rath, sich des Handels mit den Philippineninseln zu bemächtigen, aus denen Holland bisher so großen Vortheil gezogen, durch Bildung einer eigenen Handelsgesellschaft, deren Schiffe von Cadix nach der Südsee segeln, in Chile gegen Silber und andere einheimische Erzeugnisse einen Theil ihrer Ladung löschen, dann nach den Philippinen abgehen und nachdem sie in den Häfen von China, Siam und Nachbarschaft für die mitgebrachten Werthe Spezereien und andere Erzeugnisse des Ostens angekauft, nach Chile zurückkehren, ihre Ladung gegen Silber austauschen und dieses nach Spanien zurückbringen sollten. So würde Spanien wieder in den Besitz der ihm entfremdeten Handelsprovinzen gelangen und im Osten deren neue erwerben.

In Ferrol sollte eine wohlbefestigte Schiffswerft mit Arsenal entstehen, als Station für die Geschwader, welchen oblag, im Sommer zu kreuzen, die amerikanischen Flotten zu schützen und die englischen zu überwachen. In demselben Ferrol dachte er für den Handel nach nördlichen Ländern eine Faktorei zu errichten und Fischereien anzulegen. Die letzteren, berechnete er, würden 20,000 Fischerfamilien ernähren und den Engländern etwa eine Million Kronen entziehen, die sie bisher jährlich aus Spanien zogen. Fremde Manufakturen in Wolle, Seide u. s. w. rieth er zu verbieten in dem Maße, als deren Anfertigung in Spanien selber heimisch werden würde; der König und sein Hof möchten durch Bevorzugung heimischer Waaren ein wirksames Beispiel geben. Um diesem ganzen umfassenden System Kraft und Bewegung einzuflößen, schlug er endlich die Gründung einer Bank in Madrid vor, die alle Unterpfänder in Baargeld zu 5% verzinsen sollte. Zur Bildung ihres Fonds sollte der sogenannte St. Justusschatz und alle geistlichen Stiftungen verwendet werden. Werde das Alles in Gang gesetzt, so würde Spanien in seinem Gewerbfleiß, seiner Bevölkerung und seinem Einkommen einen solchen Aufschwung nehmen, daß der König ein Heer von

130,000 Mann mit einer Flotte von 100 Schiffen und Fregatten halten und jährlich einen Ueberschuß von 2 Millionen Kronen erzielen könne.[1])

So war der Plan beschaffen, zu dessen Ausführung Ripperda berufen werden sollte, wenn er in Wien den Erfolg hatte, den er zuversichtlich in Aussicht stellte. Im November 1724 kam er dort im tiefsten Geheimniß an; unter falschem Namen stieg er in einer Vorstadtherberge ab und verhandelte mit dem kaiserlichen Kanzler Graf Sinzendorff in vielen nächtlichen Sitzungen. Trotz der großen Summen, die er unter die kaiserlichen Minister vertheilte — und außer dem Prinzen Eugen nahmen sie alle Geld — kam er nicht entfernt so rasch ans Ziel, als er gehofft hatte. Ein ganz unerwarteter Zwischenfall mußte ihm zu Hilfe kommen und wieder gab Frankreich den Anlaß dazu.

Der Herzog von Bourbon-Condé hatte unter den häufigen Krankheitsanfällen Ludwigs XV. fast mehr gelitten als dieser selbst. Seit dem Tode des Regenten war dessen Sohn, der junge Herzog von Orleans, der erste Prinz von Geblüt; ihm fiel die Krone zu, wenn der König ohne Erben starb. Dem Herzog von Bourbon war dieser Gedanke unerträglich. Um solchem Unheil vorzubeugen, hatte er sich erst an Philipp V. von Spanien gewendet und dadurch dessen Abdankungskomödie hervorgerufen. Bald danach überwarf er sich mit diesem wegen einer rein persönlichen Angelegenheit. Seine Maitresse, Marquise de Prie, wünschte für ihren würdigen Gemahl eine Rangerhöhung, die er für seine Gefälligkeit wohl verdient hatte. Der Herzog wagte nicht, den Marquis de Prie zum Herzog und Pair von Frankreich zu ernennen, aber er glaubte, zum Granden von Spanien sei der eheliche Vater seiner unehelichen Kinder gerade gut genug. Philipp V. und Elisabeth wiesen dies Ansinnen mit Abscheu zurück und nun wurde dem Herzog von Bourbon klar, daß Frankreich nicht eher geholfen sein würde, als wenn Ludwig XV. durch schleunigste Erzielung eines Leibeserben die Rechnungen Aller, die diesseits und jenseits der Pyrenäen auf seinen Tod spekulirten, zu Schanden mache. Die Infantin, die zur Königin von Frankreich bestimmt war, zählte erst 6 Jahre, folglich mußte man sich nach einer älteren Prinzessin umsehen, die in der Lage war, sofort in die Ehe zu treten. Ein heftiger Fieberanfall, der den jetzt 15jährigen König im Januar 1725 eben wieder dem Tode nahe gebracht hatte, forderte zu ungesäumtem Handeln auf. Die Marquise de Prie machte in Maria, der Tochter des unglücklichen Titular-Königs von Polen, Stanislaus Lesczinsky, der von den Almosen der französischen Regierung zu Weißenburg im Elsaß lebte, eine Prinzessin ausfindig, die vollauf geeignet war, den Posten einer Landesmutter in Frankreich so auszufüllen, wie die Schöpferin ihres Glückes wünschte, und nachdem der König dieser Brautwahl zugestimmt, ward die Infantin kurzer Hand nach Madrid zurückgeschickt, ohne daß irgend welche Anzeige

1) Coxe II, 326—330.

darauf vorbereitet hatte. Der Hof zu Madrid war außer sich; die Königin Elisabeth spie Feuer und Flammen; dem unglücklichen Abbé Livry, der das Entschuldigungsschreiben des Herzogs übergeben sollte, sagte sie ins Gesicht: „Alle Bourbonen sind Satane;" „ausgenommen Ew. Majestät," setzte sie hinzu, als ihr die Abstammung ihres Gemahls einfiel. Aus ihrem Armband riß sie ein Bild Ludwigs XV. heraus, warf es zur Erde und trat es unter die Füße. Auch der König kannte sich selbst nicht mehr: „Das ist eine Schmach!" rief er, „die durch alles Blut Spaniens nicht abgewaschen werden kann, keine Versöhnung mit Frankreich, bis der Herzog von Bourbon in Madrid erscheint und auf den Knien Abbitte leistet." Sofort wurde die Wittwe des Königs Ludwig und das Fräulein von Beaujolais nach Frankreich zurückgesendet; kein Minister noch Consul von Frankreich durfte in Spanien bleiben; keinen einzigen Franzosen wollte die Königin mehr auf spanischem Boden dulden und ein allgemeiner Ausweisungsbefehl war in der ersten Aufregung schon unterzeichnet, als der König wieder zu sich kam. Er rief seine Dienerschaft, ließ seine Kleiderschränke öffnen und seine Reisekoffer packen. „Was soll das," rief die Königin, die dazu kam. „Ist nicht befohlen, daß alle Franzosen das Land verlassen sollen?" sagte er. „Ich bin Franzose und will mich deshalb reisefertig machen." Die Königin lachte und der Befehl ward zurückgenommen.

Alsbald ward der englische Gesandte Stanhope gerufen. Ihm sagte die Königin: „Der einäugige Schurke [1]) hat meine Tochter zurückgeschickt, weil der König sich weigerte, den Mann seiner Dirne zum Granden von Spanien zu ernennen." Und Philipp erklärte seinen festen Entschluß, sich für immer von Frankreich zu trennen und den engsten Anschluß an England zu suchen. Aber England und Frankreich waren fester als je verknüpft und wie König Georg wollte niemand in England von einer Aenderung dieses Verhältnisses hören; so blieb dem König nichts übrig, als Ripperda zu befehlen, so schnell als möglich mit dem Kaiser abzuschließen und Alles nachzugeben, was einer Vereinigung noch im Wege stand.

Am 30. April 1725, sechs Wochen nach der Rücksendung der Infantin, ward in Wien der spanisch-österreichische Vertrag unterzeichnet, der alsbald ganz Europa in Bewegung brachte. In ein paar Tagen war man hier über all die Streitpunkte einig geworden, über deren Lösung auf dem Congreß zu Cambrai seit 1722 unter Vermittelung Englands und Frankreichs fruchtlos verhandelt worden war. Der Sonderfriede zwischen dem Kaiser und dem König von Spanien erneute zunächst die wechselseitigen Verzichtleistungen, welche in den Verträgen von Utrecht gefordert und in dem Viermächtebund zugestanden waren. Die Anwartschaft Spaniens auf die Herzogthümer Parma, Piacenza sowie auf das Großherzogthum Toskana ward bestätigt. Das Wichtigste aber war einerseits, daß der Kaiser die

1) Der Herzog von Bourbon war auf einem Auge blind.

bourbonische Erbfolgeordnung in Spanien und andererseits, daß der König von Spanien das neue österreichische Hausgesetz, die pragmatische Sanktion Karls VI., die noch von keiner auswärtigen Macht anerkannt war, gewährleistete.

Dem Friedensschluß vom 30. April folgte am 1. Mai ein Handelsvertrag.

Spanien anerkannte die Handelsgesellschaft zu Ostende, welche der Kaiser am 19. December 1722 errichtet und auf 30 Jahre mit dem Vorrecht ausgestattet hatte, nach beiden Indien und den Küsten von Afrika Schifffahrt und Handel zu treiben; den Unterthanen des Kaisers ward bei diesem Handel der Schutz Spaniens, freie Einfahrt und Ausfahrt in allen Häfen zugesagt und Gleiches auch den Hansestädten gewährt. Um die Holländer von den Engländern zu trennen, wurden jenen dieselben Vergünstigungen wie den Unterthanen des Kaisers eingeräumt und die ganze Sache sofort mit möglichstem Geräusche in die Welt posaunt.[1])

Unmittelbar nach dem Friedensvertrag war noch am 30. April ein geheimer Bündnißvertrag geschlossen worden, dessen Wortlaut allerdings noch nicht bekannt ist, auf dessen Inhalt aber aus den sofortigen Folgen einer- und den Ermittelungen der englischen Diplomaten andrerseits mit ziemlicher Sicherheit geschlossen werden kann. Beide Mächte sicherten sich für den Fall eines feindlichen Angriffs ihren gegenseitigen Beistand zu. Der Kaiser versprach seine guten Dienste, um Spanien zur Wiedererlangung von Gibraltar und Minorka im Nothfall mit Gewalt zu verhelfen und wenn nicht schriftlich, so ward doch höchst wahrscheinlich mündlich verabredet, dem Prätendenten jeden möglichen Vorschub bei seinen Bemühungen um die Krone von England zu leisten. Außerdem behauptete Ripperda, als er seinem Hof den gelungenen Abschluß meldete, der Kaiser habe ihm das feierliche Versprechen gegeben, daß Don Carlos die älteste Erzherzogin Maria Theresia als Gemahlin heimführen solle.

Sofort begann der Angriff auf England. Dem englischen Gesandten ward in einer amtlichen Note des Staatssekretärs Grimaldo eröffnet, daß Spanien auf ungesäumter Rückgabe von Gibraltar bestehen müsse, widrigenfalls ein offener Bruch unausbleiblich sei. Und als Stanhope dagegen am 6. August 1725 geltend machte, daß darüber doch das Parlament befragt werden müsse, was eben vor der Rückkehr des Königs aus Hannover nicht möglich sei, unterbrach ihn die Königin mit den Worten: „Nun, dann lassen Sie den König Ihren Herrn sofort nach England zurückkehren und sein Parlament sogleich zusammenrufen. Nach den wiederholten Versicherungen seiner Freundschaft haben wir ein Recht das zu erwarten. Ich bin fest überzeugt, daß der Vorschlag in keinem der beiden Häuser auch nur eine

---

[1]) Bartensteins Angabe in dessen Schrift: Traurige Gedanken u. s. w. Archiv für österr. Geschichte, Bd. 46. S. 127/28.

Gegenstimme finden wird. Um dieser Forderung mehr Gewicht zu geben, brauchen Sie den kurzen Satz: entweder Verzicht auf Gibraltar oder Verzicht auf euren Handel mit Indien; die Frage duldet nicht einen Augenblick Widerspruch oder Aufschub."

Die kühne Forderung ward kühl zurückgewiesen; der Zurückweisung schloß sich Frankreich an, so wenig Interesse es eigentlich daran hatte, Gibraltar im Besitze Englands zu halten und gar für dessen Handelsvortheile sich zu schlagen. Noch auffallender war der Eintritt des Königs von Preußen in das Bündniß von Hannover (3. Sept. 1725), denn der konnte der ganzen Sache fern bleiben und hatte, wenn er es that, zunächst wenigstens von keinem der streitenden Theile etwas zu fürchten, von dem Bunde mit England aber für mancherlei Gefahren nicht den mindesten Vortheil in Aussicht. Dem Vorgange Preußens folgte der Landgraf von Hessen-Kassel, dessen Minister am 12. März 1726 in Westminster einen Subsidienvertrag über Stellung eines Corps von 12,000 Mann unterzeichnete. Die Holländer wären dem Bündniß gern fern geblieben, wenn nur der Kaiser auf seine Handelsgesellschaft zu Ostende hätte verzichten wollen. Da das nicht der Fall war, ließen sich die Generalstaaten durch das Geschrei der beiden holländischen Gesellschaften, die den Handel mit Ost- und Westindien gepachtet hatten, bestimmen, gleichfalls dem Bündniß von Hannover beizutreten (9. August 1726). Es folgte Schweden am 26. März 1727, Dänemark am 18. April, jenes versprach gegen englische Subsidien 5000 Mann, dieses 24,000 sofort und 6000 Mann Nachschub. So hatte das reiche England eine ganz beträchtliche Anzahl Streiter zusammengekauft, um auf dem Festlande die Interessen seines Seehandels zu vertheidigen; während dem Bündniß von Wien nur eine Großmacht, Rußland, beitrat (6. August 1726).

Im December 1725 kam Ripperda nach Madrid zurück. Bei der Abreise von Wien hatte er geprahlt: „Sollten die Verbündeten von Hannover wagen, sich den Absichten des Kaisers und Spaniens zu widersetzen, so wird der große Grenadier, König von Preußen, vom Thron gejagt; Georg I. wird in einem einzigen Feldzug aus seinen deutschen Landen vertrieben und sein englischer Thron durch den rechtmäßigen Erben, Jakob III., eingenommen werden. Niemals so lang ich Einfluß habe, wird eine Versöhnung stattfinden und sollte ich eine solche noch erleben, so müßte ich ein sehr hohes Alter erreichen." Am Tage nach seiner Rückkehr wurde er zum Herzog und Granden von Spanien, zum Staatssekretär und Hauptminister ernannt und in weniger als zwei Monaten wußte er sich nicht nur der Departements des Kriegs, der Marine und beider Indien, sondern auch der Oberaufsicht über die Gerichtshöfe zu bemächtigen. Der allmächtige Minister baute auf 150,000 marschfertige Oesterreicher, die im Bunde mit 80,000 Spaniern Wunderdinge verrichten würden; er baute ferner auf die unermeßlichen Reichthümer, die seine Verwaltung gleich der Alberonis aus dem Boden stampfen würde und war nicht wenig bestürzt, als der kaiserliche Gesandte Graf Königsegg, dem er in

Madrid einen festlichen Empfang bereitet, statt eines Heirathsantrags für Don Carlos und statt der Nachricht vom Ausmarsch des Prinzen Eugen, nichts mitbrachte als Bitten um Geduld und Bitten um Geld; um Geduld wegen der Heirath, welche bei den deutschen Fürsten außerordentlichen Widerstand fände, um Geld zur Rüstung der Armee, die noch lange nicht kampffähig sei, und zur Gewinnung der Stände des Reichs, insbesondere der katholischen, denn das englische Geld komme der österreichischen Diplomatie überall zuvor. Und diese Bestürmungen geschahen gerade in dem Augenblick, wo Ripperda, der lauter leere Kassen vorgefunden, unter dem Namen Reformen die gewaltsamsten Mittel hatte ergreifen müssen, um bis zur Ankunft der amerikanischen Silberflotte die unentbehrlichsten Geldmittel zu beschaffen. In allen Zweigen der Verwaltung wurden ganze Schaaren von Beamten und Schreibern abgedankt, um ihr Gehalt zu sparen; den Pächtern der Staatseinkünfte, den Vicekönigen und andern, die einträgliche Stellen hatten, wurden wegen angeblicher Unterschleife Zwangsabgaben auferlegt, der Werth der Goldmünzen wurde heraufgesetzt und die Entrichtung aller Pensionen und Zahlungen einstweilen eingestellt. Die Verwaltung Ripperdas machte sich in Spanien fühlbar als ein nationales Unglück, das gefeierte Bündniß von Wien aber nahm sich aus wie die verfehlte Geldheirath zweier Verarmten, die nach der Hochzeit einsehen, daß sie in der Hoffnung sich zu retten, sich ins Unglück gestürzt haben. Graf Königsegg trat an die Spitze der Verschwörung, die sich gegen Ripperda gebildet hatte; am 14. Mai 1726 erhielt er seine Entlassung. Die Pension von 3000 Pistolen, die ihm dabei bewilligt war, verwirkte er selbst durch die Thorheit, die ihn verleitete, erst beim holländischen dann beim englischen Gesandten Schutz zu suchen gegen die spanische Regierung. Nach zweijähriger Haft fand er Mittel über Portugal nach England zu entkommen. Von dort kam er nach Holland zurück und hier ward er mit einem maurischen Agenten bekannt, der ihn überredete, bei dem Kaiser Muley Abdallah von Marokko Dienste zu nehmen. Als dessen Pascha hat er noch eine Armee gegen die Spanier geführt und von diesen geschlagen sich in den Schutz des Paschas von Tetuan begeben, wo er 1737 sein Abenteurerleben beschloß.

Sein Nachfolger in Spanien war Don Josef Patiño, der im engsten Anschluß an Oesterreich die Politik Ripperdas fortsetzte; die Entlassung des Herzogs von Bourbon-Condé (11. Juni 1726), seine Ersetzung durch Fleury, den Bischof von Frejus, eröffnete einen Augenblick die Aussicht auf einen Wechsel der französischen Politik; denn ein Geistlicher, ein persönlicher Feind des Herzogs, meinte man in Madrid, werde nichts Eiligeres zu thun haben, als das Ketzerbündniß von Hannover zu sprengen und dem katholischen Bund von Wien sich anzuschließen. Das war ein schwerer Irrthum. Kaum hatte Spanien durch die Wegnahme eines englischen Südseeschiffes, des reich beladenen Kauffahrers Prinz Friedrich, und durch Belagerung von Gibraltar (Februar 1727) den Krieg gegen England begonnen,

als sich enthüllte, daß es völlig allein stehen und selbst der Verbündeten entbehren werde, auf die es ganz sicher gerechnet. Die Kaiserin Katharina I. von Rußland starb am 16. Mai und Kaiser Karl VI. ließ am 31. Mai 1727 zu Paris die Präliminarien eines Friedens unterzeichnen, von dem jetzt schon gewiß war, daß er den vollständigen Sieg der Verbündeten von Hannover, d. h. der Handelspolitik und Seemacht Englands bedeuten werde. Vom Kaiser im Stich gelassen, hat auch der spanische Hof diese Präliminarien unterzeichnet, aber ihre Ausführung so lange verzögert, bis alle Hoffnungen auf einen Umschwung in England und Frankreich gescheitert waren. Cardinal Fleury, der mit dem neuen König von England Georg II. nicht minder fest zusammenging wie mit dessen Vater, war auf dem Congreß zu Soissons der ebenso beharrliche als geschmeidige Vermittler des allgemeinen Friedens, dem nur Spanien und Oesterreich widerstrebten. Von Anfang an hatte er nichts unterlassen, um Zwietracht und Argwohn zwischen die beiden Verbündeten zu säen, schon im September 1726 kannte der englische Gesandte Horace Walpole in Paris den Wortlaut eines Schreibens, in welchem Fleury dem König von Spanien verrieth, daß der Kaiser dem Kurfürsten von Bayern aufs bestimmteste erklärt habe, er habe wegen Verheirathung seiner Töchter dem spanischen Hofe keine Zusicherung gemacht; dagegen habe der Kaiser dem Herzog von Lothringen die feierlichste Zusage gegeben, daß die beiden Erzherzoginnen entweder seine Söhne oder gar nicht heirathen würden.[1]) Die Fahnenflucht des Kaisers im Mai 1727 berechtigte den schlimmsten Argwohn, aber noch immer hofften Philipp und Elisabeth auf den Tod Ludwigs XV. und erst mit der Geburt eines Dauphins (4. Sept. 1729) schwand auch diese letzte Aussicht. Die ewigen Geldforderungen des Grafen Königsegg hatten überdieß auch Patiño nachgerade zur Verzweifelung gebracht. Unter Alberoni geschult, hatte auch er die Wiederherstellung des Handels und der Seemacht Spaniens ins Auge gefaßt und wo immer er ans Werk gehen wollte, trat ihm das Wiener Bündniß in den Weg, das nur Geld kostete und nicht den mindesten Nutzen brachte. So griff der spanische Hof zu, als ihm England und Frankreich Vorschläge zu einem erträglichen Sonderfrieden machten; am 9. Nov. 1729 kam derselbe endlich zu Sevilla zu Stande.

Auch dieser Vertrag war ein glänzender Sieg Englands. Von Gibraltar und Minorka war nicht darin die Rede; die Handelsgesellschaft von Ostende war preisgegeben; alle Vergünstigungen des österreichischen, alle Beschränkungen des englischen Handels waren widerrufen; die aufgebrachten Schiffe wurden mit Entschädigung zurückgegeben; dafür aber die Einführung spanischer Besatzungen in Parma und Toskana durch die Verbündeten zugesagt, um die Thronfolge des Infanten Don Carlos sicher zu stellen, die England und Frankreich außerdem gegen jeden Feind mit aller Macht zu vertheidigen übernahmen.

---

1) Coxe II, 382—84.

Diesem Vertrag traten die Generalstaaten am 21. November 1729 bei und auf Grundlage seiner Bestimmungen kamen am 16. März 1731 England und Holland auch mit dem Kaiser zum Friedensschluß. In diesem zweiten Wiener Vertrag verzichtete der Kaiser auf die Handelsgesellschaft von Ostende, ließ sich das Einrücken von 6000 Spaniern in Parma, Piacenza und Toskana gefallen und erzielte dabei nichts als die Anerkennung seiner pragmatischen Sanktion durch die Seemächte. Nachdem dann noch der Großherzog von Toskana in einem Familienvertrage mit Spanien 25. Juli 1731 den Infanten Don Carlos zu seinem Nachfolger ernannt hatte, schienen endlich die Grundlagen eines dauernden Friedens für Europa gewonnen.

V. Die Aufklärung in England. Voltaire als ihr Zögling und Dolmetscher.

In dem einleitenden Capitel der „Geschichte meiner Zeit". betrachtet Friedrich der Große die Mächte Europas, unter denen der Staat seines Vaters einen so bescheidenen Rang einnahm und den Gang der geistigen Bildung, deren Zögling er selber war. Als die größte Eroberung, welche der Menschengeist in dem Jahrhundert 1640—1740 gemacht, erscheint ihm die neue Weltanschauung, welche durch die Naturforschung gewonnen worden, in der Naturreligion ihren Ausdruck gefunden hat. Ein Engländer, Isaak Newton, war's, der die physikalischen Geheimnisse des Weltalls aufschloß, als er das Gesetz der Bewegung, das Gesetz der Schwere, die Mechanik des Universums entdeckte und mit dem Prisma die Sonnenstrahlen zerlegte; und wiederum ein Engländer, John Locke, war's, der mit der Fackel der Physik bewaffnet in die Nebelwelt der Metaphysik eindrang; ein Weiser, der sich aller Vorurtheile entäußerte, um einzig an dem Faden der Vernunft sich durch dies Labyrinth hindurchzufinden. „Locke riß die Binde des Irrthums herunter, die der Zweifler Bayle und der scharfsichtige Leibniz mit kühner Hand bereits gelockert hatten." — „Der Menschengeist schüttelte das Joch des Aberglaubens ab und wagte nachzudenken über das, was er stumpfsinnig angebetet. — So entstand der Deismus, jener schlichte Andachtsdienst des höchsten Wesens, der sich frei gemacht hat von den Irrthümern und Vorurtheilen des Pöbels; in England hat er seinen Sitz und die meisten Menschen, die frei und kühn zu denken wagen, sind seine Jünger; dem Fortschreiten dieser vernünftigen Religion verdanken wir den Geist der Duldung, der das Wüthen des Fanatismus und des falschen Glaubenseifers bändigt; verdanken wir, daß es Trugschlüssen und Scheingründen nicht mehr möglich ist, den Sohn gegen den Vater, den Bruder gegen den Bruder, den Bürger gegen den Bürger mit dem Dolch zu bewaffnen und ganz Europa zum bluttriefenden Schauplatz der unnatürlichsten Grausamkeiten zu machen. Einst haben die Sekten der Peripatetiker, der Cyniker und Epikureer den Fluch der Lächerlichkeit geworfen auf die Orakel und den ausschweifenden Dienst falscher Heidengötter, und einer geblendeten Welt die Augen geöffnet Der Deismus unserer Tage rächt die gesunde Vernunft für die Beleidigungen, die sie seit so viel Jahrhunderten

unter der despotischen Herrschaft des thörichtesten Aberglaubens und des blödesten Irrthums ertragen mußte. — England ist der wahre Sitz der Philosophie. Der mannhafte Geist dieser Nation, die unverwüstliche Zähigkeit ihres Genius gibt ihr ein überlegenes Talent, mit Muth und Ausdauer der schwierigen Erforschung abstrakter Wahrheit zu leben."[1]) Das England, das Friedrich so beredt als die hohe Schule der Aufklärung bezeichnet, war dasselbe, das Robert Walpole mit der Heerschaar seiner Whigs verwaltete; der erste Ausländer, der ihren Lehrgang an Ort und Stelle durchlief, um alsbald die neue Weisheit zum Gemeingut der Welt zu machen, war Voltaire und der Größte unter Allen, die sich als ihre Schüler bekannten, war Friedrich II. selbst.

An der Geistesarbeit der Forscher und Denker seines Volks hatte Robert Walpole nicht den mindesten Antheil. Sein Wissen ging nicht weit über das bescheidene Maß von Kenntnissen hinaus, das ein Landjunker auf der Schule von Eton für den Handgebrauch des künftigen Friedensrichters erwarb; von den elementaren Beschäftigungen des Lesens und des Schreibens war er kein Freund; außer seinem Lieblingsschriftsteller, dem Horaz, dessen bequeme Lebensweisheit ihn anzog, hat er später schwerlich etwas gelesen, was nicht der Beruf des Parlamentariers und des Ministers mit sich brachte und von seinem Geschmack für Gemälde läßt sich mindestens das mit Gewißheit sagen, daß er veredelnd oder verfeinernd auf sein Wesen nicht eingewirkt hat. Desto größer war sein Antheil an einer Politik, die die Hemmungen der Gedankenfreiheit entfernte und das Emporkommen der Mittelklassen zur Stufe der Durchschnittsbildung begünstigte. Aufklärung zu schaffen durch Gründung von Schulen und Ausbreitung des öffentlichen Unterrichts war seine Sache nicht; Aufklärung zu befehlen in der Weise despotischer Reformer ebensowenig; umfassende, durchgreifende Reformgesetzgebung verbot sich in einem parlamentarischen Lande ganz von selbst, auch wenn Walpole persönlich ihr mehr geneigt gewesen wäre, als wir annehmen dürfen. Wohl aber lag in seiner Macht, den Geist der Unduldsamkeit und der Verfolgung zu entwaffnen, die Kampflust der kirchlichen Parteien zu zügeln, sie an die Achtung eines neutralen Gebietes freien Denkens und Urtheilens thatsächlich zu gewöhnen und gleichzeitig dem arbeitenden Bürgerthum den Erwerb jenes Wohlstandes zu erleichtern, dem die Muße weiter Volkskreise, d. h. die Mutter aller nationalen Geistesbildung entspringt. Und hier ist denn auch sein Walten ein ungemein folgenreiches gewesen.

Freiheit von religiösem Fanatismus war in den Tagen Walpoles das unterscheidendste Charaktermerkmal der Whigs geworden. Ihr Kampf gegen den irischen Papismus floß nicht aus religiösen Beweggründen.[2]) In den letzten Tagen der Königin Anna machten sich die protestantischen Dissenters, deren es 1107 Gemeinden in England gab, auf neue Martyrien in Smith-

---

1) Histoire de mon temps (Redaktion von 1746), herausgegeben von Max Posner. Leipzig 1879. S. 192—94. 2) S. S. 134.

field gefaßt. Der Independentenprediger der Capelle zu Fetter Lane, Bradbury, war der erste Mensch in London, der von dem eben erfolgten Tode der Königin Kunde hatte; auf der Kanzel verkündigte er der versammelten Gemeinde das glückliche Ereigniß, das die Anschläge der Bösen zu Schanden gemacht, inbrünstig dankte er dem Allmächtigen für die Thronbesteigung des Protestanten Georg I. und brausend erklang der 89. Psalm zum Preise des Herrn, der die Wellen des Meeres stillt und seine Feinde zerstreut mit starkem Arm. Der Sturz der hochkirchlichen Tories, denen sich Königin Anna hingegeben hatte, bedeutete auch ohne ausdrückliche Gesetze nicht Glaubensfreiheit oder Gleichberechtigung der Bekenntnisse, wohl aber Aufhören der Verfolgungen und Nichtanwendung barbarischer Kampfgesetze. In Wahrheit hat sich hierauf der Umschwung beschränkt, welcher durch die Herrschaft der Whigs in der Religionspolitik Englands bewirkt worden ist. Der erste ausgezeichnete Whigminister Lord Stanhope hatte eine vollständige Emancipation sowohl der Katholiken als der Dissenters im Sinne, als er 1718 die Aufhebung der Testakte von 1673 plante. Das Widerstreben seiner eigenen Partei zwang ihn, von einer so durchgreifenden Maßregel abzusehen und sich mit dem Widerruf zweier gegen die Dissenters gerichteten Gesetze (Act to prevent occasional conformity 1711 und Schism-Act 1713) zu begnügen. Die Schulmeister der Dissenters und die Beamten nicht anglikanischen Glaubens waren seitdem von Strafen und gehässigen Auflagen frei. Aber die Testakte und die Corporationsakte selbst abzuschaffen, ließ sich Walpole, auch in den Tagen seiner größten Machtfülle, nie bereit finden; nur die Anwendung dieser Gesetze wurde eingestellt und nach und nach kamen sie völlig in Vergessenheit. Immer zahlreicher wurden Dissenters zu Staats- und Kirchenämtern berufen und immer häufiger die Befolgung der Vorschriften der Testakte erlassen. Nach dem ursprünglichen Gesetz hatte jeder Beamte drei Monate nach seiner Ernennung das Abendmahl nach anglikanischem Ritus zu nehmen und dadurch seine Zugehörigkeit zur Staatskirche feierlich zu bekennen. Unter Georg I. wurde diese Frist auf 6 Monate ausgedehnt und bald wurden Indemnitätsbills Brauch für diejenigen, die auch diese Frist hatten verstreichen lassen, weil sie, so lautete die Fiktion, „aus Unkenntniß des Gesetzes, wegen Abwesenheit oder durch einen unvermeidlichen Umstand gehindert" dem Gesetz nicht Genüge gethan. Von Georg II. ab wurde so ziemlich jedes Jahr die Indemnitätsakte vom Parlament votirt, bis im Jahre 1828 die Testakte selbst aufgehoben ward. Rechtliche Gleichstellung der Dissenters war das durchaus nicht und bei allen Wahlämtern, wo es auf formellen Nachweis der Conformität ankam, machte sich die Ungleichheit, die hiernach bestehen blieb, sehr empfindlich bemerkbar;[1]) aber für das friedliche Zusammenleben der Bekenntnisse, für die Beruhigung des religiösen Haders und die Versöhnung des Bürgers mit dem Bürger war

1) Lecky I, 277.

doch durch diese duldsame Praxis unendlich viel gewonnen. Und diese Art, den Engländern den Glaubenszank abzugewöhnen, war recht eigentlich das Werk Walpoles; sie entsprach seinem Temperament, denn über Alles ging ihm die Gemüthlichkeit, die sich und Andern überflüssige Erhitzungen erspart; sie entsprach noch mehr einer Politik, die ihre Rechnung dabei fand, die Dissenters, die in den gewerbtreibenden Classen ihren größten Anhang hatten, so weit zu verpflichten, daß sie in den Whigs ihre Schirmherren unterstützen mußten, aber nicht so frei zu stellen, daß sie auf eignen Füßen stehen und vielleicht gar einer andern Partei zufallen konnten. Eine vollständige Gleichstellung der nichtanglikanischen Bekenntnisse würde ihm überdies erstens die gesammte Hochkirche und zweitens den gesammten Landadel unheilbar entfremdet haben und gerade diese mit dem Hause Hannover und dem Parteiregiment des Whigs allmählich zu versöhnen und womöglich zu verbrüdern, war eines der Hauptziele seiner inneren Politik. Hiernach mag man den Beweggründen, die Walpole zu diesem Verfahren geführt haben, jeden Adel absprechen: den Segen aber, den es zur Folge gehabt hat, kann niemand leugnen und wer die gleichzeitige Religionspolitik Frankreichs mit dieser vergleicht, der wird dem Vorgang Englands sogar ein preiswürdiges Verdienst zuerkennen müssen.

In Frankreich hatten unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans die Protestanten zum ersten Mal seit fünfzig Jahren ruhige Tage gesehen; aufrecht blieb zwar der Widerruf des Edikts von Nantes sammt all den grausamen Verordnungen, die ihn seit dem Anfang von Ludwigs XIV. Selbstregierung vorbereitet hatten; irgend welchen Rechtsschutz gegen den Fanatismus eines Intendanten, der von diesen Gesetzen Gebrauch machen wollte, gab es nicht und auch der katholische Clerus war trotz des Haders über die Constitution in diesem Punkte ganz der alte geblieben; aber die Verwaltung, lässig wie sie war im Guten, hatte auch im Bösen die Schneide verloren und die scheinbar bekehrten Protestanten wagten wieder, sich zu versammeln und unter sich den Glauben zu bekennen, für den ihre Väter so unbeschreiblich gelitten hatten. Da erfolgte am 14. Mai 1724 ein Edikt, das ein ruchloser geistlicher Streber, Lavergne de Tressan, einer aus der Horde der Roués des Regenten, der elenden Regierung des Herzogs von Bourbon entrissen hatte,[1]) um die „Neukatholiken" abermals in Verzweiflung zu stürzen.

Von allen großen Gedanken, ließ man Ludwig XV. sagen, welche der verstorbene König im Laufe seiner Regierung ergriffen hat, heischt keiner dringender Befolgung und Ausführung, als derjenige, der darauf gerichtet war, die Ketzerei in seinem Königreiche ganz und gar zu ersticken. Sofort nachdem wir zur Volljährigkeit gelangt waren, war unsere erste Sorge, uns die darüber ergangenen Edikte, Erklärungen u. s. w. vorlegen zu lassen, um ihre Bestimmungen zu erneuern; aber wir haben erfahren, daß die Aus-

1) Henri Martin, H. d. Fr. XV, 128.

führung derselben seit mehreren Jahren ins Stocken gerathen ist. Wir haben wahrgenommen, daß die hauptsächlichsten Mißbräuche, die eingerissen sind und schleunige Abhilfe fordern, insbesondere die unerlaubten Versammlungen, die Erziehung der Kinder, die Bekenntnißpflicht der Beamten, die Bestrafung der Rückfälligen und die Eheschließung betreffen — und nun folgt eine Reihe haarsträubender Strafeinschärfungen für alle Vergehen in den genannten Richtungen. Protestanten, welche sich zur Abhaltung des Gottesdienstes versammeln, trifft lebenslängliche Galeerenstrafe und selbst der Tod, wenn sie in Waffen ertappt werden; die Frauen werden geschoren und lebenslänglich eingesperrt. Beider Vermögen wird confiscirt. Prediger trifft die Todesstrafe und jeder Franzose, der sie aufnimmt oder nicht anzeigt, wird bestraft, als ob er das Verbrechen der Ketzerei selbst begangen hätte, d. h. die Galeere für die Männer, Arbeitshaus für die Frauen, Vermögenseinziehung für beide. Den katholischen Pfarrern wird Wohl und Wehe der Neukatholiken anheim gegeben; sie führen Buch über die Familien, die ihre Kinder nicht sofort katholisch taufen lassen, über die Kinder, die nicht zur Schule und zum Katechismus kommen und bezeichnen die Namen der Eltern zum Zweck der Bestrafung; sie besuchen die Kranken und beantragen gegen die, welche das Sakrament verweigern, Einziehung des Vermögens, Verbannung auf Lebenszeit oder Brandmarkung ihres Namens. Sie bescheinigen jedem, der Protestant war oder einen solchen zum Vater hatte, ob er jetzt gut genug katholisch geworden ist, um für ein öffentliches Amt tauglich zu sein, um das Licentiatenzeugniß der Fakultäten des Rechts und der Medicin zu empfangen; ein Arzt, ein Chirurge, ein Apotheker, ein Buchdrucker, eine Hebamme, ein Advokat wird ohne ihr Zeugniß zur Ausübung seines Berufs nicht zugelassen. Galeere, Arbeitshaus, Vermögensverlust bedroht alle Eltern oder Vormünder, die ihre Angehörigen außer Landes heirathen oder unterrichten lassen.[1]) Die Rechtloserklärung aller Ketzer, ihre Ausstoßung aus der nationalen Gemeinschaft, die Bewaffnung der Intendanten, der Pfarrer und der Gerichte zur erneuten Protestantenhetze war wiederholt; wiederum folgten ein paar Jahre erbarmungsloser Quälerei und Verfolgung. Die letzte Kraftäußerung, deren ein Staat ohne Ehre und eine Kirche ohne Glauben noch fähig war, schien der gemeinsame Krieg gegen die einzigen aufrichtigen Christen, die Frankreich besaß. Aus dem katholischen Frankreich selbst sollte den schutzlosen Opfern seines Fanatismus der Rächer erstehen. Eben um die Zeit, da die Tage der Le Tellier, Foucault und Basville wiedergekehrt schienen, wanderte der geistreichste Zögling der Jesuiten nach dem protestantischen England, um in dessen Schule der zu werden, der er geworden ist. Als ein leichtfertiger Höfling, dessen glatte Verse über Gebühr Bewunderung gefunden hatten, reiste Voltaire Anfang Mai 1726 nach London; mit dem Rüstzeug zum Geisterkrieg der Aufklärung versehen, kehrte der Verfasser der „philosophischen Briefe“ zurück.

1) Jobez II, 359—61.

François Marie Arouet[1]) ist am 21. November 1694 zu Paris geboren worden; sein Vater war Zahlmeister an der Rechnungskammer des Parlaments. In dem berühmten Jesuitencolleg Louis le Grand hat er seine Jugendbildung erhalten und früh eine Geistesrichtung verrathen, die seine Lehrer erschreckte. „Unglücklicher!" sagte der Pater Lejay eines Tages zu ihm, „du wirst dereinst die Fahne des Deismus in Frankreich werden." Der Marquis d'Argenson, den wir schon kennen,[2]) war sein Mitschüler und hat damals eine Freundschaft fürs Leben mit ihm geschlossen. Dem Pater Porée dankte er die Anregung zur Poesie; in seinem 16. Lebensjahre erklärte er dem Vater: ich werde Schriftsteller, nichts anderes. Ein homme de lettres, belehrte ihn der, ist ein Mensch, der der Gesellschaft nicht dienen, den Eltern zur Last fallen und schließlich Hungers sterben will; er bestimmte ihn zum Juristen. Aber der Sohn studirte gar nicht, warf sich kopfüber in den Strudel des Pariser Lebens, trieb sich Jahre lang in der Gesellschaft der verrufensten Wüstlinge herum und unterschied sich von einem verlorenen Sohn gewöhnlichsten Schlags nur durch ein erstaunliches Talent für die einzige Gattung von Poeterei, der ein Geschlecht ganz verwilderter Müßiggänger und Genußmenschen noch Geschmack abgewinnt. Für blutige Satiren, die er auf den Regenten und „seine Messaline von Tochter", die Herzogin von Berry, gemacht hatte, kam er am 17. Mai 1717 zum ersten Mal auf die Bastille, den gefürchteten Zwinger aller wirklich oder vermeintlich unruhigen Köpfe; hier saß er elf Monate, wie er selbst sagt: „geschmeidig wie ein Aal, munter wie eine Eidechse und arbeitsam wie ein Eichhörnchen;" er vollendete seinen Oedipus, begann seine Henriade und ein halbes Jahr nach seiner Freilassung ging am 18. November 1718 der Oedipus zum ersten Mal über die Bretter. Kunstrichtern, die ebenso wie Voltaire selbst Rhetorik mit Poesie, Deklamation mit Pathos zu verwechseln gewohnt waren, konnte dies Stück als ein poetisches Meisterwerk erscheinen, das den Verfasser unmittelbar neben Corneille und Racine und folglich weit über die Alten stellte. Selbst J. B. Rousseau schrieb ihm aus Wien: Trotz meiner gerechten Vorliebe für das Alterthum muß ich gestehen, daß Sie aus dem Wettkampf mit Sophokles ruhmvoll hervorgegangen sind; der Franzose von 24 Jahren hat in vielen Stücken triumphirt über den Griechen von 80. Den durchschlagenden Erfolg, der sich in 45 Aufführungen mit immer gleichem Beifall aussprach, dankte er nicht den Kunstrichtern, sondern dem Publikum, das in seinen Versen überall pikante Anspielungen auf Zeitereignisse, treffende Seitenhiebe auf die Regentschaft entdeckte und vor Allem in dem ganzen Stück einen kerngesunden, urkräftigen Haß gegen das gleißnerische Priesterthum durchblicken sah. Der junge Arouet war zum berühmten Mann geworden; jetzt nahm er den Schriftstellernamen „Arouet de Voltaire", bald darauf schlechtweg „Voltaire" an;

---

1) G. Desnoiresterres, Voltaire et la société au XVIII. siècle. 2 éd. Paris 1871. 4 Bde. I, c. 1, 4, 9—12. 2) S. S. 87.

die vornehme und vornehmste Gesellschaft wetteiferte, den gefeierten Dichter an sich zu ziehen; die kokette Marschallin von Villars würdigte ihn ihrer Gunst, er war der verwöhnte Liebling der Salons, verkehrte mit Herzogen und Pairs, schäkerte mit ihren Frauen und Töchtern. Im genußfähigsten Alter schwamm der witzigste, heiterste Lebemann Frankreichs seelenvergnügt auf der Woge der allgemeinen Huldigung dahin, als ein paar höchst ärgerliche Vorfälle zusammen trafen, ihm um seine Gottähnlichkeit bange zu machen.

Voltaire war dahinter gekommen, daß ein Offizier Namens Beauregard die Anzeige bei der Polizei gemacht hatte, in Folge deren er auf die Bastille gekommen war. Eines Tages im Jahr 1722 traf er mit diesem in Versailles zusammen und da er wußte, daß der Kriegsminister denselben häufig empfing, so sagte er zu diesem: „ich wußte wohl, daß man Spione bezahlt, aber ich wußte noch nicht, daß man sie zur Belohnung am Tische des Ministers speisen läßt.“ Beauregard schwur ihm Rache, theilte dem Minister mit, wie er den Unverschämten zu züchtigen gedenke und dieser meinte trocken: nur zu, aber achte darauf, daß man's nicht sieht. An der Brücke von Sevres lauerte Beauregard dem Dichter auf, hielt seinen Wagen an, zwang ihn auszusteigen, prügelte ihn unbarmherzig durch und verschwand dann zu seinem Regiment. Vergebens rannte der Mißhandelte zu Pontius und Pilatus, um Gerechtigkeit zu erlangen. Der Kriegsminister schützte den Verbrecher und der Regent sagte dem Verzweifelnden: „Herr Arouet, Sie sind ein Dichter und haben Stockprügel empfangen; das ist in der Ordnung und ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen.“ Erst nach Abdankung des Kriegsministers konnte das Chatelet des Offiziers habhaft werden; er ist im Jahre 1723 wirklich in Haft genommen worden, aber wir wissen nicht, wie die Sache geendet hat. Noch übler lief ein ähnlicher Fall ab, der Voltaire zwei Jahre später traf.

Im Jahre 1725 hatte Voltaire eine Stellung in der Gesellschaft inne, die seine kühnsten Hoffnungen übertraf. In der Blüthe der Jahre und der Kraft hatte er erreicht, was andern im glücklichsten Falle erst am Ende eines arbeitsvollen Lebens zu Theil ward. Bei Laien und Kennern galt er für den ersten Dichter seines Volks; eine Pension zahlte ihm der König, eine zweite Pension empfing er von der Königin; die Marquise de Prie hielt ihren mächtigen Arm über ihn als ihren erklärten Schützling. 31 Jahre alt, mit solchem Talent und solchen Gönnern ausgestattet durfte er hoffen, im Staat eine jener Rollen zu übernehmen, die doch nicht für alle Zeit den Abbés allein vorbehalten sein konnten; sein Ehrgeiz hatte schon in dieser Richtung die ersten vorsichtig tastenden Schritte gewagt; da ereilte ihn ein Schlag des Schicksals, der all seine Luftschlösser zerstörte und seinem Leben eine ganz unerwartete Wendung gab.

Im December 1725 traf Voltaire bei der Schauspielerin Adrienne Lecouvreur mit einem Chevalier de Rohan-Chabot zusammen, der die Gelegenheit benutzte, sich an dem staubgeborenen Emporkömmling zu reiben.

„Herr von Voltaire, Herr Arouet, wie heißen Sie eigentlich?" sagte er. Voltaire antwortete nach dem Bericht der einen: „Ich schleppe zwar keinen großen Namen hinter mir her, aber dem, den ich führe, weiß ich Ehre zu machen;" nach dem Bericht andrer hätte er gesagt: „Mein Name fängt mit mir an, der Name Chabot hört mit Ihnen auf." Der Chevalier erhob den Stock, Voltaire griff an den Degen; die Schauspielerin aber fiel in Ohnmacht und das stellte den Frieden für diesmal wieder her. Ein paar Tage später saß Voltaire an der Tafel des Herzogs von Sully, bei dem er als der Verherrlicher Heinrichs IV. und seines Sully wie ein Kind des Hauses aufgenommen war und speiste dort im tiefsten Seelenfrieden, als ein Diener kam, um ihm mitzutheilen, es erwarte ihn jemand an der Pforte des Hotels. Er ging hinunter und schritt ruhig auf einen Fiaker zu, der auf der Straße stand. Zwei Leute baten ihn, auf den Kutschenschlag zu treten und kaum hatte er das gethan, als er sich von hinten gepackt und in demselben Augenblick einen Hagel von Schlägen auf seinem Rücken fühlte. Aus einem andern Wagen hörte man die Stimme des Chevaliers de Rohan, der die Bearbeiter des unglücklichen Dichters kommandirte, bis dieser sich endlich von seinen Peinigern losriß. Rasend vor Wuth und Schmerz eilte er zum Herzog zurück und verlangte, daß er ihn zum nächsten Polizeicommissär begleite, um dort ein Protokoll über den schmählichen Vorfall niederzulegen und durch sein Zeugniß zu bekräftigen. Der Herzog, der seit sechs Jahren den Dichter seinen Freund nannte, lehnte das ab und überließ ihm sich selbst zu helfen. Offenbar dachte er wie der Prinz Conti, der einst den Sänger des Oedipus mit eignen Versen angesungen hatte, und bei der Kunde von diesem Ueberfall meinte: die Schläge sind schlecht gegeben, aber gut empfangen worden. All diesen vornehmen Herren sprach der Bischof von Blois aus der Seele, als er sagte: „Wir wären sehr unglücklich, wenn die Poeten keine Schultern hätten." Kein Dichter aus dem Bürgerstand hatte es bisher in den Kreisen des hochmüthigsten Adels der Welt zu solcher Gunst gebracht wie Voltaire; gleichwohl blieb sein Rücken vogelfrei und für die Schläge, die er empfangen, hatte er nicht einmal Anspruch auf Mitleid; all seine vermeintlichen Freunde in der Stadt und am Hofe drehten ihm den Rücken. Gegenüber der mächtigen Sippe der Rohans war selbst die Marquise de Prie außer Stande zu helfen. Voltaire blieb nichts übrig, als sich selber mit blanker Waffe Genugthuung zu verschaffen und das war nun auch wochenlang sein einziger Gedanke Tag und Nacht. Bei einem Fechtmeister nahm er Quartier und Unterricht, handfeste Soldaten von der Garde, Raufbolde von Handwerk wurden sein Umgang: so wenig seine körperliche Ausstattung das Vorhaben begünstigte, sein Entschluß stand fest, sich zu einem Bravo auszubilden, vor dem das ganze Geschlecht der Rohans erzittern sollte. Die, die ihn genauer kannten, nahmen das nicht allzu ernsthaft. Sein bester Freund d'Argenson hat von ihm gesagt, er sei ein Beispiel für die Regel, daß moralischer Muth und physischer Muth fast

nie in demselben Menschen zusammen wohnen. „In der Seele hat Voltaire einen Muth, würdig eines Turenne, Moses oder Gustav Adolf; er schaut von oben herab, er unternimmt und erschrickt vor nichts; für seinen Körper aber fürchtet er die geringste Gefahr, er ist ein eingestandener Feigling."[1]) Desto ernsthafter nahm die Polizei die Nachrichten von seinen Abwegen auf; sie sah schon den Banditen fertig, der sich durch tollkühne Ueberfälle bald noch furchtbarer machen werde als durch seinen Witz und seine Verse. Bereits am 28. März 1726 war der Haftsbefehl gegen ihn unterzeichnet. Am 17. April sandte Voltaire dem Chevalier de Rohan die Herausforderung zum Zweikampf zu, der nahm sie an für den nächsten Morgen um 9 Uhr, war aber so vorsichtig, das seine Familie wissen zu lassen und diese setzte bei dem Herzog von Bourbon durch, daß der blutdürstige Dichter noch in der Nacht aufgehoben und in die Bastille gebracht ward.

Am 2. Mai schon endete seine Haft. Der Commandant de Launay, der den Dichter nicht wie einen Gefangenen, sondern wie einen Gastfreund behandelt hatte, eröffnete ihm, daß ihn der König und der Herzog begnadigt habe, aber unter der Bedingung, daß er sich sofort nach England begebe; der Sieur Condé habe Befehl erhalten, ihn nach Calais zu begleiten und den Hafen nicht eher zu verlassen, als bis er ihn habe abfahren sehen. Am 5. Mai traf Voltaire mit seinem Begleiter in Calais ein und nach einem Aufenthalt von 4 oder 5 Tagen daselbst fuhr er hinüber.

„Als ich bei London landete," schreibt er selbst im ersten seiner philosophischen Briefe, „war es Frühlingsmitte; der Himmel wolkenfrei wie in den schönsten Tagen des südlichen Frankreich, ein sanfter Westwind erfrischte die Luft, hob die Heiterkeit der Natur und stimmte die Seelen zur Freude; so sehr sind wir Maschinen, so sehr hängt unser Seelenleben von den Regungen des Körpers ab! Ich hielt bei Greenwich am Strand der Themse. Dieser schöne Strom, der nie aus seinen Ufern tritt, dessen Uferland das ganze Jahr mit immergrünem Rasen geschmückt ist, war bedeckt mit zwei Reihen von Kauffahrteischiffen, die sich auf eine Strecke von 6 Meilen ausbreiteten; alle hatten ihre Segel ausgespannt, um den König und die Königin zu ehren, die in einer vergoldeten Barke auf dem Flusse spazieren fuhren, voraus Schiffe mit Musik, hinter ihnen 1000 kleine Ruderboote, in jedem zwei Ruderer, alle gekleidet wie ehemals unsere Pagen gekleidet waren — nicht einer war unter ihnen, der nicht durch sein Gesicht, seine Kleidung und seine Körperfülle angezeigt hätte, daß er frei sei und im Ueberflusse lebe." Mitten in ein Volksfest, wie er's in Frankreich nie gesehen, war er hineingerathen; ein Wettrennen von schlanken Reitern und reizenden Reiterinnen, ein Wettlaufen von Jünglingen und Mädchen mitten in einer froh bewegten Menge, die dem Fremden mit der Liebenswürdigkeit heitrer Menschen zur Hand ging, zauberte ihm das Bild der olympischen Festspiele vor; „aber

---

1) — poltron avéré. Mém. V, 144/45.

die Schönheit der Themse, die Menge der Schiffe, die Unermeßlichkeit der Stadt London, das Alles ließ mich erröthen darüber, daß ich gewagt hatte, Elis mit England zu vergleichen." Entzückt wie er, war ein dänischer Courier, der am Morgen in London angekommen war und am Abend mit der beglückenden Ueberzeugung abreiste, er habe die Insel der Seligen gesehen, wo alle Menschen ewig heiter, alle Frauen ewig jung und der Himmel ewig blau ist. Voltaire lernte noch am Abend Hofdamen kennen, die ihn gründlichst enttäuschten; die Reiter, die er gesehen, waren keine Gentlemen, sondern Lehrjungen, die gemiethete Pferde ritten; die Reiterinnen, die er bewundert, keine Ladies, sondern Mägde und Bauerntöchter; die ‚schöne Welt" ließ sich zu so pöbelhaften Vergnügungen nicht herab, die heiteren Gesichter der Kaufleute und Aldermen aber, die ihn so liebenswürdig auf alles Sehenswerthe aufmerksam gemacht, fand er gar nicht wieder, als er sie am nächsten Tage in der City aufsuchte; an ihrer Statt die finsteren Mienen gehetzter Geschäftsleute, die ihn anschauten, als hätten sie ihn nie gesehen, kaum ein Ja oder Nein für seine schüchternen Fragen übrig hatten.

Voltaire war nur wenige Tage in England, als er ermittelt hatte, was Tausende und Tausende nach ihm erfahren haben: er war in einem Lande schroffster Widersprüche, unvermittelter Gegensätze, das dem Fremden unaufhörlich Räthsel aufgab und fast nie ein Ausruhen auf vollen, ungetrübten Eindrücken gestattete. Am meisten verblüffte ihn der politische Parteigeist; den Herzog von Marlborough hörte er den größten Feigling unter der Sonne, und Pope einen Tropf nennen; unter den Whigs hatte er sich Gegner der Monarchie, unter den Tories Monarchisten und Anhänger des passiven Gehorsams gedacht; im Parlament aber sah er die Whigs immer auf Seiten des Hofes und die Tories auf der Gegenseite stimmen. Einen Schiffer, der ihm am Tage des Volksfestes gesagt hatte, ich bin ein freier Mann, unser Einer ist lieber Fährmann auf der Themse als Erzbischof in Paris — sah er am Tage darauf mit Fußschellen im Gefängniß; er war für den Dienst auf einem nach Norwegen bestimmten Schiffe der Flotte als Matrose gepreßt worden und verwünschte die Regierung, die ihn seinem Weib und seinen Kindern entrissen hatte. Die englische Preßfreiheit ließ zu, daß grundgelehrte Abhandlungen ungestraft gedruckt wurden, welche die Wunder Jesu Christi leugneten, aber sie ließ auch zu, daß zu derselben Zeit ein armer Buchhändler an den Pranger gestellt ward, weil er eine Uebersetzung der „Nonne im Hemd" verlegt hatte. Sehr schnell also war der erste Rausch des Bewunderers der ruhigen Stimmung eines nüchternen Beobachters gewichen; dieser letztere aber hatte mit der durchdringenden Schärfe seines Blicks, der unvergleichlichen Empfänglichkeit seines Wesens und seiner beispiellosen Kraft des Festhaltens und Verarbeitens geistiger Eindrücke in der neuen Heimath ein unermeßliches Arbeits- und Erntefeld gefunden. Bis zum März 1729 ist Voltaire in England geblieben. Ob die Verbannung nicht viel länger dauern, vielleicht eine lebenslängliche sein würde, konnte er nicht wissen. Noch

im Sommer 1726 hatte ihn der Drang, sich doch noch an Rohan zu rächen, zu einer heimlichen Reise nach Paris getrieben und als er zurückgekehrt war, schrieb er am 12. August seinem Freund und Agenten Thieriot: „Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich kürzlich eine kleine Reise nach Paris gemacht habe. Da ich Sie nicht gesehen, können Sie leicht begreifen, daß ich überhaupt niemand gesehen habe. Ich suchte nur einen einzigen Menschen, den der Instinkt seiner Feigheit vor mir verborgen gehalten hat, als hätte er geahnt, daß ich ihm auf den Fersen war. Endlich hat die Furcht, entdeckt zu werden, mich veranlaßt, schneller abzureisen, als ich gekommen war. — Es hat ganz den Anschein, daß ich Sie nie im Leben wiedersehen soll. Ich bin noch sehr ungewiß, ob ich mich nach London zurückziehen werde. Ich weiß, daß hier zu Lande alle Künste Ehre und Belohnung finden; es besteht ein Unterschied unter den Lebensstellungen, aber unter den einzelnen Menschen kein andrer als der des Verdienstes. Es ist ein Land, wo man frei und edel denkt, und durch keine knechtische Furcht sich beengen läßt. Wenn ich meiner Neigung folgte, so würde ich hier mich niederlassen, einzig in der Absicht, denken zu lernen."[1]) So dunkel und ungewiß seine Zukunft war; gewiß war Eines: das Schicksal hatte ihn in eine Schule von unendlich reichem Lehrgehalt verpflanzt; um dieser abzugewinnen, was sie ihm verschwenderisch darbot, mußte er sich auf das Erlernen der englischen Sprache werfen, als ob er sie zu seiner zweiten Muttersprache machen wollte und das hat er gethan mit eisernem Fleiß und glänzendem Erfolg. Auf seinem reizenden Landgut zu Wandsworth hatte ihm ein reicher Londoner Kaufmann, Falkener, gastlich ein Tuskulum bereitet, wo er, fern vom Geräusch großstädtischen Lebens, so lange in stiller Arbeit aushielt, bis er mit den Dichtern, Denkern und Staatsmännern des Landes in ihrer Sprache verkehren konnte. Hier hat er Shakespeare, Pope und Swift gelesen, über Newtons und Lockes Werken gebrütet, hier den ersten Akt seines Brutus in englischer Prosa niedergeschrieben und den essay on epic poetry verfaßt und von hier aus dann seine Ausflüge in die öffentliche Welt angetreten. Lord Bolingbroke war ihm schon von Paris her bekannt; gleich zu Anfang seines Aufenthaltes hatte er bei diesem auf seinem Landsitz Dawley bei Cranford Aufnahme gefunden. Jetzt trat er im Hause des Lord Peterborough mit Jonathan Swift in innigen Umgang, er fand in ihm einen zweiten „Rabelais, aber ohne Schwulst". Häufig besuchte er den Dichter Pope auf dessen Landgut Twickenham, wo der Sammelplatz der Schöngeister Londons war; ihn hielt er für den „elegantesten, korrektesten und harmonievollsten Dichter Englands", ein Urtheil, das seinen eignen Geschmack am treffendsten zeichnet. Mit Tories und Whigs, mit Pulteney wie mit Walpole verkehrte er auf freundschaftlichstem Fuße. Auch der berühmten Herzogin von Marlborough ist er nahe getreten; sie schrieb an ihren Denkwürdigkeiten; als er sie bat, ihm Einsicht in ihre Aufzeichnungen

---

1) Oeuvres 62, S. 152.

zu gestatten, antwortete sie: „Gedulden Sie sich eine Weile; ich bin gerade dabei, den Charakter der Königin Anna umzuarbeiten, seit diese Leute da regieren, habe ich mich dazu bekehrt, sie zu lieben." So vollständig war er zum Engländer geworden, daß er eines Tages den Franzosenhaß des Londoner Pöbels mit einer englischen Standrede entwaffnen konnte. Ein Volkshaufe verfolgte ihn mit Schimpfworten und Steinwürfen. Voltaire stieg auf einen Prellstein und rief auf englisch: „Tapfre Engländer, ist es für mich nicht Unglücks genug, daß ich nicht unter Euch geboren bin?" Seine Ansprache zündete derart, daß das Volk ihn jubelnd auf den Schultern davon tragen wollte. Und als er später dem Lord Bolingbroke seinen Brutus widmete, schrieb er ihm, er habe bei seiner Rückkehr Mühe gehabt, sein halbverlerntes Französisch wieder handhaben zu lernen wie ehedem. Das gesammte vornehme England, König und Königin an der Spitze, wetteiferten, sich bei der Unterzeichnung auf seine Henriade zu betheiligen. Die 344 Unterschriften enthielten ein vollzählige Sammlung der glänzendsten Namen des englischen Adels. Er widmete sein Epos der Königin von England mit einer Zuschrift, in der er sagte: „Ew. Majestät wird in diesem Buch sehr große und sehr wichtige Wahrheiten finden; die Moral frei von Aberglauben; den Geist der Freiheit gleich weit entfernt von Aufruhr und Unterdrückung; die Rechte der Könige allzeit geschützt, die Rechte des Volks allzeit vertheidigt. Derselbe Geist, in dem es geschrieben ist, gestattet mir die Freiheit, es der tugendhaften Gattin eines Königs zu widmen, der unter so viel gekrönten Häuptern fast allein die nicht genug zu preisende Ehre hat, ein freies Volk zu regieren, eines Königs, der seine Macht darin findet, geliebt zu werden und seinen Ruhm darin, gerecht zu sein."

Die reichen Erträge seiner fast dreijährigen Lehrzeit in England hat er darauf in den berühmten „philosophischen Briefen" niedergelegt, mit deren Erscheinen seine denkwürdige Thätigkeit als Aufklärer beginnt.

Dieselben erschienen 1733 zuerst in London in einer englischen Uebersetzung unter dem Titel Letters concerning the English Nation by M. de Voltaire; die erste Ausgabe des französischen Urtextes wurde in Rouen gedruckt und im Jahr 1734 den eifrigsten Fahndungen der Polizei zum Trotz in Paris verbreitet. Der Titel dieser französischen Urausgabe lautete Lettres philosophiques; auf anderen Abdrücken finden sich, ebensowie in Voltaires eignen Briefen, auch die Bezeichnungen Lettres anglaises oder Lettres sur les Anglais. Das Glück dieser Briefe war gemacht, als das Parlament zu Paris sie zum Feuertode verurtheilte, weil sie „skandalös und unvereinbar seien mit der Religion, den guten Sitten und der den Mächten gebührenden Achtung". Am 10. Juni 1734 Morgens 10 Uhr wurde dieser Urtheilsspruch an der großen Treppe des Parlaments feierlich vollstreckt; der kühne Verleger Jore wanderte in die Bastille, in der er Stammgast war wie sein Vater auch; der Verfasser verschwand auf einige Monate aus Paris zur Verzweiflung seiner geistreichen Freundin, der Marquise du Chatelet. Das kleine Buch aber machte seinen Weg durch die lesende Welt, wie dreizehn

Jahre früher die Lettres persanes[1]) und zwar ganz aus denselben Gründen. Der geistigen Fronde, die sich im Jahr 1721 zum ersten Male gezählt, war ein neues Haupt gewachsen. Die Briefe über England und die Engländer wurden aufgefaßt als Briefe über Frankreich und die Franzosen und das waren sie in der That Auch dort, wo der Verfasser englisches Leben und Denken rein sachlich zu schildern schien, war in der Wahl des Stoffes schon seine Absicht angedeutet und die Nutzanwendung, wo sie nicht ausdrücklich gemacht ward, in ihrer durchsichtigen Verkleidung leicht zu erkennen.

Schon zwei Jahre vorher hatte er durch seine Epitre à Uranie die Entrüstung aller Frommen erregt und die Wächter der öffentlicher Ordnung hatten ihn als einen der gefährlichsten Freigeister ins Auge gefaßt. Der Kanzler d'Aguesseau fragte seinen Sekretär Langlois, was er von dem Gedichte halte und der antwortete: „Diesen Voltaire sollte man in einen Käfig sperren, wo er weder Feder, noch Dinte, noch Papier fände. Solch ein Geist kann einen Staat zu Grunde richten." Auf Antrag des Erzbischofs von Paris ward er vor die Polizei geladen und hier half er sich mit der stehenden Nothlüge, die er hier weder zum ersten noch zum letzten Male gebraucht hat; er leugnete, daß er der Verfasser sei. Es bedurfte der Erinnerung an diese Epistel gar nicht, um zu durchschauen, daß die Briefe über das kirchen- und priesterlose Christenthum der Quäker einzig und allein geschrieben waren, um die lehrhafte Rede des Quäkers an den Mann zu bringen: „Dem Himmel sei Dank, wir sind die einzigen Menschen auf der Erde, die keine Priester haben. Möchtest du uns einen so glücklichen Vorzug rauben? Weshalb sollten wir unser Kind gemietheten Ammen überlassen, wenn wir selber Milch haben, es zu stillen? Diese Miethlinge würden bald im Hause herrschen und die Mutter und das Kind unterdrücken. Gott hat gesagt: umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben. Dürfen wir hienach um das Evangelium feilschen, den heiligen Geist verschachern und aus einer Versammlung von Christen eine Bude von Trödlern machen? Wir haben kein Geld übrig für schwarzgekleidete Menschen, um unseren Armen zu helfen, unsere Todten zu bestatten, den Gläubigen zu predigen; diese heiligen Verrichtungen sind uns zu theuer, um sie andern abzutreten."[2]) Ebenso verständlich war die Charakteristik des Quäkerfürsten Wilhelm Penn und des goldnen Zeitalters, das er in seinem Pennsylvanien begründet: „Er fing damit an, daß er einen Bund mit den Amerikanern, seinen Nachbarn, schloß: das ist der einzige Vertrag zwischen jenen Völkern und den Christen, der nicht beschworen und nie gebrochen worden ist. Der neue Fürst war auch der Gesetzgeber von Pennsylvanien; der gab sehr weise Gesetze, von denen seit ihm keines geändert worden ist. Das erste derselben gebietet, niemanden um der Re-

1) Desnoiresterres, Voltaire II, c. 1. Abgedruckt sind die Briefe in den Oeuvres complètes de Voltaire. Paris 1827. Bd. 35. Mit ihnen ist der Traité de métaphysique (Oeuvres compl. 43, S. 117—196) zu vergleichen, der auch im Jahre 1734 geschrieben ist. 2) L. 3 (S. 43/44).

ligion willen zu mißhandeln und als Brüder Alle zu betrachten, die an Gott glauben. — Ein ganz neues Schauspiel bot ein Souverän, den jedermann duzte und mit dem man sprach, den Hut auf dem Kopf; eine Regierung ohne Priester, ein Volk ohne Waffen, Bürger ohne Ungleichheit, Nachbarn ohne Eifersucht."[1]) — „England ist das Land der Sekten," beginnt der Brief über die anglikanische Religion; „in meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Als freier Mann geht der Engländer in den Himmel auf dem Wege, der ihm behagt." Sehr schmeichelhaft ist das Bild nicht, das er dann von der herrschenden Sekte der Anglikaner entwirft, mit der römisch-katholischen Kirche hat sie manches gemein und an der Duldung Andersgläubiger, welche die Whigs durchgeführt haben, kommt ihrer Geistlichkeit kein Verdienst zu; aber eines hat England unbedingt vor dem katholischen Frankreich voraus: „Jenes unbestimmbare Wesen, das weder geistlich noch weltlich ist, mit einem Wort was man Abbé nennt, ist in England eine unbekannte Gattung; die Geistlichen sind hier durchweg sittsame Menschen und beinahe alle Pedanten. Wenn sie hören, daß es in Frankreich junge Leute gibt, deren Liederlichkeit bekannt ist, die durch Weiberränke zur Prälatur gelangt sind, die öffentlich der Liebe pflegen, sich mit Verfertigen zärtlicher Lieder die Zeit vertreiben, alle Tage lange und köstliche Abendessen geben und dann die Erleuchtung des heiligen Geistes anrufen und sich kühn die Nachfolger der Apostel nennen; dann danken sie Gott, Protestanten zu sein. Aber — unterbricht sich der Schalk — elende Ketzer bleiben sie doch, werth, von allen Teufeln gebraten zu werden, wie Meister Franz Rabelais sagt; deßhalb lasse ich mich in ihre Angelegenheiten nicht weiter ein."[2])

Weit ernster und strenger als die Anglikaner in England sind die Presbyterianer in Schottland, von denen die Sabbathstille der englischen Sonntagsfeier herrührt; ihrer Gesinnung nach noch unduldsamer als jene bilden sie ein Gegengewicht gegen die herrschende Kirche, das der Freiheit der übrigen Sekten zu Gute kommt; gäbe es in England nur eine Religion, so würde ihr Despotismus furchtbar sein; gäbe es nur zwei, so würden sie sich gegenseitig erwürgen; aber es gibt ihrer dreißig und deshalb leben sie in Frieden und Glück.[3]) An der Börse von London aber verkehren Juden, Mohamedaner und Christen, als wären sie alle desselben Glaubens, und Ungläubige heißen da nur diejenigen, die Bankrott machen. Nächst der Börse zu London hat Voltaire den Mittelpunkt alles englischen Lebens im Parlament gefunden und was er über dieses sagt, kann für das Vorwort jener Staatslehre gelten, die bald die besten Patrioten in dem Bestreben vereinigte, die politische Freiheit der Engländer nach Frankreich zu verpflanzen. Voltaire war kein Politiker von Fach, wie es Montesquieu nach seiner und seiner Landsleute Meinung war; aber er hatte politischen Blick und vor Allem historischen Sinn, in einem Maße wie keiner seiner Zeitgenossen; seine beiden

1) L. 5 (S. 53/54). 2) L. 6 (S. 61/62). 3) L. 7 (S. 65).

Briefe über das Parlament und die Regierung von England boten den Franzosen eine Belehrung, die obgleich nicht von ferne erschöpfend, brauchbarer war, als das wunderliche Capitel im Esprit des lois, das wie eine Offenbarung angestaunt worden ist.

Die Mitglieder des englischen Parlaments, beginnt Voltaire, lieben es, sich mit den alten Römern zu vergleichen, so oft sie können. Es ist nicht lange her, daß ein Abgeordneter im Hause der Gemeinen seine Rede mit den Worten anfing: „Die Majestät des englischen Volkes wäre verletzt" u. s. w. Die Auffälligkeit der Aeußerung rief lautes Lachen hervor; aber ohne sich irre machen zu lassen, wiederholte er die Worte mit fester Miene und man lachte nicht mehr. Ich gestehe, daß ich zwischen der Majestät des englischen und der des römischen Volkes keine Gemeinschaft finde und noch weniger zwischen der Art ihrer Regierung; in London gibt es einen Senat, von dem einige Mitglieder, obgleich sicher ohne Grund, in dem Verdacht stehen, daß sie ihre Stimmen verkaufen, wie das in Rom geschah, das ist die ganze Aehnlichkeit. Vor diesem, wie allen christlichen Völkern haben die Römer voraus, daß sie die „abscheuliche Thorheit der Religionskriege" nicht gekannt haben, von der erst in neuester Zeit die Engländer frei geworden sind; vor den Römern aber haben die Engländer voraus, was sie zu ihrem Vortheil auch von allen übrigen Völkern unterscheidet: „Die Frucht der Bürgerkriege Roms war die Knechtschaft; die Frucht der Wirren Englands war die Freiheit. Die englische Nation ist die einzige auf Erden, welcher gelungen ist, die Gewalt der Könige zu regeln, indem sie ihnen widerstand und die in immer wiederholtem Anlauf friedlich das weise Regierungssystem geschaffen hat, in dem der Fürst alle Macht hat, das Gute zu thun, und keine Macht hat, Schaden anzurichten, wo die Edelleute groß sind ohne Hoffahrt, und Vasallen und das Volk Theil nimmt an der Regierung ohne Unordnung. Das Haus der Pairs und das Haus der Gemeinen sind die Schiedsrichter der Nation und der König ist der Ober-Schiedsrichter über sie. Dies Gleichgewicht fehlte den Römern, die Großen und das Volk waren in Rom immer gespalten, ohne daß eine Mittlergewalt (pouvoir mitoyen) da gewesen wäre, sie zu versöhnen. — Es hat ohne Zweifel viel gekostet, bis in England die Freiheit gegründet war; in Strömen von Blut hat man das Idol despotischer Macht untergetaucht; aber die Engländer glauben, daß sie ihre Gesetze nicht zu theuer erkauft haben. Andere Völker haben nicht weniger Wirren erlebt, nicht weniger Blut vergossen als sie; aber das Blut, das sie vergossen um der Freiheit willen, hat nur ihre Knechtschaft fester gekittet. — Die Franzosen meinen, das politische Leben dieser Insel sei stürmischer als das Meer, das sie umspült und das ist wahr; aber doch nur dann, wenn der König den Sturm eröffnet, wenn er sich zum Gebieter des Schiffes machen will, auf dem er der erste Steuermann ist. Die Bürgerkriege der Franzosen waren länger, grausamer, reicher an Verbrechen als die in England; aber von all diesen Kriegen hatte keiner

eine vernünftige Freiheit zum Ziel." [1]) Dies wird insbesondere an dem „lächerlichen Krieg" der Fronde gezeigt.

Voltaires Beobachtungen sind dem englischen Staatswesen jener Tage nicht auf den Grund gedrungen. Die tiefe Verwandelung, die dasselbe unter dem Hause Hannover erfahren, ist ihm nur in einem ihrer Merkmale klar geworden: in der Herrschaft des protestantischen Geistes hat er die nährende Mutter der Aufklärung, der Gewissensfreiheit entdeckt. Die Großartigkeit des englischen Handels ist ihm nicht entgangen. In der ersten Ausgabe seines elften Briefes finden sich die später gestrichenen Sätze: „Der Handel, welcher die Bürger in England reich gemacht hat, hat dazu beigetragen, sie frei zu machen, und diese Freiheit hat wiederum den Handel erweitert; so hat sich die Größe des Staates gebildet; der Handel hat nach und nach die Streitkräfte zur See erzeugt, durch welche die Engländer die Herren der Meere geworden sind. Heute haben sie beiläufig 200 Kriegsschiffe und mit Ueberraschung vielleicht wird die Nachwelt vernehmen, daß eine kleine Insel, die von Hause aus nichts hatte als etwas Blei, Zinn, Seifenerde und grobe Wolle, durch ihren Handel mächtig genug geworden ist, um in einem Jahre drei Flotten gleichzeitig in drei ferne Weltgegenden zu schicken: eine vor Gibraltar, das durch ihre Waffen erobert und behauptet worden war; eine vor Portobello, um dem König von Spanien den Genuß der Schätze Indiens zu rauben, und die dritte in die Ostsee, um die Nordmächte am Kriegführen zu hindern." Nicht entdeckt hat er gleichwohl den politischen Aufschwung des Geldadels, die politische Macht der Geldinteressen, der Gewerbe- und Handelspolitik, den allgewaltigen Einfluß dieser auf Gesetzgebung und Verwaltung im Innern, auf Geist und Ziele der Machtentwickelung nach außen; er würde sonst zwischen den Engländern und den alten Römern eine sehr erhebliche Aehnlichkeit wahrgenommen und niemals den Satz niedergeschrieben haben: „Die Engländer kennen nicht die blendende Thorheit, Eroberungen zu machen; selber frei, gehen sie darauf aus zu hindern, daß andere unfrei werden. Die Engländer waren auf Ludwig XIV. nur deshalb erbittert, weil sie ihm Ehrgeiz zutrauten" (L. 9). Er hätte vielmehr durchschaut, daß die Engländer ein erobernd es Handelsvolk geworden waren, das auf eine neue Art von Weltherrschaft ausging und wenn es zur See mit seiner Flotte, zu Lande mit seinen Söldnern gegen mächtige Eroberer kämpfte, nicht stritt für die Freiheit andrer, sondern für die eigene Herrschaft über den Weltmarkt, für das Vorrecht der Ausbeutung fremder Ohnmacht. Wie Friedrich II. in der „Geschichte meiner Zeit" sehr richtig bemerkt: „England trachtet nicht nach Vergrößerung durch (unmittelbare) Eroberungen: es sucht dies Ziel auf einem Umweg zu erreichen; es sucht den Handel anderer Völker zu schwächen, um ihn für sich allein aufzusaugen; es will den Handel besitzen wie ein Monopol, um seine Hilfsquellen und die

---

1) L. 8 (S. 69—73).

unermeßlichen Schätze zu vermehren, welche seinem Ehrgeiz und seiner Politik als Hebel dienen." Seine Lehre von dem glücklichen „Gleichgewicht", der „Mischung" der Staatsgewalten, von dem „Einklang zwischen Gemeinen, Lords und König",[1]) die seitdem so viel Gläubige gefunden hat, leidet an dem Fehler, daß sie den äußeren Schein mit dem Wesen der Sache verwechselt. Denn der Bau der Regierung Englands ruhte damals so wenig als heute auf drei Gewichten von gleicher Schwere, sondern auf einem einzigen, das die Grundlage des Ganzen bildete, und dieses war und ist das Unterhaus. Die Macht des Unterhauses über Lords und König wurde nur deshalb nicht bemerkt, weil sie sich damals ohne äußere Reibung, ohne sichtbaren Stoß und Gegenstoß geltend machte; das aber war gerade das Ergebniß des schweren, wechselvollen Verfassungskampfes, der im siebenzehnten Jahrhundert getobt hatte. Was ehedem der Gegenstand des leidenschaftlichsten Streites gewesen, das war jetzt zur selbstverständlichen Thatsache geworden. Wie sehr dies aber eine Neuerung war, wie sehr insbesondere die Unterwerfung des Königs unter die jeweilige Mehrheit des Unterhauses den Anschauungen derer, die am Alten hingen, widersprach, das hätte Voltaire sehr leicht bei seinen geistreichen Freunden Bolingbroke, Pulteney und Swift erfahren können. Dem Franzosen freilich war es zu verzeihen, wenn er sich irrte über Grund und Grenze der Freiheit, die er auf englischem Boden in vollen Zügen athmen durfte, die ihn berauschte wie einen, der zu neuem Leben erwacht ist; wenn er sich begeisterte für ein Königthum, das keine Haftbefehle und keine Bastillen hatte, dem Uebergriff, Gewaltthat, Rechtsverletzung untersagt, Gnade und Wohlthun aber im reichsten Maße möglich war. Eine sehr richtige Ahnung ließ ihn den erhabensten Beruf der Monarchie in dem Schiedsrichteramt erkennen, das sie, dem Streit der Parteien selbst entrückt, überall dort ausüben kann, wo das Recht der Schwachen Schutz fordert gegen die Selbstsucht der Mächtigen; wenn er auch in der Meinung irrte, daß das englische Königthum zur Uebung dieses Amtes besonders glücklich ausgestattet sei. Unbedingt dagegen war er im Recht, wenn er dem Adel seiner Heimath, der nur Genuß und keine Arbeit, nur Rechte und keine Pflichten kannte, den englischen Adel gegenüberstellte, damit er in dessen Spiegel die eigne grenzenlose Nichtigkeit inne würde.

Der englische Adel kannte nicht das fluchwürdige Vorrecht der Steuerfreiheit, das in Frankreich so unglückselige Folgen hatte; eine privilegirte Kaste in dem Sinn, in welchem der geistliche und weltliche Feudaladel Frankreichs eine war, kannte England überhaupt nicht.

„Hier," sagt Voltaire in seinem zehnten Briefe, „hört man nicht reden von hoher, mittlerer und niederer Gerichtsbarkeit, auch nicht von dem Recht, auf den Gründen eines Bürgers zu jagen, der auf seinem eignen Grund

---

1) balance S. 71. mélange — concert entre les communes, les lords et le roi — S. 74.

und Boden kein Gewehr abfeuern darf. Kein Mensch ist, weil er Edelmann oder Priester ist, von der Pflicht entbunden, gewisse Abgaben zu zahlen; alle Steuern werden durch das Haus der Gemeinen geregelt, welches seinem Rang nach die zweite, seinem Gewicht nach die erste Stelle im Staate einnimmt. Die Lords und die Bischöfe können die Bill der Gemeinen verwerfen, wenn sich's um Gelderhebung handelt, aber es ist ihnen nicht gestattet, daran etwas zu ändern; sie müssen sie entweder annehmen oder verwerfen ohne Vorbehalt. Ist die Bill von den Lords angenommen, vom König genehmigt, dann zahlt jedermann; jeder gibt, nicht nach seinem Rang (was unsinnig wäre), sondern nach seinem Einkommen; es gibt keine Taille und kein willkürliches Kopfgeld (capitation), sondern eine reelle Taxe auf die Landgüter; sie sind alle unter dem berühmten König Wilhelm III. abgeschätzt worden und zwar unter ihrem Werth. Die Taxe bleibt immer dieselbe, obgleich die Erträge der Güter zugenommen haben: so wird niemand gedrückt und niemand beklagt sich."

„Dem Bauer werden die Füße nicht durch Holzschuhe wund gerieben, er ißt Weißbrod, ist gut gekleidet, scheut sich nicht, seinen Viehstand zu vermehren, noch sein Dach mit Ziegeln zu bedecken, aus Furcht, daß man ihm im nächsten Jahre die Steuer erhöhe. Man sieht dort Bauern, die ungefähr 5 oder 600 Pfund jährliches Einkommen haben und nicht verschmähen, den Anbau des Gutes fortzusetzen, das sie reich gemacht hat und auf dem sie in Freiheit leben."

Der englische Adel kennt nicht den entnervenden Müßiggang, in dem der französische Hofadel verkommt; seine Erstgebornen sitzen im Parlament, im Ministerium und bewirthschaften gleichzeitig ihre Güter; seine jüngeren Söhne werden Kaufleute in der City oder in den Colonien. Der englische Geschäftsmann kann sich mit Stolz einem römischen Bürger vergleichen. Der jüngere Bruder eines Lords schämt sich des bürgerlichen Geschäftes nicht. Der Staatsminister Lord Townshend hat einen Bruder, der als schlichter Kaufmann in der City lebt. Als Lord Oxford England regierte, war sein jüngerer Bruder Faktor in Aleppo, das er nicht verlassen wollte, und wo er gestorben ist. — „In Frankreich ist Marquis wer will; wer aus dem Dunkel der Provinz nach Paris kommt, viel Geld ausgeben kann und einen Namen hat, der auf ac oder ille endigt, darf sagen: ein Mann wie ich, ein Mann meines Standes, und schaut auf den Kaufmann mit souveräner Verachtung herunter. Der Kaufmann selbst hört von seinem Gewerbe selber so oft mit Verachtung reden, daß er thöricht genug ist, sich desselben zu schämen; aber ich weiß nicht, wer einem Staate mehr nützt, ein wohlgepuderter Junker, der genau weiß, um wie viel Uhr der König aufsteht und zu Bette geht und die Miene des großen Herrn annimmt, wenn er im Vorzimmer eines Ministers die Rolle des Sklaven spielt, oder ein Kaufmann, der sein Land bereichert, aus seinem Zimmer Befehle ertheilt nach Surate und Cairo und beiträgt zum Heil der Welt."

Die ersten elf der fünfundzwanzig philosophischen Briefe enthüllten den Franzosen einen Staat, in dem Macht und Recht, Ordnung und Freiheit friedlich neben einander lebten, eine Gesellschaft, in der der Bürger den Edelmann nicht haßte, der Edelmann den Bürger nicht verachtete, in der die Arbeit ehrte und das Gewissen frei war, d. h. ein Land, in welchem Alles gesund und naturgemäß, was in Frankreich krank und unnatürlich war; die folgenden Briefe schlossen eine ganze Welt von geistigen Schätzen auf, die die Gedankenarbeit Englands zu Tage gefördert und die nur der glücklichen Hand eines geistvollen Fremden harrten, um Gemeingut der ganzen Menschheit zu werden.

Ein denkwürdiger Brief über die Schutzpockenimpfung leitet hinüber zu den Capiteln über Baco, Locke, Newton, mit denen der große Aufklärungskampf des achtzehnten Jahrhunderts beginnt.

Ein Gefühl tiefer Beschämung muß den Franzosen von heute anwandeln, wenn er die feurige Predigt nachliest, welche Voltaire im Jahre 1727 über die Schutzpockenimpfung niedergeschrieben hat, als der erste von allen Franzosen, der ihren Werth erkannte und dann die Thatsache sich vergegenwärtigt, daß dieselben Mächte der Dummheit und des Aberglaubens, die damals das Impfen in Frankreich überhaupt verpönten, bis in unsere Tage herein stark genug waren, dort die Einführung des Impfzwangs zu verhindern. Wir aber werden der ganzen Größe des Segens inne, den wir dieser Reform verdanken, wenn wir die grausige Schilderung Voltaires von den Verheerungen lesen, welche die Blattern in jenen Tagen anrichteten: „Auf 100 Personen in der Welt bekommen wenigstens 60 die Blattern; von diesen 60 sterben 10 in den besten Jahren und 10 behalten zeitlebens die Spuren davon. Also der fünfte Theil der Menschen wird durch diese Krankheit getödtet oder entstellt. Von allen, die in der Türkei oder in England geimpft werden, stirbt keiner, wenn er nicht durch Schwäche oder sonstwie zum Sterben verdammt ist; niemand wird gezeichnet, niemand bekommt die Blattern zum zweiten Mal, vorausgesetzt daß die Impfung vollständig war. Es ist also gewiß, daß, wenn eine französische Botschafterin dies Geheimniß aus Konstantinopel nach Paris gebracht hätte, sie der Nation einen unsterblichen Dienst geleistet haben würde; der Herzog von Villequier, der Vater des heute lebenden Herzogs d'Aumont, der kräftigste, gesundeste Mensch Frankreichs wäre nicht in der Blüthe der Jahre gestorben; der Prinz Soubise, der sich der glänzendsten Gesundheit erfreute, wäre nicht mit 25 Jahren hingerafft worden; Monseigneur, der Großvater Ludwigs XV., wäre nicht in seinem 50. Jahre eingesargt worden; die 20,000 Menschen, die 1723 in Paris an den Blattern gestorben sind, lebten alle noch. Wie, lieben denn die Franzosen das Leben nicht? Kümmert ihre Frauen ihre Schönheit nicht? In Wahrheit, wir sind sonderbare Menschen."[1])

1) L. 12. S. 91/92.

Die Briefe 13 und 14 handeln von Lord Bacon und John Locke; die Briefe 15—18 von Newtons Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik, Optik und Mathematik: der erste Versuch eines geistvollen Dilettanten, die Ermittelungen strengster Forschung dem gebildeten Laien faßlich zu machen.

Die eigentliche Großthat englischer Wissenschaft hat Voltaire sofort erkannt; es ist der Aufschluß neuer Wege, die Entdeckung einer neuen Weise der Wahrheitserforschung; ein „neues Werkgeräthe der Wissenschaften" (Novum scientiarum Organon) hat der Kanzler Bacon mit vollem Bewußtsein die Methode genannt, von der er die Wiedergeburt alles geistigen Lebens erwartete; an Stelle der Schulweisheit und des Bücherwissens sollte das Naturerkennen und das Erfahrungswissen treten. Was der geniale Franziskaner Roger Baco, von dem freilich Voltaire nichts wußte, schon im 13. Jahrhundert entdeckt und als ein Prediger in der Wüste verkündigt hatte, das erfuhr eine reifere Welt durch Baco von Verulam: die Naturwissenschaft hat nur eine Erkenntnißquelle, das ist die Natur selbst, nur eine Methode, das ist die Erfahrung aus Beobachtung, nur einen Beweis, das ist das Experiment. Mit dem Rüstzeug dieser Einsicht ausgestattet, ging die englische Forschung ans Werk, die Trugbilder und Trugschlüsse der Scholastik zu zerstreuen und die Geheimnisse der Innen- und Außenwelt aufzuschließen. Das eine hat John Locke, das andere hat Isaac Newton unternommen.

„Der Roman der Seele," sagt Voltaire im 14. Briefe, „hatte so viel vorlaute Klügler beschäftigt, da kam ein Denker, der ganz bescheiden ihre Geschichte schrieb. Locke hat dem Menschen den Verstand ausgelegt, wie ein ausgezeichneter Anatom das Triebwerk des Körpers auseinander setzt. Ueberall braucht er die Fackel der Physik; manchmal wagt er zu behaupten, aber er wagt auch zu zweifeln. Statt durch einen Gewaltspruch festzustellen, was wir nicht wissen, prüft er Schritt für Schritt, was wir erkennen wollen. Er nimmt ein Kind im Augenblick seiner Geburt, folgt Stufe für Stufe den Fortschritten seines Verstandes; er sieht, was ihm gemein ist mit den Thieren und was er vor ihnen voraus hat; er befragt hauptsächlich sein eignes Zeugniß, das Bewußtsein seines Denkens."

Descartes hatte frischweg behauptet: Seele ist Denken, Materie ist Ausdehnung. Die Seele kommt in den Körper ausgestattet mit allen metaphysischen Grundbegriffen, sie kennt Gott, den Raum, das Unendliche, hat alle abstrakten Ideen inne und besitzt schöne Kenntnisse, die sie leider vergißt, wenn sie den Leib der Mutter verläßt. Locke sagte dagegen: Ich überlasse denen, die mehr davon verstehen als ich, die Frage zu erörtern, ob unsere Seele schon vor oder erst nach der Bildung unseres Körpers lebt, aber ich gestehe, mir ist eine jener grobschlächtigen Seelen zugefallen, die nicht immer denken, und ich bin sogar so unglücklich, nicht einzusehen, daß es für die Seele nöthiger sei, immer zu denken, als für den Körper, immer in Bewegung zu sein. Locke hat die angebornen Ideen vernichtet, dem eiteln Wahn, daß man immer denke, entsagt, er hat festgestellt, daß uns alle Vorstellungen durch die Sinne kommen.

er hat die einfachen und die zusammengesetzten Vorstellungen geprüft, den menschlichen Geist in all seinen Verrichtungen begleitet, gezeigt, wie unvollkommen die Sprechweise der Menschen ist, welch einen Mißbrauch wir jeden Augenblick mit den Worten treiben, und schließlich mißt er die Ausdehnung oder vielmehr das Nichts des menschlichen Wissens. Das thut er in dem Capitel, wo er den Muth hat, das schlichte Bekenntniß abzulegen: „Wir werden vielleicht niemals fähig werden zu erkennen, ob ein rein stoffliches Wesen denkt oder nicht".

Völlig neu war das Beginnen, die Naturgeschichte der Seele aus der Beobachtung ihrer Thätigkeit zu ermitteln und ebenso neu war das entschlossene Innehalten an der Grenze, wo das Wissen aufhört und das Glauben beginnt. Für dieses Innehalten, für diese Grenzbestimmung zwischen Wissen und Glauben, Philosophie und Religion sollten die Theologen dem großen Forscher dankbar sein, nicht ihn darob anklagen und verfolgen. Wie sehr täuscht man sich überhaupt über die Gefährlichkeit philosophischer Lehren!

„Man kann das Menschengeschlecht in Zwanzigstel zerlegt denken. Neunzehn davon leben von ihrer Hände Arbeit und werden nie erfahren, ob es einen Locke je auf der Welt gegeben hat; wie viele unter dem letzten Zwanzigstel lesen überhaupt; unter denen aber die lesen, kommen zwanzig, die Romane vorziehen, auf einen, der die Philosophie studirt; die Zahl derer, welche denken, ist außerordentlich klein, und die lassen sich nicht beikommen, die Welt in ihrer Ruhe zu stören. Nicht Montaigne, nicht Locke, nicht Bayle, noch Spinoza, nicht Hobbes oder Shaftesbury, noch Collins oder Toland u. s. w. haben den Brand der Zwietracht in ihr Vaterland geworfen, das haben zu allermeist die Theologen gethan, welche erst den Ehrgeiz hatten eine Sekte und bald den, eine Partei zu befehligen. Was sage ich? Alle Bücher der Philosophen der Neuzeit zusammengenommen werden in der Welt niemals auch nur soviel Lärm machen, als ehedem der Streit der Franziskaner um die Form ihres Aermels und ihrer Kapuze."

Dieser Gesichtspunkt kehrt bei Voltaire häufig wieder; er war sehr ernsthaft gemeint. Ganz anders als in diesen Briefen hat er später auf die Heiligthümer des Volksglaubens losgeschlagen in der festen Ueberzeugung, das bleibe ja innerhalb der Gemeinde der freigeborenen Geister, in die Massen bringe es nicht hinab, gefährliche Leidenschaften werde es nicht erhitzen; der Möglichkeit, daß das doch vielleicht geschehen könne, hat er gelegentlich mit Grauen gedacht, gewollt, beabsichtigt hat er's nie und ernstlich auch nicht gefürchtet. Der ganze Radikalismus, der sich nachher unter seiner Fahne sammelte, hat dasselbe trügerische Gefühl der Sicherheit gehabt, kein Gefühl der Verantwortung hat ihn gezügelt; die Zahl der Denkenden unter den Lesenden war ja so klein, die Zahl der Glaubenden so unermeßlich groß.

Die Metaphysik des Cartesius hatte John Locke, seine Physik hat Newton gestürzt. „Ein neues Universum," sagt Voltaire im 17. Briefe, „ist von den Philosophen des letzten Jahrhunderts aufgeschlossen worden und diese neue

Welt war um so schwieriger zu fassen, als man gar nicht ahnte, daß sie vorhanden sei. Selbst den Weisesten dünkte es Vermessenheit auch nur zu denken, daß man errathen könne, nach welchen Gesetzen die Himmelskörper sich bewegen und wie das Licht wirkt. Galilei durch seine astronomischen Entdeckungen, Kepler durch seine Berechnungen, Descartes wenigstens in seiner Dioptrik, und Newton in all seinen Werken haben die Mechanik im Räderwerk des Weltalls gesehen. In der Geometrie hat man das Unendliche der Berechnung unterworfen. Der Blutumlauf im thierischen, der Saftumlauf im Pflanzenkörper hat für uns die Natur umgestaltet. Eine neue Art des Daseins ist dem Körper in der pneumatischen Maschine gegeben worden: das Teleskop hat die fernsten Gegenstände uns nahe gebracht, endlich, was Newton über das Licht entdeckt hat, entspricht den kühnsten Erwartungen, zu denen menschliche Wißbegier nach so viel Enthüllungen berechtigt war." Mit Newtons Attraktionsgesetz im Weltsystem beschäftigt sich der 16., mit seiner Optik der 17., mit seinen Entdeckungen über das Unendliche und die Chronologie der 18. Brief. Voltaire gibt, was ihm von diesen schwierigen Dingen zu „erraffen" gelungen ist. Was er verstanden hat, das trägt er mit der durchsichtigen Klarheit vor, als hätte er es selbst ermittelt; sein großes Talent, fremde Geistesarbeit in ihrem Brennpunkte zu erfassen und das Erfaßte anderen wieder faßlich zu machen, zeigt sich hier schon in glänzendem Lichte. Aber wir irren kaum, wenn wir annehmen, daß der Eindruck, den gerade diese Briefe in dem durch und durch cartesianischen Frankreich hervorriefen, nicht nach der Begeisterung gemessen werden darf, mit welcher die Marquise du Chatelet, seitdem Voltaires schwärmerische Freundin, dadurch erfüllt worden ist. Außerhalb Frankreichs haben sie gezündet, an einer Stelle, wo er's nie im Leben erwartet haben kann. Der Kronprinz Friedrich von Preußen hat insbesondere hieraus Veranlassung genommen, den Briefwechsel mit ihm anzuknüpfen, der ihn heraushob aus dem Schwarm schriftstellernder Abenteurer und den Souveränen seines Zeitalters beigesellte.

Wie schmachtete Voltaires Seele nach solcher Erhebung! Bei dem Hofadel von Paris und Versailles war er abwechselnd das verhätschelte Schoßkind und dann wieder der mißhandelte Prügelknabe gewesen; man brauchte so trübe Erfahrungen gar nicht gemacht zu haben, um die Lebensstellung der angeseheneren Schriftsteller Englands beneidenswerth und einen der gediegensten Vorzüge dieses Landes in der Achtung zu finden, welche dort dem Talent und dem Verdienst entgegenkam. Addison hatte es mit seiner Feder bis zum Staatssekretär gebracht, ein Amt, zu dem er allerdings sehr wenig beanlagt war. Was wäre er in Frankreich geworden? fragt Voltaire. Im besten Falle Mitglied einer Akademie und als Günstling irgend eines weiblichen Wesens Inhaber einer Pension von 1200 Livres; aber es hätte ihm auch begegnen können, daß ihm ein Proceß an den Hals gehängt ward, weil jemand in seinem Trauerspiel Cato Seitenhiebe auf den Portier eines hochgestellten Mannes entdeckt hatte. Der große Naturforscher Newton war

Intendant des Münzwesens von England; Congreve hatte einen wichtigen Posten; Prior war Bevollmächtigter gewesen und Swift Dekan von Irland und dort mehr geachtet als der Primas. Pope konnte als Katholik kein Staatsamt bekleiden, aber mit seiner Homer-Uebersetzung hatte er sich 200,000 Frcs. verdient. Die Achtung, welche in England echtes Verdienst immer findet, ist ein Sporn des edelsten Ehrgeizes. Newton hatte bei Lebzeiten viel Ehre und Auszeichnung erfahren; als er beerdigt wurde, stritten die Ersten der Nation um die Ehre, das Bahrtuch zu tragen. „Tretet ein in Westminster; was dort bewundert wird, sind nicht die Gräber der Könige, sondern die Denkmäler, welche die Dankbarkeit der Nation den größten Männern errichtet hat, die zu ihrem Ruhm beigetragen haben; du siehst dort ihre Bildsäulen, wie man in Athen die des Sophokles und Platon sah und ich bin überzeugt, daß schon der Anblick dieser Ruhmesmale mehr als einen Geist befeuert, mehr als einen großen Mann gebildet hat"[1])



Voltaire.
Nach dem Stich von E. Ficquet (1762); Originalgemälde von de la Tour (1736).

Das Hochgefühl einer Rangstellung, um die er die Engländer beneidet hatte, verschaffte ihm die Verbindung mit Friedrich dem Großen. Der erste Brief, den dieser ihm am 8. August 1736 schrieb, war gerichtet an den Philosophen, den Aufklärer Voltaire und bereitete diesem eine ausgesuchte

1) L. 24. S. 198—99.

Huldigung. Und noch in der Gedächtnißrede, welche König Friedrich sechs Monate nach seinem Tode am 26. Nov. 1778 in versammelter Akademie zu seinen Ehren hielt, war des Verfassers der philosophischen Briefe mit besonderer Auszeichnung gedacht. „Der junge Dichter ergriff den Faden, mit dem der umsichtige Locke sich durch das Labyrinth der Metaphysik hindurch gefunden und indem er seiner feurigen Einbildungskraft Zügel anlegte, unterwarf er sie den mühevollen Berechnungen des unsterblichen Newton; die Entdeckungen dieses Philosophen eignete er sich so vollständig an, seine Fortschritte waren so groß, daß er das System des großen Mannes in einem Abriß mit einer Klarheit auseinander legen konnte, die sie erreichbar machte für jedermann.“

VI. Karls VI. Hausgesetz. Cardinal Fleury. Der Krieg um die polnische Wahlkrone.[1])

Als im Februar 1720 Spanien dem Viermächtebund beigetreten war, hatte Kaiser Karl VI. den Gipfel seines Glücks und seiner Macht erreicht. Rein äußerlich betrachtet, konnte er für den größten Monarchen der Christenheit gehalten werden. Ungarn und Siebenbürgen, Böhmen mit Mähren und Schlesien, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, Tirol und Breisgau bildeten sein Erbgut; hinzugekommen waren Neapel und Sicilien, Mailand und Belgien; der Friede von Passarowitz (21. Juli 1718) hatte das Banat, Nordserbien mit Belgrad, die kleine Walachei bis zur Aluta dem Reiche einverleibt und die römische Kaiserwürde gab, wenn auch unmittelbare Macht gar nicht, doch mittelbar werthvollen Einfluß auf das deutsche Reich und vor Allem eine äußere Autorität, die dem Haupte eines so buntscheckigen Völkerstaates für den Mangel an Staatseinheit einen kaum zu entbehrenden Ersatz bot. Die Gesammtzahl seiner Unterthanen wurde auf 24 Millionen Seelen berechnet; aber die Truppenmacht belief sich in ihrem höchsten Stande nur auf 160,000 Mann; die Jahreseinkünfte stiegen nie über 30 Millionen Gulden. Und diese letztere Ziffer zeigt ein Mißverhältniß zur Ausdehnung des Reichs, das eine beschämende Abhängigkeit von fremden Subsidien begründen und einen nie versiegenden Quell innerer Noth und äußerer Niederlagen bilden mußte.

Dem Beherrscher dieses weithin gestreckten Reichs fehlte ein Erbe, der dereinst dies Gemenge von Königthümern und Ländern zusammenhielt. Seit 1708 lebte er in kinderloser Ehe mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Blankenburg. Drei Jahre bevor ihm das erste Kind geboren ward, that er einen bedeutsamen Schritt, um die Monarchie vor den Greueln eines Erbfolgekrieges zu bewahren, wie er sie selbst in Spanien hatte kennen lernen. Am 19. April 1713 Morgens 10 Uhr berief er die sämmtlichen Mitglieder

1) Mémoires du Maréchal duc de Richelieu. Paris 1793. vol. V. — W. Coxe, History of the house of Austria. 1208—1792. London 1807. vol. II. Desselben: Memoirs of Horatio Lord Walpole (1678—1757). London 1820. I. — F. Förster, Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrh. Potsdam 1836. I. II. Bd. — Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. Wien 1858. III. Bd.

seines geheimen Raths, ließ ihnen durch den Hofkanzler Grafen Seilern die Urkunde der Erbfolgeordnung vorlesen, welche Kaiser Leopold I. am 12. Sept. 1703 mit ihm als König von Spanien und seinem älteren Bruder, dem römischen König Joseph, errichtet hatte und verpflichtete sie dann auf ein neues Erbfolgegesetz, welches verordnete: alle Erblande des Erzhauses Oesterreich bleiben unzertheilt beisammen; sie gehen unzertheilt beim Tode des Kaisers nach dem Rechte der Erstgeburt auf dessen eheliche Leibeserben über und zwar, wenn er Söhne hinterläßt, zunächst auf diese, wenn nicht, auf seine Töchter; nur wenn der Kaiser gar keine ehelichen Leibeserben hinterläßt, erben die Töchter des Kaisers Joseph und deren eheliche Nachkommen; für den Fall des Aussterbens dieser bleibt der Schwester des Kaisers und allen übrigen Linien des erzherzoglichen Hauses das Erstgeburtsrecht vorbehalten. Dies der Inhalt der sogenannten pragmatischen Sanktion des Kaisers Karl VI. vom 19. April 1713. Die Bestimmung in Betreff der Josephinischen Erzherzoginnen konnte nicht wie der übrige Inhalt aus der Erbfolgeordnung des Kaisers Leopold abgeleitet werden; in dieser war vielmehr den Töchtern Josephs, als des Erstgeborenen, vor denen Karls als des Jüngeren der Vorzug gegeben und gerade diese Bestimmung war umgestoßen; wenn der Kaiser Karl keinen Sohn, sondern nur Töchter hinterließ, so erbte seine älteste Erzherzogin und die Töchter Josephs erbten nicht. Da nun diese Ausschließung später Schwierigkeiten erzeugen konnte, so mußte ihnen durch besondere Maßnahmen begegnet werden. Kaiser Karl hat um dieses seines Erbfolgegesetzes willen unsäglich viel gesorgt und gearbeitet, gestritten und gelitten. Als er starb, hatte die Hofburg in ihren Archiven ganze Stöße von Verträgen, in welchen die pragmatische Sanktion von großen und kleinen Staaten feierlich anerkannt und verbürgt war; umsonst, der Krieg um die Erbfolge in Oesterreich brach dennoch aus, wie die Weitsichtigeren unter des Kaisers Rathgebern längst vorhergesehen, und um ihn zu gewinnen, mußte auf die Untheilbarkeit der Erbschaft verzichtet werden. Gerettet wurde Oesterreich nicht durch die Zauberkunst von Pergamenturkunden, auf welche der Kaiser vertraut, sondern durch die machtvolle Persönlichkeit einer blutjungen Fürstin, die das hatte, was auch Weiber zu Helden machen kann: den Glauben an ihr Recht und seinen unausbleiblichen Sieg. Dieser Glaube war ihr im Vaterhause zur zweiten Natur geworden; und er war die beste Ausstattung, die der Vater seiner hochbegabten Tochter mitgeben, die beste Bürgschaft, die er seinen Völkern hinterlassen konnte. In diesem einen Punkte hat Karl VI. mit seiner pragmatischen Sanktion nicht umsonst gearbeitet.

Drei Jahre war die pragmatische Sanktion bereits festgestellt, aber zunächst nur den Großwürdenträgern des Reichs als Staatsgeheimniß anvertraut, als dem Kaiser am 12. April 1716 ein Sohn geboren ward, der, wenn er am Leben blieb, ihn aller Mühe und Arbeit für eine weibliche Erbfolge überhob; aber der Erzherzog Leopold starb schon am 4. November seines Geburtsjahres. Am 13. Mai 1717 wurde Maria Theresia geboren, am

14. September 1718 Maria Anna und als nun die älteste Tochter des Kaisers Joseph, die Erzherzogin Maria Josepha (geb. 1699) sich mit dem Kurprinzen Friedrich August von Sachsen verlobte, war es an der Zeit, mit den Verzichtleistungen den Anfang zu machen, welche die Einheit der Monarchie und die Sicherheit der Erbfolge Maria Theresias forderte.

Am 19. August 1719, dem Tag vor ihrer Vermählung, mußte die Erzherzogin Maria Josepha die Urkunde unterzeichnen, in welcher sie allen etwaigen Ansprüchen auf die Erbfolge in Oesterreich feierlich entsagte; mit zehnfachem Eidschwur mußte sie diesen Verzicht bekräftigen, insbesondere beschwören, daß sie sich von diesem Eide weder durch den Papst noch durch sonst jemand wolle lossprechen lassen; ihre Verzichtleistung mußten der Bräutigam wie dessen Vater ausdrücklich bestätigen. Denselben Verzicht mußte, unter ausdrücklicher Anerkennung der pragmatischen Sanktion, am 30. Okt. 1722 die zweite Tochter des Kaisers Joseph, Maria Amalia, leisten, bevor sie sich mit dem Kurprinzen von Baiern vermählte, und der letztere mußte ihren Verzicht bestätigen.

Seit April 1720 wurde das neue Hausgesetz den Ständen der Erblande nach der Reihe vorgelegt; erst denen von Oesterreich, dann denen von Schlesien, darauf den Ständen von Ungarn und Siebenbürgen, endlich denen von Böhmen und den Niederlanden; schließlich im Jahre 1724 eine Versammlung von ständischen Abgeordneten aus allen Erblanden nach Wien berufen und ihnen insgesammt das Erbfolgegesetz verkündigt „als eine pragmatische Sanktion und beständiges unwiderrufliches Gesetz, welches er als alleiniger, absoluter Herr aus seiner Machtvollkommenheit ertheilt habe".

Im Jahre 1725 gewann der Kaiser die erste europäische Macht für die Gewährleistung seines Hausgesetzes: es war Spanien durch den Wiener Vertrag vom 30. April.[1]) Diesem Vertrag traten bei die drei geistlichen Kurfürsten, Kurbaiern und Kurpfalz, Rußland 6. August 1726 und Preußen 23. Dec. 1728 unter Wiederholung der Zusage des Vertrags von Wusterhausen vom 20. Okt. 1726. König Friedrich Wilhelm war's, der für die Vermehrung der Bürgen des österreichischen Hausgesetzes den größten Eifer an den Tag legte. Mittelbar war sein Werk der Beitritt Englands am 16. März 1731. Mit England-Hannover gemeinsam hat er dann beim Reichstag zu Regensburg für den Beitritt des Reichs gearbeitet. Am 2. Oktober 1731 schrieb er dem Grafen Seckendorf: „Was die Hessen anbelangt, die müssen die pragmatische Sanktion annehmen, wollen sie nit, muß man kurz ein Fricassé machen, daß kein Stückchen heraus kommen kann, denn was will das sagen, wo die Kleinen nit wollen dem Vaterlande getreu sein." Gegen den Widerspruch von Sachsen, Baiern und Pfalz setzte er am 3. Februar 1732 auch die Gewährleistung des Reiches durch. Am 20. Februar desselben Jahres trat Holland den Garantiemächten bei und Dänemark folgte am 27. Mai d. J.

---

1) S. S. 150.

Zu den Bürgen des neuen österreichischen Hausgesetzes gehörte Frankreich nicht; es zeigte auch keine Lust, sich denselben beizugesellen, vielmehr wurde sein Einfluß hinter allen Schwierigkeiten vermuthet oder fühlbar, die dem unermüdlichen Einsammler immer neuer Garantieverträge da und dort, insbesondere an den Höfen von Sachsen, Baiern und Pfalz gemacht wurden, als es sich um die Garantie des Reichs handelte. Ja, als im Jahre 1732 Graf Kinsky in Paris den Cardinal Fleury selber fragte, ob der Kaiser Aussicht habe auf die Gewährleistung Frankreichs, wenn er seine jüngere Tochter mit Don Carlos vermähle? — da antwortete der Cardinal: „Niemals, so leicht wie die Spanier betrügt man uns nicht." Immerhin glaubte man in Wien, so lange Cardinal Fleury lebe, von Frankreich Ernstliches nicht besorgen zu müssen, denn dieser greise Kirchenfürst hatte in den sechs Jahren, seit er die Geschicke Frankreichs leitete, nur einen Ehrgeiz gezeigt: den, im Hause Ruhe zu haben und außer dem Hause Frieden zu halten und Frieden zu stiften, selbst um hohen Preis.

Seinem Temperament entsprach das allerdings, aber dies Temperament beherrschte nicht ausschließlich die Politik seines Staates, wie sich 1733 zum ersten Mal offenbaren sollte.

Der Bischof von Frejus, Erzieher des jungen Königs, war 73 Jahre alt geworden, als dieser am 11. Juni 1726 dem Herzog von Bourbon-Condé mit der freundlichsten Miene, deren er fähig war, sagte: „Mein Vetter, lassen Sie mich heute beim Abendessen nicht auf Sie warten," und ein paar Stunden später schrieb, er solle sich sofort auf sein Schloß Chantilly zurückziehen und dort bleiben, bis er ihm anders befehle. Die Gewalt, die ihm an diesem Tage in den Schoß fiel, hatte er scheinbar nicht gesucht; er war ihr ausgewichen so lange bis sie ihn suchte, und auch jetzt schien er sie nur aufzunehmen, um sie dem rechten Eigenthümer zu übergeben; denn alsbald erklärte der König, er werde fortan selber sein erster Minister sein; Fleury verlangte keinen Titel, keine Bestallung, er war nur der erste Hilfsarbeiter des Monarchen, und bedurfte nach außen keiner andern Autorität, als sie ihm im September durch den Cardinalshut zu Theil ward.

Der scharfsichtigste Menschenkenner unter seinen Zeitgenossen, König Friedrich II., hat ihn im Jahre 1746 mit wenigen Strichen so gezeichnet: „Die Eigenschaften eines liebenswürdigen Menschen verbanden sich in ihm mit der Begabung eines Staatsmannes; er hatte leichte Auffassung, glückliches Gedächtniß, die erfreuliche Gabe zu gefallen und verstand die Kunst, jedermann zu begütigen, ohne ihm Genüge zu thun; seine Höflichkeit war unbefangen, sein Stil verbindlich, er schrieb besser, als irgend ein Schriftsteller dieser Nation, der der Esprit angeboren ist. In der Jugend war sein Herz nicht unzugänglich den Lockungen jener Leidenschaft, welche fast immer die schwache Seite großer Männer war. Er wollte Ordnung in den Geschäften und namentlich Sparsamkeit in den Ausgaben; in Unterhandlungen zeigte er einigermaßen jene Verbindung von Furchtsamkeit und List,

die dem Pfaffen eigenthümlich ist; ein geschmeidiger, durchtriebener Schleicher liebte er die Ränke, die Ausflüchte, die Maulwurfsgänge der Diplomatie; demüthig in seinem Aeußern, aber das Herz verzehrt von Ehrgeiz; vermessen



Cardinal Fleury.
Nach dem Stich von Fr. Chereau; Originalgemälde von H. Rigaud.

in seinen Entwürfen, aber furchtsam in der Ausführung, dürstend nach Größe, aber voll Widerwillen gegen die Mittel, die zur Größe führen. Wenn er den Schein der Kindesunschuld und der Friedensliebe annahm, so that er's, weil er dachte, von seinem Zimmer aus die Welt zu regieren, weil er lieber

den Schiedsrichter als den Besieger der Könige spielte, weil ein Priester sich besser auf die Feder als auf die Führung des Degens versteht, und weil er persönlich größer war im Unterhandeln als im Krieg; er verfolgte die Jansenisten aus Unterwürfigkeit gegen Rom, er übertrug Pfründen an sittenstrenge Männer — und in einer Krankheit, die sein Leben gefährdete, weigerte er sich die Heilsmittel seiner Kirche zu empfangen. In Folge der guten Verwaltung dieses Ministers wurden die ungeheuren Schulden, welche Ludwig XIV. gemacht, nahezu getilgt, die Unordnungen der Regentschaft wieder gut gemacht und der Zusammenbruch, den das System Law im Reiche verursacht, vergessen." Der inneren Verwaltung des Cardinals läßt sich in der That der Ruhm nicht bestreiten, daß sie verstand, was keine der früheren Regierungen verstanden hatte: es gelang ihr, die Einnahmen des Staatsschatzes zu vermehren und die Ausgaben zu vermindern. Ein leidliches Gleichgewicht wurde hergestellt, die Geißel der Münzfälschungen hörte auf und — in dem Wirthschaftsleben der Nation, mindestens in den Städten und Häfen, zeigte sich sofort ein merkwürdiger Aufschwung, wie immer in diesem wunderbaren Lande, wenn seine Regierung nicht mit aller Gewalt darauf ausgeht, es zu Grunde zu richten. Die Verwaltung des Cardinals war frei von Lastern und beging keine offenbaren Frevel wie Ludwig XIV. und die Regentschaft; sie verstand zu leben und leben zu lassen, aber das war Alles. Irgend ein Zug von sachkundiger Einsicht in die Schäden des Staates, von Verständniß für nothwendige Reformen, irgend ein Anflug von staatsmännischem Wollen und Handeln nach durchdachtem einheitlichen Plan ist in keiner einzigen ihrer Maßregeln zu erkennen. Die Generalpächter nannte Fleury „die vierzig Säulen des Staates", und in diesem einen Wort ist sein ganzes Geheimniß enthüllt. Für diese Blutsauger des steuerzahlenden Volkes kamen so glänzende Zeiten, daß sie von ihrem Raub dem Staat großmüthig Gewinnantheile ablassen konnten, deren steigende Beträge allerdings wie die Früchte einer sehr weisen Finanzpolitik aussahen. Für die Steuerzahler hatte die Verwaltung des Cardinals keine Erleichterung, für die Mißbräuche der Abgabenerhebung keine Reformen, für die Hunderttausende von kleinen Staatsgläubigern, die bisher stets die Schlachtopfer aller Finanzexperimente gewesen waren, kein Recht und wenig Schonung. Gleich die erste Ersparungsmaßregel war ein theilweiser Staatsbankrott, der die kleinen Rentenbesitzer vernichtend traf. 27 Millionen rückständiger Rentenzinsen wurden dadurch „erspart", daß man sie einfach strich und 13 Millionen jährlicher Zinsenschuld dadurch, daß man eine Masse von Erbrenten kleinen und kleinsten Betrages kurzer Hand unterdrückte. Darüber erhoben nun allerdings 150,000 Rentner einen so durchdringenden Schmerzensschrei, daß der Cardinal innehalten und die Renten der Aermsten unter ihnen von der Maßregel ausnehmen mußte.

Glücklich war der Clerus, dessen Gütern für alle Zeiten unbedingte Abgabenfreiheit zugesichert ward (8. Okt. 1726); in seiner Freude beschloß dieser auf einer außerordentlichen Versammlung, sich dem Staat durch ein „freiwilliges

Geschenk" von 5 Millionen dankbar zu erweisen. Noch glücklicher war die Gesellschaft der Generalpächter, welche seit 1723 wieder die Bewirthschaftung des „unvertheidigten" Theils der Nation besorgte; zwar zahlte sie bei Erneuerung ihrer Pacht, August 1726, 80 Millionen, während sie bisher nur 55 bezahlt hatte, aber der Cardinal schenkte ihr dafür die Rückstände, welche die Verwalter der Regie Laws schuldig geblieben waren; daraus zog die Gesellschaft über 60 Millionen und gewann außerdem in den sechs Jahren der neuen Pacht 96 Millionen Ueberschuß. Was wollte es solchem Raubgeschäft von Privaten gegenüber besagen, wenn in Folge steigenden Wohlstandes der Nation die Gesammteinnahme des Staates aus den Steuern zwischen 1727 und 1733 von 180 angeblich auf 200 Millionen stieg.[1])

Das Aufblühen des Handes und Wandels in Frankreich hing aufs engste zusammen mit der friedlichen Politik des Cardinals; mit Robert Walpole stand er durch dessen Bruder Horace, den Botschafter Englands in Paris, in unausgesetzter enger Verbindung; es war eine Verschwörung gegen alle Friedensbrecher, ein Verein zur Beilegung aller Händel und zur Theilung aller Wolken, welche sich in Krieg entladen konnten. Wir sahen, wie der Cardinal eingriff, um das gefährliche Bündniß von Wien zu sprengen, Spanien von Oesterreich loszureißen und dadurch beide zu entwaffnen, und wie England wieder der Theil war, dem der Hauptgewinn der guten Dienste Frankreichs, der Verzichte Spaniens und des Kaisers bei dem Friedenswerke von 1729 zufiel.[2]) Dem Cardinal mußte in der That der Friede und die Freundschaft mit England über Alles gehen, oder er mußte von einem Berufe Frankreichs auch zur See nicht die mindeste Vorstellung haben, wenn er, wie er's that, die französische Kriegsflotte in unverantwortlicher Weise verfallen ließ, während die Colonien Frankreichs zusehends erstarkten und seine Kauffahrteiflotte ohne jede Staatshilfe einen überraschenden Aufschwung nahm. Die sechs Jahre selbstverleugnender Friedenspolitik hatten bei der ganzen Nachbarschaft Frankreichs die Wirkung, welche, wenn sie hinterlistigerweise beabsichtigt gewesen wäre, so vollständig nicht hätte erreicht werden können: sie schläferte die Staaten ein, die früher gewohnt gewesen waren, gerade gegen Frankreich Tag und Nacht auf der Hut zu sein; die Gefährlichkeit Frankreichs wurde zum Märchen, die Gerechtigkeit und Friedensliebe des Cardinals zum Sprichwort, und die Annahme, daß so lange er lebe, von dieser einst so furchtbaren Monarchie nichts zu fürchten sei, gedieh zu einer Ausbreitung, die wir kaum für möglich halten würden, würde sie uns nicht unwidersprechlich u. a. durch des Kronprinzen Friedrich von Preußen erste Flugschrift von 1738 ausdrücklich bezeugt. Der Wahnglaube an Frankreichs unerschütterliche Neutralität war das Unglück des Kaisers Karl, als der Tod des Königs August II. von Polen am 1. Februar 1733 eine Lage

---

1) H. Martin, H. d. Fr. XV, 147—150. 2) S. S. 154.

herbeiführte, in der das Schicksal Oesterreichs schlechthin von den Entschließungen Fleurys abhing.

Mit dem Ereigniß des 1. Februar trat ein Fall ein, für welchen kurz vorher zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich ein Vertrag geschlossen worden war. Am 13. December 1732 hatten der russische Oberststallmeister Graf Löwenwolde, der österreichische Botschafter Graf Seckendorf und die preußischen Minister zu Berlin ein Abkommen unterzeichnet, welches unter dem Namen der Löwenwolde'sche Vertrag in der Geschichte bekannt ist. Die drei Mächte verpflichteten sich, beim Tode Augusts II. dem Infanten Dom Emanuel von Portugal zur polnischen Krone zu verhelfen; demgemäß einerseits den früheren Polenkönig Stanislaus Lesczinski, den Frankreich unterstützte und andrerseits den Kurprinzen von Sachsen, der Nachfolger seines Vaters werden wollte, mit vereinten Kräften auszuschließen. Jeder der drei Höfe versprach, sobald August II. starb, 36,000 Dukaten zum Ankauf der Wahlstimmen nach Polen zu senden und außerdem eine bestimmte Anzahl Truppen an der Grenze aufzustellen, die wenn nöthig einrücken sollten, um die Wahlfreiheit der Polen gegen jede fremde Bedrückung zu schützen. Hinzu kam ein besonderer Artikel, worin das Herzogthum Curland einem preußischen Prinzen versprochen ward. Der Vertrag war noch von keinem der betheiligten Höfe ratificirt, als August II. starb; nichts desto weniger wurden die auf die Nachfolge in Polen bezüglichen Bestimmungen desselben sowohl von Rußland als von Oesterreich als bindend betrachtet und sofort erfüllt; beide Höfe sandten ihre 36,000 Dukaten nach Warschau und sammelten beträchtliche Heerhaufen an den Grenzen von Liefland und Schlesien, während König Friedrich Wilhelm jeden Schritt dieser Art ablehnte, so lange der Vertrag (mit der ihm eingeräumten Aussicht auf Curland) nicht formell ratificirt sei. Am 17. März erklärte König Ludwig XV. den fremden Gesandten an seinem Hof, daß er die Wahlfreiheit der Polen mit all seinen Kräften schützen und jedes Unternehmen gegen diese Freiheit als einen Angriff auf den Frieden Europas betrachten werde. Diese Erklärung hatte zur Folge, daß der polnische Reichstag jeden fremden Bewerber von der Wahl ausschloß und so war seit Frühling 1733 gewiß, daß die Polen ihren Landsmann Stanislaus Lesczinski, den Günstling Frankreichs, wählen würden, und ebenso gewiß, daß jede Macht, die einen Krieg mit Frankreich nicht haben wollte, gut that, sich von einer nicht dringend nöthigen Einmischung in Polen fern zu halten.

Hiernach war dem Kaiser Karl seine Politik mit Bestimmtheit vorgezeichnet. Was man in Polen damals König nannte, war ein lächerliches Zerrbild dessen, was anderwärts so hieß. Diesem Schattenkönigthum an der Spitze einer ganz verwilderten Feudalanarchie geschah zu viel Ehre, wenn ganz Europa über die Person seines Trägers in Bewegung gerieth. Nur für die Polen selbst hatte es einen gewissen Werth; es war ein Bürge ihrer Freiheit, d. h. ihres Rechts, keinem Menschen zu gehorchen, Leibeigene

und Protestanten mit Füßen zu treten, jeden Reichstag mit ihrem Veto zu sprengen und unter dem Namen Conföderation Straßenraub und Wegelagerei zu treiben. Die Wahl eines Königs aber war jedes Mal ein wahres Fest. Jeder Edelmann, von den „Herren" aus den Geschlechtern der Potocki, Radziwil, Sapieha, Lubomirski, Czartoryski an, die ihr Einkommen nach Millionen zählten, bis herunter auf den verlumpten Junker von der „Schlachta", der barfuß auf den Reichstag kam und für ein paar Stiefel und einen Trunk Schnaps seine Stimme feilbot — war Königswähler und verkaufte seine Stimme jedem, der so thöricht war, sie ihm abzukaufen, und ebenso oft, als es die Zahl der Bewerber gestattete. In den Augen dieser hungrigen Wählerschaar hatte das Königthum nur den einen Fehler, daß es nicht jedes Jahr von neuem an den Meistbietenden verschachert werden konnte. Dem herrlichen Wahlreichstag von 1696/97, der von nicht weniger als 9 verschiedenen Bewerbern mit Trinkgeldern gespeist worden war, war eine lange Fastenzeit gefolgt; als König August II. endlich starb, waren nur drei Bewerber vorhanden, die sich mit eigenem oder geborgtem Gelde um die Stimmen der edlen Polen bemühten; aber welcher von ihnen auch den Sieg davon trug, Macht erwarb er nicht, um als Verbündeter nützlich, als Gegner gefährlich zu werden, wenn er solche nicht außerhalb Polens als Landesherr besaß oder als Günstling einer fremden Großmacht erwarb. Nur mit Rücksicht hierauf war es für die Nachbarmächte nicht vollständig gleichgiltig, wer derjenige war, der sich von den freien Polen unter dem Namen eines Königs verhöhnen und mißbrauchen ließ und deshalb war es ganz begreiflich, daß Oesterreich mit Rußland und Preußen im Verein einen Statthalter Frankreichs wie Stanislaus gar nicht wollten, einen Kurfürsten von Sachsen sehr ungern wieder in Polen sahen und einen landfremden Portugiesen als den weitaus unschädlichsten Polenkönig betrachteten. Mit diesem Dom Emanuel hatten sie nun freilich kein Glück; schon im März gaben die preußischen Minister in Warschau seine Sache auf; sie berichteten, man hätte ihn entweder den Polen gar nicht zeigen, oder sogleich mit so viel Geld ausstatten müssen, „damit die wider ihn allhier gefaßte préjugés dadurch effaciret werden könnten".[1]) Mußte man hiernach auf den Portugiesen verzichten, und sich mit der Nachfolge des Kurfürsten von Sachsen befreunden, der ja als König von Polen gerade so wenig Zuwachs an Macht erwarb, als sein Vater erworben hatte, so durfte der Kaiser doch nicht übersehen, daß vom Augenblick der entschiedenen Erklärung Frankreichs an für ihn nur eine Rolle angezeigt war, die eines aufmerksamen aber unthätigen Zuschauers.

Stanislaus Lesczinski, auch wenn er rechtmäßig zum König gewählt war, noch einmal von Land und Leuten zu jagen, waren die Russen mit oder ohne Sachsen vollkommen stark genug und Frankreich konnte sie daran nicht hindern; nach der Vertreibung Leczinskis ergab sich unter dem Schutz

1) Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen Seckendorf. 1794. IV, 90.

russischer und sächsischer Bajonette die Wahl Friedrich Augusts von Sachsen ganz von selbst; österreichischer Hilfe bedurfte es dazu nicht. Dagegen mußte der Kaiser Alles aufbieten, damit nicht durch eine noch dazu ganz überflüssige Parteinahme für Sachsen einerseits der König von Preußen erbittert, und andererseits Frankreich ein bequemer Vorwand geboten ward, im Bunde mit Spanien und Sardinien, die zu solchem Zweck immer zu haben waren, einen Angriffskrieg gegen das Reich und seine eigenen Besitzungen in Italien zu beginnen. Und gerade dies hat der Kaiser unverständiger und unverzeihlicher Weise gethan, als er, durch das Andringen des englischen Ministers Robinson und des kurhannoverschen Gesandten v. Dieden — so berichtet Bartenstein — sich verleiten ließ, im Juli 1733 einen Vertrag mit dem Kürfürsten von Sachsen zu schließen, der ihm einen großen verlustvollen Krieg auf den Hals lud, und nichts eintrug als eine neue Gewährleistung seiner pragmatischen Sanktion, die gerade so werthlos war als alle übrigen. Aber freilich, der Graf Sinzendorff in Paris kannte den Cardinal Fleury ganz genau; er schrieb dem Kaiser einmal übers andere, daß von diesem friedlichen Seelenhirten nichts zu fürchten sei, wenn man sich nur nicht einschüchtern lasse durch volltönende Worte, und der Graf Sinzendorff mußte das ja wissen.[1]) Ebenso beruhigend sprach der spanische Botschafter aus: es sei kein Gedanke daran, daß spanische Kriegsvölker nach Italien geschickt werden würden.

In der That ist es dem Cardinal sehr schwer geworden, sich zum Eingreifen in die polnische Wirthschaft zu entschließen und zwar aus Gründen, die vom französischen Standpunkt durchaus ehrenwerth waren. „Muß man," fragte er die, die zur Einmischung in Polen riethen, „Ludwig XV. ruiniren, um seinen Schwiegervater Stanislaus zu erheben? Müssen wir unser gutes Geld nach Polen schicken, um es nie wieder zu sehen, und es unter Wähler zu vertheilen, die sich von allen Seiten bezahlen lassen und schließlich dem ergeben, der sie zuletzt besticht?" Richtiger als die Franzosen, welche ihm heute noch aus seinem Zögern einen Vorwurf machen, sah er, daß Frankreich gar nicht im Stande war, gegen den Willen Rußlands in Polen einen König aufrecht zu erhalten, und als er dem Drängen des Ministers Chauvelin und des Marschalls Villars endlich nachgab, hat er das Seinige gethan, um die Aktion in Polen aufs Aeußerste zu beschränken; mit ein paar Millionen französischer Bestechungsgelder wurde die Wahl des Königs Stanislaus am 12. September in der That bewerkstelligt; aber die 60,000 Edelleute, die diese Wahl gemacht, stoben alsbald vor den Kosaken und Kalmücken der russischen Armee auseinander, die 50,000 Mann stark auf Warschau heranrückte und unter deren Schutz 3000 polnische Wähler am 5. Oktober in einem Walde bei Warschau August III. von Sachsen als König ausriefen. König Stanislaus hatte sich sofort nach seiner Wahl nach Danzig flüchten müssen; dort schloß ihn General Münnich mit 30,000 Russen, Januar 1734,

1) Arneth, Prinz Eugen. III, 371/72.

ein; die einzige Hilfe, die Frankreich für ihn übrig hatte, bestand in einem Geschwader, das 1500 Mann Truppen in die Ostsee führte, sie am 10. Mai an der Weichselmündung landete und am 14. Mai wieder nach Kopenhagen zurückfuhr, weil gegen die Uebermacht der Russen doch nichts zu machen war. Der französische Gesandte zu Kopenhagen, Graf Plelo, ein feuriger Bretone, Freund des Marquis d'Argenson und Mitglied des club de l'entresol,[1]) bewirkte, daß die Fahrt nach Danzig noch einmal angetreten ward; mit dem Befehlshaber der drei Bataillone La Peyrouse-Lamotte machte er einen tollkühnen Angriff auf die russischen Schanzen bei Weichselmünde; in dem mörderischen Kampf stritt und fiel er wie ein Held; die Mannschaften hielten sich noch wochenlang in ihrem Lager und erst am 23. Juni capitulirte La Peyrouse unter der Bedingung freier Einschiffung mit Waffen und Gepäck. König Stanislaus entfloh, als Handwerksbursche verkleidet, nach Königsberg: mit seinem Polenkönigthum war es abermals zu Ende. Politisch und militärisch war die Aktion Frankreichs in dieser Sache verfehlt von Anfang bis zu Ende und wäre Polen ihr einziger Schauplatz gewesen, so würde Cardinal Fleury mitleidlos zu verurtheilen sein, weil er hier entweder gar nicht oder mit ganz andern Mitteln eingreifen mußte. Aber sie hatte noch einen anderen Schauplatz, der sie militärisch und politisch mehr als schadlos hielt und diesen hatte ihr die Unbesonnenheit Karls VI. selbst geöffnet.

Seit Juli 1733 war der Kaiser der Verbündete des Gegenbewerbers des König Stanislaus und kaum war am 5. Oktober August von Sachsen zum König von Polen ausgerufen, ohne daß auch nur ein österreichischer Soldat die Grenze von Schlesien hatte zu überschreiten brauchen, als der Kaiser hintereinander drei Kriegserklärungen erhielt: von Frankreich, Spanien und Sardinien (10.—27. Oktober); die Fassung derselben bewies allerdings, daß man um jeden Preis einen Vorwand zum Kriege gesucht hatte und wenn man diesen nicht fand, wohl einen andern gefunden haben würde; denn es war mehr als lächerlich, wenn die drei Höfe vorgaben, sie ließen nur marschiren, um die Schmach des Königs Stanislaus zu rächen und den Unterdrücker der Polenfreiheit zu züchtigen. Ehe der Monat Oktober zu Ende ging, hatte eine französische Armee unter Marschall Berwick ganz Lothringen überschwemmt, Nancy besetzt und Kehl zur Uebergabe gezwungen, während eine andere Armee unter dem 82jährigen Marschall Villars die Alpen überstieg, um mit den Piemontesen zusammen Mailand zu erobern und eine spanische Kriegsflotte von 20 Linienschiffen ein Heer von 16,000 Mann an der Küste von Genua landete, die sich dort mit 6000 Mann Reiterei zum Marsch nach Toskana vereinigten.

Dem jungen König von Sardinien, Karl Emanuel III, zu dessen Gunsten sein Vater Victor Amadeus II. im Jahre 1730 abgedankt hatte, schien vorbehalten, die Artischoke Mailand, nicht wie dieser gemeint, Blatt

---

1) S. S. 87/88 Mémoires du Marquis d'Argenson. I, 110—112.

um Blatt, sondern mit einem Wurfe zu gewinnen. Ende Oktober 1733 überschritt er Sesia und Agogna; Vigevano, Tortosa, Novara ergaben sich; Pavia schickte ihm die Schlüssel entgegen; er überschritt den Tessin und auch die Stadt Mailand ergab sich; ein Festungskrieg begann, der ihm bis Anfang des Jahres 1734 alle Städte der Lombardei, außer dem festen Mantua unterwarf, dessen Erfolg ihn berechtigte, sich „Herzog von Mailand" zu nennen. Noch leichter wurde es Don Carlos, das Königreich Neapel zu erobern; da die kaiserlichen Truppen kaum Widerstand leisteten, die Bevölkerungen aber an Entgegenkommen nichts zu wünschen übrig ließen. Schon am 3. April 1734 hatte der österreichische Vicekönig Neapel verlassen, am 15. Mai Don Carlos dort seinen Einzug gehalten, um sich zehn Tage später als König beider Sicilien huldigen zu lassen. Nachdem General Montemar bei Bitonto das flüchtende österreichische Heer aufs Haupt geschlagen, und die Besatzungen von Pescara, Gaeta und Capua kapitulirt hatten, war der neue König auf dem ganzen Festland des Reiches anerkannt. Auf der Insel Sicilien hatte Montemar überall die thätige Beihilfe der Einwohner auf seine Seite; im Sommer 1735 war auch dort die Vertreibung der Kaiserlichen vollzogen.

Die Bedrängniß des Hauses Oesterreich war groß und sein einziger Schutzengel, der Prinz Eugen ein alter Mann, geistig zwar noch nicht gebrochen, aber körperlich nur noch ein Schatten dessen, was er ehedem gewesen. Dringende Hilferufe sandte der Prinz im November und December 1733 an die Seemächte Holland und England, um sie an ihre Vertragspflichten zu erinnern. Wenn ein so schändliches Complott, schrieb er nach dem Haag, wie das zwischen Frankreich, Spanien und Sardinien kein casus foederis sein soll, dann hört Treu und Glauben auf und es hat keinen Sinn mehr, Bündnisse zu schließen. In London aber ließ er in Erinnerung bringen, daß der Kaiser auf Englands Betreiben sich der Wahl des Kurfürsten von Sachsen angenommen, einzig England zu Liebe die Spanier in Italien zugelassen und wiederum aus Rücksicht auf England der Ostindischen Compagnie und allen Vortheilen, die sie versprach, entsagt habe; für all diese Opfer jetzt im Stiche gelassen zu werden durch die Verbündeten, auf deren Hilfe er so sicher gerechnet, das sei ja ganz undenkbar. Die Seemächte hatten kein Ohr für diesen Hilferuf; die Generalstaaten schlossen einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich ab und England erklärte mit vielem Bedauern, da Holland nicht helfen wolle, so könne es selber auch nichts thun. Sonst war Holland die kleine Schaluppe im Schlepptau des stolzen Kriegsschiffes Großbritannien; dies Mal fand das mächtige Inselreich anständig, sich hinter die Unthätigkeit der heruntergekommenen Krämerrepublik zu verkriechen. Von Preußen aufopfernde Hilfeleistung zu verlangen, hatte man in Wien kein Recht; denn von den Gegenleistungen, die Oesterreich in zwei Verträgen für die Anerkennung der pragmatischen Sanktion übernommen, hatte es keine einzige erfüllt; der Löwenwolde'sche Vertrag war nicht ratificirt

und dann in seinem wesentlichsten Theile aufgegeben worden, ohne Preußen zu befragen. Der Reichstreue des Königs war es zu danken, daß er, nachdem der Einnahme Kehls wegen der Reichskrieg an Frankreich erklärt war, sein volles Contingent von 10,000 Mann nach dem Rhein schickte; für die Unthätigkeit aber der 70,000 Mann starken Reichsarmee, die unter Befehl des Prinzen Eugen zusah, wie das belagerte Philippsburg in die Hände der Franzosen fiel (18. Juli 1734) war er nicht verantwortlich. Diesseits wie jenseits der Alpen zeigte sich der Verfall des österreichischen Heerwesens in geradezu erschreckender Weise. Am Rhein war es Oesterreichs gefeiertster Feldherr, der nichts ausrichtete; in Italien waren es seine besten Truppen, die am 29. Juni bei Parma und, nach einem einzigen glücklichen Handstreich, am 19. September bei Guastalla vollständig geschlagen wurden. Das Kriegsjahr 1734 endete mit einer Lage, die Prinz Eugen als eine schlechthin verzweifelte betrachtete. In seinen Vorträgen an den Kaiser entwickelte er: bei dem gänzlichen Ausbleiben englischer und holländischer Geldhilfe, der vollständigen Erschöpfung der eignen Mittel, der feindseligen Haltung Baierns und der Unzuverlässigkeit aller Bundesgenossen sei „jeder Friede besser als der gegenwärtige Krieg" und jedes Opfer an Land und Leuten zu verschmerzen, wenn es gelinge, außer einem Rest italienischen Besitzes, „die hiesigen Erblande, die eigentlich die Stärke der Monarchie ausmachen, Ihrer durchlauchtigsten Frau Erbtochter, wenn doch der Allmächtige Ew. Majestät durchaus mit keinem Erzherzoge segnen will, unzertrennlich und in unangefochtenem Besitze" zu erhalten.[1]) Zum Frieden kam es erst im Jahr darauf, nachdem Prinz Eugen noch einmal nach dem Rheinthal gezogen war, wo er im Lager bei Heidelberg ein russisches Hilfscorps mit seinem Heere vereinigt und dadurch wenigstens soviel erreicht hatte, daß Baiern jetzt endlich sich von Frankreich trennte. Cardinal Fleury war's, der unter Ablehnung der Vermittelung der Seemächte, durch unmittelbare Verhandlung mit der Hofburg den Ausgleich herbeiführte.

Am 3. Oktober 1735 hatten in Wien Graf Sinzendorff für Oesterreich, La Beaume für Frankreich die Friedenspräliminarien unterzeichnet, denen sich Spanien, der König beider Sicilien und der König von Sardinien einfach zu unterwerfen hatten, und, wenn auch mit Widerstreben, wirklich unterwarfen. Der Kaiser verzichtete auf Neapel und Sicilien und erkannte Don Carlos als König beider Sicilien an, dafür aber wurden ihm Parma und Piacenza zugesprochen. Er erhielt die Lombardei zurück bis auf die Landschaften von Novara und Vigevano, welche er an den König von Sardinien abtrat. Stanislaus Lesczinski behielt den Königstitel und bekam die Herzogthümer Bar und Lothringen, welche nach seinem Tode an Frankreich fallen sollten. Dafür sollte der Herzog Franz von Lothringen mit Toscana entschädigt werden, sobald der Großherzog von Toscana starb. Frankreich aber

---

1) Arneth III, 454.

gewährleistete das Hausgesetz des Kaisers und zwar im Artikel 10 des Definitivfriedens vom 18. November 1738 mit den Worten: „Se. Allerchristlichste Majestät wird die genannte Erbfolgeordnung mit allen Ihren Kräften vertheidigen, gegen wen es sei und so oft es nöthig sein sollte; Sie verspricht denjenigen oder diejenige, welche nach der genannten Ordnung die Königreiche, Provinzen und Staaten erben wird, die Se. Kaiserliche Majestät jetzt besitzt, zu vertheidigen und für ewige Zeiten in deren Besitz zu behaupten." Die Bestimmtheit dieser Worte war durch keinerlei Vorbehalt geschwächt, durch keinerlei Bedingung eingeschränkt. Wer an die bindende Kraft solcher Verträge glaubte, der mußte Frankreich gegenüber völlig beruhigt sein.

Einige Monate nach Zeichnung des Vorfriedens starb Prinz Eugen am Morgen des 21. April 1736 im 73. Lebensjahre. Ein Kriegsheld war der große Türken- und Franzosensieger längst nicht mehr; aber als ein welterfahrener, weitblickender und vor Allem selbstloser Rathgeber des Kaisers immer noch ein Steuermann, der viel Unheil abwenden konnte. Schreiber, Höflinge und Ränkeschmiede theilten sich in sein Erbe und rissen die unglückliche Monarchie in einen Wirbel von Abenteuern hinein, in dem sie ihre letzte Kraft erschöpfen sollte.

VII. Niedergang Walpoles.

Robert Walpole war der erste englische Minister, welcher offen aussprach: Wir sind ein Handelsvolk, und Ausdehnung unserer Handelsmacht ist unsere einzige nationale Politik. Gleichwohl ist ihm nicht gelungen, mit den handeltreibenden Klassen seines Volkes dauernd im Einvernehmen zu bleiben; eben das handeltreibende England hat ihn gezwungen, auf die einzige bedeutende Reform zu verzichten, die er in seinem langjährigen Walten unternommen hat und später einen Krieg zu erklären, gegen den sich sein Rechtsgefühl ebenso sehr sträubte, wie seine Einsicht; so schwach war diese dem Anschein nach starke Verwaltung, so wenig charaktervoll ihr herrschaftgewohntes Haupt. Weltumspannend war der Gesichtskreis, den Walpole dem Unternehmungsgeist wie dem Ehrgeiz seines Volkes eröffnet hatte; aber roh, brutal und zugleich kleinlich selbstisch war die Krämergesinnung, die den Aufschwung der englischen Handelsmacht begleitete. Zu den unedlen Seiten dieses ganzen Systems hat sich kein Mensch mit gröberem Cynismus bekannt, als Walpole selbst, und es war nicht mehr als billig, daß er kein Verständniß fand, wenn er einmal weitsichtigeren Erwägungen folgte, als sie in seiner Politik sonst begründet lagen und schließlich durch die Geister gestürzt ward, die er selbst gerufen.

Die Werktagsarbeit einer Verwaltung, die Alles kaufte was käuflich war und nichts anrührte, was im Stimmheer der eigenen Partei Unfrieden wecken konnte, war im besten Gange, als König Georg I. am 22. Juni 1727 auf der Reise nach Hannover in Osnabrück verschied. Der neue König, Georg II. (geb. 1683), haßte den Minister Walpole wie Maria Theresia den Hofrath Bartenstein haßte, ehe sie ihn kannte; er stand dem mächtigen Parteiführer nicht hilflos gegenüber wie sein Vater, denn er sprach fließend englisch und war mit Menschen und Dingen aus vieljähriger eigener Erfahrung vertraut; seine Gemahlin Karoline von Anspach war eine bedeutende Frau, die nicht behandelt werden konnte wie die Herzogin von Kendal, und seine Maitresse, die Lady Suffolk, war ganz für die Opposition gewonnen. Unter diesen Umständen war es für Walpole wie ein Gang zum Gericht, als er mit der Trauerkunde in der Hand nach Schloß Richmond eilte, um dem neuen König die Hand zu küssen, und wie ein verlorner Mann kam er

sich vor, als er auf die Frage, wer die übliche Botschaft für den geheimen Rath entwerfen sollte, mit der einsilbigen Antwort: „Compton!" entlassen wurde.

Sir Spencer Compton, Sprecher des Unterhauses, war ein ehrenwerther Mann, aber zum Minister taugte er nicht; als Walpole ihm den Auftrag des Königs ausrichtete, gestand er selber ein, daß der über seine Kräfte gehe; er bat ihn, an seiner Statt das verlangte Schriftstück aufzusetzen, Walpole willfahrte und wußte nun, daß seine Ungnade nicht lange dauern werde. Ein paar Tage darauf saß er mit seinem ganzen Cabinet wieder fest im Sattel; dem geizigen König hatte er eine Erhöhung seiner Civilliste um 130,000 Pfund, der Königin 100,000 Pfund Wittwengelder versprochen; das Parlament bewilligte die Summen, ohne daß die Opposition auch nur ein Wort der Widerrede wagte und König Georg II. segnete die Erleuchtung seiner Gemahlin, die ihn sogleich an das Wort seines Vaters erinnert hatte: Walpole ist der Mann, der Steine in Gold verwandelt. Erfüllt von dem Gefühl seiner Unentbehrlichkeit und seit dem Rücktritt seines ihm längst entfremdeten Schwagers Townshend (Mai 1730) unumschränkter Gebieter des Cabinets geworden, trat er seit Anfang der dreißiger Jahre offener und offener mit einem alten Lieblingsplane hervor, von dem er sich gleichzeitig eine bedeutende Hebung der Einnahmen des Staates und eine gediegene Befestigung der Herrschaft seiner Partei versprach. Von Geburt, Erziehung und Lebensgewohnheiten selbst ein Landjunker, wie es je einen in England gegeben hat, wußte er besser als irgend ein Staatsmann, wie schwierig aber wie wichtig auch es war, diese Classe den Händen der Tories zu entreißen und mit den Whigs zu versöhnen. Groß war ihr Widerwille gegen die Dissenters, und die Schonung, die sie jetzt genossen, noch größer der gegen den Geldadel, der sich im Parlament breit machte und gegen die Börsenjobber der City. Das bittere Gefühl der Zurücksetzung konnte durch materielle Erleichterung nur allmählich überwunden werden, aber es blieb unausrottbar, wenn nicht wenigstens dieses ernsthaft in Angriff genommen ward und dazu war Walpole entschlossen. Sein Werk war die Herabsetzung der Grundsteuer oder Landtaxe, welche nach dem Gesetz von 1692 4 Schilling vom Pfund betrug und die durch ihn 1731 und 1732 auf 1 Schilling vom Pfund ermäßigt ward. Ob diese Ermäßigung durch einen wirklichen Nothstand gerechtfertigt oder nur durch jenen politischen Gedanken empfohlen war, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Gewiß ist nur, daß, wenn Walpole für den Ausfall an Grundrente eine solide Deckung suchte, die gleichzeitig gerecht und wirksam war, diese nur in einer Einkommensteuer mit ganz besonderer Heranziehung der Capitalrente hätte gefunden werden können, auf deren gewaltigem Anwachsen ja seit einem Menschenalter der Nationalreichthum Englands beruhte. Aber gerade auf dieses Mittel ist er nicht verfallen, vielleicht weil er voraussah, daß er damit bei den Capitalisten des Unterhauses nicht durchdringen würde, und so blieben ihm nur solche Aus-

wege übrig, die entweder an sich bedenklich, wenn nicht geradezu verwerflich waren oder in der Art ihrer Anwendung Blößen boten, die der Opposition willkommene Waffen in die Hand gaben.

Sein Verfahren war wie dazu gemacht, Widerstand zu wecken. Unter großem Jubel war im Jahre 1730 auf seinen Vorschlag die verhaßte Salzaccise gefallen. Und genau zwei Jahre später ließ er sie durch das allzeit gehorsame Parlament wieder einführen, um den Ausfall zu decken, welchen die Herabsetzung der Landtaxe bewirkt hatte. Noch Aergeres that er im Jahre 1733. Seit 1717 erfreute sich England einer ausgezeichneten Einrichtung, die ein unentbehrliches Gegengewicht bildete gegen das riesige Anwachsen der Staatsschuld: das war die Schuldentilgungskasse. Stanhope und Walpole hatten sie gestiftet; der letztere hörte sich gern ihren „Vater" nennen; während der ganzen Regierungszeit des ersten Georg war sie heilig gehalten worden wie eine Bundeslade und eine weise Finanzpolitik durfte nicht anders handeln. Die Staatsschuld Englands hatte zur Zeit der Revolution nur 648,000 Pfund betragen, beim Tode Wilhelms war sie auf 16 Millionen gestiegen und bei dem Regierungsantritt Georg I. auf über 54 Millionen. Trotz ihrer riesigen Höhe war sie das Nationalunglück nicht, das die Tories daraus machten; denn sie war ausschließlich im eigenen Lande aufgenommen, wurde regelmäßig verzinst und bildete, wie wir gesehen haben, ein Element politischer Einheit und Festigkeit, das durch kein anderes ersetzt werden konnte. Der Steuerdruck, den die Verzinsung nöthig machte, war allerdings für die mittleren und niederen Classen ein sehr empfindlicher; allein die wesentlichste Gefahr, welche einer großen Staatsschuld innewohnt, nämlich die des planlosen Auflaufens, wurde durch die Tilgungskasse beschworen, deren Wachsthum mit dem steigenden Wohlstand der Nation gleichen Schritt hielt. Und eben diese Tilgungskasse begann nun Walpole ihrem Zwecke zu entfremden, um den Landadel zu entlasten. Im Jahre 1733 setzte er durch, daß ihr 500,000 Pfund entnommen wurden; ein Jahr darauf schon 1,200,000 Pfund; noch ein Jahr später und der ganze Fond mußte verausgabt werden, weil inzwischen die große Finanzreform gescheitert war, auf deren Gelingen Walpole seinen ganzen Plan gebaut hatte.

Das englische Steuerwesen hatte unter König Wilhelms kostspieliger Regierung die Gestalt gewonnen, die für den Gang seiner späteren Entwickelung maßgebend blieb. Es waren drei Hauptquellen öffentlicher Einnahmen, aus denen seine Regierung die Ausgaben für Staatsverwaltung, Kriegführung und Verzinsung der Nationalschuld bestritt: die Landtaxe, die Zölle und die Verbrauchsabgaben oder Accisen. Die Landtaxe hat unter dieser Regierung im Laufe von 10 Jahren 19,174,059 Pfd. St. ergeben; an Zöllen hat König Wilhelm insgesammt 13,296,833 Pfd. St. und an Accisen 13,649,328 Pfd. St. vereinnahmt.[1]) Von keiner dieser Steuern wurde das bewegliche Capital,

1) v. Noorden, Europäische Geschichte. I, 82 ff.

das eben jetzt seinen mächtigen Aufschwung nahm, unmittelbar getroffen; dem Gesetze von 1692 nach ward es von der Landtaxe, die insofern keine genaue Bezeichnung war, mit herangezogen; sehr bald aber schied es erst thatsächlich, schließlich auch gesetzlich aus dieser Verbindung aus. Wer keinen Grundbesitz, aber vielleicht Hunderttausende in Staatspapieren hatte, zahlte nicht einen Pfennig direkter Steuer an den Staat, im Sinne des Gesetzes war er ein armer Mann. Die Landtaxe wurde niemals dem steigenden Bodenwerth gemäß erhöht. Als Walpole gar anfing, sie herabzusetzen, ohne die Capitalrente steuerbar zu machen, da war ein verhängnißvoller Weg beschritten: die ausschließliche Besteuerung der erwerbenden und arbeitenden Classen durch Vertheuerung der Arbeitsstoffe und der Lebensmittel war dem vereinigten Grund- und Geldadel als unerschöpfliche Goldgrube empfohlen.

Gegen die Zollgesetzgebung Walpoles sind in England niemals Beschwerden laut geworden. Bei dem unerbittlichen Ausschluß aller fremden Manufakturen, unter dem Irland so schrecklich litt, befanden sich die englischen Gewerbe vortrefflich, noch besser bei der freien Einfuhr der Rohstoffe, die sie verarbeiteten und der freien Ausfuhr ihrer eignen Erzeugnisse; Reformen, die sie einzig und allein Walpoles Initiative in der Thronrede vom 19. Oktober 1721 [1]) zu verdanken hatten. Anders war es mit dem Accifeplan, den er im Jahr 1732 zuerst verlauten ließ und am 15. März 1733 in einer ausführlichen Rede vor dem Parlament entwickelte. Der Sturm, den die Opposition gegen diesen Plan im Parlament und in der Presse erregte, hat mancherlei aufgehellt, was ohne ihn im Dunkel geblieben wäre, und das pflegt ja im allerungünstigsten Fall die Frucht solcher Fehden zu sein. Dagegen hat er durchaus nicht dargethan, daß Walpole mit diesem Plane vorhatte, Recht, Verfassung und Freiheit Englands zu ermorden und ebensowenig, daß der Opposition, die bei diesem Anlaß ein ganz ungewöhnliches Maß von Pathos und sittlicher Entrüstung verausgabte, irgend etwas anderes am Herzen lag, als ihn zu stürzen und zu beerben. Wir von unserem Standpunkt verwerfen die ganze Richtung einer Steuerpolitik, welche den Geldbesitz gar nicht heranzog, den Grundbesitz gleichfalls freimachen wollte und die ganze Steuerlast auf Arbeitsstoffe, Lebens- und Genußmittel insbesondere der rentenlosen Bevölkerung abzuwälzen. War man aber dieser Richtung grundsätzlich nicht entgegen, hatte man überhaupt keinen positiven Gegenvorschlag zu machen — und die Opposition war z. B. weit davon entfernt, eine Erhöhung der Landtaxe, oder die Einführung einer Capitalrentensteuer zu beantragen — dann mußte jeder Unverblendete sagen, was später auch wirklich zugestanden worden ist, daß Walpoles Plan finanziell vortrefflich und politisch durchaus ungefährlich war.[2])

1) S. oben S. 113/14. 2) S. die von Coxe III, 58 ff. mitgetheilten Worte von Tucker und die Ausführungen von A. Smith, Wealth of nations. Book V. Chapter II. Article 4.

Nächst der Leidensgeschichte Irlands giebt die Geschichte der Accise den anschaulichsten Beweis dafür, daß die Freiheit in England nicht viel anderes war noch ist, als die Herrschaft derjenigen Classe, die im Parlament sitzt auf Kosten der Millionen, die nicht darin sitzen. Die Accise, welche in Walpoles Tagen als die scheußlichste Erfindung gewissenloser Tyrannei in den erschrecklichsten Farben gemalt ward, ist von den gefeierten Patrioten des langen Parlaments eingeführt worden. Mit dem Getränk des gemeinen Mannes, dem Bier und dem Obstwein hat das Parlament im Jahr 1643 die lange Reihe der Accisegesetze eröffnet, die in Walpoles Tagen die artige Ziffer von 29 erreichen sollten. Nach den geistigen Getränken waren Kohlen, Salz, Kaffee, Thee, Chokolade und andre Gegenstände täglichen Verbrauchs an die Reihe gekommen, während die Getränkesteuer fort und fort erhöht ward und durch die Malzsteuer noch einen besondern Zuschlag erfuhr. Unter Anna griff die Accise um sich wie ein Steppenfeuer: Branntwein, Leder, Kerzen, Häute, Pergament, Hopfen, Papier, Pappdeckel, Seife, Seide, Calicos, Stärke, Gold- und Silberdraht wurden ihr unterworfen. Gewerbesteuern, Fenster- und Häusersteuer, Stempelabgaben der verschiedensten Art, eine Abgabe auf Silbergeschirr, eine Gehaltssteuer der Staatsdiener waren hinzugekommen und an dem Allen hatte die Partei der Tories nicht das Mindeste auszusetzen gefunden, bis sich im Jahre 1732/33 urplötzlich enthüllte, halb todt sei England schon in Folge des grauenhaften Unfugs der Accise, der neue Plan Walpoles aber werde es ganz todtschlagen.

Was wollte nun dieser Plan?

Walpole beabsichtigte, die einzige unmittelbare Steuer, welche es in England gab, nämlich die Landtaxe, nachdem er sie eben auf 1 Schilling auf das Pfund heruntergesetzt hatte, ganz abzuschaffen durch eine weitere Entwickelung der mittelbaren Steuern. Zu dem Behufe sollten nicht etwa die steuerpflichtigen Artikel vermehrt werden, denn das war unmöglich; wohl aber sollten die ergiebigsten darunter in andrer Weise und mit reicherem Ertrag besteuert werden: statt des Zolles bei der Einfuhr sollte sie die Accise auf dem inländischen Markte treffen und mit Tabak und Wein sollte der Anfang gemacht werden.

So der Plan, auf welchen er noch 1732 im Anschluß an seine Andeutungen im Parlament durch einen offenen Brief an einen Freeholder[1]) vorbereitete und den er am 15. März des folgenden Jahres im Unterhause mit einer meisterhaften Rede vollständig zergliederte.[2]) Mit wahrer Berserkerwuth fiel das Oppositionsblatt, der „Handwerker“ (Craftsman), über diesen Plan her, lange bevor er vollständig vorlag. Die hervorragendsten Mit-

1) A Letter to a freeholder on the late reduction of the land tax to one shilling in the pound. By a member of the House of Commons. London, Peele 1732. 64 S. — Der Schriftenwechsel über diese Frage ist anschaulich dargestellt von E. Leser, „Ein Accisestreit in England“. Heidelberg 1879. 75 S. — Die Rede Walpoles vom 15. März 1733 bei Coxe III, 81—106.

arbeiter desselben waren der Führer der Opposition im Unterhause, Pulteney, und außerhalb desselben Lord Bolingbroke. In dieser Frage ließen sie das Wort einem Rechtsgelehrten Caleb d'Anvers, der mit einer Reihenfolge von Essays wider die Accise einen leidenschaftlichen Federkrieg gegen den Minister eröffnete.

Bei einer unbefangenen Prüfung der Gründe und Gegengründe, die in diesem Streite geltend gemacht worden sind, stellt sich heraus, daß die Gegner Walpoles auf das Sachliche seines Planes gar nicht eingegangen sind, daß, was die Nation in Aufruhr brachte, ein Popanz war, den der Parteigeist auf eigene Hand geschaffen hatte. Das Schreckbild einer Generalaccise, die dem Engländer den letzten Bissen Brod und Fleisch im Munde besteuern und mit einer Legion tyrannischer Beamten den letzten Funken seiner Freiheit zertreten werde, war fertig und aus der Presse nicht mehr zu verbannen, bevor man nur wußte, was Walpole eigentlich wollte. Eine Generalaccise, d. h. eine neue Besteuerung von bisher steuerfreien Gegenständen des allgemeinen Verbrauchs hat Walpole niemals gewollt; nicht um neue Steuern, sondern um eine veränderte Erhebung längst bestehender Steuern handelte es sich; die Zölle sollten ersetzt werden durch die Accise. Die Zölle brachten nicht ein, was sie einbringen sollten; beim Tabakzoll z. B. gingen durch Betrügereien und Unterschleif jedes Jahr mindestens 600,000 Pfd. verloren, ohne daß der Verkaufspreis darum geringer wurde. Ueberdies hemmte der Zoll die Einfuhr, soweit er nicht durch einen ausgebreiteten Schleichhandel umgangen ward. Wurde nun der Zoll beseitigt und statt dessen die Accise beim inländischen Händler erhoben, so vergrößerte sich einmal die Einfuhr und sodann die Einnahmen für den Staat, wie alle Erfahrungen mit der Accise einleuchtend gelehrt hatten. Von den Behauptungen Walpoles ist nicht eine einzige auch nur versuchsweise widerlegt worden; die Richtigkeit seiner Berechnung des Ertrags aber wurde schlagend bestätigt durch den Aufruhr, welcher sich in dem gesammten Handelsstand der Städte London, Rochester, Canterbury, Southampton, Bedford, York, Leicester, Nottingham, Newcastle, Lancaster, Liverpool, Hull, Bristol dagegen erhob; eben auf die wirksamere Besteuerung des Handelsstandes war es abgesehen. Für das Volk dagegen kam eine etwaige Vertheuerung von Tabak und Wein gar nicht in Betracht, wenn durch Abschaffung der Landtaxe der Pachtzins ermäßigt und der Brodpreis herabgesetzt werden konnte. Lästiger als ein Zoll, den man umging und sich dann doch durch den Kunden bezahlen ließ, war eine Accise allerdings, der man sich nicht entziehen konnte; aber man hatte und ertrug sie ja schon bei einer ganzen Reihe von Artikeln und wenn das stehende Heer von Accisecommissären, das jetzt auf etwa 126 Mann vermehrt werden sollte, wirklich eine Todesgefahr war für das Heiligthum der englischen Freiheit, nun dann mußte die Opposition, die nicht Worte genug fand, um ihre Tyrannei zu brandmarken, den Muth haben, die Abschaffung aller Accisegesetze zu fordern und

dafür die Erhöhung der Landtaxe und die Einführung einer Capitalrentensteuer zu beantragen. Sie hat sich sorgfältig gehütet, dergleichen auch nur anzudeuten und so macht denn der ganze Lärm, wenn man ihn auf seine sachlichen Gründe prüft, einen ebenso armseligen Eindruck, als wenn man nach positiven Gegenvorschlägen darin sucht. Aber er hatte den Erfolg, den er beabsichtigte; er trug eine unermeßliche Aufregung durch das handeltreibende England, das sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male als einen Körper fühlte; die Mehrheit, welche Walpole bei der ersten Berathung hatte, schwand so rasch zusammen, daß er am 11. April vor Beginn der zweiten Lesung eine Vertagung der Sache beantragte, was einer Zurückziehung der Vorlage gleich kam. Der Eindruck aber, den dieser ganze Vorgang auf das Ausland machte, war ausschließlich durch die Presse der Opposition bestimmt. Kronprinz Friedrich von Preußen schrieb im Mai 1733: Die neue Accise in England ist nach meiner Auffassung ein Attentat auf die Gesetze, und der erste Schritt zur Souveränität zu gelangen; es wäre Sr. britischen Majestät ganz nützlich, wenn sie ein wenig beschnitten würde. Und noch lange Zeit nachher meinte Friedrich, damals sei England der Gefahr, in Sclaverei zu versinken, glücklich entgangen. Wäre, schrieb er 1746 in der Geschichte seiner Zeit, der Acciseplan gelungen, dann wären die Engländer Unterthanen desselben Despotismus geworden wie Frankreich, Spanien und die anderen Königreiche. Aber die Nation bäumte sich auf gegen den Kappzaum, den man ihr anlegen wollte.[1])

Der 11. April 1733, den eine Stimme der Oppositionspresse gleich dem 5. November, dem Jahrestage der Pulververschwörung, zur Einreihung in den Kalender der Nationalfeste empfahl, bezeichnete die erste große Niederlage des mächtigen Whigministers. Die zweite erlitt er bei einem Anlaß, wo er sachlich noch weit mehr im Rechte war als bei diesem.

Wenn es einen Punkt gab, in welchem er die ganze Unterstützung des handeltreibenden England verdiente, so war es die standhafte Friedenspolitik, deren er sich befleißigte, trotz des unruhigen Ehrgeizes, der König Georg II. erfüllte und trotz der unvorsichtigen Geschäftigkeit so mancher seiner Gesandten, unter denen der zu Wien, Robinson, der vorlauteste war. Daß England an dem Kriege um die polnische Wahlkrone nicht Theil nahm, mußte in Oesterreich sehr schmerzlich empfunden werden, zumal nachdem man sich auf Robinsons unüberlegtes Drängen zu thörichten Schritten hatte verleiten lassen; aber vom Standpunkt englischer Interessen aus war nichts dagegen einzuwenden, wenn Walpole dabei blieb: solange die holländische Barriere durch Frankreich nicht bedroht ist und Holland selber neutral bleiben kann, so lange liegt für England kein Grund vor, sich der Wohlthaten des Friedens zu begeben, in dem sein Handel und sein Gewerbfleiß blüht. Als Staatsmann wie als Patriot that er nur seine Schuldigkeit, wenn er der unermüdliche Anwalt

1) Ebenso in dem Text von 1775 und in den Mémoires de Brandebourg, S. 165.

des Friedens war, und als Patriot wie als Staatsmann versündigte er sich an seiner heiligsten Pflicht, wenn er sich schließlich dennoch zu einem Kriege drängen ließ, den er selber als ein Unrecht und als eine verderbliche Thorheit verurtheilen mußte. Solch ein Krieg war der mit Spanien um des Schmuggelhandels mit Amerika willen.

Aus der Denkschrift Ripperdas[1]) kennen wir den Gegenstand des ewigen Streites zwischen England und Spanien. Es war der Handel mit dem spanischen Amerika, den England an sich reißen und Spanien nicht aufgeben wollte noch konnte. Das eine Schiff, welches die Südseegesellschaft mit Negern und Waaren alljährlich vertragsmäßig hinüberschicken durfte, wurde zu einem ausgebreiteten Schmuggelhandel mißbraucht, der eine ganze Flotte von Kauffahrern beschäftigte, den Finanzen Spaniens den empfindlichsten Schaden that und dessen amerikanische Colonien derart mit englischen Waaren überschwemmte, daß die ehemals große und glänzende Jahresmesse in Panama, welche den Markt für Südamerika bilden sollte, nahezu vollständig verödete. Die spanischen Wachtschiffe machten Jagd auf die englischen Kauffahrer, gebrauchten ihr Durchsuchungsrecht nicht bloß in den Häfen, sondern auch auf offener See, gerade so wie das die Engländer in solchen Fällen auch thaten, und nahmen, wo sie den Schmuggel auf der That ertappten, Waaren, Schiff und Mannschaften weg; es entwickelte sich ein beständiger Krieg zwischen der spanischen Seepolizei und den englischen Schmugglern, bei dem es nicht sehr säuberlich herging, das Unrecht in der Sache aber ganz entschieden auf Seiten der Engländer war, denn diese hatten eben in den spanischen Gewässern nichts zu suchen. Die Opposition fand für gut, über die himmelschreienden Gewaltthaten der Spanier ein ungeheures Geschrei im Parlament zu erheben und den Minister, der das thatlos mit angesehen, als einen Feigling und Verräther dem öffentlichen Abscheu preiszugeben, während von dem Schmuggelhandel kein Wort verlauten durfte. Unter den vielen Schauergeschichten von spanischen Greuelthaten, von denen nicht eine einzige eidlich erhärtet oder gerichtlich untersucht wurde, hat den meisten Eindruck die von „Jenkins Ohren" gemacht, und gerade diese war ein ganz frecher Humbug. Ein ehemaliger Schiffscapitän Robert Jenkins hatte bei irgend einer Veranlassung eines seiner beiden Ohren eingebüßt; ob er's bei einer gewöhnlichen Rauferei oder gar am Pranger verloren hatte, ist niemals untersucht worden; ohne weiteres fand er Glauben, als er jetzt behauptete, vor sieben Jahren habe es ihm ein spanischer Schiffscapitän abgerissen und dann mitgegeben, damit er dem König von England sage, so würde man ihn selber behandelt haben, wenn man seiner habhaft geworden wäre; dabei zog er dann eine Ohrmuschel aus der Tasche, die er, in Baumwolle gewickelt, bei sich trug, und bei der Frage eines Parlamentsmitgliedes, was er denn bei dieser barbarischen Mißhandlung empfunden habe, gab er die wirkungsvolle

1) S. S. 147/48.

Antwort: Gott empfahl ich meine Seele und mein Recht meinem Vaterlande. Von dieser Geschichte, deren Glaubwürdigkeit nie geprüft worden ist, die schon Burke als eine reine Fabel bezeichnet hat, wagte der große Oppositionsredner Pulteney im offenen Parlament zu sagen: Wir brauchen keine Verbündete, um zur Macht zu gelangen; die Erzählung Jenkins führt sie uns freiwillig zu (15. Mai 1738). Walpole versprach Genugthuung und Abhilfe auf diplomatischem Wege zu beschaffen, gab seinen Unterhandlungen durch einige drohende Maßregeln geeigneten Nachdruck, und der spanische Hof ließ sich am 14. Januar 1739 zu einem Entschädigungsvertrage herbei, der England genügen mußte, wenn dieses nicht entschlossen war, den Spaniern das Durchsuchungsrecht, d. h. den Handel mit ihren Colonien überhaupt, mit Gewalt zu entreißen. Gegen diesen Vertrag erhob die Opposition einen furchtbaren Sturmlauf, und dabei that sich der junge Wilhelm Pitt mit einer flammenden Rede hervor, deren er sich schon sehr bald danach geschämt haben muß. In seinen „Gedanken über einen königsmörderischen Frieden" erzählt Burke: „Einige Jahre danach hatte ich das Glück, mit vielen Männern zu reden, welche die Opposition gegen den Minister geführt und zu dem Kriegsgeschrei am meisten beigetragen haben. Keiner von ihnen, nein, nicht einer, wagte jenes Vorgehen zu vertheidigen oder sein eignes Benehmen zu rechtfertigen. Alle verurtheilten den Krieg so offenherzig, als sprächen sie von einem geschichtlichen Ereigniß, das sie persönlich gar nichts anging." Als Walpole am 19. Oktober 1739 dieser Opposition und der Habgier des nationalen Schmuggels den Gefallen that, Spanien den Krieg zu erklären, statt, bevor er unvermeidlich ward, seine Entlassung zu nehmen, da hatte er abgedankt vor den Schreiern und Schwätzern, die ein Staatsmann verachten muß; nur eine Galgenfrist hatte er seiner Verwaltung erkauft und einen ehrenvollen Ausgang ihr unmöglich gemacht. Der nach einem ganz unfruchtbaren Anfangserfolg durchaus unglückliche Verlauf des Seekriegs in Westindien rechtfertigte die Voraussicht des Ministers, der bei dem Ausbruch des Volksjubels über die Kriegserklärung gesagt hatte: dem Freudengeläute wird Händeringen folgen. Der Friede aber, der zehn Jahre später mit Spanien geschlossen ward, sprach die beschämendste Verurtheilung über die Urheber dieses Krieges aus. Weil Spanien in dem Vertrag vom 14. Januar 1739 auf sein Durchsuchungsrecht nicht verzichtet hatte, deshalb hatte Pitt gerufen: Durch die Klagen unserer verzweifelnden Kaufleute, durch die Stimme Englands ist er verdammt. Möge die Schuld auf dem Haupte des Anstifters lasten bleiben! Gott verhüte, daß dieses Haus durch Billigung des Vertrags einen Theil dieser Schuld auf sich lade! Und in dem Frieden von Aachen war kein Wort von dem Durchsuchungsrecht zu finden; das Verhältniß zwischen England und Spanien kehrte einfach auf den alten Fuß zurück, und im Parlament hatte niemand, auch Pitt nicht, das mindeste dagegen einzuwenden.

Ein großes Unglück aber, nicht für England allein, war es, daß in

der gewaltigen Krisis von 1740/41 aus der Regierung des Inselreichs jede Haltung und Einheit gewichen war, daß Walpole durch sein klägliches Verhalten sich selber um die Autorität gebracht hatte, deren er bedurft hätte, um König Georg von seiner unverantwortlichen Abenteurerpolitik während des Kampfes um Schlesien abzuhalten.

Wie in England, so siechte auch in Oesterreich ein verbrauchtes Regime unter lahm gewordenen Händen einem ruhmlosen Ausgang entgegen.

VIII. Karls VI. letzte Zeiten.

Mit dem Tode des Prinzen Eugen (21. April 1736) zerriß das letzte lockere Band, welches der Leitung Oesterreichs bis dahin noch eine Art von Einheit gegeben hatte; unter den Ministern wie unter den Generalen des Kaisers war keine Persönlichkeit zu finden, die das Zeug gehabt hätte, den leer gewordenen Platz auszufüllen. Die Autorität, die der Prinz mehr thatsächlich geübt, als amtlich besessen hatte, brach in ebenso viel Bruchtheile auseinander, als es am Hof, in der geheimen Staatsconferenz und im Hofkriegsrath Persönlichkeiten gab, die sich nicht selber zur Unmündigkeit verurtheilten; die Beschaffenheit dieser Erben aber wird durch die eine Thatsache gekennzeichnet, daß ihr gemeinsames Werk ein Krieg war, in dem die glorreiche Erbschaft des großen Türkensiegers verspielt ward. Ein in Belgrad geschlossener Friede, der Belgrad und Serbien, Schabacz, Orsowa und die kleine Walachei den Türken zurück gab, also von der Grenze von Passarowitz nur Temeswar behauptete, war der würdige Abschluß dieser kläglichsten Epoche der österreichischen Geschichte.

Der einzige Mensch in der Umgebung des Kaisers, der vor und noch mehr nach dem Tode Eugens, einen festbegründeten Einfluß auf den Monarchen hatte, war der geh. Staatssekretär Hofrath Johann Christoph von Bartenstein,[1]) ein Emporkömmling nicht gewöhnlicher Art. Der begabte Sohn eines Straßburger Professors (geb. 1689) hatte er seine wissenschaftliche Ausbildung in Paris vollendet und war, obwohl Protestant von Geburt, ein Liebling der berühmten Benediktiner von St. Maur, der Bernard de Montfaucon, René Massuet und Charles de la Rue geworden; mit ihren Empfehlungen kam er 1714 nach Wien, und erlangte, nachdem er katholisch geworden war, 1717 eine Stelle als Regierungsrath, die er neun Jahre bekleidet hatte, als er 1726 zum Hofrath bei der österreichischen Hofkanzlei ernannt wurde. Im Jahre 1727 wurde ihm an Stelle des erkrankten Hofrath v. Buol die Protokollführung in der geh. Staatsconferenz übertragen, und damit war seine Lauf-

1) A. v. Arneth, Joh. Christoph v. Bartenstein u. s. Z. Archiv für österreichische Geschichte. 1871. 46 Bde. S 1—214. — Im allgemeinen vergl. Coxe, House of Austria. II., 161 ff.

bahn und Stellung für immer begründet. Was wir an Zeugnissen über ihn haben, stammt durchweg aus den Kreisen, in welchen ihm seine bürgerliche Herkunft nie verziehen worden ist. Weder der Venetianer Foscarini, noch der Engländer Robinson, noch der Preuße Podewils haben den Eindruck verwinden können, daß der Mann nach Abstammung, Lebensgewohnheiten, Begabung und Geistesart in die Stelle schlechterdings nicht hineinpasse, in der sie ihn so dauerhaft thätig sahen. Der eine vermißt in dem grundgelehrten Juristen die nothwendigsten Eigenschaften des Staatsmannes, der Menschen und Dinge zu behandeln versteht, der andere ärgert sich über die impertinenten Manieren des Plebejers, der dritte findet den geschwätzigen Schönredner unerträglich, der über Alles, aber auch Alles kraft ursprünglicher Anschauung unterrichtet ist und keine Belehrung annimmt, es sei denn auf dem Umweg durch eine Wolke von Weihrauch, die seiner Eitelkeit dargebracht wird; keiner aber hat je gesehen oder gehört, daß der kleine Mann mit dem scharfgeschnittenen Denkergesicht und dem großen feurigen Auge die Schleichwege des Höflings eingeschlagen habe, um vorwärts zu kommen, daß er gesagt und gethan, was nicht seiner ehrlichen Ueberzeugung entsprang oder daß er Trinkgelder, Belohnungen angenommen habe, wie sie die hochgeborenen Grafen der Staatsconferenz einzustecken durchaus nicht unter ihrer Würde fanden. Rauh und schroff in der Form, auch wo es nicht nöthig war, um der Sache willen, selbständig in seinen Ansichten, fest im Wollen und Handeln, dabei unantastbar ehrenhaft in seinem Wandel, so erscheint Bartenstein in den Schilderungen derer, denen er sonst aus sachlichen und persönlichen Gründen durchaus zuwider ist. Damit ist schon gesagt, daß seine Laufbahn an einem Hofe, der ihn zum Pöbel rechnete, an dem sonst kein Verdienst aufkam, wenn es nicht durch die Vorzüge der Geburt und die Talente des Höflings gehoben ward, als eine ganz ausnahmsweise Thatsache betrachtet werden muß. Was wir in deutscher Sprache aus seiner Feder besitzen, trägt nicht dazu bei, diese Laufbahn zu erklären. Die „traurigen, getreuesten und diensteifrigsten Gedanken über den gegenwärtigen Zustand des durchlauchtigsten Königlichen Erzhauses", die er 1762 auf Befehl der Kaiserin für den Kronprinzen Joseph



Johann Christoph v. Bartenstein.

niederschrieb,[1]) zeigen zwar eine ziemlich gründliche Kenntniß der österreichischen Politik seit Karls V. Tagen und auch ein merkwürdig unbefangenes Urtheil über die Gründe vieler ihrer Niederlagen,[2]) aber sie zeigen gerade von da an, wo er als eingeweihtester Zeitgenosse und Mitarbeiter erzählt, abgesehen von einer kindlichen Naivetät des politischen Urtheils, eine Unklarheit in der Anordnung, eine Schwerfälligkeit und Geistesarmuth in der Sprache, die einen unwiderstehlich ermüdenden Eindruck macht. Mit dem handelnden Staatsmann muß der Staatssekretär das Talent gemein haben, Verwickeltes aufzulösen, Verworrenes zu entwirren, vielstellige Zahlenreihen auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen und durch das treffende Wort die Anschauung zu erzeugen, ohne die der Gedanke blind ist. Kraft dieses Vermögens bewältigt er den ungefügen Stoff und verwandelt ihn in weiche, bildsame Masse. Die bewunderungswürdige Klarheit, mit welcher Friedrich der Große in seinen historischen Schriften die verwickeltsten diplomatischen Aktionen auseinander legt, zeigt dies Vermögen in seinem höchsten Glanz. Bartenstein hat es nicht besessen. Von der Masse gar nicht oder schlecht bewältigten Stoffes erdrückt, keuchen seine „traurigen Gedanken" traurig einher. Bei einer Arbeit, die niemals fertig wird, belauscht man einen Geist, der vielleicht groß ist in kleinen, ganz gewiß aber klein in allen großen Dingen. Der Mann, der diese tödtend langweilige Abhandlung geschrieben hat, kann auch in jungen Tagen niemals geglänzt haben durch Raschheit der Auffassung und eindringende Schärfe des Urtheils. Als er diese Schrift verfaßte, war er freilich 73 Jahre alt: allein gerade das, was wir an derselben auszustellen haben, wird uns auch aus den Tagen seiner vollen Rüstigkeit von unverdächtigen Zeugen als seine eigenste Geistesart bezeichnet; es war eben die Eigenschaft, durch die er dem Kaiser selbst am nächsten verwandt war.

Karl VI. hat keinen Diener gehabt, dem er in ähnlichem Maße sein Vertrauen, mehr als das, sein Herz geschenkt hätte wie diesem. Wir haben Zeilen von seiner Hand, die das in rührender Weise bekunden. Will er statt des ewigen Schriftenwechsels einmal mündlichen Bericht, so schreibt er an Bartenstein, er möge kommen, zu welcher Stunde es seine Geschäfte erlaubten „undt braucht nicht Galla noch nichts, dan mir eur trey undt herz genug bekandt und nicht auf die extrinsecam vestem nuptialem schau". Ist Bartenstein unwohl, so schreibt er ihm, er möge sich schonen um Gottes willen, er habe ja keinen Rathgeber außer ihm; da er besser wird, bittet er ihn, sich nicht zu früh wieder mit Arbeit zu überladen und zu verderben, „ihr wüst, was ich mich auf euch vertrau undt allein mich auf euch, eur ehrlichkeit und trey verlassen kann"; er solle aus „gegenlieb vor mich" sich gesund erhalten.

Die Worte Treue, Ehrlichkeit, Gegenliebe lassen durchschauen, weßhalb der Kaiser an diesem Diener unerschüttlich festhielt, nachdem er ihn einmal

1) Veröffentlicht von Arneth a. a. O. S. 72—214. 2) S. z. B. sein Urtheil über Ferdinands II. verfehlte Politik S. 80/81.

erprobt; anderes kam hinzu. Bartenstein zeigte in der Staatsconferenz — das mußte ihm der Neid lassen — ein umfassendes Wissen, das ihm sein riesiges Gedächtniß immer fertig zur Verfügung stellte, eine unvergleichliche Arbeitslust und Arbeitskraft, war in seinem Urtheil frei von Allem, was den regierenden Magnaten die Objektivität der Entscheidung schmälerte oder raubte, und lebte und webte in dem Kreise von Anschauungen und Wünschen, in dem der Kaiser selber heimisch war.

Bartenstein war Specialist des Reichsrechts und der Reichsgeschichte und bis zum Fanatismus erfüllt von der Kaiserherrlichkeit des Erzhauses Oesterreich. Chemnitz und Samuel Pufendorf erblickten im heiligen römischen Reich nur einen Urwald voll Fäulniß und Verwesung, ein Gewebe von Rechtsdichtung und Aberglauben, den Niederschlag eines langen Kampfs zwischen dreister Anmaßung auf der einen und feiger Unterwerfung auf der anderen Seite: der Betrachtung Bartensteins erschien es als ein lebendiger Körper von unverjährbarem Recht und nur scheinbar verblichenem Glanz, als ein Arsenal von Waffen, die nur der richtigen Handhabung bedurften, um sich immer noch schneidig zu erweisen. In den Reichsgesetzen und ihrer Casuistik, der Scholastik der Reichsjuristen und ihrem Kauderwelsch war er zu Hause wie ganz wenig Menschen; hier war sein Wissen unerschöpflich, sein Rath ein Helfer in der Noth, der nie versagte. Für Kaiser Karl aber waren die Reichsangelegenheiten nicht bloß eine Sache der Politik, sondern ein Gegenstand erklärter Liebhaberei. Sein aufs Kleine gerichteter Sinn hatte Freude an den Staubwolken von Haarspaltereien und Spitzfindigkeiten, die ihm bei jedem Griff in diese fossile Welt entgegenwirbelten; sein Selbstgefühl als Kaiser hob sich an der Romantik, die die Abzeichen seiner Würde immer noch vergoldete. Ein Gelehrter nun, der die verworrenen Reichsgeschäfte trieb mit der ganzen Freudigkeit des Mannes von Fach, und die Reichsidee festhielt mit der Andacht und Salbung eines Priesters, war ihm von Anfang an sympathisch und mußte ihm unentbehrlich werden, nachdem er überdies einen Arbeiter von hingebender Treue in ihm erkannt. Aber hier, wo Bartensteins größtes Verdienst in den Augen des Kaisers lag, war auch die Grenze seines Vermögens, der grundgelehrte Reichsjurist war der unglücklichste aller Politiker, denn die Welt, die er in seinen Büchern nicht kennen gelernt, bestand für ihn nicht und was er für die Welt der Politik gebraucht hätte, war in seinen Büchern nicht zu finden. Der venetianische Botschafter Marco Foscarini hat ihn in den Jahren 1733—1736 genau beobachtet und von ihm gesagt: Sein Geschäft als geheimer Staatssekretär besteht in der Beantwortung der Gesandtschaftsdepeschen und in der Abfassung der kaiserlichen Erlasse, insbesondere wenn sie die Rechte des Kaisers betreffen. Der wesentlichste Gedankeninhalt dessen, was er niederzuschreiben hat, wird ihm durch den Beschluß der Conferenz vorgeschrieben, um aber den Sinn und Geist desselben richtig zu treffen, ist ein Mann erforderlich, der die Sache nach Ursprung und Begründung kennt, und mit der Feder

gewandt genug ist, um mit dem knappsten Ausdruck das zu sagen, was gesagt werden soll, nicht mehr und nicht weniger. Dazu ist erforderlich Kenntniß der Gesetze, Kenntniß der Welt und Meisterschaft im Schreiben. Schreiben kann Bartenstein nicht, Weltkenntniß hat er auch nicht und seine juristische Bildung ist sein Unglück, denn sie ist durchaus einseitig, auf nichts als auf Geltendmachung und Erweiterung der Gerechtsame des Kaisers gerichtet; in Allem verfährt er ohne eine Ahnung von der Art, wie Staaten regiert werden, wie Menschen mit einander leben, wie fremde Höfe politisch klug behandelt werden wollen. Rücksicht auf Zeitverhältnisse, Berechnung möglicher Gefahren, praktische Erwägungen irgend welcher Art kommen bei seinem Urtheil nicht in Betracht. — Vermöge dieser Einseitigkeit hätte Bartenstein nie über die Stellung eines Hilfsarbeiters in ganz bestimmter Begrenzung auf sein besonderes Fach hinaus gelangen sollen; zum politischen Rathgeber des Kaisers war er schlechterdings nicht geeignet und sein eigner Bericht über dessen Regierung zeigt sehr deutlich weßhalb. Die traurigsten seiner „traurigen Gedanken" knüpfen sich an die Geschichte der pragmatischen Sanktion, an die Mühen, die aufgewendet, die Opfer, die gebracht worden sind, um alle Höfe Europas zu Bürgen derselben zu machen und den allgemeinen Abfall und Verrath, der schließlich des Liedes Ende war. Hier offenbart sich nun, daß er wenigstens seit Mai 1728 selbst die Seele dieser ganzen diplomatischen Aktion gewesen ist. Das neue Hausgesetz hatte eben die Bühne der europäischen Politik betreten, als er in die geheime Conferenz berufen ward und — wie er sagt — nicht ohne Mühe allmählich in die Geheimnisse der Politik des Kaisers eindrang. Sein Werk war offenbar die Fassung des Vertrags vom 16. März 1731, durch welchen beide Seemächte und der König von England auch in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg verpflichtet wurden, nicht bloß die pragmatische Sanktion, d. h. das Erbrecht Maria Theresias, sondern auch die gesammten königlichen Erbländer ohne Ausnahme gegen jeden, der sie feindlich angreifen würde — die Türken ausgenommen — mit äußerster Kraft zu vertheidigen, nöthigenfalls dem Angreifer den Krieg anzukündigen und ihn so lange fortzusetzen, bis dem Angegriffenen volle Genugthuung für das Vergangene und volle Sicherheit für die Zukunft verschafft sein würde. Eine stärkere, wechselseitige Verknüpfung rühmt er, hat zwischen dem Erzhaus und den Seemächten niemals obgewaltet und „ist wohl eine stärkere auszusinnen nicht wohl möglich".[1]) Den Aberglauben an die Wunderkraft solch papierner Artikel, der dem Kaiser 1733 so verderblich geworden ist, hat er ohne Zweifel getheilt; aber die Enttäuschung, der er nachher so bitteren Ausdruck gab, hätte früher ihre Wirkung thun und namentlich vor Rückfällen schützen müssen, die nur einer ganz gottverlassenen Politik begegnen konnten.

In Sachen der Reichspolitik und der pragmatischen Sanktion scheint

1) Bartenstein S. 141.

Bartenstein bis zum Tode des Kaisers die erste Stimme geführt zu haben. Die Minister hatten seit 1733 den Glauben an die Macht der Verträge verloren: sie beschäftigten sich ganz ernstlich mit Gedanken an eine Theilung der Monarchie unter die beiden Erzherzoginnen, deren die ältere die deutsch-ungarischen Staaten mit den Niederlanden, deren die jüngere die italienischen Staaten erben sollte. Ohne Zweifel hat Bartenstein, ebenso wie Prinz Eugen bis zu seinem Tode, diesen Gedanken aufs äußerste bekämpft und mit der ganzen Zähigkeit, die ihm eigen war, an der Reichseinheit festgehalten; das war's, was seine Stellung im Rathe des Kaisers unerschütterlich machte, aber über die Wahl der richtigen Mittel, die angewandt werden mußten, sie sicher zu stellen, zeigt er sich nachträglich nicht viel besser belehrt, als zur Zeit der Ereignisse selbst.

Das sah er freilich ein, daß in Sachen der polnischen Königswahl entsetzlich unklug operirt worden war; man hätte, sagt er, Kursachsen mit Verheißungen und Geld unterstützen, aber weder Gewalt der Waffen anwenden noch auch nur bei den Polen die Befürchtung eines österreichischen Einmarsches erwecken dürfen, vielmehr öffentlich jeden Gedanken dieser Art in bestimmtester Weise ablehnen müssen.[1]) Aber die Grundursache der Mißgriffe von 1733 hat er doch nicht durchschaut; sie lag in dem Wahne, daß eine schriftliche Verbürgung des Kurfürsten von Sachsen für das Hausgesetz des Kaisers werthvoll genug sei, um reelle Opfer dafür zu bringen, überhaupt in der gründlichen Verkehrtheit des Verfahrens unter leichtfertiger Verschleuderung der eigenen Kraft außerhalb des Landes Stützen zu suchen, die nur dann Werth haben konnten, wenn Oesterreich selbst über ein stattliches schlagfertiges Heer und einen wohlgefüllten Schatz verfügte. Die Erbfolge Maria Theresias vor Baiern und Sachsen zu schützen, die Einheit der Monarchie vor Verstümmelung zu bewahren, war nur einer Staatsleitung gegeben, die die Kräfte des Landes sparsam zusammenhielt, sie durch weise Reformen steigerte und vermehrte und unter den Nachbarmächten diejenige zu gewinnen wußte, auf die Alles ankam, nämlich Preußen. Solche Erwägungen aber waren wie dem Kaiser so auch Bartenstein vollständig fremd: für die innere Politik hatten beide keinen Sinn, von der Bedeutung Preußens stand nichts in der goldenen Bulle, nichts im westfälischen Frieden und wenn der klarste Wortlaut unbedingt bindender Bürgschaften nichts half, nun dann war in dieser gottlosen Welt überhaupt nichts zu wollen.

Von der Entstehung des Türkenkriegs, der der hinsterbenden Kriegsmacht des Kaisers den Gnadenstoß versetzen sollte, gewinnen wir aus Bartensteins Bericht kein Bild, entweder weil er selber keines davon hatte, oder weil er sich scheute, offen zu sagen, was er darüber wußte. „Gleichsam unwissend und unvermerkt," sagt er, „ist man in diesen leidigen Krieg mit verwickelt worden." Den Hofkriegsrath, der „nach damaliger hiesiger Verfassung"

1) Bartenstein S. 155.

die Expeditionen in türkischen Angelegenheiten allein besorgte, hatte „man" „unglückseliger Weise" vor gehaltener Staatsconferenz und ohne Zuziehung der Staatskanzlei zu Rathe gezogen und dieser hat es durch eigenmächtiges Verfahren dahin gebracht, daß Oesterreich sich mit einem Mal im Krieg mit der Türkei befand, ohne recht zu wissen, wie das zugegangen war; einige, sagt Bartenstein, mögen geglaubt haben, „bei den Türken in etwas erholen zu können, was man in Italien eingebüßt"; andere mögen „als geheime preußische Anhänger schon damals damit umgegangen sein, das durchlauchtigste Königliche Erzhaus immer mehr und mehr, auch so zu schwächen, daß bei sich ergebender füglichen Gelegenheit die Protestirenden desto leichter die Oberhand über dasselbe gewinnen möchten. Wenigstens ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß bei Grafen Seckendorf und Baron Schmettau jetzt gedachte Absicht schon damals obgewaltet, diese beide aber andere, bei welchen allein Ehrgeiz und Diensteifer stattgefunden, auf schädliche Irrwege mit verleitet haben."[1]) Also Verrath durch falsche Brüder, geheime Anhänger Preußens ist an all dem Unheil schuld. Wäre diese Darstellung richtig, welch' eine Anarchie in den obersten Regierungsstellen, welch' eine Gewissenlosigkeit bei ihren Mitgliedern würde sie voraussetzen. Aber sie ist nicht richtig; wir wissen das aus Thatsachen und Aktenstücken, die Bartenstein besser als wir gekannt haben muß und die er unmöglich anders aufgefaßt haben kann, als wir sie auffassen; diese beweisen aber, daß der Kaiser von Anfang an zu diesem Kriege entschlossen war und zwar um sich an der Türkei zu entschädigen für das, was er in Italien verloren hatte.

Im Frühling 1736 hatte Rußland der Türkei den Krieg erklärt, angeblich um sich Genugthuung zu erzwingen für die verwüstenden Einfälle, welche die Tataren, während die Russen in Polen fochten, auf russisches Gebiet gemacht, in Wahrheit, um Asow und andere Festungen wieder zu erlangen, auf welche Peter der Große im Frieden am Pruth 1711 hatte verzichten müssen und wo möglich durch Eroberung der Krim für immer am schwarzen Meer festen Fuß zu fassen. Ein Bruch mit der Türkei und Oesterreichs Kriegshilfe für den Fall, daß Rußland zum Schutze Persiens gegen die Pforte einschreiten müsse, war schon in einem geheimen Artikel des Bündnißvertrags vom 6. August 1726[2]) vorgesehen; noch bestimmter und nunmehr ohne Rücksicht auf die Händel der Türkei mit Persien hatte der österreichische Gesandte in Petersburg, Graf Ostein, im November 1734 den bewaffneten Beistand Oesterreichs gegen die Türkei versprochen, wenn Rußland ihm alsbald mit einem Heere gegen Frankreich beispringen werde.[3]) Das russische Hilfscorps, welches General Lascy im Juni 1735 aus Polen dem Prinzen Eugen zuführte, hat Oesterreich für sehr wenig Vortheil den großen Nachtheil ge-

1) S. 169—171. 2) Abgedruckt bei F. Martens, Recueil des traités et conventions conclus par la Russie etc. I. Traités avec l'Autriche. 1648—1762. Petersburg 1874. S. 43. 3) Martens S. 69.

bracht, daß seine Pflicht, an einem Türkenkrieg theilzunehmen, nunmehr unausweichlich ward, aber auf mehr als eine Hilfssendung von höchstens 30,000 Mann erstreckte sich diese Verpflichtung nicht. Der freiwillige Entschluß, nicht mit 30,000 Mann, wie der Vertrag von 1726 sagte, sondern mit 80,000 Mann mitzuwirken, nicht auf Bundeshilfe sich zu beschränken, sondern einen Eroberungskrieg zu beginnen, entsprang der Unbesonnenheit des Kaisers und seiner Räthe, die nicht wußten, was sie thaten, nichts ahnten von der elenden Beschaffenheit der in Ungarn liegenden Regimenter, den Schwierigkeiten eines Kriegs in Bosnien und Serbien und nicht fragten nach der Erschöpfung der Finanzen. Den treibenden Grund seines Verfahrens aber sprach das Wiener Cabinet aus, als es sogleich auf die besorgten Anfragen der Seemächte noch 1736 erwiderte: Da die Seemächte beim Abschluß des Wiener Friedens 1735 ihrer Verpflichtung, dem Kaiser bei Beschützung seiner Staaten beizustehen, kein Genüge gethan, so könnten sie jetzt nicht unbillig finden, daß der Kaiser sich für den großen Aufwand des Krieges gegen Frankreich, der ihm allein zur Last gefallen sei, und für den Verlust in dem Friedensschluß von 1735 anderweitig zu entschädigen suche.[1]) Während Oesterreich rüstete, zog Feldmarschall Münnich mit 54,000 Russen sengend und brennend durch die Krim. Am 19. Mai 1736 war er am Dniepr aufgebrochen, am 28. Mai hatte er den Schutzwall der Krim, die Linien von Perekop erstürmt; über den größten Handelsplatz der Halbinsel, Koslow, den er seinen Soldaten zur Plünderung überließ, rückte er vor Bagtscheserai, die alte Residenz der Tatarenchane der Krim, von da nach Akmesdschid, der Residenz des Sultans Kalgha; beide Städte wurden verbrannt und ausgeraubt; ehe er nach Kaffa, der bedeutendsten Festung des Landes weiter ziehen konnte, sah er sich durch Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln genöthigt, auf Perekop zurückzugehen; inzwischen hatte Lascy Asow erobert und Leontiew die Festung Kilburun an der Mündung des Dniepr eingenommen.[2]) Diese Erfolge der Russen mögen es gewesen sein, welche bei Kaiser Karl VI. die Kriegslust entflammten und die Hoffnung auf leichte Beute erweckten. Am 9. Januar 1737 schloß er mit Kaiserin Anna den Vertrag über gemeinsame Kriegführung gegen die Türken ab[3]) und im Sommer des Jahres rückten drei österreichische Armeecorps in Serbien, Bosnien und in der Wallachei ein, das Hauptheer unter Feldmarschall Graf Seckendorf marschirte vor die Festung Nissa, dessen schwache Besatzung sich am 28. Juli ohne Schwertstreich ergab; die unblutige Einnahme von Nissa war der einzige Erfolg des ganzen Feldzugs und auch dieser ging schon nach ein paar Monaten wieder verloren: der Oberst Doxat, den Seckendorf zurückgelassen, als er sich zur Belagerung von Usidscha wendete, übergab am 15. Okt. die Festung dem ersten Türkenheer, das vor ihren Mauern erschien. Bevor

1) Förster, Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrh. II, 51. 2) v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. VII, 474 ff. 3) Abgedruckt bei Martens I, 71 ff.

das geschah, war Seckendorf schon nach Wien zurückgerufen worden. Denn dort hatten die Jesuiten inzwischen entdeckt, daß gut katholischen Waffen unter Führung eines lutherischen Ketzers kein Segen gegen Ungläubige erblühen könne. Wegen Verraths und Unterschleifs zog ihn der Hofkriegsrath in Untersuchung; beweisen konnte man ihm nichts, aber freigeben wollte ihn der Kaiser auch nicht; so blieb er erst in Wien, dann in Graz in Haft, bis der Kaiser starb. Sein Nachfolger, Graf Königsegg, mußte nach zwei glücklichen Gefechten (Juni und Juli 1738) bis Belgrad zurückweichen; Orsowa, Semendria, Vipalanka fielen in die Hände der Türken. Dessen Nachfolger aber, Graf Wallis, ließ sich am 23. Juli 1739 bei Crozka aufs Haupt schlagen, eilte in wilder Hast an Belgrad vorbei über die Donau und schleppte die Trümmer seines Heeres, um sie zu „conserviren", wie er sagte, drei Wochen in den Morästen des Stromthals thatlos hin und her, während der Großvezier Belgrad einschloß, dessen Commandant, General Sucow, bereit war, die Festung mit oder ohne Bresche zu übergeben.

Das Friedensgeschäft, das nun begann, ist beispiellos selbst in der Geschichte Oesterreichs, erklärbar nur, wenn in diesem Staate Alles, was verpflichtet war den Kopf oben zu behalten, wetteiferte, sich in verzweifelter Fahnenflucht gegenseitig zu überbieten. Zwei Generale, Wallis und Neipperg, die mit ihren beiden Heeren Alles gethan hatten, Belgrad nicht zu vertheidigen, erhielten Vollmacht, einen Frieden zu unterhandeln, bei dem es galt, das kostbare Belgrad zu retten, nur im äußersten Nothfall es aufzuopfern. Keiner kannte Beschaffenheit und Inhalt der Vollmacht des andern; folglich wäre ein Zusammenwirken beider auch dann unmöglich gewesen, wenn zwischen ihnen persönlich ein besseres Verhältniß bestanden hätte. Diese doppelte Vollmacht erklärt das ganze Verhängniß; Besseres konnte der Großvezier und der arglistige französische Vermittler, de Villeneuve, nicht wünschen; wie sie selber aber entstanden ist, wie der Kaiser dazu kam, diese doppelte Vollmacht zu geben oder nach der ersten für Wallis sich eine zweite für Neipperg entreißen zu lassen und nachher den letzteren öffentlich anzuklagen, daß er gegen seine Weisungen gehandelt, das ist heute noch nicht aufgeklärt. Die erste Eröffnung, welche der Großvezier dem Abgesandten des Grafen Wallis machte, lautete: Abtretung von Belgrad ist Vorbedingung jeder Unterhandlung. Und als der Tag der Entscheidung muß der 14. August 1739 angesehen werden, an welchem der österreichische Hauptmann, Graf Groß, dem Großvezier mündlich erklärte, die Abtretung Belgrads werde gewährt werden; eine Aeußerung, mit der das Schreiben des Grafen Wallis, das er gleichzeitig übergab, nicht im Widerspruch stand. Auf diesem Zugeständniß fußte der Großvezier, als Graf Neipperg ein paar Tage später kam und ohne Ahnung von dem Geschehenen mit der Stufenfolge von Angeboten, die ihm vorgeschrieben war, beginnen wollte. „Ich habe nur Einen Gott und ein Wort," sagte der Osmane, „und werde Friedensvorschläge erst anhören, nachdem mir die Schlüssel von Belgrad übergeben sind." Kein Sperren, kein Berufen auf die Weisungen des Kaisers

half, nicht einmal die Schleifung der alten Festungswerke setzte Neipperg durch und am 1. Sept. unterzeichnete er die Friedenspräliminarien, deren Inhalt schon oben angegeben wurde[1]) und deren Bestimmungen bis zum Frieden von Berlin 1878 unverändert in Kraft geblieben sind.[2]) Diesen Präliminarien schloß sich der Verbündete Oesterreichs, Rußland, an. Der Feldmarschall Münnich war im Juni mit 60,000 Mann in Kiew aufgebrochen, mitten durch Podolien hindurch in Bessarabien eingefallen, hatte nach einem glänzenden Siege über ein großes Heer von Türken und Tataren (28. August) Chotim eingenommen, den Pruth überschritten, Jassy hatte sich schon ergeben — als der Abschluß vom 1. Sept. seinem Siegeslaufe ein Ende machte. In dem Definitivfrieden von Belgrad, 18. Sept. 1739, erkaufte die Kaiserin Anna mit einem Gesammtverlust von 100,000 Russen — den Besitz von Asow, dessen Festungswerke aber geschleift werden mußten; im übrigen blieben die Grenzen der beiden Mächte wie sie gewesen waren und der Ausschluß Rußlands vom schwarzen Meer ward von neuem eingeschärft. „Die Türken," schrieb Münnich in seiner Entrüstung, „danken für diesen Frieden Mohammed, Neipperg und Villeneuve; Gott verzeihe dem Wiener Hof die Sünde, daß er um einen so schlechten Erfolg so ungeheure Summen verschwendet hat."[3])

Gebrochen in allen Gliedern, des letzten Restes von Ansehen und Selbstgefühl beraubt, schlich Oesterreich aus einem Kriege heraus, in den es kopflos hineingetaumelt war. Sämmtliche Generale hatten sich mit Schimpf und Schande bedeckt. Seckendorf saß in Graz, Wallis auf der Festung Brünn, Neipperg auf der Festung Glatz in Haft; die aber, die nicht saßen, beneidete niemand um ihren Ruhm. Die Veteranen des Prinzen Eugen waren decimirt durch Hunger, Krankheit und das Schwert des Feindes; der einst gefürchteten Armee war das Rückgrat ausgebrochen. Alle Cassen waren leer, der Credit vernichtet; am Hofe, in den Kreisen der Regierung wie in allen Ständen der Bevölkerung dasselbe lähmende Vorgefühl eines allgemeinen Zusammenbruchs, der unvermeidlich war, sobald der Tod zwei Augen schloß, vielleicht aber nicht einmal so lange wartete. „Am hiesigen Hofe," schrieb Robinson am 19. August 1739 an Walpole, „rennt Alles der äußersten Wirrsal, dem Verderben entgegen; so handgreiflich sind die Anzeichen von Verblendung und Verzweiflung, wie sie je über ein Volk gekommen sind, das der Himmel beschlossen hat untergehen zu lassen, nicht weniger durch Spaltung im Innern, als durch Niederlagen ohne Ende, Wehrlosigkeit, Armuth und Krankheit."

---

1) S. 204. 2) Umständliche, auf Originaldokumente gegründete Geschichte der sämmtlichen und wahren Vorgänge des zu Belgrad am 18. September 1739 geschlossenen Friedens. Frankfurt und Leipzig 1790. Vergl. mit v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches VII, 532 ff., der insbesondere auch falsche Angaben der Memoiren von Schmettau berichtigt. 3) Strahl-Herrmann, Geschichte des russischen Staates. IV, 591—594.

Noch verderblicher aber als dieser unselige Türkenkrieg, war die tödtliche Verfeindung mit Preußen, welche die österreichische Politik eben zu Anfang des Jahres herbeiführte, das durch die Niederlage von Crozka und den Frieden von Belgrad so unvergeßlich gezeichnet worden ist. Am 13. Januar 1739 war zu Versailles zwischen Oesterreich und Frankreich ein geheimer Vertrag zum Abschluß gekommen, kraft dessen beim Tode des Kurfürsten von der Pfalz, dem Prinzen Karl Theodor von Sulzbach — nachmals Kurfürsten von Pfalzbaiern — sämmtliche Jülich-Berg'sche Lande zum provisorischen Besitz auf zwei Jahre übergeben werden sollten. Das hieß auf deutsch: einen preußischen Anspruch auf diese Länder gibt es nicht, eine preußische Besitzergreifung wird hier niemals stattfinden; eine solche zu hindern, hatte sich Frankreich überdies ausdrücklich verpflichtet.[1]) Als Kaiser Karl VI. dieses Abkommen antrug und durchsetzte, da hatte er ohne Noth, ohne einen Schatten von zureichendem Grunde und ohne die mindeste Aussicht auf eigenen Gewinn einen Schritt gethan, den jeder König von Preußen, vollends ein Mann von den Gesinnungen Friedrich Wilhelms, als einen offenbaren Verrath, als einen unverantwortlichen Treubruch betrachten mußte. Seine Politik ist reich an Räthseln, die kein Menschenverstand jemals ergründen wird. Das größte darunter ist die schlechthin unglaubliche Behandlung, die er dem König von Preußen angedeihen ließ, dem Reichsfürsten, der als einer der Ersten sein Hausgesetz anerkannt, ihm die Bürgschaften des Reichs und der Seemächte verschafft, dem einzigen, der mit seinen 80,000 Mann und seinem gefüllten Schatz der wankenden Monarchie für die Tage der Gefahr eine wahrhafte Stütze verhieß.

Ein „ewiges Bündniß" hatte der Kaiser mit dem König in dem Berliner Vertrag[2]) vom 23. December 1728 errichtet und ganz klar und unzweideutig gegen die Gewährleistung seines Hausgesetzes durch Preußen die Verpflichtung übernommen, diesem zu dem Besitz des Herzogthums Berg zu verhelfen, sobald mit dem Tode des regierenden Kurfürsten von der Pfalz der Mannsstamm des Hauses Neuburg erlosch.

Der Kurfürst Karl Philipp aber überlebte die beiden Monarchen; erst am 31. December 1742 ist er in seinem einundachtzigsten Jahr gestorben. Ueber einen Erbfall, der gar nicht eintrat, konnte zwischen den beiden Höfen mithin nur dann ein tiefgehendes Zerwürfniß entstehen, wenn die Macht, welche über die künftige Theilung der Erbschaft bestimmte Verpflichtungen übernommen, bei den vorbereitenden Schritten in einer Weise verfuhr, die Zweifeln an ihrem guten Willen Raum gab, vielleicht gar auf bösen Willen schließen ließ. Am guten Willen nun, betheuert Bartenstein, zwischen Brandenburg und Pfalz-Sulzbach ein gütliches Abkommen zu vermitteln, habe es dem Cabinet zu Wien nicht gefehlt, aber an England sei Alles gescheitert; Eng-

1) Dohm, Denkwürdigkeiten. III, 295. 2) Der ganze Vertrag ist abgedruckt bei Förster, Friedrich Wilhelm I., Urkundenbuch. II, 215—229.

land habe Kurpfalz und Pfalz-Sulzbach von jedem Eingehen auf solche Vorschläge abgehalten, ja der König von England habe kein Bedenken getragen, öffentlich zu erklären, nie werde noch könne er zugeben, daß Brandenburg auch nur ein einziges Dorf zu Theil werde.[1]) Diese letztere Angabe ist durchaus glaubhaft, sie stimmt zu der ganzen Haltung Georgs II. jeder Vergrößerungsabsicht Preußens gegenüber; aber wenn darin der einzige Grund des Scheiterns der Bemühungen Oesterreichs lag, so mußte man Preußen offen und ehrlich Mittheilung davon machen, mit diesem gegen England zusammengehen und nicht der Mitverschworene und Mitschuldige der Welfenpolitik werden. Das aber ist der Kaiser mit Bartenstein im Bunde geworden und geblieben mit einer Ausdauer, die um so unbegreiflicher ist, als alle Gegendienste dafür ausgeblieben sind.

Was hat Kaiser Karl nicht Alles gethan, um der blutjungen Freundschaft Englands willen. König Georg II. und sein Gesandter Robinson in Wien haben sich viel erlaubt, wenn sich's nur um den König „Feldwebel“ handelte, aber ihr tollster Einfall war doch der, die Vermählung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin von Bevern noch hintertreiben zu wollen, als die Hochzeit bereits unmittelbar bevorstand, und nie hat Prinz Eugen eine unglücklichere Stunde gehabt, als da er in eifrigster Dienstbeflissenheit den Grafen Seckendorf trotz aller Gegenvorstellungen desselben beauftragte, dem König Friedrich Wilhelm am Tage vor der Vermählungsfeier auf Schloß Salzdahlum, eine schon früher mit Entrüstung zurückgewiesene Zumuthung zu machen, die wir für eine abgeschmackte Erfindung halten würden, wenn sie nicht urkundlich so wohl bezeugt wäre. Am frühen Morgen des 11. Juni 1733, der König lag noch im Bette, erschien bei ihm der Botschafter des Kaisers und trug „mit lächelndem Munde“ eine lange Rede vor, deren kurzer Sinn der war: die Hochzeit wird abbestellt, das Verlöbniß aufgehoben, der Kronprinz mit der Prinzessin Amalie und die Prinzessin von Bevern zur Entschädigung mit dem Prinzen von Wales verlobt. Ein eigenhändiger Brief des Prinzen Eugen setzte die gebieterischen Gründe auseinander, die im Interesse Preußens, Europas, des Reichs, des Kaisers für einen Plan sprächen, dessen wichtigster Punkt noch vor ganz kurzer Zeit im Namen eben dieser Interessen von Allem, was österreichisch hieß, als völlig unannehmbar verworfen worden war. König Friedrich Wilhelm bemeisterte die tiefste und gerechteste Empörung, die ihn jemals im Leben ergriffen, als er ohne Besinnen in ruhigem Tone antwortete: „Wenn ich Ihn nicht so wohl kennete und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann, so glaubte ich, Er träumte; hätte man vor drei Monaten so gesprochen, so wüßte nicht, was aus Liebe vor Ihro kaiserliche Majestät nicht gethan, ohnerachtet wider dero, auch mein Interesse, daß mein ältester Sohn sollte an eine englische Prinzessin vermählt sein, aber nun, da ich mit der Königin schon hier, und ganz Europa weiß, daß

1) Bartenstein S. 143.

morgen das Beilager geschehen soll, so ist es abermal eine englische Finesse, mich vor der ganzen Welt vor einen wankelmüthigen Menschen ansehen zu machen, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt ist." Mit den Worten: „keine Vortheile der Welt würden mich bewegen, meiner Ehre und Parole solchen Schandfleck anzuhängen" wurde Seckendorf verabschiedet.[1]) Bis an sein Ende hat den rechtschaffenen Mann der Gedanke an den Schimpf gefoltert, der ihm widerfahren war, und dennoch hat er zum Kaiser gehalten, bis ihn der mit Gewalt von sich stieß. Trotz der Wendung, welche Oesterreich dem Löwenwolde'schen Vertrag entgegen in der polnischen Königswahl genommen, hatte Friedrich Wilhelm den Reichskrieg gegen Frankreich mitgemacht, die besten Truppen des Reichsheeres waren die 10,000 Preußen, die er dem Prinzen Eugen zugeführt und gerade von jetzt an nahm der Wiener Hof eine Haltung an, als sollte Preußen dafür büßen, daß der Prinz Eugen eben so gar nichts wagte, und folglich so gar nichts ausrichtete. Ohne Preußen ein Wort zu gönnen, machte der Kaiser mit Frankreich seinen Frieden; die Präliminarien vom 3. Oktober 1735 hat Friedrich Wilhelm aus den Zeitungen erfahren; von der Vermählung des Lothringers mit Maria Theresia ging ihm nicht einmal eine Höflichkeitsanzeige zu. „Der Kaiser traktirt mich und alle Reichsfürsten wie Schubjaks," sagte der Erbitterte, und als am 2. Mai 1736 zu Potsdam in Gegenwart des Kronprinzen auf das beleidigende Benehmen des österreichischen Hofes die Rede kam, da sagte er mit Thränen im Auge: „Da steht Einer, der mich rächen wird."[2])

Um England gefällig zu sein, hatte der Kaiser auf jenem schmählichen Antrag wegen der Heirath bestanden, der den König in tiefster Seele unheilbar verwundet hatte; im Vertrauen auf die Kriegshilfe der Seemächte hatte er verschmäht, die Mitwirkung der ganzen preußischen Kriegsmacht durch neue Zusagen in Betreff des Herzogthums Berg zu erkaufen.[3]) Und der Liebe Mühe war umsonst gewesen. Die Seemächte hatten nicht einen Gulden, nicht einen Mann für den diensteifrigen Verbündeten übrig, trotzdem Robinson solche Hilfe hoch und theuer versprochen hatte,[4]) als der Kaiser sich in das polnische Abenteuer einließ.

Diese empfindliche Enttäuschung hielt die Hofburg nicht ab, sogleich wieder mit den Seemächten zusammenzuhalten, als es — gegen Preußen ging. Als ihre Erfindung bezeichnet Bartenstein den geistvollen Einfall, jedem Streit über die Erbfolge in Jülich und Berg dadurch ein Ende zu machen, daß dem Sulzbacher das ganze Land auf zwei Jahre zugesprochen und dem

1) Seckendorf an Prinz Eugen 13. Juni 1733, bei Förster, Friedrich Wilhelm. Bd. III, 148 ff. Vergl. ebendaselbst S. 135 den Bericht Grumbkows vom 6. December 1732 über den Eindruck, den der erste Antrag dieser Art auf den König gemacht.

2) Journal secret du baron de Seckendorf depuis 1734 jusqu'à la fin de l'année 1748. Tübingen 1811. S. 138/39. 3) Ranke, Preußische Geschichte in den Sämmtlichen Werken. XXVII, XXVIII, 210 ff. 4) Bartenstein S. 157.

König von Preußen das Nachsehen gelassen ward. Frankreich war damit höchlich einverstanden, Oesterreich aber war, weil Preußen dem Vertrag von 1728 angeblich in mancherlei Weise zuwidergehandelt, „froh, den Seemächten hierunter eine Gefälligkeit erweisen zu können“.[1]) So kam es im Februar 1738 zu der gemeinsamen Vorstellung der vier Mächte in Berlin und in Mannheim. Offenbar hat Bartenstein von einem Viermächtebund geträumt, der aus diesem Schritte hervorgehen und der Hausmacht des Kaisers ein sturmfreies Bollwerk insbesondere gegen Preußen errichten werde; denn er meldet mit aufrichtiger Enttäuschung: nachdem dem Antrag der vier Mächte in Berlin keine Folge gegeben worden, habe England sein Wort zurückgezogen, „ohne sich viel Mühe zu geben, den Absprung auch nur zu beschönigen“. Holland sei, wie immer, dem Beispiel gefolgt und nun nur Oesterreich und Frankreich übrig geblieben, die eben der Vertrag vom 13. Januar 1739 um so enger verknüpft habe.

Schon in zwei Vertragsurkunden 1735 und 1738 hatte Frankreich die pragmatische Sanktion garantirt; jetzt 1739 garantirte es sie zum dritten Mal und das war es offenbar, was den Kaiser bestimmte, das Tischtuch zwischen Oesterreich und Preußen leichten Herzens entzwei zu schneiden. Ganz fest hat er und Bartenstein darauf gebaut, daß eine Macht, die durch zweimalige Bürgschaft sich nicht für gebunden hielt, eine dritte unweigerlich halten würde. Die ganze kindliche Naivetät dieser Politik malt Bartenstein in dem einen Satze, in dem er sagt, es sei „recht unverantwortlich“ von Frankreich gewesen, daß es trotzdem nachher an der Spitze der Verschwörung gegen Maria Theresia erschienen sei.

Noch überraschender freilich ist, wenn wir nach Allem, was wir durch Bartenstein selbst über die Vertragstreue Englands schon wissen, nun noch das Geständniß bei ihm lesen, daß, als der Einbruch Friedrichs in Schlesien erfolgte, „das ganze hiesige Vertrauen auf England gesetzt war“, „Heil und Rettung lediglich von England erwartet wurde“,[2]) England, eine Seemacht, die im besten Falle wohl Geld schicken, aber ihre dänischen, hessischen und hannoverschen Soldtruppen gar nicht marschiren lassen konnte, wenn Frankreich ihnen Halt gebot. Und von Frankreich sagt er selbst, daß man sich Gutes nicht von ihm versprochen habe, selbst da nicht, als der König von Frankreich, da seine Garantie gegen Preußen nachgesucht ward, dem Agenten v. Wasner, dessen Bericht zu Folge, „mit eigenem Munde kräftigst versichert hatte: qu'il remplira religieusement ses engagemens“.

1) Bartenstein S. 144. 2) S. 145.

Drittes Buch.

Die Erhebung Preußens unter Friedrich II.

I. Friedrich Wilhelm I. und sein Thronfolger.[1])

Einen spartanischen König wollte Friedrich Wilhelm I. seinem spartanischen Volke hinterlassen und ein solcher ist Friedrich der Große wirklich geworden. Aber dem Kronprinzen hätte das kein Mensch zugetraut. Die Schule des Ernstes hatte in Küstrin für ihn schon begonnen, als Graf Seckendorf am 19. Juni 1731 an den Prinzen Eugen berichtete: der Kronprinz sagte mir, er sei ein großer Poet geworden, er könne in zwei Stunden hundert Verse machen; er sei Musiker, Moralist, Physiker, Mechaniker. Es wird weder ein General noch ein Krieger aus ihm werden, da er für irgendwelches Detail seiner Geschäfte durchaus keinen Sinn hat; um sein Volk glücklich zu machen, wird er gute Minister aussuchen und die walten lassen.[2]) Das war der Traum der Schöngeister, die Hoffnung der Feinde Preußens und die Verzweifelung eines rechtschaffenen Vaters, den der Gedanke außer sich brachte, die Arbeit seines Lebens solle zu Schanden werden an einem „efeminirten Kerl", einem „Querpfeifer und Poeten", an dem Leichtsinn eines Hofes wie der, den er selbst als Kronprinz zähneknirschend ertragen und bei seinem Regierungsantritt schonungslos auseinandergefegt.

Friedrich Wilhelm war im Recht, wenn er die persönliche Eigenart des Monarchen als eine Lebensfrage betrachtete für seinen Staat, wie er ihn neu geschaffen hatte. Heute, wo uns kein Vorurtheil der Schule mehr täuscht über den Segen festgegründeter monarchischer Staatsordnung, heute

1) Preuß, Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Bd. 1—4. Berlin 1832—34 und Urkundenbücher 1—5. Berlin 1832—34. — Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. 3 Bde. Potsdam 1835. Urkundenbuch dazu 2 Bde. ebendas. 1835. — Oeuvres de Frédéric le Grand. Publiées par une commission de l'Académie royale des scienses. 30 volumes. Berlin 1846—57. Tomes I—VII. Oeuvres historiques. VIII—IX. O. philos. X—XV. O. poétiques. XVI—XXVII. Correspondance. XXVIII—XXX. O. militaires. — Th. Carlyle, History of Frederik II. of Prussia. Leipzig 1858ff. 1—13 vol. Deutsch von Neuberg. Berlin 1863. 5 Bde. 2) Il ne sera ni général ni guerrier, ne se voulant mêler d'aucun détail de ses affaires, rendre son peuple heureux et choisir des bons ministres et les laisser faire. Seckendorf an Eugen. Berlin, 19. Juni 1731. Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I. Bd. III. 75.

schauen wir mit Ehrfurcht auf diesen viel verkannten König zurück, dem das Geheimniß des monarchischen Staatsgedankens von allen Fürsten der Neuzeit zuerst sich offenbart hat und dem die unerbittliche Logik desselben zum Leben in seinem Leben geworden ist. Unter entschlossenem Verzicht auf allen Pomp



Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau.
Nach dem Stiche von J. G. Wille; Originalgemälde von Ant. Pesne.

und Flitter des Königthums, auf jeden wirklich oder scheinbar edleren Genuß, hat er einzig und allein der Machteroberung im Innern seines Staates gelebt, nachdem er einmal mit Glück zur Erweiterung seiner Grenzen beigetragen. Bei dieser Thätigkeit war er in seiner Größe, in seiner Genialität zu finden; wer ihn hier nicht entdeckt und gewürdigt, der kannte ihn über-

haupt nicht[1]) und gerade für diese Seite seines Thuns hat die Außenwelt, hat sein eigner Hof, seine eigene Familie lange Zeit keinen Blick gehabt. Die gesammte Mitwelt kannte ihn nur als den jähzornigen Haustyrannen, der Weib und Kinder mißhandelte, als den rohen Böoter, der Kunst und Wissenschaft verachtete, als den brutalen Feldwebel, der auf der Welt nichts höheres wußte, als den Parademarsch, den der alte Dessauer seinen langen Kerlen eingeprügelt, und dessen einziger Schmerz war, daß er nicht Geld genug hatte, um sein ganzes Volk in die blaue Jacke zu stecken, seinen ganzen Staat in eine einzige Kaserne zu verwandeln. Der Erste, der ihn erkannte als einen schöpferischen Genius, als den Gründer einer monarchischen Verwaltung, eines monarchischen Heeres, als Erzieher eines monarchischen Volks — war sein ältester Sohn, der Kronprinz Friedrich; aber es geschah erst nach einem jahrelangen Kampf, in dem Alles zusammentraf, was den Streit zwischen Blutsverwandten noch schrecklicher machen kann, als er an sich schon ist und erst mit dem Durchbrechen dieser Einsicht, die den leichtsinnigen Jüngling zum ernsten Manne, den französischen Schöngeist zum Kronprinzen von Preußen machte, war der Kampf zwischen Vater und Sohn wirklich zu Ende.

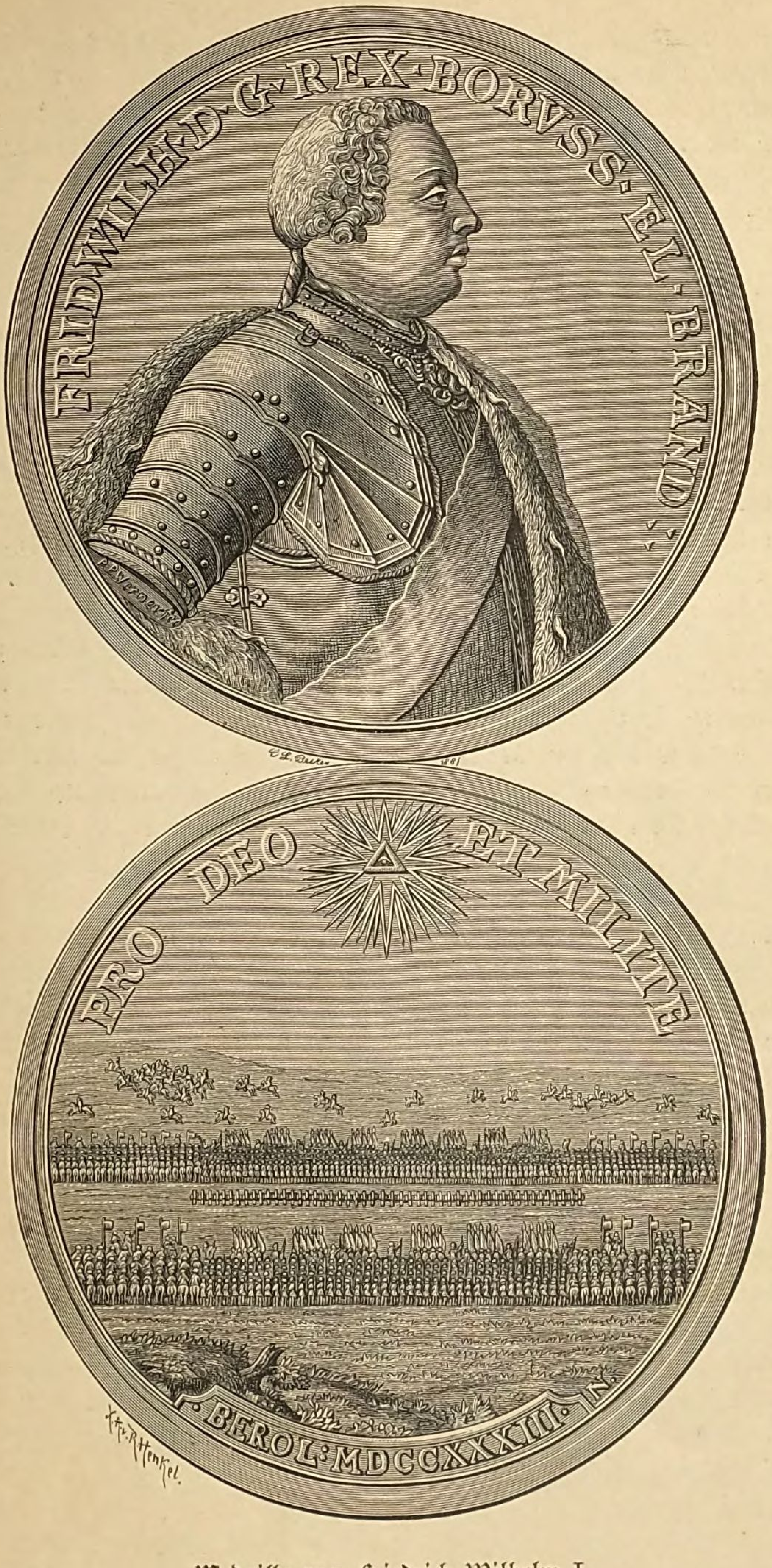
Friedrich Wilhelm hat seinem Staate zum kleineren Theil erhalten, zum größeren neu geschaffen, was der mächtige französische Staat entweder nie besessen oder unter Ludwig XIV. verloren und unter der Regentschaft nicht wieder gewonnen hatte. Was das kleine Preußen seit damals vor dem mächtigen Frankreich voraus hatte, das umfaßte gerade die wesentlichsten Merkmale und Bedingungen des monarchischen Staates. Von keiner Wissenschaft der Schule war das zu lernen; die praktische Genialität des Königs Friedrich Wilhelm hat es selber finden müssen und auch wirklich gefunden.

Von seiner auffallendsten Schöpfung, der Armee, hat die Mitwelt gerade so wie von ihm selbst nur die äußerlichsten Außenseiten gekannt: den mechanischen Paradedienst, dessen Brauchbarkeit für den Krieg selbst einem Prinzen Eugen sehr zweifelhaft erschien; die Barbarei der Stockprügel und des Gassenlaufens und die Nichtswürdigkeit der preußischen Werber, vor denen kein Mensch mit ansehnlicher Leibeslänge seines Lebens sicher war. Kein Auge hatte man für die tief einschneidende Neuerung, die der König in Verfassung, Zusammensetzung und Ergänzung seines Heeres eingeführt. In Frankreich, Oesterreich, England wurden die oberen Offiziersstellen gekauft und verkauft, nach Geburt, Reichthum, Hofgunst vergeben, die unteren noch

1) Der Marquis de Valori, welcher seit 1739 französischer Minister in Berlin war, sagt über ihn: Frédéric Guillaume vivait comme un simple gentilhomme et ne faisait aucune dépense superflue. Ce fut un prince singulier que l'on blâme quand on voit ses actions isolées, que l'on admire dès que l'on en saisit l'ensemble; il fut le créateur d'une armée invincible sous son fils et d'une administration qui a posé les fondements de la monarchie prussienne. Mémoires. Paris 1820. I., 80.

immer, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, durch den Obersten nach freiem Belieben besetzt. Das Heer Friedrich Wilhelms I. war das erste in Europa, in dem es keinen Stellenhandel, keine Ernennung außer durch den König und streng nach den Rücksichten des Dienstes gab. Das Offiziercorps ging in einem Maße wie nirgends sonst aus dem Adel des Landes hervor, der mehr und mehr zu einem Waffenadel im besten Sinne des Wortes erwuchs, und den Stamm der Regimenter bildeten die einheimischen Bauern, für die seit dem Kantonsreglement von 1733 die allgemeine Dienstpflicht galt, wie man sie sonst nirgends kannte. Rahmen und Grundlage einer nationalen Armee war damit gegeben. Die angeworbenen Nichtpreußen, die zu den ausgehobenen Landeskindern hinzukamen, veränderten trotz ihrer großen Anzahl den nationalen Charakter des Heeres nicht; waren sie doch zum weitaus größten Theile Deutsche; zu Preußen aber wurden sie durch die Mannszucht und den gemeinsamen Fahnenruhm, gerade so gut wie die eingewanderten Franken, Schwaben, Niedersachsen und Salzburger, denen der König eine neue Heimath gab; von den Franzosen, die der große Kurfürst aufgenommen, gar nicht zu reden. Vom Waffendienste frei waren die Bevölkerungen der Städte; ihnen lag die Pflege der Manufakturen ob, in welchen der König das wahre „Bergwerk“ nationalen Wohlstandes erkannte; die Accise, die sie entrichteten, beschaffte den größten Theil des immer steigenden Capitals, aus welchem die Kosten des unaufhörlich wachsenden Heeres bestritten wurden, ohne von diesen ganz aufgezehrt zu werden. Ein großes, musterhaft ausgebildetes Heer, monarchisch in seiner Verfassung, national in seiner Zusammensetzung, geführt durch den Adel, ergänzt aus den Bauern des eigenen Landes und unterhalten durch eine Finanzverwaltung, in der es immer Ueberschüsse und Ersparungen, niemals Schulden gab: das war das eine Kunstwerk ohne Vorbild und ohne Beispiel, das Friedrich Wilhelm geschaffen; das andre war die Einrichtung, die er dem Haushalt seines Staates gegeben und von dieser haben die Zeitgenossen noch weniger gewußt als von der Armee. Wir kennen das Elend, das in dem mächtigen und reichen Frankreich einzig der Thatsache entsprang, daß dort der Staat einen eigenen Einnahmehaushalt gar nicht führte, daß er lebte von den Vorschüssen von Unternehmern, welche das Recht der Steuereinziehung gepachtet hatten, daß die Agenten dieser gleich Raubvögeln über die Steuerzahler herfielen und so die Nation verarmte, während der Staat fast immer bankrott war. In der streng monarchischen Verwaltung, welche Friedrich Wilhelm I. geschaffen hatte, um die Abgaben der Steuerzahler bei Heller und Pfennig der Staatscasse zuzuführen und gleichzeitig den Wohlstand der letzteren planmäßig zu fördern, würden Vauban und Boisguillebert nicht blos ein Wunder von Zweckmäßigkeit, sondern auch ein Füllhorn von Segen erblickt haben.

Den ganzen Mann, wie er leibte und lebte, in seiner eigensten Anschauungs- und Redeweise haben wir vor uns in dem umfassenden Ver-



Medaille von Friedrich Wilhelm I.

Der Revers zeigt die Armee in zwei Treffen aufgestellt, vor der Front die Plänkler. Das Centrum bilden die Fußtruppen, die Flügel die Reiterei; vor jedem Regiment der Commandeur, bei der Infanterie mit dem Sponton in der rechten Hand. Zwischen den Treffen sind die Geschütze aufgefahren.

waltungsplan, den er seiner fruchtbarsten Schöpfung, dem Generaldirektorium, als Instruktion mit auf den Weg gab. Es war eine schöpferische That, als er am 19. Januar 1723 die bisher getrennten Verwaltungen der Steuern einer- und der Domänen andererseits zusammenlegte und einer einzigen Behörde übergab. Es gab in Preußen zweierlei Steuern, welche dem Unterhalt des Heeres dienten: die Accise in den Städten, die Contribution auf dem flachen Lande, beide wurden durch die Kriegscommissariate in den Provinzen erhoben und an das General-Kriegscommissariat in Berlin abgeführt. Die Domänen wurden durch die Finanz- und Domänenkammern bewirthschaftet und diese standen unter dem General-Finanzdirektorium in Berlin. Zwischen diesen beiden Körpern herrschte in den Provinzen wie in der Hauptstadt jener beständige Unfriede, der unvermeidlich ist überall, wo Zusammengehöriges sich in verschiedenen Händen befindet, und diesem machte der König ein Ende, als er die beiden Verwaltungen in eine verschmolz; das geschah durch Bildung von Provinzial-Commissariaten und -Kammern als Mittelstellen und die Stiftung des General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domänendirektoriums in Berlin als Oberbehörde der gesammten Finanzverwaltung unter persönlichem Vorsitz des Königs. Rein fiscalisch gemeint würde die Maßregel eine sehr wohlthätige Reform gewesen sein; denn in Ziffern ließ sich ausrechnen, was dem König und damit dem Staat verloren ging, wenn die beiden Eigenschaften, die er als oberster Kriegsherr und Eigenthümer der Domänen in sich vereinigte, durch zwei Behörden aus einander gerissen wurden und nun wie feindliche Mächte gegen einander wirkten. Hätte die neue Einrichtung nichts beabsichtigt als die Einheit der Interessen des Königs, d. i. des Staats und der Steuerzahler bei der Nation zum greifbaren Ausdruck zu bringen, so wäre sie schon ein ungeheurer Fortschritt gewesen; aber darauf beschränkte sich der Gedanke des Königs nicht; nicht fiscalisch, sondern volkswirthschaftlich im strengsten Wortsinn war er gemeint, das bezeugt die denkwürdige Instruktion, die der König für das neue Generaldirektorium am 20. December 1722 im Jagdhaus Schönebeck unterzeichnete, in jedem ihrer 35 Artikel.[1]) In einer Zeit, da das Steuerwesen so ziemlich überall nichts weiter war als Raubbau und Brandschatzung, schwebt ihm eine neue Verwaltung vor, die die große Sendung erfüllt, zu säen wo sie ernten will, Wohlstand zu erzeugen wo er fehlt, Arbeit und Gewerbe, Handel und Wandel zu beleben wo er schläft, zu erleichtern wo er leidet, und zwar nicht einseitig zum Vortheil des einen, zum Nachtheil des andern Standes, sondern zur gleichmäßigen Förderung Aller, die da arbeiten und verdienen wollen.

Die Mitglieder des Generaldirektoriums hatten zu schwören, daß sie „Sr. Kgl. Majestät Nutzen und Bestes, insonderheit aber die wahre Verbesserung und Vermehrung der sämptlichen Revenüen und Einkünfte, in-

1) Abgedruckt bei Förster II., 173—255.

gleichen die Conservation der Unterthanen, sowohl auf dem Lande als in den Städten, so viel nur mensch und möglich, suchen wollten zu befördern, hingegen Alles, was dem zuwider und gedachter Sr. Kgl. Majestät und dem königlichen Hause auch sämptlichen Landen und getreuen Unterthanen schädlich und nachtheilig sein möchte, abwenden und verhüten". Welche Beredsamkeit hatten Vauban und Boisguillebert fruchtlos aufgewendet, um Ludwig XIV. die einfache Wahrheit klar zu machen, die König Friedrich Wilhelm in diesen schlichten Worten als eine zweifellose Thatsache hingestellt, daß das wahre Beste der Krone nur ein anderes Wort sei für das Beste der Nation. Alles ersinnliche Absehen soll darauf gerichtet werden, daß Einquartierung und Contribution „mit gleichen Schultern getragen" werden, daß sie nicht durch zu schweren Druck die Landleute „enerviren". Pauvre paysan, pauvre royaume, sagten später die Physiokraten. Friedrich Wilhelm wußte das ohne sie. Von der Accise sagt er: „Es soll niemand in unserem Königreich, Provinzen und Landen accisefrei sein. Und damit aller Unterschleif desto mehr abgeschnitten werde, wollen Wir selbst, nebst Unserem königlichen Hause die Accise bezahlen, und soll sehr scharf darauf acht gegeben werden, daß sich niemand weiter unterfange, unter dem Prätext, als wenn diese oder jene Sachen vor Uns oder Unser königliches Haus gehörten, die Accise zu defraudiren. Alle Wagen, selbst die Unserigen davon nicht ausgenommen, bis auf den geringsten Bauerwagen sollen wohl und genau visitirt werden, ob etwa accisbare Waaren, den Angaben zuwider sich darauf befinden". Was hätte Vauban darum gegeben, wenn sein König der schmählichen Steuerflucht seines Hofes und seines Adels durch solch ein Beispiel hätte steuern wollen.

Weit leichter und häufiger als Frankreich mit der üppigen Fruchtbarkeit seines Bodens waren die armen Provinzen der preußischen Monarchie der Gefahr zeitweiliger Hungersnoth ausgesetzt; folglich ward hier eine Vorsorge getroffen, die man dort nie gekannt hat; königliche Magazine kauften das Getreide, wenn es wohlfeil, verkauften es, wenn es theuer war und wehrten so die allzugroßen Preisschwankungen ab, welche in Frankreich eine Quelle schmählichen Wuchers und ein Fluch für die Bevölkerungen waren.

Nichts war vergessen, was zur „Conservation" des Landvolks und seiner Steuerfähigkeit dienen kann, und Alles war vorgesehen, um die königlichen Domänen durch Anlagen und Verbesserungen jeder Art ertragsfähiger, die Städte wohlhabend und blühend zu machen. „Die wüsten Stellen in den Städten," heißt es, „sollen binnen fünf Jahren aufgebaut, die Stadtmauern überall in guten Stand erhalten und die Strohdächer aus den Städten durchgehends weggeschaffet, auch die Dächer überall mit Ziegeln gedecket werden." Den „Commercien" und Manufakturen ist die höchste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Accisbare Gegenstände aus der Fremde: Korn, Gerste, Weizen, Hanf, Flachs u. dergl. sollen so hohen Zoll zahlen, daß „Unsere Unterthanen mit den Fremden Markt halten und die in Unseren Landen fallenden

Waaren stets wohlfeiler gegeben werden können, als fremde Waaren von gleicher Gattung". Alle Manufakturen in Wolle, Eisen, Holz und Leder, die in preußischen Landen noch nicht im Betrieb sind, sollen darin eingerichtet werden. Die dazu nöthigen Leute sind aus der Fremde kommen zu lassen; die einheimische Wolle darf bei Strafe des Stranges nicht ausgeführt werden, sie soll ausschließlich der heimischen Tuchmacherei verbleiben. Geschickte Tuchmacher sind, wo sie fehlen, in Görlitz, Lissa und Holland für Geld anzuwerben. „Um einen tüchtigen Gesellen anzuwerben, kaufet man demselben einen Stuhl und gibt ihm ein hiesiges Mädchen zur Frau, das Lagerhaus aber schießet ihm die Wolle vor, dadurch kommt der Geselle sofort zu Brod, etabliret eine Familie und wird in soweit sein eigner Herr." Ebenso ist es mit den Strumpfmachern zu halten, die in Hamburg, in der Schweiz, in Hessen und Frankfurt a/M. angeworben werden müssen ꝛc. ꝛc. Colbert würde gelächelt haben über diese dürftige Nachahmung des leuchtenden Musters, das er aufgestellt, und doch wie glänzend der Erfolg seiner einseitigen Industriepolitik immerhin aussah, gediegener und besser hätte er für den Nationalreichthum Frankreichs gesorgt, wenn ihm gelungen wäre, eine Verwaltung einzurichten, die wie in Preußen ausschließlich durch königliche Beamte besorgt ward, die angewiesen waren, Ackerbau und Gewerbe mit gleicher Aufmerksamkeit zu pflegen, und gar nicht begriff, wie Blutsauger von Handwerk, genannt Generalpächter, als „Säulen des Staates" betrachtet werden konnten.

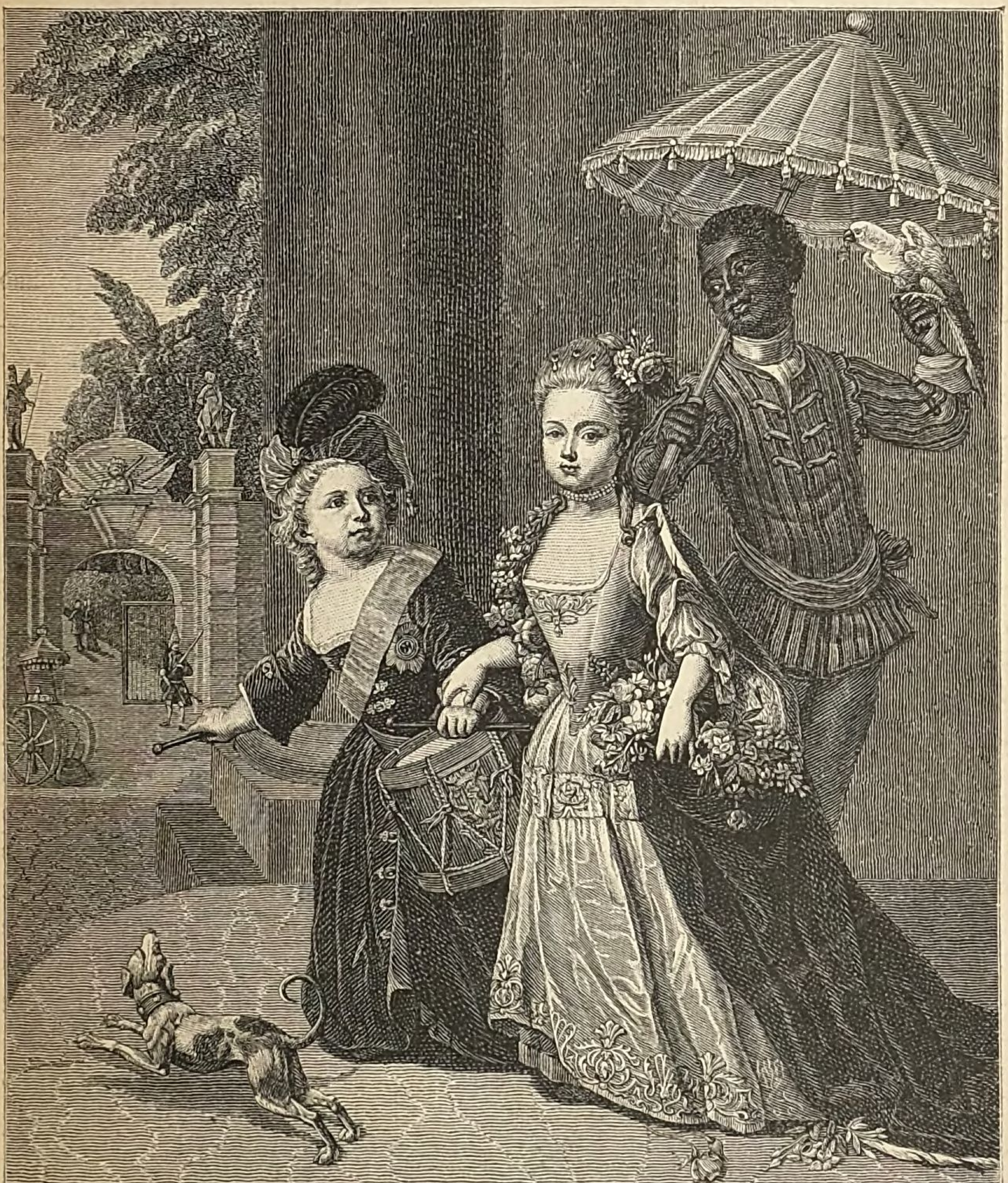
Das Beamtenthum, das Friedrich Wilhelm I. organisirt hat, bildete nächst der Armee den stärksten Pfeiler dieses Staates. Für die Anstellung im Generaldirektorium schrieb er vor: „Es müssen so geschickte Leute sein, als weit und breit zu finden und zwar von evangelisch-reformirter oder lutherischer Religion, die treu und redlich sind, die offene Köpfe haben, welche die Wirthschaft verstehen und sie selber getrieben, die von Commercien, Manufakturen und anderen dahin gehörigen Sachen gute Information besitzen, dabei auch der Feder mächtig, vor allen Dingen aber Unsere eingebornen Unterthanen sein — solche Leute mit einem Worte zu allem capables, wozu man sie gebrauchen will." Gleich dem Waffenadel in der Armee bildete sich ein Dienstadel im Staat, ebenso sehr aus Bürgerlichen als aus Edelleuten. Die Art ihrer Anstellung in den Provinzen sollte die Einheit der Monarchie und die Gleichheit des Staatszwecks versinnlichen. Ausdrücklich war vorgeschrieben: Für Besetzung der Provinzial-Kammern und -Commissariate sollen keine Leute in Vorschlag gebracht werden, die aus der Provinz gebürtig sind, wo die Stelle erledigt ist. Für die Kammern in Preußen sind vorzuschlagen clevische, märkische oder pommersche Unterthanen, aber keine Preußen; für die in Cleve: Preußen, Märker und Magdeburger, aber keine Clever; für die in Pommern: Preußen, Clever und Magdeburger, aber keine Pommern; für die im Magdeburgischen und Halberstädtischen: Märker, Clever und Preußen, aber keine Magdeburger und Halberstädter. Eine

Zucht und Ueberwachung, der des Heeres nachgebildet, hielt diesen Körper zusammen und sonderte ihn von der Unterthanenschaft ab; seine unteren Stufen wurden geradezu durch ausgediente Soldaten und invalide Unteroffiziere bevölkert. Jedermann kennt die bitteren Worte, die später der Freiherr vom Stein über diese Schreiberkaste und ihren Miethlingsgeist geäußert hat, als er das Recht der Nation auf Mitverwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten vertheidigte. Zur Zeit, da dies Beamtenthum geschaffen wurde, war es mit all seinen Schattenseiten die einzige Schutzwehr der Staatsidee gegen einen Sondergeist, der dem Staate feindlich war, einerlei wo er sich Luft machte, ob bei feudalen Landjunkern oder städtischen Spießbürgern. Seine Lichtseiten aber haben alle Trübungen überlebt. In diesem Beamtenthum hat der große Gedanke nationalen Staatsdienstes seine erste Erziehungsstatt gefunden; wie die Nation herauswuchs aus Armuth und Verkümmerung, der Staat heranreifte zu Macht und Größe, so wuchs auch dies Beamtenthum mit seinen größeren Zwecken; in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Preußens hat es seine eigne Wiedergeburt vollzogen und zugleich damit die Neugeburt des Staates begründet durch eine Gesetzgebung, in der die edelste Ideenarbeit des Jahrhunderts Körper und Gestalt gewann.

Kronprinz Friedrich (geb. 24. Januar 1712) war elf Jahre alt, als sein Vater dem Haushalt seines Staates die Einrichtung gab, die ihm beiläufig drei Menschenalter unverändert bleiben sollte. Nicht diesen Bau im Einzelnen zu schildern konnte hier unsere Absicht sein; es galt nur einen Blick zu werfen in die Werkstatt, die sich Friedrich Wilhelm in seinem Heer und seinem Staat geschaffen, in die Arbeits- und Gedankenwelt, in der er mit jeder Faser seines Wesens Wurzel geschlagen, außerhalb deren er sich ein eines Königs von Preußen würdiges Dasein gar nicht denken konnte, und in die das ganze Seelenleben seines Sohnes hinein zu bilden, hinein wachsen zu lassen, ihm als die heiligste Aufgabe seines Lebens erschien.

Keine Ahnung hat er davon gehabt, daß das Schwierigkeiten haben, daß diese Schwierigkeiten dem Naturell des Prinzen selbst entspringen könnten. Großes hatte er schon für seinen Thronfolger gethan; Größeres hoffte er zuversichtlich werde dieser einst für Preußen thun. Ebenso merkwürdig als die Voraussicht ist die persönliche Entsagung, mit der er ganz kurz nach der Erwerbung Vorpommerns, 1722 in einer für seinen Nachfolger bestimmten Instruktion die Worte niederschrieb: „Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hat die Aufnahme und das rechte Flor in unser Haus gebracht, mein Vater hat die königliche Würde erworben, ich habe das Land und die Armee in Stand gesetzt; an Euch, mein lieber Successor, ist, was Eure Vorfahren angefangen zu behaupten und die Prätensionen und Länder herbeizuschaffen, die unserem Hause von Gott und Rechtswegen zugehören." Dazu freilich war erforderlich, daß der Sohn wie der Vater mit Leib und Seele aufging in seinem königlichen Amt, der Erhaltung der Armee, der Verwaltung des Landes, daß er sein eigner Finanzminister und Feldmarschall war und in einem

Staat, in dem die größte Anspannung aller Kräfte gerade ausreichte, den einmal gewonnenen Rang in der Welt zu behaupten, selber das Beispiel hingebender Pflichttreue, unermüdeter Arbeit und vollendeter Selbstverleugnung gab.



Friedrich II. und seine Schwester Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, als Kinder. Nach dem Stiche von Ed. Eichens; Originalgemälde von Ant. Pesne.

Kein Zweifel: der Kronprinz war auf dem besten Wege solch ein Monarch zu werden, denn seine Anlagen waren vortrefflich und seine Lehrmeister die besten, die gefunden werden konnten. Ausgezeichnete, durch und durch charaktervolle Menschen haben über seiner Kindheit gewacht, seine

Jugend geleitet. Frau von Rocoulle, General Graf Finkenstein, Oberstlieutenant von Kalkstein und Duhan de Jandun: das war ein Stab von so auserlesener Tüchtigkeit, wie er selten einen Königssohn ins Leben eingeführt hat. Eine der ehrenwerthesten Eigenschaften des Vaters war seine Wahrhaftigkeit, sein Abscheu vor Lüge, Schwindel und Schmeichelei, vor all dem seelenverderbenden Unkraut, das nirgends üppiger als an Höfen wuchert; aufrecht und aufrichtig wie er selbst sollte auch der künftige König von Preußen sein; folglich durfte er keine Kriecher und Schmeichler um sich sehen. Ehrfurcht vor Vater und Mutter sollte er lernen; aber „knechtisch", „sclavisch" sollte sie nicht sein, so befahl der König ausdrücklich;[1]) Schmeichelei sollte ferne von ihm gehalten werden bei des Königs größter Ungnade — das Alles war mit Befehlen, Instruktionen nicht zu machen, dafür mußten die Menschen bürgen, denen das Herz des Kindes anvertraut ward und deren Auswahl hatte Friedrich Wilhelm mit dem glücklichsten Griff getroffen.

Die Ertheilung des wissenschaftlichen Unterrichts, den Offiziere nicht geben konnten, wäre für den König eine große Verlegenheit gewesen, hätte er nicht den Franzosen Duhan de Jandun gehabt, den er in den Laufgräben von Stralsund kennen gelernt hatte.[2]) Der war frei von Allem, was dem König deutsche Gelehrte unausstehlich machte und bot in seltner Vereinigung gerade das, was er brauchte. Der Sohn einer Hugenottenfamilie, die in der Heimath ein glänzendes Loos aufgegeben hatte, um in Preußen frei ihres Glaubens zu leben, war, wie die Frau von Rocoulle auch, erfüllt von jener herzhaften Frömmigkeit, jener tapferen Protestantengesinnung, die dem König bei der Erziehung seines Sohnes über Alles am Herzen lag; ein junger Gelehrter, der dreißig Jahre alt aus reiner Begeisterung für das Waffenthum die Studien verlassen hatte, um in Pommern als Freiwilliger mitzukämpfen, bot jede Gewähr dafür, daß er seinen Zögling zu einem Bücherwurm und Stubenhocker nicht machen werde. Mit dem Wissen eines Gelehrten, rühmte ihm sein Schüler nach, verband er den heitern Lebensmuth, das sichere, gewinnende Auftreten des vollendeten Cavaliers. Naturen, die dieser ähnlich waren, gediehen auf unseren Hochschulen noch nicht. Der erste deutsche Gelehrte, der das als ein großes Unglück betrachtete und sein Leben

---

1) Instruktion vom 13. August 1718 bei Förster I, 354—57. 2) Jacques-Egide Duhan de Jandun war den 14. März 1685 zu Jandun in der Champagne geboren. Sein Vater Philipp Jandun war geh. Staatsrath bei Ludwig XIV. gewesen, hatte 1687 Amt und Güter verlassen, um in Berlin seinen protestantischen Glauben frei bekennen zu dürfen, und dorthin war ihm bald darauf Gattin und Sohn gefolgt. Eloge de M. Duhan. Oeuvres de F. le Gr. VII, 10—12. Von dem letzteren heißt es: M. Duhan cultivait les lettres avec tant de soin, que l'on aurait pu penser que son goût pour elles excluait chez lui tous les autres. Mais il était de ces hommes que la beauté de leur génie rend propres à tout. Le siège de Stralsund réveilla dans Mr. Duhan le zèle pour la gloire qui caractérise si particulièrement la noblesse française. Il y servit comme volontaire et se trouvait partout etc.

daran setzte, das Uebel zu heilen, Christian Thomasius, hat unser akademisches Zunftwesen und sein seelenverkrüppelndes Treiben ganz ebenso beurtheilt wie Friedrich Wilhelm und nachher sein Sohn. Was den König von Preußen, der ein Freund des Franzosenthums wahrlich nicht war, bestimmte, einem Franzosen die Geistesbildung seines Sohnes anzuvertrauen, war genau dasselbe, was Thomasius, den Mann, der unsere Wissenschaft zuerst wieder in der Muttersprache reden lehrte, veranlaßte, seiner Jugend die Franzosen als Muster zu empfehlen. Friedrich Wilhelm hatte in seiner Jugend Latein gelernt, weil das, wie die Instruktion seines Vaters von 1695 sagte, für das Studium der Goldenen Bulle, für den diplomatischen Verkehr mit den Großmächten und „für die Erlernung der Historien und politischen Anmerkungen" nöthig sei. Er selbst aber schrieb am 13. August 1718 an den Rand dieses Schriftstücks: „Was die lateinische Sprache anbelangt, so soll Mein Sohn solche nicht lernen und Ich will auch nicht, daß mir einer davon sprechen soll". Das war der schroffste Ausdruck der unter den Praktikern verbreiteten Ueberzeugung, der auch Thomasius sich angeschlossen hatte, als er in seinem ersten deutschen Programm von 1687 aussprach: das Latein unserer Scholastik sei ein Verderben für die Wissenschaft, weil es alles Denken verdunkle, ein Verderben für die Nation, weil es allen Laien insbesondere dem ganzen weiblichen Geschlecht die höhere Bildung verschließe. Wenn aber der König Friedrich später des Bildungskampfes seiner Jugend sich erinnerte, dann verwünschte er das pedantische Professorenthum, das die Wissenschaft verunedelt und bei allen Gebildeten in Verruf gebracht. „Diese Erzpedanten," schrieb er 1746, „haben in Deutschland den Wissenschaften größeren Schaden gethan, als das sogar die Unwissenheit fertig gebracht hätte; ihr Geckendünkel hat die Wissenschaft mit dem Fluche der Lächerlichkeit gezeichnet, was ihnen persönlich anklebt, hat das Volk derart mit dem Studium selbst zusammengeworfen, daß Leute von Stand, welche der Wissenschaft obliegen, ihrem Range zu vergeben scheinen, als ob es eine Selbsterniedrigung wäre, seinen Geist zu erweitern durch nützliche Kenntnisse, zu erleuchten durch das Suchen nach Wahrheit, den Geschmack zu verfeinern, die Sitten zu mildern, das Urtheil zu berichtigen, eine frühreife Erfahrung zu gewinnen, die Fehler des Herzens zu bessern, und Talente auszubilden, welche die Seligkeit unserer Jugend, der Trost unseres reiferen Alters sind, unserem Umgang Reiz und Stetigkeit verleihen, uns der Gesellschaft nützlich machen, durch die wir würdig werden des Rangs, den wir in der Welt einnehmen, sei es, um der Masse als Vorbild zu dienen, sei es, um sie selber auf den Weg der Tugend zu leiten."[1]) Die deutsche Gelehrtenrepublik hatte keinen Prinzenerzieher, wie der Franzose Duhan einer war und der deutschen Literatur war noch kein Klopstock und kein Lessing geboren. Damit ist gesagt, daß dem Kronprinzen von Preußen Geistes- und Geschmacksbildung entweder gar nicht oder nur im

1) Histoire de mon temps 1746. S. 197.

französischen Gewande vermittelt werden konnte, und da seine literarische Lernzeit aufhörte, als das neue Leben unseres Schriftthums begann, auch erklärt, weshalb das fremde Gewand blieb, als der, der es trug, längst der Held und Befreier seines Volkes, der Wiedererwecker alles Seelenadels der Deutschen geworden war.

Französische Sprache — in der dem Prinzen ebenso wie im Deutschen „eine elegante und kurze Schreibart angewöhnt" werden sollte — und in Verbindung mit Geographie und Genealogie die Staatengeschichte der letzten 150 Jahre, insbesondere Geschichte des brandenburgischen Hauses, waren die Gegenstände, in denen Duhan zu unterrichten hatte. Der allgemeinen Geschichte wurde das Theatrum Europaeum zu Grunde gelegt,[1]) für die brandenburgische hatte Duhan in französischer Sprache ein Heft ausgearbeitet, dessen sich der König noch 1747 als eines vortrefflichen Hilfsmittels erinnerte; bei der Mutter seines verstorbenen Lehrers ließ er sich die Handschrift ausbitten, um sie bei seiner eignen Darstellung der Geschichte seines Hauses zu benutzen.[2]) Das Studium der Zeitgeschichte schon im Kindesalter angefangen, ist für Friedrichs persönliche Geistesrichtung und Charakterbildung ebenso fruchtbar geworden als für die Ausstattung des Politikers und Regenten. Als der Vater diese Vorschrift gab und hinzufügte: „aber die Geschichte der Griechen und Römer muß wegbleiben, sie taugt gar nichts", da beging er nach der Ansicht seiner Zeit eine grobe pädagogische Ketzerei. Aber die Nachwelt muß ihm dankbar dafür sein. Was Friedrich von Kenntniß des Alterthums brauchte, hat er später doch gelernt, trotz jener Vorschrift; aber nur durch diese blieb sein Kindesalter vor der falschen, verschrobenen Classicität bewahrt, die in den Jesuitenschulen Frankreichs die Ideologen von 1789 und die Terroristen von 1793 verbildet hat. Die freudige, begeisterte Zuversicht, welche die eiserne Thatkraft dieses Mannes nachher beflügelte, wurzelte in seiner überlegenen Kenntniß der Mächte, die ihn umgaben, der Mittel, die sie hatten, und der Strebziele, denen ihre Regierungen zu folgen pflegten.

Von seinem siebenten bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr hat der Kronprinz Friedrich den regelmäßigen Unterricht seines Hofmeisters Duhan genossen; und schon als er vierzehn Jahre alt war, haben die fremden Diplomaten beobachtet, daß er hervorragende Gaben des Geistes und des Herzens hatte und daß seine Neigungen keineswegs aufgingen in den Liebhabereien, die der König auch auf ihn übertragen wollte. Graf Seckendorf schrieb dem Prinzen Eugen am 27. Juni 1725, in Folge der körperlichen Stra-

---

1) Projets sur la manière de montrer à Monseigneur le Prince Royal l'histoire universelle du dernier siècle, bei Förster I., 360—361. 2) Schreiben an Podewils 8. März 1747: La mere Duhan doit avoir trouvé parmi les efets de son fils un manuscrit en françois sur l'histoire de Brandebourg dont je pourois me servir utillement d'autans plus que c'est cet ouvrage ou j'ai apris l'histoire de la maison, je vous prie de le lui demander. Miscellaneen zur Gesch. König Friedrichs d. Gr. Berlin 1878. S. 367, vgl. S. 233 ff.



Friedrich II. im zwölften Lebensjahre.
Nach dem Stiche von A. Teichel.

pazen, denen der König ihn ebenso wie sich selbst unterwerfe, sehe der Kronprinz „bei seinen jungen Jahren so ältlich und steif aus, als ob er schon viele Campagnen mitgemacht hätte". „Die Absicht des Königs geht dahin, daß er nach seiner ihm beiwohnenden Inclination den Soldatenstand allen übrigen Wissenschaften vorziehe, die Sparsamkeit und Genügsamkeit bei Zeiten kennen lerne und in keine Commodite und Plaisir, als was er, der König selbst nur achtet, sich verlieben solle." Der Kronprinz aber zeige einen Sinn, der auf „Generosität, Proprete, Gemächlichkeit und Magnificence" gerichtet sei, „dabei auch uninteressirt, liberal und barmherzig"; das übliche Geschenk, das ihm die Stadt Magdeburg bei seiner Durchreise anbot, habe er ausgeschlagen und als er's auf ausdrücklichen Befehl des Vaters doch angenommen, bei seinem Regierungsantritt „den armen, ohnehin mit Abgaben beschwerten Bürgern" zurückzugeben versprochen; von den Staßfurtern habe er die 200 Dukaten, die sie ihm verehren wollten, gleichfalls nicht angenommen, und den armen Bürgern zurückgeben lassen, ohne daß der Vater es erfuhr. „Wie denn überdies dieser junge Herr sehr viel natürliche Inclination zu allerhand Wissenschaften und sonderlich zur Mathesin und Mechanik zeigt, auch von freier Hand artig zeichnet und Alles anmerkt, hingegen durch expresses Verbot des Herrn Vaters darin einige Unterweisungen zu nehmen, auch mit keinem andern als Militär, und meistentheils Subalternoffizieren umgehen darf, da sonst seine Inclination mehr dahin geht mit Personen, die etwas wissen und gelernt, sich zu unterhalten."[1]) Aeußerlich wenigstens wurden die engen Schranken des vorgeschriebenen Lehrplans streng beobachtet und wenn der Kronprinz seinem Vater schrieb, so war nur von dem Exercitium seiner Cadetten und den Fortschritten im Theatrum europaeum die Rede.[2]) Aber auf die Dauer war das unmöglich. Nach des Vaters Meinung konnte in dem geschichtlichen und geographischen Unterricht auf das Auswendiglernen von Namen, Zahlen, Thatsachen nicht genug geachtet werden und wäre es auch nur zur Uebung des Gedächtnisses; Duhan dagegen betonte, das Auswendiglernen habe sich auf eine Auswahl der wichtigsten Personen, der bedeutsamsten Schlachten und Belagerungen und den Hauptinhalt der Friedensverträge zu beschränken und legte das größte Gewicht auf das raisonner sur l'histoire in seinem Vortrag, auf das raisonner sur les événemens, zu dem der Schüler angeleitet werden sollte. Hier war nun die vorgeschriebene Grenze schlechterdings nicht inne zu halten und wenn dem Wissensdurst, der geistigen Frühreife des Schülers entsprechend eine Privatlektüre hinzukam, die Alles entzündete, was weder bei der Cadettencompagnie noch beim Wälzen der Folianten des Theatrum europaeum Nahrung fand, wenn in dieser Privatlektüre sich ihm eine neue Geisteswelt erschloß, die, als 1728 der regelmäßige Unterricht aufhörte, sein ganzes Sinnen und Denken gefangen nahm, dann

1) Förster, Urkundenbuch II, 43. 2) S. die Briefe von 1720 und 1721. Oeuvres XXVII. 3. partie.

trat im Innenleben des Prinzen ein Umschwung ein, der stürmisch seine Rechte forderte und dem mit äußerlicher Gewalt nicht zu begegnen war. Was in ihm vorging, als mit Duhans Hilfe vom Knaben der Jüngling sich losriß, das hat er später seinem alten Lehrer in gut gemeinten Versen zu schildern gesucht:[1])

„In den Armen des Irrthums, auf dem Schoß der Unwissenheit schlief meine blöde Unschuld einen tiefen Schlaf, als Minerva die Fackel in der Hand mit Dir erschien, mir den Weg der Unsterblichkeit zu zeigen. Von weitem winkte mir der Tempel des Ruhms, wo die Geschichte aller echten Helden aufgezeichnet ist, wo die hehre Wahrheit, des Himmels keusche Tochter und ihre Schwester, die Gerechtigkeit, den Vorsitz führen. So viele Eroberer, einst die Geißeln dieser Erde, werden dort durch einen strengen Richter abgewiesen und wer dort wohnen will, muß tugendhaft sein, um einzutreten. Versammelt sind da alle Menschen gleichen Seelenadels: Aristides und Sokrates, Titus, Augustus, Trajan, Antonin, Julian, Virgil, Homer, Horaz, Ovid und Lucian: — nimm Dir ein Beispiel an ihrem Wandel, sprach die Göttin zu mir, und dieser Sporn mache Dich zum unermüdlichen Priester des Apoll. Mentor wird Dich auf himmlische Wege leiten, wird Dich Rosen ohne Dornen pflücken lehren, Dir überall die ebensten Pfade zeigen und Phöbus wird Dir seine Renner leihen, die Studien werden die Wonne Deiner Jugend, der Trost Deines frostigen Alters sein. Zur Seite Dir, im Frieden wie im Krieg, im Ruhen wie im Wandern werden sie überall das Glück Deines Lebens sein und ihr Bild in Deine trunkne Seele werfen.“ Das Bekenntniß des Kronprinzen zeigt: Duhan hatte ihm eine neue Welt erschlossen, ihr Zauber blendete sein Auge, berauschte sein jugendliches Herz; ihm war, als wäre der Vorhang zerrissen, der ihm den eignen Genius verhüllte. Der Jugenddrang des Selberdenkens, die Jugendlust des Selberwissens war in ihm erwacht, die Begeisterung für das Ideale, die Seligkeit der ersten Liebe zur Wissenschaft hatte ihn ergriffen. Aber nicht dies allein: auch das heiße Blut des Sechzehnjährigen war ins Wallen gekommen; je mönchischer das Leben war, das er in Potsdam und in Wusterhausen führen mußte, desto heftiger stürmte es in ihm nach Freiheit und Genuß. „O daß ich, fährt sein Schreiben fort, Deinen weisen Lehren immer treu geblieben wäre, nie gehört hätte auf die lockende Sirenenstimme, die meine Sinnlichkeit verführte, mit ihrem Schmeichelton mein Herz berückte, mich zum Spielball ungestümer Begierden machte und den Sommer meines Lebens um den Seelenfrieden betrog, den ich jetzt in stiller Abgeschiedenheit auf den Wegen der Tugend und der Studien wieder suchen muß!“ Gebet und Andachtsübungen hatte er bis dahin nach dem unverbrüchlichen Stundenplan des Vaters gewissenhaft verrichtet; jetzt mußte er sich dazu zwingen und bald hielt er den Zwang nicht mehr aus. Das Soldatenspiel mit seinen Cadetten hatte ihm früher

1) Lettre à Remusberg le 9. Oct. 1738. Correspondence de Frédéric II. avant et après son avénement au thrône avec M. Duhan de Jandun. Berlin 1791. S. 58—64.

Freude gemacht, jetzt wurde es ihm zum Ekel. Das geistlose Einerlei am Hofe des Vaters dünkte ihm tödtlich, den Jagden, dem Exercierplatz, den Männern des Tabakskollegiums entfloh er, um insgeheim über seinen Büchern zu träumen und sich am Flötenspiel zu ergötzen. Der Besuch am Hof zu Dresden, dieser offenen Schule jeglicher Verführung und Unzucht, Februar 1728, führte ihn dem Laster in die Arme, er wurde ausschweifend, liederlich, gründlich liederlich und seine Günstlinge, die Lieutenants Keith und Katte halfen ihm dabei aus Leibeskräften, wie das hier völlig unverdächtige Zeugniß seiner Schwester Friederike Wilhelmine erhärtet und nun erst — man sieht durch wessen Schuld — begann das schwere Zerwürfniß mit dem Vater.

Zwei Briefe vom September 1728 legen die Elemente desselben bloß. Am 11. September schreibt der Kronprinz in Wusterhausen an den Vater, aus Furcht vor noch schlechterer Behandlung, als sie ihm gewöhnlich zu Theil werde, komme er nicht zu seinem „lieben Papa", sondern bitte ihn schriftlich, ihm gnädig sein zu wollen; „nach langem Nachdenken" zeihe ihn sein Gewissen nicht der mindesten Schuld, die er sich vorzuwerfen habe. Darauf folgt die zornige Antwort des Vaters: „Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, denn wann man nun Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei stehet, sondern wenn er nit Alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei mal-propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und nit verschneidet und ich alles dieses tausend Mal repremandiret, aber Alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimmassen macht, als wenn er ein Narr wäre und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten, nits aus Liebe und er Alles dazu nits Lust hat, als seinen eignen Kopf folgen, sonsten Alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Fr. W."[1])

1) Förster I, 362—63. Oeuvres XXVII. 3. partie. S. 10—11. Vgl. damit die nachträgliche Strafpredigt in dem Briefe vom 28. August 1731. — „Alles habe ich angewandt, Dir eine rechtmäßige Ambition, Lust und Inclination zum Soldatenhandwerk zu inspiriren. Ich habe aber nicht reussiret, weil Du die Ambition in Hoffart verkehret hast und anstatt einer rechten Lust, Liebe und Application zum Handwerk einen rechten Widerwillen dagegen getragen, daß es alle Leute observiren können, daß es Dir kein Plaisir, sondern eine rechte Last sei. Wie Du denn auch Dich gegen Fremde und Einheimische darüber beklaget hast und ein Soldat, der Ambition und rechtschaffene Lust dazu hat, wie Ich Dir tausend Mal gesagt habe, auch eine Inclination haben muß zu Allem, was männlich ist und nicht zu dem, was weibisch ist; daß er sich selbst nicht schonen, sondern sich sogleich exponiren und einfinden muß, wenn es Occasionen gibt, sich zu zeigen; der ferner nach keiner Kälte noch Hitze was fraget, noch nach Hunger und Durst, und die stärksten Fatiguen, die

In den Tiefen des Conflikts, der in diesem Briefwechsel sich zum ersten Mal offen erklärte, beobachten wir heute ein Element allgemeineren Charakters: das ist der Gegensatz deutschen und französischen Wesens, der damals das Leben unseres Volks überhaupt bewegte; aus der Gährung, die er erzeugte, ist unter schweren Kämpfen eine neue Bildung hervorgegangen, diejenige, auf der heute unser gesammtes Leben in Haus und Familie, unsere Erziehung und unsere Geselligkeit ruht. Was an der feinen Weltsitte der Franzosen gut und nachahmenswerth war, hatte sich noch nicht gesondert von den Schlacken höfischer Verbildung und Sittenlosigkeit und die Gestalt, in der sie an deutschen Höfen Aufnahme gefunden, zeigte meist vom Guten eine lächerliche Fratze, vom Schlimmen eine abscheuliche Uebertreibung. Was an der urwüchsigen Art unseres Volks ehrenwerth, berechtigt und edel war, hatte sich noch nicht frei gemacht von ungeschlachter Rohheit und Barbarei; der rechtschaffene, pflichttreue Hausvater trug noch die Züge des polternden Haustyrannen, den wir heute kaum mehr auf der Bühne ertragen. Was Friederike Wilhelmine von Baireuth von der unglaublichen Härte ihres Vaters gegen sie und ihren auch schon erwachsenen Bruder erzählt, so viel boshaft Uebertriebenes darin ist, steht doch nicht im Widerspruch mit der schroffen Rauhheit seiner Natur, der fliegenden Hitze seines Temperaments und der Art, wie er seine Pflichten als Erzieher des Erben einer militärischen Monarchie auffaßte. Dies letztere aber war der entscheidende Grund seiner Unerbittlichkeit und deshalb war er im Rechte, denn er handelte im guten Glauben, in der besten Absicht und im Dienste einer großen Sache, deren Wohl von dem wahren Heile seines Sohnes nicht zu trennen war. Hart bis zur Unmenschlichkeit war der Vater in diesem traurigen Streite aber auch gerade, aufrichtig in seinem Empfinden und Thun, und der Sohn war es nicht.

Es war nicht wahr, es war entgegen der lauten Einsprache seines Gewissens, wenn der Kronprinz in jenem Briefe behauptetete, er fühle sich frei von jeder Schuld; das war der Anfang einer langen Kette von Unwahrheiten in Worten und Handlungen, deren eine die andre erzeugte, bis zur Katastrophe. Das war's, was der Vater ihm nicht verzieh, seit er von den Abwegen des Sohnes mehr wußte, als im September 1728 und was man nicht, wie bisher stets geschehen, übersehen darf, wenn man sein Verfahren menschlich verstehen will. So viel Vertrauen wenigstens verlangte er von seinem Sohn, daß er, nachdem er gefehlt, freimüthig sein Verschulden eingestand und reuig Besserung gelobte. Was er nicht ertrug, war das heim-

da sein können, gerne ausstehet. Du aber hast in allen Stücken gegen Mich einen Abscheu davor gezeiget und wenn es auf Jagden, Reisen und andre Occasionen angekommen, hast Du allezeit gesuchet Dich zu schonen und lieber ein französisches Buch, des bons mots oder ein Komödienbuch, oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst oder Fatiguen. Du hast ferner eine Compagnie gehabt, die gewiß schön, gut und tüchtig war, und doch habet Ihr Euch nicht darum gekümmert." — Oeuvres a. a. O. S. 20.

liche Sündigen mit der Miene der Unschuld, die Durchstechereien mit unwürdigen Gesellen, das Complottiren hinter des Vaters Rücken. Den Sünder zur Beichte, den Verstockten zur Reue zu zwingen, hat er die schärfsten Mittel nicht gescheut; was er erreichen wollte mit einer Behandlung, von der er selbst sagte, daß er sie von seinem Vater nicht ertragen hätte, das hat er zu Küstrin bei der denkwürdigen Begegnung am 15. August 1731 ausgesprochen: „Ich habe Euch aufs allerrüdeste und härteste im sächsischen Lager traktirt, in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehen und eine andre Conduite annehmen, mir Eure Fauten offenbaren und um Vergebung bitten, aber Alles umsonst und seid immer verstockter geworden."[1]) Die Schulden und Liebeshändel würde er ihm als Jugendfehler nachgesehen haben, wenn er sie nur eingestand; aber die Verstocktheit, die sich dazu nicht entschließen wollte, brachte ihn außer sich; bald erschien sie ihm als strafbarer Eigensinn, bald als ehrwidrige Feigheit, immer aber als ein giftiges Unkraut, das mit der Wurzel ausgerottet werden müsse.

Es lag freilich nicht allein an dem „bösen eigensinnigen Kopf" des Prinzen, daß der Augenblick versäumt ward, da durch eine rückhaltlose Aussprache von Mund zu Mund verhütet werden konnte, daß das Zerwürfniß unheilbar ward. Von Liebeshändeln und Schuldenmachen abgesehen, gab es in dem, was die beiden schied, Dinge genug, die der Sohn nicht abschwören konnte noch wollte, in denen er sich im Rechte wußte, und über die ihm keine Verständigung möglich schien, weil hier der Vater die Sprache des Sohnes doch nicht verstanden hätte. Dem Sohn, der nicht gestehen, dem Vater, der nicht verzeihen wollte, war noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß französischer Esprit und deutsche Mannheit keineswegs unvereinbare Dinge waren, daß in Einem, der sich trug und kleidete wie ein Modegeck, dennoch das Herz eines Königs schlagen konnte, und daß Kunst und Wissenschaft durchaus nicht für jede Natur ein Faulbett werden mußte, auf dem die Kraft des Staatsmanns und des Kriegers erstickt ward.

Ein großes Unglück in jedem Betracht war aber dies, daß die Königin Sophie Dorothee in diesem schweren Streit zwischen Vater und Sohn den natürlichsten Beruf der Mutter so vollständig verfehlt hat. „Liebe, Hochachtung und Vertrauen zu Uns beiden," hatte der König den Erziehern seines Sohnes befohlen, ihrem Zögling tief in das Herz zu pflanzen. Was Fremden beim besten Willen gar nicht oder nur unvollkommen möglich war, das war das eigentlichste Feld der Thätigkeit der Mutter. Unter all den peinlichen Gedanken, welche der bitterböse Klatsch der Markgräfin von Baireuth über den elterlichen Hof in uns erweckt, bleibt der peinlichste doch immer der: wo war denn die Mutter, die die Leidenschaft des Vaters mäßigte, die lose unehrerbietige Zunge dieser Tochter zügelte und auf den heißen Kopf des Sohnes die kühlende Hand legte? Wie konnten im Hause

---

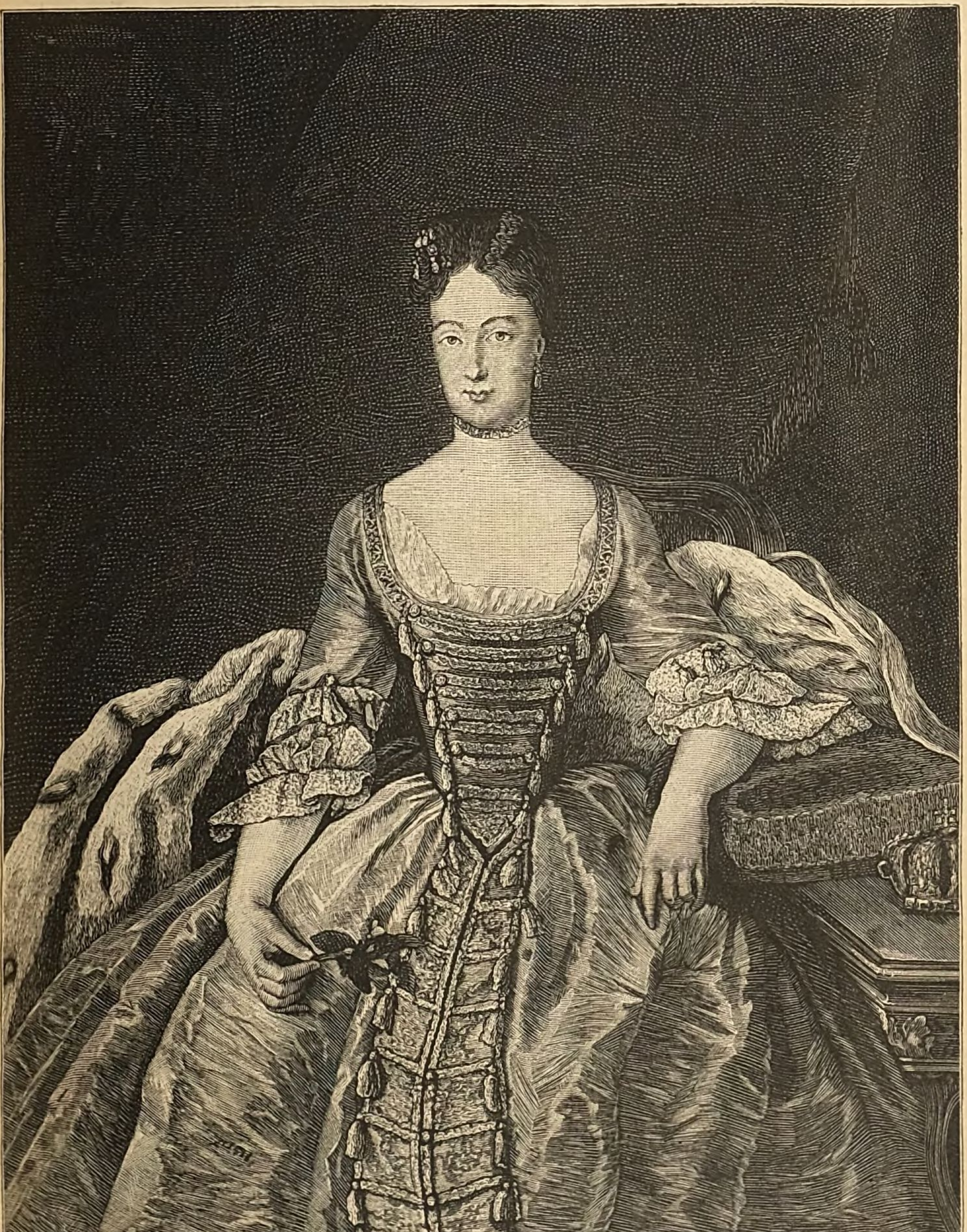
1) Förster III, 51.

eines so rechtschaffenen, bei aller Heftigkeit liebevollen Vaters so unnatürliche Zustände um sich fressen, wenn die Mutter nur einigermaßen ihre Pflicht verstand? Wir athmen auf, wenn wir in dem unerträglichen Gekeife



Königin Sophie Dorothee.
Nach dem Stiche von Wolffgang 1732; Originalgemälde von Ant. Pesne.

dieser traurigen Denkwürdigkeiten eine Stelle finden, wo die Verfasserin selber fühlt, daß sie dem Leser über ihr eigenes Handeln Rechenschaft schuldig ist und sagt: „Man wird vielleicht sonderbar finden, daß wir nie-



Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth.

Nach dem Originalgemälde von Thomas Huber, 1700—1779 (Berlin, Hohenzollern-Museum im Schloß Monbijou).

mals einen Schritt gethan haben, um uns mit dem König auszusöhnen."[1]) Ja, das findet der Leser allerdings sonderbar, daß die Prinzessin ihren um drei Jahre jüngeren Bruder nur bemuttert, um ihn gegen den Vater aufzuhetzen, daß sie beide, sie 20, er 17 Jahre alt, lieber hinter spanischen Wänden und unter Bettstellen sich verstecken, als daß sie offen und ehrlich sich an das Herz des Vaters wenden, der sie nicht zurückgestoßen haben würde. Und wir erschrecken über die Anklage, die sie gegen die Mutter schleudert, wenn sie um sich zu entschuldigen sagt: „Ich sprach mehrmals mit der Königin darüber, aber diese wollte es durchaus nicht." War dem wirklich so, so entlastete das die Tochter nicht, denn mit ihren 20 Jahren war sie alt genug, um selber zu wissen, wie sie handeln mußte. Allein ihre Angabe scheint richtig zu sein, denn der Grund, den die Königin anrief, würde ihr Widerstreben erklären. Sie sagte nämlich, als Preis der Versöhnung würde der König die Hand Wilhelminens für den Herzog von Weißenfels oder den Markgrafen von Schwedt verlangen, und davon wollten sie beide nichts wissen, denn in ihrem Rath war beschlossen: Wilhelmine heirathet den Prinzen von Wales und Friedrich heirathet dessen Schwester, die Prinzessin Amalie, und wenn diese beiden Heirathen nicht zu Stande kommen, so werden vier junge Herzen freventlich gebrochen und die Häuser Braunschweig und Brandenburg auf ewige Zeiten geschieden.

Viel entschiedener, als es bisher geschehen, muß die Nachwelt aussprechen, daß König Friedrich Wilhelm in dieser Frage durchaus im Rechte gewesen ist, daß die Doppelheirath, wie sie von den Welfen geplant ward, ein Irrlicht war, von dem sich niemand am preußischen Hofe hätte blenden lassen sollen. Friedrich Wilhelm durchschaute es, und das ist eines seiner größten Verdienste um den preußischen Staat.

Wenn Königin Sophie Dorothee, die Tochter König Georgs I. von England, den Herzenswunsch hegte, den Ehebund, den sie mit König Friedrich Wilhelm geschlossen, durch einen Ehebund zu bekräftigen, der ihre älteste Tochter mit dem ältesten Sohne ihres Bruders verband, so war das menschlich sehr begreiflich und politisch durchaus unverfänglich. Hierauf allein war auch der ursprüngliche Gedanke gerichtet, dessen Ausführung Friedrich Wilhelm nie auch nur das Mindeste in den Weg gelegt haben würde, wenn König Georg ihn einfach als eine Familienangelegenheit ohne politische Hintergedanken aufgefaßt hätte. That er das, so konnte gleichzeitig mit

1) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Prinzessin Wilhelmine Markgräfin von Baireuth. Tübingen, Cotta 1810. Diese deutsche Uebersetzung ist die erste Veröffentlichung. Der Text, der ihr zu Grunde lag, weicht sehr stark ab von der zweiten Veröffentlichung in französischer Sprache: Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le Grand, 1706—1742. Ecrits de sa main. Brunswick, Fr. Vieweg, 1810. I, 157. Zur Kritik dieser Denkwürdigkeiten L. v. Ranke, Ueber die Glaubwürdigkeit der Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Sämmtliche Werke 24. S. 57—70. J. G. Droysen, „die Markgräfin von Baireuth" in der Geschichte der preußischen Politik IV. 4. S. 33—96.

dem Vertrag von Hannover 1725 das Verlöbniß geschlossen werden, und die mancherlei Irrungen, die dann eintraten, höchstens eine Vertagung der Hochzeit, aber keine Lösung des Verhältnisses herbeiführen. Aber König Georg hat den Bestürmungen seiner Tochter nur mit Redensarten geantwortet; als er 22. Juni 1727 starb, war der Plan aus dem Reich der Träume noch nicht herausgetreten. Nun aber gewann er plötzlich ein anderes Gesicht. Zwischen der Königin von Preußen und der nunmehrigen Königin von England, Karoline von Anspach, war noch eine zweite Ehe verabredet worden, die des Kronprinzen Friedrich mit Amalie, der Schwester des Prinzen von Wales; auch damit war König Friedrich Wilhelm einverstanden, aber unter der selbstverständlichen Bedingung, daß die Politik aus der Sache heraus bleibe, daß die Heirathen stattfinden sollten, ohne seinem Staate politische Verpflichtungen aufzuerlegen, ohne die Freiheit seines Handelns als König von Preußen zu beeinträchtigen.

Da war es nun von übler Vorbedeutung, daß die Königin Karoline hiegegen sofort mit höchster Entschiedenheit geltend machte: erst das Geschäft und dann die Heirath; fangen wir um Gottes Willen den Roman nicht von hinten an. Unter Privaten würde das die sehr verständige Mahnung gewesen sein, sehen wir erst, wie die jungen Paare ihr Auskommen haben werden, ehe wir sie zusammengeben; hier aber bedeutete es: zu welcher politischen Gegenleistung wird sich der preußische Staat verpflichten, um seine Dankbarkeit für die unermeßliche Gnade des Hauses Braunschweig an den Tag zu legen? Will der König von Preußen, um der Versorgung seiner Kinder willen, der Landsknecht der Könige von England und Frankreich werden und z. B. gleich damit anfangen, mit dem Kaiser Karl zu brechen und den mit der Waffe in der Hand zur Unterwerfung unter den Vertrag von Sevilla zu zwingen?

Friedrich Wilhelm war damals — nach den Verträgen von Wusterhausen und Berlin — gut kaiserlich, wie immer, wenn er hoffen durfte, durch engen Anschluß an den Kaiser erstens den Frieden im Reich zu erhalten und zweitens sein Recht auf die Jülich-Berg'sche Erbschaft gewährleistet zu sehen. Der kaiserliche Botschafter Graf Seckendorf war im Genuß seines intimsten Vertrauens, sein erster Stammgast im Tabakscollegium, sein unermüdlicher Begleiter bei Jagden und Revuen; begreiflich, daß der bei dem König wie bei den Ministern Alles aufbot, um die englischen Heirathspläne zu hintertreiben. Aber es wäre ein großer Irrthum zu glauben, die Ränke dieses durchtriebenen Diplomaten seien die Klippe gewesen, an der sie gescheitert sind. Dieser Mitwirkung hat es durchaus nicht bedurft; rein sachlich waren die Hindernisse und rein sachlich die Beweggründe, denen der König folgte. Was ist solch ein Ehebund? fragte er sich. „Ist man dann besser Freund? Ja, unter Particuliers; aber große Herren, die gehen nach dem Interesse. Indessen wünsche von Herzen meinen Blutsfreunden alles Glück und Wohlsein, wenn es nur nicht a mes depenses und gegen meine

Verfassung ist, die über den Haufen zu schmeißen; denn das stichet den Herren Engländer-Hannoveranern in die Augen. Meine Verfassung c'est la pierre de touche."[1])

Für seine durchaus richtige Auffassung der Sache stand fest, daß die Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales durchaus getrennt werden müsse von der des Kronprinzen mit dessen Schwester. Mit der ersteren war er völlig einverstanden, und als der außerordentliche Gesandte Charles Hotham am 4. April 1730 in Charlottenburg seine Eröffnungen an diesen alten Plan anknüpfte, da war er überglücklich, denn er wußte, daß seiner Gemahlin und seiner Tochter keine größere Freude bereitet werden konnte und bat sich nur Geheimniß über die Sache aus, damit er die Messiasbotschaft selber überbringen und sich an der Ueberraschung der Seinigen weiden könnte. Wie sehr war Friederike Wilhelmine im Unrecht, als sie diesen Vater der unnatürlichen Absicht beschuldigte, ihr und ihres Bruders Lebensglück zu zerstören.

Für Friedrich Wilhelm stand ferner fest, daß wenn er die Einwilligung zur Vermählung seines Thronfolgers mit der Prinzessin Amalie gab, er zweierlei Sicherheiten haben mußte: erstens ein Krieg mit dem Kaiser durfte daraus nicht entstehen, es mußte deshalb zuvor der Streit zwischen ihm und den Verbündeten von Sevilla beigelegt sein und zweitens, der König von England mußte seine Feindseligkeit gegen Preußens Erbfolge in Jülich und Berg aufgeben, das Erbrecht Preußens ebenso anerkennen, wie der Kaiser das gethan. Wurden solche Sicherheiten nicht gegeben, wurde außerdem die Heirath des Kronprinzen zur Vorbedingung der Heirath seiner Schwester gemacht, so war Alles, was sonst an äußeren Vortheilen geboten ward, nichts weiter als eine Falle, insbesondere das dem Anschein nach so verlockende Anerbieten, den Kronprinzen von Preußen zum Statthalter von Hannover zu machen. Ganz abgesehen davon, daß der in Hannover lebende Kronprinz von Preußen der „Verfassung" Preußens entfremdet worden wäre; er folgte dort doch jedenfalls der Richtung der englischen Politik, und der König besorgte mit vollem Recht die Möglichkeit, daß er dann einmal in den Fall kommen könne, gegen seinen eigenen Sohn die Waffen zu ergreifen. Auf diese Bedingungen ging nun der König von England nicht ein; die einfache Heirath gewährte er nicht, für die Doppelheirath versagte er die ganz unentbehrlichen Sicherheiten; folglich war klar, daß sein einziges Zugeständniß, die Statthalterschaft in Hannover, gerade das bewirken sollte, was der König niemals zugeben konnte, nämlich die vollständige Losreißung des Kronprinzen von dem Vater und seinem Staat, seine Verwandlung in ein Werkzeug der Welfenpolitik. Der König that nur seine Schuldigkeit, als er hiernach erklärte, die Sache sei noch nicht reif, sein Sohn zum Heirathen überhaupt noch nicht alt genug. Im übrigen aber werde ihm die englische Heirath die erwünschteste sein.

---

1) Ranke, Preußische Geschichte (Sämmtl. W. 27/28. S. 95).

Die Königin, die Prinzessin und der Kronprinz waren von diesen Hergängen wenigstens soweit unterrichtet, um zu wissen, an welcher Stelle eigentlich die Schwierigkeit lag, wenn die englischen Heirathen nicht zu Stande kamen. Was sie nachweislich darüber gewußt haben, reicht vollständig aus, um unbegreiflich erscheinen zu lassen, daß die Markgräfin später mit solcher Gehässigkeit von der Verschwörung reden konnte, welche ihr Vater angeblich mit Grumbkow und Seckendorf gegen ihr Glück sollte geschmiedet haben, während sie selber kein Hehl daraus macht, daß ihr der Prinz von Wales persönlich unangenehm war und die Verheirathung mit ihm ihr nur wie das kleinste von drei Uebeln vorgekommen wäre. Alle drei haben gewußt, daß die Vermählung der Prinzessin beim König gar keinen Schwierigkeiten begegnet war, sondern aufrichtige, freudige Zustimmung gefunden hatte, daß sie folglich sofort zu Stande kam, wenn man in England nur nicht auf der gleichzeitigen Vermählung auch des Kronprinzen bestand. Die Gründe dieses Verlangens haben sie allerdings nicht durchschaut, aber daß sie nicht durchschlagend sein konnten, wenn man es in London mit einer Familienallianz ehrlich meinte, haben sie ganz richtig geschlossen. Die Prinzessin setzte für ihren Bruder einen Brief auf, in welchem er der Königin Karoline vorstellte, nur wenn sie die Vermählung seiner Schwester zugebe, werde er sein eigenes Versprechen halten, dereinst die Prinzessin Amalie zu heirathen,[1]) und in einem Briefe, den der Kronprinz aus eignem Antriebe an Hotham schrieb, bat er dringend darum, die Heirath seiner Schwester im voraus fertig zu machen und hinsichtlich seiner eigenen sich mit seinem Ehrenworte zu begnügen, daß er nie eine andere Gemahlin als die Prinzessin Amalie nehmen werde.[2])

Die Gründe freilich, welche den Vater abhielten, die Doppelheirath sofort einzugehen, haben sie sich beide in der gehässigsten Weise zurecht gelegt. Wir erfahren das aus den Anfangsworten des oben berührten Schreibens des Kronprinzen an Hotham: Der König behandelt mich auf eine unerhörte Weise, und schreckliche Dinge bereiten sich gegen mich vor. Der wahre und uneingestandene Grund, weßhalb der König in diese Heirath nicht willigt, ist der, daß er mich ewig in Abhängigkeit erhalten und mein ganzes Leben einkäfigen will.[3]) Unter den unaufhörlichen Mißhandlungen, die ihn sein Vater auch jetzt noch erleiden ließ, ohne seinen Starrsinn zu brechen, war in ihm der Entschluß gereift, zu fliehen, über Frankreich nach England zu gehen, obwohl ihm der englische Gesandte durchaus nichts Ermuthigendes für seinen Plan sagen konnte. In dem Lager von Mühlberg hatte er noch einmal Unerträgliches ertragen. Die Rheinreise, auf der er

1) Mém. I, 167. 2) Der — nicht datirte — Brief aus Hothams Papieren bei Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchiv. Dritter Theil. Bd. I, 513. 3) Qu'il me veut toujours tenir sur un bas pied, et me faire encager (so ist offenbar statt enrager, wie R. schreibt, zu lesen) toute la vie.

den Vater begleitete, sollte zum Entweichen benutzt werden, sobald er in die Nähe der französischen Grenze kam. Schon in Mannheim hatte der Page



Friedrich II. etwa in seinem achtzehnten Jahre.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

Keith, der Bruder des Lieutenants, in seiner Gewissensangst dem König Alles verrathen und in Wesel nahm dieser den Kronprinzen am späten

Abend des 12. August selbst ins Verhör. Der Prinz gestand sein Vorhaben, nahm alle Schuld auf sich selbst, vertheidigte sich auch nicht und verwahrte sich nur dagegen, daß was er geplant, um sich der Ungnade seines Vaters zu entziehen, einer Desertion, einem Bruch der Fahnentreue gleich geachtet werde.

Bis zur Ankunft in Berlin hielt der König an sich, dort aber übermannte ihn die Leidenschaft; er wüthete gegen die Tochter, deren Schreien und Jammern im ganzen Schlosse gehört ward.[1]) Finkenstein und Kalkstein erfuhren seine Ungnade; Duhan, der seit 1727 Rath beim Kammergericht und beim französischen Consistorium war, ward nach Memel verbannt, ebendahin der Bibliothekar des Prinzen verwiesen; die Bibliothek, bestehend aus 4000 Bänden, ließ er in Tonnen packen und zum Verkauf nach Hamburg schicken. Die unglückliche Doris Ritter zu Potsdam, deren schöne Stimme dem Kronprinzen gefallen, wurde öffentlich ausgepeitscht und dann ins Spinnhaus gebracht. Der Prinz selbst aber und der Lieutenant Katte erwarteten in Küstrin den Spruch des Kriegsgerichts, das in Köpenick am 25. Oktober 1730 zusammentrat. Was der König vorhatte, ergibt sich aus dem, was er that. Ein tiefer unauslöschlicher Eindruck sollte auf den Prinzen gemacht, der Abgrund sollte ihm gezeigt werden, an den ihn Leichtsinn, Ungehorsam, Verstocktheit geführt. Auf des Königs ausdrücklichsten Befehl mußte der Generalauditeur Mylius am 16. September den Kronprinzen fragen: was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Komplotte zur Desertion mache? Ob er sich noch würdig halte, Landesherr zu werden? Ob er sein Leben geschenkt haben wolle oder nicht? Ob er um das Leben, das er verwirkt, zu retten, Verzicht thun wolle auf die Krone seiner Väter? Wie Dolchstiche fuhren diese Fragen in das Herz des Prinzen; der Gnade des Königs gab er sein Schicksal anheim und nur um Eines bat er: lieber Tod oder Verzichtleistung als ewige Gefangenschaft. Vielleicht noch mehr als der Kronprinz litt der König selbst. Auch ihm schlug das Gewissen; was immer der Sohn gesündigt haben mochte, unnatürlich grausam hatte er ihn dafür gezüchtigt. Wenn er verstockt war, hatte er ihn denn nicht durch seine Härte von Kindheit an verschüchtert? War denn Alles, was er dem Kronprinzen vorwarf, gleich schwer, gleich sündhaft, gleich unverzeihlich? Hatte er ihn nicht so tief in der Seele verwundet, daß ihm gar keine Wahl übrig blieb, als Selbstmord oder Flucht? Wie würde er denn selber gehandelt haben, wenn ihm Gleiches widerfahren wäre? — Solche Fragen werden es gewesen sein, die den König Nachts vom Lager scheuchten, daß er wie ein Missethäter, den Furien verfolgen, durch die Säle seines Schlosses irrte und schweißgebadet vor dem Lager seiner Gattin niedersank.

Das Kriegsgericht lehnte ein Urtheil über den Kronprinzen ab; dessen

---

1) Uebereinstimmende Berichte von Guy Dickens und Seneterre vom 5. und 7. Sept. bei Raumer, S. 525 ff., vgl. Förster I, 382—83.



Partie vom Schloß zu Küstrin,
mit dem davor befindlichen sogen. „Kattethurm", vom Platze der Hinrichtung Kattes gesehen.
Nach der Natur gezeichnet von H. Lüders.

beabsichtigte aber nicht ausgeführte Flucht sei eine Familiensache zwischen dem König und seinem Sohn, Vasallen und Unterthanen könnten darüber nicht zu Gerichte sitzen; der Lieutenant Katte wurde zu lebenslänglicher Festungshaft, der geflüchtete Keith zum Tode verurtheilt. Der König, der nur vorgehabt, seines Sohnes „gottloses Herz zu zerknirschen, zu erweichen und zu ändern", aber nicht ihn zu tödten, bedurfte der Abmahnungen fremder Höfe nicht, um zu wissen, daß er den Kronprinzen zu begnadigen habe, sobald er an dessen Besserung glauben durfte; er hat gegen den Spruch des Kriegsgerichts nichts eingewendet. Das Urtheil über Katte aber verwandelte er in Todesstrafe; am 6. November wurde es vollstreckt. Der Kronprinz mußte am Fenster stehen, als der Unglückliche vorübergeführt ward, um unter seinen Augen zu sterben: „Verzeihung, Verzeihung tausend Mal!" rief er ihm zu. „Keine Ursache!" rief der Verurtheilte zurück. Dann fiel der Kronprinz in Ohnmacht und als er wieder zu sich kam, war Alles vorüber.[1]) Am 19. November leistete er den Reueeid, den der König als Bedingung seiner Begnadigung gefordert, am Tag darauf trat er als Auskultator in die Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin ein und mit diesem Tage hat für den Kronprinzen die Vorschule des Königs begonnen.

---

1) Ranke a. a. O. S. 116—122. Vgl. Droysen, Preuß. Politik IV, 3. S. 105—113.

II. Kronprinz Friedrich in Küstrin und Ruppin.

In dem Jahrzehnt, das mit der Haft in Küstrin begonnen und mit der Thronbesteigung geendet hat, ist Kronprinz Friedrich der geworden, als der er mit 28 Lebensjahren in die Weltgeschichte eintrat, eine Fürstennatur von Gottes Gnaden, wie seit dem großen Staufer Friedrich II. keiner aus deutschem Stamme hervorgegangen war.

Den Gabenreichthum seines Sohnes hat der Vater nie ermessen, nie auch nur geahnt; bis an seinen Tod hat er nicht erfahren, welch eine Fülle fruchtbarster Thätigkeit noch möglich war neben all dem, worin er selber aufging und auch der Sohn pflichtmäßig aufzugehen schien. Die Welt rein geistigen Schaffens und Genießens, in der der Kronprinz weiter lebte und weiter wuchs, nachdem er scheinbar den alten Menschen ausgezogen, mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen hatte, ist Friedrich Wilhelm stets ein Geheimniß geblieben; die Unaufrichtigkeit, die sie vor ihm verbarg, war Nothwehr gegen neue Mißverständnisse; ganz aufrichtig war trotzdem der Antheil, mit dem der Prinz auf den Dienst in der Verwaltung und im Heere eingegangen ist — jeden Zweifel daran hat die Folgezeit entfernt; der Genius kann eben mehr als gewöhnliche Menschenkinder, die entweder einseitig oder gar nichts sind.

Trotz aller Betheuerungen des Sohnes, daß er mit Leib und Seele dem Willen des Vaters und nur diesem lebe, daß er nicht aus Zwang, sondern aus Liebe und rechter Herzensneigung Allem entsagen wolle, was ihm die Ungnade des Vaters zugezogen, hat den König immer wieder der Argwohn beschlichen, so ganz aufrichtig könne es nicht gemeint sein. Auch nachdem er ihn nach fast einjähriger Haft wieder zu Gnaden angenommen, hat er ihm noch nicht vollständig getraut und als der Kronprinz am 18. August 1731, drei Tage nach der denkwürdigen Begegnung mit ihm, brieflich den Wunsch zu erkennen gab: „wieder Soldat zu werden; machen Sie mich zu was in der Welt Sie wollen, ich werde mit Allem zufrieden und vergnüget sein, wenn es nur Soldat ist" — da antwortete der König, das könne ihm nicht recht von Herzen gehen: „Was gilt es, wenn ich Dir recht Dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musique-Büchern, ingleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich lauter Franzosen und

Französinnen, auch ein paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petit-maîtres verschriebe, und ein großes Theater bauen ließe, so würde Dir dieses gewiß besser gefallen als eine Compagnie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, noch Deiner Meinung, nur Canailles, aber ein petit-maître, ein Französchen, ein bon mot, ein Musiquechen, ein Komödiantchen, das scheinet was Nobleres, das ist was Königliches, das ist digne d'un prince. Dieses sind Deine Sentiments, wenn Du Dich recht prüfen willst; zum wenigsten ist Dir dieses von Jugend auf von Schelmen und Huren eingeflösset worden und hast Du diese Sentiments gehabt bis in Küstrin."[1]) In der That, die „Sentiments" des Prinzen waren einstweilen noch dieselben, wenn auch nicht so einseitig wie der König meinte. Dem Kammerdirektor Hille sagte er eben in jenen Tagen ganz offenherzig: „Mein liebster Genuß ist die Lektüre, ich liebe die Musik, aber noch viel mehr den Tanz. Ich hasse die Jagd, liebe aber das Reiten. Wäre ich mein eigner Herr, so würde ich das Alles thun, wie mir die Lust dazu ankäme, aber einen guten Theil meiner Zeit würde ich den Geschäften widmen und das wären sicherlich keine „Anschläge", die würde ich andern überlassen. Außerdem würde ich auf gute, wenn auch nicht üppige Tafel halten; gute Musiker haben, aber wenige und niemals bei Tisch, denn die Musik ist mir Erholung und hindert mich am Essen."[2]) — Auch dem General Grafen Schulenburg machte er sehr freimüthige Geständnisse über das Thema: Ich bin jung und will mein Leben genießen.[3]) Durch den geheimen Briefwechsel des Grafen Seckendorf aber mit Friedrich und dem Prinzen Eugen erfahren wir, aus welchen Quellen der Kronprinz seit 1732 die ganz erheblichen Summen geschöpft hat, um besser zu leben, als die Knappheit seiner Mittel gestattete, und seine Schulden zu bezahlen, ohne daß der Vater es erfuhr.[4])

Und dennoch begann für den Kronprinzen in Küstrin ein neues Leben, durch welches er wirklich ein anderer Mensch geworden ist. „Er soll nur meinen Willen thun," schrieb der König am 25. Mai 1731, „das französische und englische Wesen aus dem Kopf schlagen und nichts als Preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben."[5]) Der Wunsch des Vaters ist in Erfüllung gegangen, wenn auch in andrer Weise, als er erwartet. Als ein Jüngling, der den Anspruch erhoben hatte, von dem eignen Selbst die einzige Richtschnur seines Lebens zu empfangen, war der Kronprinz in die Schule zu Küstrin eingetreten und heraus trat er als ein Mann, dem die Verleugnung seines Selbst, die Unterwerfung unter die Zwecke und die Sendung des preußischen Staates zur zweiten Natur geworden war. Das eigenwillige Bestehen auf dem, was ihm als sein

1) Potsdam, 28. August 1731. Oeuvres, a. a. O. S. 21; der erste Theil des Briefes ist oben S. 235, Anm. 1 mitgetheilt. 2) Hille an Grumbkow, 30. Sept. 1731. Förster III, 62. 3) Drei Berichte des Grafen Schulenburg an Grumbkow, 4., 19., 22. Oktober 1731, ebendas. S. 65 ff. 4) Bei Förster III, 76 ff. S. 221 ff. 5) Förster III, 47.

Recht auf Genuß und Freiheit erschienen war, trat zurück hinter einer großartigen Auffassung seiner Pflicht, die mehr und mehr sein ganzes Wesen erfüllte. Die wunderliche Auslegung des Dogmas von der Gnadenwahl, die seinem Vater so schweren Seelenkummer bereitet, wich einer andern, die es zum Segen wandte. An einen ewigen Rathschluß hatte er geglaubt, der stärker als sein Wille ihn der Welt und ihren Verführungen hilflos preisgegeben oder wie sein Vater das ausdrückte, „aus dem Principio, es gehe Alles durch Fatalität in der Welt", war er auf seine „gottlosen Ausschweifungen gerathen";[1]) der ewige Rathschluß, dem er sich jetzt beugen lernte, wies ihn an, sich zu opfern seinem Volk, aufzugehen in seinem Staat und die freudige Unterwerfung unter dies göttliche Gesetz ward die Religion seines Lebens, das Allerheiligste seiner Philosophie.

Auf der Kriegs- und Domänenkammer, wo der Kronprinz mit den Kammerjunkern Natzmer und Rohwedel zusammen jeden Morgen um 7 Uhr in der Schreibstube anzutreten und mit kurzer Unterbrechung um die Mittagsstunde bis 5 Uhr Abends auszuharren hatte, war er von Allem abgeschieden, was ihm bisher so unentbehrlich gedünkt, wie Essen und Trinken. Von der Außenwelt getrennt, durch keinerlei Zerstreuung abgelenkt und durch die Werktagsarbeit schlechterdings nicht gefesselt, begann er eine Selbstschau, deren Gegenstand seine und seines Staates Zukunft war. Mit seinem Vertrauten Natzmer saß er oft bis tief in die Nacht hinein in Gesprächen zusammen, die erst endeten, wenn beide der Schlaf übermannte. Eines dieser Gespräche hat er in einem Aufsatz „über die gegenwärtige Politik Preußens" schriftlich fortgesetzt; Graf Seckendorf hat sich diesen Aufsatz zu verschaffen gewußt, ihn am 24. Februar 1731 dem Prinzen Eugen eingeschickt und dieser hat mit Schrecken daraus ersehen, „was vor weitaussehende Ideen dieser junge Herr habe, und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sein, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er so gefährlicher seinen Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Principien nicht abgebracht wird".[2])

Der Aufsatz des neunzehnjährigen Prinzen ist sehr merkwürdig. Er stellt als nächstliegende Aufgabe der preußischen Politik fest: für den Augenblick herrscht Frieden in Europa, folglich muß ein König von Preußen seine größte Sorgfalt darauf richten, mit all seinen Nachbarn gutes Einvernehmen zu halten, und da seine Länder Europa quer durchschneiden, muß er mit allen Königen, dem Kaiser, und den mächtigsten Kurfürsten sich gut zu stellen wissen; denn jeder Krieg mit seinen Nachbarn würde ihm nachtheilig werden, da er von diesen zu sehr umklammert wird und seine Lande nirgends ausreichenden Zusammenhang haben; infolge dieser Lage kann er an mehreren

---

1) Brief an Kalkstein und Finkenstein, 3. December 1730. Förster I, 382.

2) An Seckendorf, Wien 12. Mai 1731. Förster III, 28. Der Aufsatz des Prinzen ebendas. S. 17—20.

Stellen zugleich angegriffen werden und würde zu seiner Vertheidigung nach jeder Seite hin seine ganze Armee so nöthig haben, daß zum angriffsweisen Vorgehen ihm nichts übrig bliebe. Dies zur Aufrechterhaltung der Größe Preußens; aber dabei stehen bleiben wäre Sache eines sehr schlechten Politikers, eines Kopfs ohne Erfindung und Phantasie, denn wer nicht vorwärts geht, der kommt zurück. Das zweite System, das von jener Grundlage naturgemäß ausgeht, muß gerichtet sein auf die schrittweise Vergrößerung der Macht des Hauses, und da, wie schon gesagt, die preußischen Länder so zerrissen und durchschnitten sind, wird die nothwendigste Aufgabe sein, sie einander näher zu bringen oder die abgerissenen Länder den Theilen, die wir besitzen, wieder anzunähen. Dahin gehört das polnische Preußen (heute Westpreußen), welches zu allen Zeiten zum Reich gehört hat und erst durch die Polen dem deutschen Orden aberobert worden ist; dies Land liegt zwischen dem Königreich Preußen, von dem es nur durch die Weichsel getrennt ist. Hinterpommern liegt seiner Westgrenze entlang; im Norden hat es das Meer, im Süden Polen. Erwerben wir dies Land, so haben wir nicht nur eine vollkommen freie Verbindung von Pommern mit Preußen, sondern wir halten auch die Polen im Zügel und sind in der Lage, ihnen Gesetze vorzuschreiben, denn sie können ihre Waaren nicht anders los werden, als wenn sie dieselben auf der Weichsel und auf dem Pregel hinabgehen lassen, was sie dann ohne unsere Zustimmung nicht mehr können. Gehen wir weiter, so finden wir (das schwedische) Vorpommern, das von dem unserigen nur durch die Peene getrennt ist und einen sehr hübschen Eindruck machen würde, wenn es mit dem unsrigen vereinigt wäre. Außer beträchtlichen Einkünften würde man von dieser Provinz den Vortheil haben, daß man geschützt wäre gegen alle Unbilden der Schweden, einen beträchtlichen Heertheil sparen könnte, der sonst die Grenze oder das Ufer der Peene vertheidigen müßte, und einen offenen Weg vor sich hätte zu einer neuen Eroberung, die sich ganz natürlich darbietet, ich meine das Land Mecklenburg, dessen herzogliches Haus man nur braucht aussterben zu lassen, um es ohne weitere Förmlichkeit in Besitz zu nehmen.

„Ich schreite weiter von Land zu Land, von Eroberung zu Eroberung, wie Alexander, mit dem Vorsatz, immer neue Welten einzunehmen. Die Lande Jülich und Berg fesseln jetzt meinen Blick; sie müssen durchaus erworben werden, um uns nach jener Seite zu vergrößern und diese armen Ländchen Cleve, Mark u. s. w. nicht so allein und ohne Gesellschaft zu lassen. Durch diese Erwerbung würden wir viele Quellen von Zank und Chicanen schließen, die uns jetzt aus ewigen Grenzstreitigkeiten erwachsen. Der Gewinn dieser Erwerbung ist augenfällig: die Länder aus der Clevischen Erbschaft vereinigt können eine Garnison von 30,000 Mann fassen; mit solcher Truppenmacht würde man den elenden Insulten Trotz bieten können, denen das Land Cleve für sich allein heute nicht widerstehen kann und von dem uns beim ersten Kriegslärm im Fall eines Zerwürfnisses mit Frankreich nicht mehr gehört, als das

Zartgefühl der Franzosen uns davon lassen will. Sobald diese Vereinigung geschehen ist, ändert sich die ganze Lage und die Lande sind fähig zur Vertheidigung." — Das ist auf Grund der politischen Nothwendigkeit, welche der Lage Preußens entspringt, der Plan, nach welchem jeder weise und treue Minister dieses Hauses arbeiten muß, indem er immer das Kleinere bei Seite setzt, um an das große Ziel zu gelangen. „Ich hoffe, man wird Alles was ich sage, vernunftgemäß finden, denn wenn die Dinge in dem Stande wären, wie ich ihn entworfen habe, dann könnte der König von Preußen unter den Großen der Erde eine stattliche Figur abgeben und eine der großen Rollen spielen. Den Frieden würde er geben oder bewahren aus keinem andern Grunde als aus Liebe zur Gerechtigkeit, nicht aus Furcht, oder wenn die Ehre des Hauses und des Landes Krieg erheischten, könnte er ihn wuchtig führen und hätte keinen Feind zu fürchten außer dem Zorn des Himmels, der doch nicht zu fürchten wäre, so lange Frömmigkeit und Rechtssinn die Oberhand im Lande haben über Unglauben, Parteigeist, Habgier und Selbstsucht. Ich wünsche diesem Hause Preußen, daß es sich ganz aus dem Staube erhebe, in den es gebettet worden ist, um die protestantische Religion in Europa und im Reiche zur Blüthe zu bringen, um den Trauernden eine Zuflucht, den Wittwen und Waisen eine Stütze, den Armen ein Helfer und dem Unrecht eine Drohung zu sein. Sollte es aber entarten, sollten Unrecht, Lauheit in der Religion, Parteilichkeit oder Laster über die Tugend die Oberhand gewinnen, was Gott verhüten wolle, dann wünsche ich ihm, daß es in kürzerer Zeit in die Tiefe sinke, als es bestanden hat."

Eine Eroberung Schlesiens, ein Heimfall Ostfrieslands ist hier nicht vorgesehen und die Eroberung Mecklenburgs ist nie erfolgt; sieht man hiervon ab, und vergleicht mit dem Phantasiegebilde des Kronprinzen die Landkarte, welche das preußische Gebiet 1772 durch Einverleibung von Westpreußen, 1815 durch den Erwerb Neuvorpommerns und der Rheinlande annahm, so muß man sagen: der allein richtige Gedanke, Preußen nach Norden, Osten und Westen hin zur Großmacht in Norddeutschland zu erheben, ist niemals mit ähnlicher Bestimmtheit erfaßt worden als es hier geschah. Hardenberg bot später die entlegenen Westlande jedem feil, der darauf bieten wollte, um östlich der Weser oder Elbe einen kompakten „Staatskörper" abzurunden; der Kronprinz Friedrich verlangte Jülich und Berg, damit diese Westlande nicht „einsam und verlassen" trauern möchten. Dieser eine Zug unterscheidet den Mann der That von dem planlosen Träumer. Fürwahr, der Neunzehnjährige, der mit solchen Plänen Abends zu Bett ging und Morgens aufstand, war schon ganz „preußisch" geworden, mehr als er selber wußte und sein Vater ahnen konnte.

Dem herzhaften Eingehen auf die Prosa des Verwaltungsdienstes, die ihm der Vater absichtlich so reizlos als irgend möglich gestaltet hatte, stand bei dem Sohne anfangs ein Charakterzug im Wege, den er mit seiner älteren Schwester gemein hatte; das war die Liebhaberei, das Kleine klein-

lich, das Trockene lächerlich zu finden und über Alles, was sich nicht geistreich und geschmackvoll ausnahm, die Lauge des Spottes auszugießen. Die Satire, die letzte Waffe des Unterdrückten, war der Trost der beiden Geschwister in der Zeit ihres gemeinsamen Leidens gewesen. Eine ebenbürtige Begabung für dieses Genre hatten sie wetteifernd zur Meisterschaft ausgebildet und manchen Schmerz hatten sie leichter getragen, wenn sie sich sagen durften, der und der Spitzname, den sie dem Nächsten angehängt, sei doch unvergleichlich gelungen. Als die Markgräfin älter wurde und unter den bösen Zungen andrer selbst zu leiden hatte, da fand sie, solch ein satirischer Charakter sei doch gar wenig achtungswerth, ohne daß man es merke werde die Leidenschaft des Stichelns zu einem sehr widerwärtigen Laster; sie selbst habe sich denn auch redlich Mühe gegeben, sich dieses Lasters gänzlich zu entwöhnen.[1]) Beim Kronprinzen stand es noch in üppiger Blüthe; ihn zu unterrichten in der Anfertigung von „Anschlägen" für Bewirthschaftung der Domänengüter war für den Kammerdirektor Hille ein wahres Kreuz; der Prinz sprach nur von der „Galeere", an die er geschmiedet sei, und der Lehrer schrieb an Grumbkow 15. December 1730: „Sprechen oder schreiben Sie ihm, wovon Sie wollen, wenn es nicht gewürzt ist mit Geistesblitzen, so spottet er darüber. Ist das aber der Fall, dann bewundert er und wägt genau, ob zu viel oder zu wenig attisches Salz dabei ist; das Sachliche daran kümmert ihn wenig." Beim Prinzen war das nicht die Hoffart des Flachkopfes, der Alles auslacht, was er nicht versteht und deshalb sein Leben lang nichts lernt, sondern was Hille nicht sogleich durchschaute, der Jugendfehler eines wirklich geistreichen Menschen, der sich nicht imponiren lassen will, er wisse denn warum, und der, wenn er platte, alltägliche Roharbeit verrichten soll, verlangt, daß ihm die Seiten derselben gezeigt werden, die ihm zu denken, nicht zu lachen geben. Kaum hatte er das Zweckmäßige, Fruchtbare an dieser Arbeit eingesehen, als er sie selber mit spielender Leichtigkeit verrichtete, so daß der König meinte, das könne er nicht selber gemacht haben. Hille aber schrieb, und doch sei es so, weder er noch der Präsident Münchow könne es besser. Der Detailsinn für Rodungen und Vorwerke, Wiesenwuchs, Viehzucht und Getreidebau, Erhöhung des Pachtzinses durch ertragfördernde Neuerungen erwachte auch bei ihm, als er auf den Aemtern Wollup, Carzig, Quartschen, Himmelsstadt herumreiste, hörte und sah, was sein Vater hier schon Neues geschaffen und ausrechnete, was sich darüber hinaus noch Besseres, Vortheilhafteres schaffen ließe.[2]) Einmal heimisch geworden in diesen wirthschaftlichen Dingen, schwang er sich sofort auf die Höhe staatsmännischer Anschauung. Am 18. December 1731 schickte er dem König einen „Plan wegen des Commercii nach Schlesien", in welchem er vorschlug, durch eine Herabsetzung der Oderzölle den brandenburgischen Kaufleuten einen gewinn-

---

1) Mém. I, 153—155. 2) Vgl. Stadelmann, Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preußens. Leipzig 1878. S. 195ff.

bringenden Handel zuzuwenden, welchen bisher die Kaufleute Schlesiens ausgebeutet hatten. „Das Commercium ist eine von denen Sachen, die ein Land sehr bereichern können." Preußen gehört von der Peene bis nach Memel fast die ganze Ostseeküste. Alle Waaren des Nordens und des Ostens, sie mögen Namen haben wie sie wollen, deren die Hinterländer Polen, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Mähren und Oesterreich unumgänglich bedürfen, müssen diese Länder passiren. Folglich müßte ein sehr ansehnliches Handelsgeschäft entstehen, wenn der Handel nach der Ost- und Westsee durch einheimische Kaufleute betrieben und durch diese die Waaren in den genannten Nachbarländern zu Geld gemacht würden. Diesen ganzen Handel haben die Schlesier in Folge von Zollbegünstigungen, die nur für sie, nicht für die Einheimischen gelten, an sich gerissen. Wenn das abgestellt wird, so müssen jährlich Tonnen Goldes nach Preußen fließen.[1])

Nicht bloß den Wünschen, auch der Einsicht des Vaters, der auf diese Dinge nicht einging, war der Sohn mit seinen frühreifen Plänen weit vorausgeeilt. Aber daß er ein „guter Wirth" werden würde, stand jetzt schon fest, und damit war die Grundlage für einen guten Soldaten gegeben; „denn," sagte Friedrich Wilhelm, „ein Soldat, der kein Wirth ist und mit dem Geld nicht auskommen kann, sondern nichts sparet und Schulden machet, ist ein recht unnützer Soldat. Karl XII. war sonst ein braver und herzhafter Soldat, aber er war kein Wirth; wenn er Geld hatte, schmiß er solches weg; darnach, da er nichts mehr hatte, crepirete die Armee und mußte totaliter geschlagen werden."[2])

Poesie, Musik und Frauenumgang bildeten nach wie vor die stille Erholung des Prinzen; wie ihn das nicht hinderte, mit regem Fleiß und eindringendem Verständniß in der Verwaltung zu arbeiten, so störte es auch nicht den Umschwung, der sich in seiner Ansicht über die Armee und ihren Dienst vollzog. Auch hier brauchte er nur mit seinem jetzt reiferen Urtheil dem Zweck, der darin lebte, auf den Grund zu kommen und er stichelte nicht mehr, sondern arbeitete mit und bewunderte den Urheber auch dieser Schöpfung. Wie ungläubig sein Vater das anfangs aufnahm, es war sein vollkommener Ernst, wenn er dringend bat, wieder des Königs Rock tragen, wieder Offizier der preußischen Armee werden zu dürfen. Er hatte anders denken lernen über das Soldatenthum, das ihm so widerwärtig erschienen war, als er die Phantasiewelt seiner Lektüre dagegen hielt. Die Jagd auf lange Kerle, der er sich anschloß, um dem Vater zu gefallen, kam ihm allerdings nicht von Herzen, desto mehr aber der Antheil, den er an den Einzel-

1) Oeuvres XXVII., 3. S. 40—43. An Grumbkow schrieb Friedrich am 10. Mai 1733 — que le commerce ne soit pas oublié; car tout ce que l'on gagne des baillages n'est que l'argent qui est déjà dans le pays; mais le profit que je tire du commerce est un avantage que je gagne de mon voisin qui me remplit mes coffres et dont le sujet partage l'usufruit. Förster III, 217. 2) Brief vom 28. August 1731. O. a. a. O. S. 22.

heiten des Waffendienstes und der Verpflegung nahm. Auch hier war ihm eine neue Welt aufgegangen, er sah die Hebel bereit, mit denen er dereinst das Haus Brandenburg aus dem Staube zu heben gedachte, er erblickte schneidige Waffen, wo die andern nur ein sonderbares Spielwerk belächelten und eine Auffassung erstand in ihm, der er später, als er sie auf manchem Schlachtfeld erprobt, mit wahrer Begeisterung Ausdruck gab. In dem Rückblick auf die Fortschritte der letzten hundert Jahre, mit dem er im Jahre 1746 die „Geschichte meiner Zeit" eröffnete, machte er auf die tiefgreifende Umwälzung aufmerksam, welche die Einführung des Feuergewehrs mit Bajonet in der Weise des Infanteriegefechtes hervorgerufen. „Neue Erfindungen vervollkommnen sich nicht auf einem Schlag; die Gewehre hatte man allerdings erfunden, aber sie waren wie Quadranten in den Händen von Aethiopiern, man war weit davon entfernt, den mächtigen Gebrauch zu ahnen, der sich davon machen ließ; da erschien ein Mann, der, als er seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen einzigen Gegenstand richtete, auf ein wundervolles Ergebniß kam: das war ein Maschinenmeister in militärischen Dingen, der Gründer der preußischen Armee, der Fürst von Anhalt mit einem Wort; er bildete die Bataillone in einer neuen Weise, gab ihnen drei Fuß Tiefe und brachte ihrem Dienst jene Zucht, jene Ordnung, jene erstaunliche Präcision bei, welche diese Truppen vergleichbar machen dem Triebwerk einer Uhr, dessen Räder kunstvoll in einander greifend, eine genaue und regelmäßige Bewegung erzeugen. Diese lebenden Maschinen, gehorsam der Stimme ihrer Lenker, bewegten sich ohne Verwirrung, machten die schwierigsten Viertelsschwenkungen ohne in Unordnung zu kommen, und mit einer Raschheit, daß das Auge Mühe hatte zu folgen; ein preußisches Bataillon wurde zu einer wandelnden Batterie, die Geschwindigkeit ihrer Salven erzeugte ein Feuer, das unausgesetzt genährt, höllisch war in seiner Wirkung, und da es die Feuergeschwindigkeit aller andern Truppen verdreifachte, den Preußen eine Ueberlegenheit gab von drei Mann gegen einen."

Was die Regierung zu Küstrin für den „Wirth", das wurde die Garnison Ruppin für den Soldaten Friedrich. Ende Februar 1732 hatte ihn der König zum Oberst und Chef eines Infanterieregimentes ernannt, das in Ruppin lag, nachdem er sich eben vorher bereit erklärt, sich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern zu verloben. Diese Verlobung war das schwerste Opfer, das er der vollständigen Wiederaussöhnung mit dem Vater zu bringen hatte. Kurz angebunden wie das seine Weise war, hatte ihm dieser am 4. Februar 1732 geschrieben, daß er sich nach einer „ordentlichen Schwiegertochter" umgethan habe und so glücklich gewesen sei, eine zu finden. „Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andre, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie für Conduite und Education; da sich dann die Prinzessin, die älteste von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen; so müssen die Frauen sein. — Die Prinzessin ist nit häßlich auch nit schön. —

Sie ist ein gottesfürchtig Mensch und dieses ist Alles und comportable sowohl mit Euch, als mit den Schwiegereltern. Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolger —"

Der König hat nichts geahnt von dem Sturme, den er mit diesem Schreiben in dem Herzen seines Sohnes erweckte. Unter dem 19. Februar schrieb ihm dieser: „Die Prinzessin mag sein wie sie will, so werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehle nachleben." Grumbkow war dabei, als der König dieses Schreiben erbrach. „Da, lesen Sie," sagte er zu dem Minister. „Was sagen Sie dazu?" fragte er, als auch dieser gelesen hatte. „Wohlan, Majestät," lautete die Antwort, „ich sage, was halten Sie von einem so gehorsamen Sohne? Was können Sie mehr verlangen?" Worauf der König mit Thränen im Auge: „Das ist der glücklichste Tag meines Lebens." Sprach's, nahm den Herzog von Bevern mit in das anstoßende Zimmer und dort umarmten sich die glücklichen Väter einmal übers andre.[1]) Am Tage nach diesem rührenden Auftritt erhielt Grumbkow aus Küstrin zwei Briefe, einen vom Kronprinzen und einen von Wolden, deren übereinstimmender Inhalt ihn außer Fassung brachte, denn von beiden wurde er angefleht, die unselige Verbindung mit der Prinzessin zu hintertreiben um jeden Preis, sonst schieße sich der Kronprinz aus Verzweiflung eine Kugel vor den Kopf.

Was war der Grund dieser leidenschaftlichen Erregung und warum hat der Vater davon nichts erfahren?

Die Ansichten des Kronprinzen über Liebe und Ehe offenbaren eine der schlimmsten Folgen seiner französischen Bildung und der Ausschweifungen, denen er sich hingegeben hatte. Dem Grafen Schulenburg sagte der Neunzehnjährige: „Wenn mein Vater durchaus will, daß ich heirathe, so werde ich ihm gehorchen, aber nachher lasse ich die Frau sitzen und lebe wie mir's behagt."[2]) Und als junger Bräutigam schrieb er an Grumbkow: „Ich liebe das Geschlecht, aber ich liebe es wie ein Schmetterling; ich will nur den Genuß und nachher verachte ich es".[3]) Hiernach kann, was ihn aufbrachte, nicht die Thatsache an sich gewesen sein, daß der Vater ihm die Mühe der Brautwahl abgenommen hatte; was ihn empörte, war das Bild, das er sich nach den Schilderungen des Königs und Grumbkows von seiner Zukünftigen machte, noch ehe er sie gesehen. Ganz wie ein französischer Lebemann jener Tage theilte er Alles, was Weib hieß, in zwei Gattungen; die eine umfaßte die Unterhaltenden und die andere die Langweiligen. Zu den letzteren rechnete er die Prinzessin von Bevern ohne weiteres; der Gedanke, an der Seite einer „stummen Häßlichkeit" durchs Leben zu wandeln, „ein Geschöpf zu haben, das ihn durch Dummheit rasend machen, das einzuführen er sich schämen

1) Grumbkow an den Kronprinzen 20. Februar 1732. Förster III, 166.

2) après cela je planterois là ma femme et je vivrai à ma manière. Schulenburg an Grumbkow 4. Oktober 1731. Förster III, 68. 3) 4. September 1732. Ebendas. S. 178.

würde"[1]) war ihm unerträglich; aber gerade hier lag die wunde Stelle, die nicht berührt werden durfte, wenn der Conflict mit dem Vater nicht heftiger als je entbrennen sollte. Niemals durfte dieser erfahren, wie undeutsch, wie französisch der Kronprinz in diesen ihm heiligen Dingen dachte. Und so kam dieser dazu, unmittelbar nachdem er dem Vater Gehorsam auch in dieser Sache gelobt, an Grumbkow den verzweiflungsvollen Brief zu schreiben, worin er ihn beschwor, Alles aufzubieten, damit dieser Kelch an ihm vorübergehe.[2]) Grumbkow mußte jeden Schritt solcher Art ablehnen, der Kronprinz schlug sich die Selbstmordgedanken aus dem Kopf, am 10. März fand die Verlobung statt, aber ein günstiger Stern schwebte über der Ehe nicht, die am 12. Juni 1733 geschlossen ward. Der Kronprinz dankte ihr die heißersehnte Freiheit, und mehr wollte er ihr nicht danken. „Die Heirath," schrieb er am 10. Sept. 1732, „macht volljährig, und sobald ich es bin, bin ich Herr in meinem Hause und meine Frau hat nichts darin zu befehlen; denn über nichts in der Welt soll ein Weib befehlen. Ein Mann, der sich von Weibern regieren läßt, ist der Wicht aller Wichte und nicht werth, den würdevollen Namen eines Mannes zu tragen. Deshalb heirathe ich als Galanthomme, d. h. ich lasse Madame machen, was ihr gut dünkt und thue meinerseits was mir gefällt; es lebe die Freiheit!"[3]) Die Kronprinzessin war das gottverlassene Geschöpf keineswegs, zu dem sie ihr Bräutigam stempelte, noch ehe er sie kannte. Blendendes, Eroberndes hatte sie allerdings nicht in ihrer Erscheinung und nicht in ihrem Wesen. Ihre Mutter hatte sie so streng erzogen, daß sie in deren Gegenwart nicht wagte den Mund aufzuthun und jedes Mal roth wurde, wenn man sie anredete; aber unter Mädchen war sie munter, gesprächig, liebenswürdig, zeigte Geist und Urtheil und verrieth in Allem, was sie that und sagte, ein seelengutes Herz.[4]) Der Kronprinz hat auch ihre guten Seiten nicht verkannt. Nach dreijähriger Ehe hat er über seine Gattin die Aeußerung gethan: „ich war nie in sie verliebt, aber ich müßte der letzte aller Menschen sein, wenn ich sie nicht aufrichtig schätzen wollte; denn sie ist von sehr sanftem Gemüth, fügsam im höchsten Maße und derart gefällig, daß sie thut, was sie mir nur an den Augen absehen kann, um mir Freude zu machen".[5]) Gerade weil ihr Naturell schlechterdings nicht zum Herrschen und Befehlen angelegt war, würde sie durch ihre häuslichen Tugenden schließlich das Herz des Mannes vollständig erobert haben, wenn ihr vergönnt gewesen wäre, als Mutter zu zeigen, was die kinderlose Gattin

1) An Grumbkow 11. Febr. 1732. Förster III, 160—161. 2) 19. Febr. 1732. Förster III, 163—165. 3) An Grumbkow 4. Sept. 1732. Ebendas. S. 178. 179.

4) Die Tochter Grumbkows an ihren Vater 29. Aug. 1732. Förster III, 175. 176.

5) Je n'ai jamais été amoureux d'elle. Cependant il faudroit que je fusse le dernier homme du monde si je ne voulois pas l'estimer véritablement; car 1°. elle est d'une humeur très douce, 2°. docile on ne peut pas davantage et 3°. complaisante à l'excès, allant même au devant de tout ce qu'elle croit qui puisse me faire plaisir. Journal secret du Baron de Seckendorf. Tubingue 1811. S. 147 (Juli 1736).



Königin Elisabeth Christine.

Nach dem Originalgemälde von Thomas Huber, 1700—1779 (Berlin, Hohenzollern-Museum im Schloß Monbijou).

niemals zeigen kann. Alles, was Erkältendes zwischen diesen Gatten lag, würde gewichen sein wie ein böser Traum an dem Morgen, da der Kronprinz in das helle Auge eines eigenen Kindes schaute. Diesen Segen vermag nichts zu ersetzen, ohne dieses Seelenband würde einem Friedrich auf die Länge auch die geistreichste Frau langweilig geworden sein. Nur als Vater und Mutter konnte dieses Paar den Herzensbund fürs Leben schließen. Was dem Glücke eigentlich fehlte, das er mit seinen Jugendfreunden in Arbeit, Kunst und Wissenschaft sich selber gründete, hat der Kronprinz kaum empfunden, denn er war jung, schwungkräftig und genußfähig, wie es je ein Mensch gewesen ist. Der König, der Schlesien eroberte und einen Weltkrieg entzündete, mußte als seine Pflicht betrachten, an sich selbst zu allerletzt zu denken. Erst unter den fürchterlichen Wechselfällen des siebenjährigen Krieges, als der Tod rings um ihn her Alles niedermähte, was seinem Herzen theurer war als die Gattin, ist die Wunde in ihm aufgebrochen, aber da war die Vereinsamung seines Innern bereits unheilbar geworden.

In seinem Regiment zu Ruppin hatte Oberst Friedrich eine neue Thätigkeit vorgefunden, der er sich mit einem Eifer hingab, als hätte er nie eine andere gekannt. Auch hier war's die Einsicht in den Zweck, die ihn fleißig machte und das Erstarken seines politischen Sinnes, das seinen Eifer spornte.. Am 7. Mai 1732 schreibt er an Grumbkow: „Gott wird nicht zulassen, daß man einen feindseligen Ueberfall auf das Haus Brandenburg versuche; wenn aber, dann wird er, davon bin ich überzeugt, der Tapferkeit von 80,000 Mann seine Hilfe leihen, die entschlossen sind ihr Leben zu lassen für den Dienst ihres Herrn. Inzwischen tummle ich mich nach Kräften, um das Exercitium meines Regiments zur geforderten Reife zu bringen und ich hoffe, es wird glücken."[1]) Bei einem blinden Lärm über eine schwere Erkrankung des Kurfürsten von der Pfalz schreibt er am 3. September 1732 an Grumbkow: „Da wären wir also am Vorabend der Entwickelung der großen Streitsache, die seit so langer Zeit Europa in Spannung hält. Der Kurfürst von der Pfalz muß im Todeskampfe liegen, unsere Befehle sind eingetroffen und man wartet nur auf die Stunde seines Todes, um uns das Ultimatum zu schicken. Ich wäre entzückt, die schöne Armee des Königs fechten zu sehen und das Handwerk des Kriegers unter siegreichen Fahnen lernen zu können: wie viel Glück kann man sich nicht versprechen, wenn man eine gerechte Sache hat und belebt ist von dem Durst nach Ruhm; ich fliege schon voraus nach den Ebenen von Jülich und Berg, im Geiste sehe ich schon diese neuen Unterthanen sich ihrem neuen Herrn zu Füßen werfen und unsere Waffen thätig nur, um unseren feigen Neidern den Schrecken und die Angst ins Herz zu werfen. Im voraus mache ich mich fertig, um die Befehle, die ich empfange, mit jeder erdenklichen Pünktlichkeit auszuführen; morgen lasse ich meine Zelte aufspannen und alle übrigen Vorbereitungen machen, die nöthig sind."[2]) Als

1) Förster III, 171. 2) Förster III, 176/77.

am 1. Februar 1733 der König von Polen starb, rieth der Kronprinz seinem Vater, sich sofort des polnischen Preußens zu bemächtigen. In einer ausführlichen Denkschrift legte er dar, wie gewinnbringend dieser Erwerb und wie leicht er zu machen sein würde — so erzählte Fürst Kaunitz 1763 dem Grafen Châtelet.[1]) Und dies Mal hoffte er bestimmt den Krieg zu sehen und im Feldlager vollends zum wehrhaften Manne zu erstarken; „ein Lager zum wenigsten," schreibt er 31. März 1733, „werden wir beziehen; ich wäre entzückt darüber, denn sonst fürchte ich, möchte die Kraft meines Armes im Müßiggang erlahmen, jetzt könnte ich noch ein Kriegsschüler werden, im Alter von 30 Jahren hat man kaum mehr Neigung zum Lernen und ein Handwerk, wie das des Kriegers, fordert mehr als den Fleiß des Alters. Man muß darin aufgezogen, damit genährt sein und eine vielleicht verfrühte Praxis ist lehrreicher als eine verspätete. Der Krieg außerhalb unserer Grenzen wehrt Ueppigkeit und Hoffart ab, lehrt Nüchternheit und Entsagung, macht unseren Körper fähig Strapazen zu ertragen und entwurzelt Alles, was weibisch ist."[2]) An dem Feldzug des Prinzen Eugen nahm Friedrich im Sommer 1734 als Freiwilliger Theil. Den greisen Helden mag er nicht schelten lassen. Im Lager zwischen Heidelberg und Wieblingen schreibt er am 11. September 1734 an Camas: „Der gegenwärtige Feldzug ist eine Schule, in der man lernen konnte aus der Verwirrung und Unordnung, die in diesem Heere herrscht; das Feld war sehr unfruchtbar an Lorberen und die, die ihr Leben lang gewöhnt waren sie einzusammeln, bei siebenzehn ausgezeichneten Gelegenheiten, haben diesmal ihre Rechnung nicht gefunden. Hoffen wir, daß das nächste Jahr uns an der Mosel bescheert, was uns der Rhein undankbar versagt wie den letzten Vertheidigern seiner Ufer. Drei Wochen sind wir jetzt im Lager, aber die Unthätigkeit des Prinzen macht ihm mehr Ehre in diesem Augenblick, als alle Bewegungen, die er hätte unternehmen können, denn das große Spiel der Franzosen war, ihn vom Neckar zu verdrängen und den Posten zu nehmen, den wir inne haben. Ich fürchte, Sie bilden sich ein, daß ich jetzt den tragischen Kothurn anlegen, und als kleiner Eugen, das Verfahren des einen verdammen, die Fehler des andern anmerken und vom Richterstuhle herab im Doctorton den Spruch der Weisheit fällen werde, wie jeder hätte handeln sollen. Nein, so anmaßend bin ich nicht; ich bewundre das Betragen unseres Chefs, mißbillige nicht das seines würdigen Gegners und suche in meinem kleinen Bereich zu lernen, was mir für das Handwerk dienlich werden kann, das ich ergriffen habe. Voll schuldiger Achtung vor Männern, die von Kugeln durchlöchert in langen Dienstjahren eine vollendete Erfahrung gewonnen haben, werde ich von ihnen lieber als je die Anweisung annehmen, welches die sicherste Straße ist zum Ruhm und der kürzeste Weg zur Ergründung des Handwerks."[3])

---

1) Raumer a. a. O. S. 569. 2) Förster a. a. O. S. 206/7. 3) Oeuvres XVI, 142.



Kronprinz Friedrich.

Nach dem Originalgemälde von Thomas Huber, 1700—1779 (Berlin, Hohenzollern-Museum im Schloß Monbijou).

Die Hoffnungen des Kronprinzen gingen nicht in Erfüllung. Die Schule, in der er zum ersten Helden seines Zeitalters ward, sollte er sich selbst eröffnen. Immerhin hatte er Gelegenheit genug zu zeigen, wie ernst, wie männlich pflichtgetreu er jetzt das Handwerk nahm, das ihm früher bald ein Aergerniß, bald eine Thorheit gedünkt, die volle Aussöhnung mit dem Vater durfte er als erreicht betrachten, als dieser ihn am 4. Juni 1735 unmittelbar nach der großen Heerschau bei Tempelhof vor der Front umarmte und bald danach zum Generalmajor ernannte.

Jetzt endlich glaubte der Vater an den Sohn, fürchtete nicht mehr den Untergang seiner Schöpfung unter den Händen eines entarteten Erben und kehrte mit frohem Empfinden zurück zu der Ueberzeugung, die er in den Anfängen seiner Regierung dem Papiere anvertraut, daß dieser Sohn dereinst siegreich hinausführen werde, wozu er die Mittel bereit gestellt. Der Sohn aber war hineingewachsen in die „Verfassung", in der der Vater sein bestes Leben niedergelegt. In dem ernsten Studium seines Waltens in Staat und Heer hatte er die Eigenart, die Größe dieses Monarchen entdeckt; eine der Naturen, die nur durch Selbstunterricht, durch eigene Anschauung und Erfahrung lernen wollen, hat er einzig in dieser Schule gelernt, was weder Bücher noch Lehrmeister ihm beigebracht hätten; eine und dieselbe Stufe dieses Lehrgangs enthüllte ihm seinen eigenen Beruf und verscheuchte all die bösen Schatten, die ihn ehedem unnatürlich dem Vater entfremdet hatten. Was dieser Mann seinem Volke war, das trat ihm in einem begeisternden Bilde vor Augen, als er im Juli 1739 nach Litthauen kam. Da schrieb er in Insterburg tief ergriffen an Voltaire den hinreißenden Brief, in dem er schilderte, wie sein Vater diese Provinz vorgefunden und was er daraus gemacht. Nachdem er den Unsegen bezeichnet, den die elende Regierung Friedrichs I. hier hatte aufwuchern lassen, fährt er fort: „Mein Vater war erschüttert von dem allgemeinen Nothstand. Er kam an Ort und Stelle, sah selber dieses weithin verwüstete Land mit all den Schreckensspuren, welche eine ansteckende Krankheit, die Hungersnoth und die schmutzige Habsucht der Minister hinter sich gelassen. 12 oder 15 entvölkerte Städte, 4 oder 500 verlassene Dörfer, das war das traurige Schauspiel, das sich seinen Blicken darbot. Weit entfernt zurückzuscheuen vor so abstoßenden Dingen, fühlte er sich ergriffen von dem lebhaftesten Mitgefühl und entschloß sich Menschen, Wohlstand, Handel wieder aufleben zu lassen in einer Gegend, die fast das Aussehen eines Landes verloren hatte. Seitdem hat er keine Ausgabe gescheut, um seine wohlthätigen Absichten auszuführen. Er machte Anordnungen voll Weisheit; baute Alles wieder auf, was die Pest verheert hatte; ließ tausende von Familien aus allen Winkeln Europas kommen. Die Aecker wurden wieder bestellt, das Land bevölkerte sich aufs neue, der Handel blühte wieder auf und jetzt herrscht der Wohlstand in dieser fruchtbaren Gegend mehr als je. Litthauen hat mehr als eine halbe Million Einwohner; mehr Städte, mehr Heerden als ehedem, mehr Reichthum und

17*

Ergiebigkeit als irgend ein Fleck in Deutschland. Und Alles, was ich Ihnen gesagt habe, ist einzig und allein dem König zu danken, der nicht bloß angeordnet, sondern der Ausführung selber vorgestanden, die Pläne allein entworfen und allein ausgeführt hat. Nicht Sorgen und Mühe, nicht Ströme von Geld noch Versprechungen und Belohnungen hat er gescheut, einer halben Million denkender Wesen zu Glück und Leben zu verhelfen, die ihm allein ihr Gedeihen und ihr Fortkommen zu danken haben. — In der hochherzigen Arbeitsamkeit, mit der der König diese Wüstenei wieder bewohnt, fruchtbar und glücklich gemacht hat, habe ich etwas so Heroisches gefunden, daß ich dachte, Sie müßten dieselbe Empfindung haben, wenn Sie die näheren Umstände dieses Wiederbelebungswerkes kennen lernten."[1]) So ist in seiner Seele das Charakterbild des Vaters erwachsen, das er seitdem in dankbarer Liebe festgehalten hat; die Gesinnung, der er in der denkwürdigen Grabschrift Ausdruck gab: „Er arbeitete an der Wiederherstellung der Ordnung in Finanzen, Polizei, Rechtspflege und Militär; Gebieten, die unter der vorhergehenden Regierung gleichmäßig verwahrlost worden waren. Er hatte eine arbeitsame Seele in einem kraftvollen Körper; nie hat ein Mensch gelebt, der ähnlichen Sinn für das Einzelne gehabt hätte. Wenn er zu den kleinsten Dingen herunterstieg, geschah es, weil er überzeugt war, daß die großen Dinge nur die Vervielfältigung der kleinen sind. Sein ganzes Werk führte er auf den Gesammtplan seiner Politik zurück und indem er den Theilen die denkbar vollkommenste Ausbildung gab, wollte er das Ganze vervollkommnen. Alle unnützen Ausgaben schnitt er ab und die Canäle der Verschwendung stopfte er zu; seine eignen Ausgaben beschränkte er auf eine mäßige Summe; denn, sagte er, ein Fürst muß sparsam sein mit dem Gute wie mit dem Blute seiner Unterthanen. In diesem Betracht war er ein Philosoph auf dem Thron. Er gab das Beispiel einer Sittenstrenge und Nüchternheit, würdig der ersten Zeiten der römischen Republik; ein Feind des Prunkes und der imposanten Außenseiten des Königthums, versagte er sich in seiner stoischen Tugend sogar die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten des Lebens. Er trachtete nicht nach dem Glanze der Eroberer, die nichts lieben als den Ruhm, sondern nach dem Verdienste der Gesetzgeber, die das Gute und die Tugend fördern wollen; er glaubte, der Muth des Geistes, der so nöthig ist um Mißbräuche abzustellen und nützliche Neuerungen in der Verwaltung einzuführen, sei vorzuziehen jenem Feuer des Temperaments, das den größten Gefahren trotzt, ohne Furcht allerdings, aber auch oft ohne Kenntniß ihrer Größe. Die Spuren, welche die Weisheit seiner Regierung im Staate hinterlassen hat, werden dauern, so lange Preußen als nationaler Körper besteht; — den Tugenden eines solchen Vaters zu Liebe muß man Nachsicht haben mit den Verirrungen der Kinder. — Wenn es wahr ist, daß man den Schatten der Eiche, unter der man ruht, der edlen Eichel

1) Insterburg 27. Juli 1739. Oeuvres de Voltaire, Bd. 73. S. 372—74.

dankt, aus der sie erwachsen ist, so wird jeder zugestehen, daß sich in dem arbeitsamen Leben, dem weisen Walten dieses Fürsten die Grundlagen der Blüthe finden, deren sich das königliche Haus nach seinem Tode erfreut hat."[1]) Wie anders als die Tochter hat dieser Sohn an dem Andenken seines Vaters gehandelt.

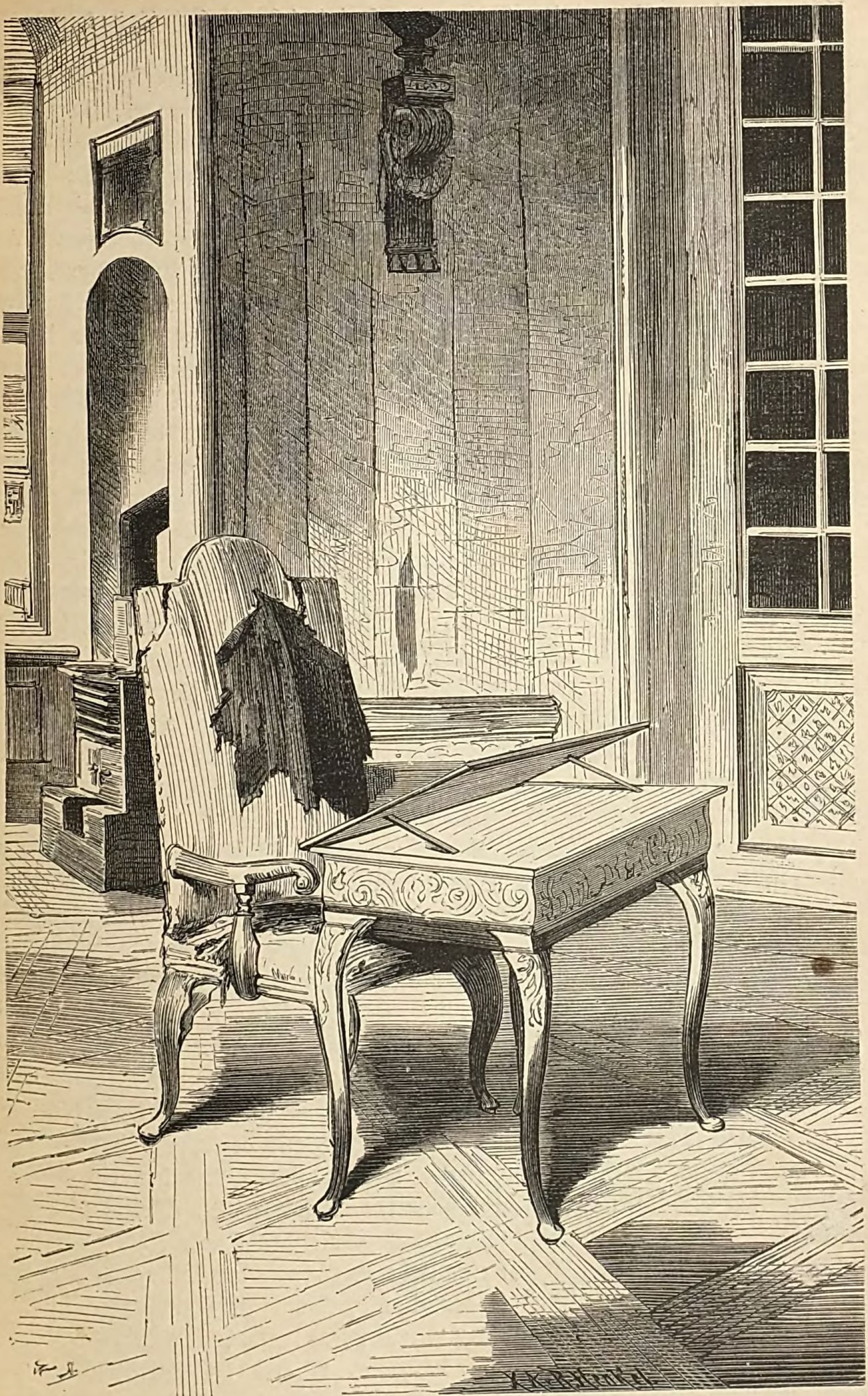
1) Mémoires de Brandebourg. S. 125—26, 144, 174—75.

III. Kronprinz Friedrich als Schriftsteller.

Am 6. August 1736 bezog der Kronprinz Friedrich mit Gemahlin und Gefolge auf dem geschmackvoll hergerichteten Schlosse Rheinsberg ein neues idyllisches Heim; am 8. August richtete er seinen ersten Brief an Voltaire und am 19. schrieb er dem Grafen Manteuffel nach Berlin: „Wie bin ich glücklich, die Briefe, die ich Ihnen sende, von Rheinsberg datiren zu können! Mir ist, als bewege sich meine Feder freier, als werde meinem Denken der Ausdruck leichter, zwangloser als sonst. Wir führen hier ein Landleben, das mir reizvoller, anmuthiger vorkommt als das Leben am glänzendsten Hofe; welche Wonne, wenn man sich seinen Talenten hingeben kann, allen Hindernissen zum Trotz!"[1]) Das Glück, das er gefunden, bestand in der Freiheit der Arbeit nach eigner Wahl; Genuß kannte er nur, wenn er verdient war durch Arbeit, schätzte er nur, wenn er kräftigte zu neuer Anstrengung. In so glücklicher Seelenstimmung wie nie in seinem Leben, frei von Sorgen und beengendem Zwang, an der Seite einer anmuthigen, liebevollen Gattin, inmitten einer reizenden Natur, angeregt durch geistvolle Freunde wie Jordan, Beausobre, Keyserlingk u. a. griff der Kronprinz ein Studium mit planmäßigem Ernste wieder auf, das er im März zu Ruppin begonnen und trotz mehrfacher Unterbrechungen beharrlich fortgesetzt hatte, das Studium der Metaphysik von Christian Wolff, die ihm Freund Suhm, der ehemalige sächsische Gesandte in Berlin, aus dem Deutschen ins Französische übersetzen mußte.[2])

Wunderlich genug kommt uns heute vor, daß der begabteste Prinz des deutschen Reiches das deutsch gedachte, deutsch geschriebene Werk eines deutschen Denkers sich in Französische übersetzen ließ, um es zu verstehen; das Unrecht, das darin lag, hat sich denn auch an dem Uebersetzer gerächt; sehr schnell kam Suhm zu der Einsicht, daß er im Grunde eine widernatürliche Arbeit verrichte, denn schon im April schreibt er: „Die deutsche Sprache ist viel geeigneter zu metaphysischer und abstrakter Beweisführung als die französische, sie ist reicher an Worten, ist weniger Zweideutigkeiten ausgesetzt, folglich geschickt jeden Gedanken mit mehr Bestimmtheit und Sauberkeit, und darum mit mehr Kraft auszudrücken."

1) Oeuvres XXV, 521. 2) Siehe den Briefwechsel mit diesem vom 13. März 1736 bis 3. November 1740. Oeuvres XVI, 273—444.



Friedrichs II. Arbeitszimmer im Schloß von Rheinsberg.
Nach der Natur gezeichnet von H. Lüders.

In ihrem fremden Gewande zog den Kronprinzen die deutsche Philosophie Wolffs mächtig an. „Ich fange an," schreibt er am 27. März, „das Morgenroth eines Tages aufdämmern zu sehen, der noch nicht vollständig vor meinen Blicken steht; ich sehe die Möglichkeit, daß ich eine Seele habe und sogar, daß sie unsterblich ist." Er freut sich der Freiheit, die endlich gestattet „die Philosophie zu bekennen aufrechten Hauptes, ohne Furcht vor dem Blitzstrahl des Zuchtmeisters und dem Gespenst des Unglaubens. Die Vernunft tritt die Herrschaft wieder an, die ihr gebührt, und der Irrthum muß sich flüchten in die engen Gehirne einiger Schwachköpfe und in den Schooß des Aberglaubens" (Ruppin 3. Juli). Seinen Wolff nimmt er auf die Reise nach Preußen mit und aus dem Lager von Wehlau schreibt er am 18. Juli: „Trotz der Anstrengungen der Reise und der militärischen Geschäfte, mit denen ich beauftragt bin, verliere ich Wolff nicht einen Augenblick aus dem Gesicht. Er ist der feste Punkt, auf den all meine Aufmerksamkeit gerichtet ist; je mehr ich lese, desto größer wird meine Befriedigung. Ich bewundere die Tiefe dieses berühmten Philosophen, der die Natur erforscht hat wie keiner vor ihm, und dem es gelungen ist, Rechenschaft zu geben von Dingen, die vorher nicht bloß dunkel und verworren, sondern geradezu unverständlich waren. Es kommt mir vor, als gewänne ich jeden Tag mehr Licht mit seiner Hilfe und als fiele mir mit jedem Satz, den ich studire, wieder eine Schuppe von den Augen. Es ist ein Buch, das jedermann lesen sollte, um zu lernen, wie man seine Vernunft gebrauchen und bei Erforschung der Wahrheit den Faden oder die Verknüpfung der Ideen festhalten muß."

Ganz erfüllt von Wolffs Lehre und den Schicksalen, die er darum erduldet, schrieb er zwei Tage nach seinem Einzug in Rheinsberg den ersten der merkwürdigen Briefe an Voltaire, in denen wir den Denker und Schriftsteller Friedrich werden und reifen sehen. Dem Dichter der Henriade, des Cäsar, der Alzire sagt er darin die ausgesuchtesten Artigkeiten, aber was ihn zur Anknüpfung eines Briefwechsels mit ihm bestimmt, liegt nicht in den Poesien Voltaires an sich, sondern in dem philosophischen Geist, den er in diesen wie in all seinen Schriften gefunden hat. „Der Eigenschaft eines ausgezeichneten Dichters," schreibt er, „fügen Sie eine Unzahl andrer Kenntnisse hinzu, welche allerdings einige Verwandtschaft mit der Poesie haben, aber nur durch Ihre Feder ihr angeeignet worden sind. Nie hat ein Dichter metaphysische Gedanken rhythmisch behandelt (cadencé): diese Ehre blieb Ihnen vorbehalten. Dieser Geschmack für die Philosophie, den Sie in Ihren Schriften bekunden, veranlaßt mich, Ihnen eine Uebersetzung von der Anklage und Rechtfertigung des Herrn Wolff zu senden, des berühmtesten Philosophen unserer Tage, der in grausamer Weise des Unglaubens und des Atheismus angeklagt worden ist, weil er in die finstersten Winkel der Metaphysik Licht getragen und diese schwierigen Fragen ebenso vornehm als klar und durchsichtig behandelt hat. Das ist das Loos der großen Männer: ihr überlegener

Genius setzt sie immer den giftigen Pfeilen der Verleumdung und des Neides aus."[1])

Voltaire ward von dieser Anrede auf tiefste ergriffen. Das Selbstgefühl eines Mannes, dem Weihrauch Lebensbedürfniß war, schwelgte in der Huldigung eines so geistvollen Bewunderers; beglückend war für ihn der Gedanke an die Eroberung, die er, ohne es zu ahnen, im Auslande mit seinem Talent gemacht, während er zu Hause den Stein des Sisyphos zu wälzen glaubte. Aber stärker wirkte auf ihn der Triumph, den sein Streben als Denker, als Aufklärer hier gefeiert. Weit in der Fremde also hatte gezündet, was in Frankreich einstweilen nur auf Verfolgung, vielleicht nie auf mehr als stille Anerkennung rechnen durfte; eine junge Fürstenseele zeigte sich begeistert für eine Weisheit, die den Monarchen wie den Priestern als sträfliche Auflehnung erschien. Was Voltaire an Seelenadel besaß, das sollte er entfalten im Kampfe gegen Aberglauben und Geistesdruck, als Vertheidiger der Verfolgten und Unterdrückten; in diesem Kampf war er immer, was er sonst in der Regel nicht war, hochherzig und ritterlich, uneigennützig und selbstlos, ein Bayard ohne Furcht und Tadel. Wer schon im Jahre 1736 diesen Zug in ihm entdeckt, der hatte ihn in seiner besten Eigenart, in seinem Herzen ausgefunden. Das war's, was er aus dem Briefe des Kronprinzen herauszulesen glaubte und so entstand die begeisterte Antwort vom 26. August: „Meiner Eigenliebe haben Sie geschmeichelt, aber die Liebe zur Menschheit, die ich im Herzen trage und die, ich darf es sagen, meinen Charakter ausmacht, hat mir eine weit reinere Freude bereitet, als ich sah, daß es in der Welt einen Prinzen gibt, der denkt wie ein Mann, einen fürstlichen Philosophen, der die Menschen glücklich machen wird. Glauben Sie mir, es hat nie wahrhaft gute Könige gegeben, die nicht wie Sie damit angefangen haben, sich zu unterrichten, die Menschen zu erkennen, die Wahrheit zu lieben, Verfolgung und Aberglauben zu verabscheuen. Und es gibt keinen Fürsten, der, wenn er so gesinnt ist, nicht im Stande wäre, das goldene Zeitalter in seinen Staaten wiederherzustellen."

Diese Gesinnung im Kronprinzen von Preußen zu nähren, ist der leitende Gedanke aller Briefe Voltaires. „Eine der größten Wohlthaten, die Sie den Menschen erweisen werden," schreibt er im Jahre darauf, „wird die sein, daß Sie den Aberglauben und den Fanatismus zu Boden schleudern und nicht gestatten, daß ein Mann im Talar andre Menschen verfolge, die nicht denken wie er." Ein Bündniß der Könige und der Philosophen schwebt ihm vor zur Befreiung der Menschheit, zur Niederwerfung aller Mächte der Finsterniß. Priestertrug hat die Irrlehre erfunden: die Denker seien Feinde der Ordnung, Störer des Gehorsams und des Bürgerfriedens. Das Gegentheil ist die Wahrheit, „die Philosophen verlangen

[1]) Der Briefwechsel findet sich in den Oeuvres de Voltaire, Paris 1828. Bd. 73. 74, und in den Oeuvres de Frédéric le Grand XXI. XXII. XXIII.

nichts, als daß man sie in Ruhe läßt; sie wollen im Frieden leben unter der Regierung, die einmal besteht, und es gibt keinen Theologen, der nicht Herr sein möchte über den Staat." Dies ist der Endreim, der in Voltaires Briefen immer wiederkehrt und jedes Mal sich einstellt, wenn er warm wird und frischweg aus dem Herzen redet. Alles andere ist nur Mittel zum Zweck, um die wunderbare Fürstenseele in dieser Richtung festzuhalten und für die Sache der Aufklärung, der es an Denkern und Schriftstellern nicht fehlte, das heranzuziehen was sie entbehrte, nämlich einen Mann der That, einen Regenten, der durch Beispiel und Befehl wirkte, was den Männern von der Feder nie gelingen wollte.

Welch ein Mann der That im Kronprinzen Friedrich lebte, hat er freilich kaum geahnt. Noch im April 1740 träumt er von einem Musenhof, den der „Besieger Machiavellis" als König eröffnen wird, von einem Friedensfürsten, der, da Mars und die Politik ihm den Plan auf Jülich und Berg zeigen, den Degen zieht, aber bereit ist, ihn wieder in die Scheide zu stoßen zum Heil seiner Unterthanen und der Welt, dem alle schönen Künste huldigen, unter dessen Augen Malerei, Musik, Beredsamkeit, Geschichte und Physik eine blühende Thätigkeit entfalten, ein Theater sich erhebt, eine Akademie sich bildet, das Alles zum ewigen Preise eines Fürsten, der „geboren ist zu regieren und zu gefallen".[1])

Als eine vorwiegend beschauliche, auf rein geistiges Schaffen und Genießen gerichtete Natur hat Voltaire den Kronprinzen Friedrich betrachtet, und die Gefühlswärme, mit welcher dieser mitten unter metaphysischen Erörterungen seinen Gottglauben bekannte, konnte den Eindruck nur verstärken. Die tief empfundenen Oden, welche Friedrich zwischen Januar 1737 und April 1738 über die Güte Gottes und die Liebe zu Gott gedichtet,[2]) noch mehr das ergreifende Bekenntniß, das er in dem Briefe vom 26. December 1737 über die allweise Gottheit und den unfreien Menschen niedergelegt hat,[3]) ließen ihn deutlich den gründlichen Gegensatz erkennen, welcher seine Weltanschauung von der des deutschen Idealisten aus der Schule der Wolff und Leibniz trennte trotz aller Aufklärung und trotz aller gemeinsamen Abneigung gegen Dogma, Aberglauben und Priesterthum. Aber für das Leben in der Welt schien aus solchen Vordersätzen nur folgen zu können der Verzicht auf freithätiges Wirken und die Selbstbescheidung mit dem Stillleben des Schöngeistes und des Philosophen. Und doch war Friedrich eben in diesen Monaten, da er ausschließlich über religiösen und metaphysischen Problemen zu brüten schien, mit Sorgen und Plänen ganz andrer Art beschäftigt, mit Sorgen, die dem Preußen das Herz zusammenpreßten, mit Plänen, in denen der König, der Staatsmann sich meldete.

Den Heranzug des politischen Ungewitters, das sich infolge der Ver-

---

1) Correspondence avec le roi de Prusse, Oeuvres 73. S. 447. 2) Oeuvres XIV, 7—19. 3) Corresp. S. 161—170.

schwörung Oesterreichs mit Frankreich, England und Holland in der Jülich-Berg'schen Sache über Preußen entladen sollte, hatte er in den diplomatischen Correspondenzen, die ihm der Minister General Grumbkow mittheilte, mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt.[1]) Was er in diesen Papieren las und zwischen den Zeilen entdeckte, erschütterte ihn aufs tiefste. „Unser Plan auf Jülich und Berg ist gescheitert," schreibt er schon am 20. Jan. 1737 mit untrüglichem Scharfblick. „So empfindlich für den Ruhm des Königs, als man nur sein kann, habe ich den Schmerz, sehen zu müssen, daß nicht Alles geschieht, was nöthig wäre, um diesen Plan zu einem glücklichen Ende zu führen. Es scheint mir sogar, daß sich ein Geheimplan gegen uns gebildet hat, daß sich Wolken sammeln, aus denen ein Sturm hervorgehen wird. Vielleicht wäre es noch Zeit, ihm auszuweichen, vielleicht könnte man noch durch richtige Maßnahmen die Geister uns günstiger stimmen, als sie es sind. Aber was mich am meisten beunruhigt, ist die Beobachtung, daß auf unserer Seite eine gewisse Lethargie herrscht, zu einer Zeit, wo unsere Waffen ihren Schrecken verloren haben, wo man die Vermessenheit so weit treibt, daß man uns verachtet." Inmitten der vollen Kenntniß der geheimen Vorgänge steht er doch außerhalb jeder Mitthätigkeit und Verantwortung; er sucht Trost in dem Gedanken, daß ihn ja keinerlei Vorwurf treffen kann, daß ihn die Sorge um die Ehre des Vaters, die Zukunft des Vaterlandes vielleicht zu schwarzsichtig mache, und weit hinweg weist er jeden Gedanken, sich auf Abwege zu verirren, wie der Prinz von Wales, der sich um schnöden Mammons willen zum Parteihaupt gegen den Minister seines Vaters werben ließ. „Ueberlassen wir diese unglückliche Familie ihrem Hader und freuen wir uns doppelt der Früchte einer segensreichen Eintracht. Wie glücklich ist Einer, der seinen Ehrgeiz zu zügeln, die Leidenschaften in der Geburt zu ersticken weiß, die um so gefährlicher sind, als sie sich nicht sättigen lassen und den tyrannisiren, der sie nährt" (7. Oktober 1737). Aber ungestüm klopft ihm das Herz bei dieser Entsagung; tua res agitur, ruft ihm jeder neue Einlauf zu. Nehmen wir beide Herzogthümer mit Gewalt, um wenigstens eines ganz sicher zu haben — so ist sein Rath, schon im Februar d. J., und am 9. November schreibt er tief unglücklich die prophetischen Worte nieder: „Gott weiß, daß ich dem König ein langes Leben wünsche; aber wenn zu seinen Lebzeiten der Erbfall nicht eintritt, so wird man sehen, daß ich mich dem Vorwurf nicht aussetzen werde: ich sei gewillt, meine Interessen denen andrer Mächte aufzuopfern. Eher, fürchte ich, wird man mir zu viel Kühnheit und Ungestüm vorwerfen können. Es scheint, der Himmel hat dem König beschieden, alle Vorbereitungen zu treffen, welche Weisheit und Klugheit gebieten, bevor man einen Krieg beginnt. Wer weiß, ob die Vorsehung mir

[1]) Alles folgende nach den urkundlichen Mittheilungen von M. Duncker, Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich (Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedrich Wilhelms III. Leipzig 1876, S. 1—46).

nicht vorbehält, von diesen Vorbereitungen ruhmvoll Gebrauch zu machen und sie zur Vollstreckung der Entwürfe zu verwenden, denen die Voraussicht des Königs sie bestimmt hatte?"

Der Sturm, den der Kronprinz hatte kommen sehen, fand wirklich statt; aber weniger schrecklich als er gefürchtet, denn er fand König Friedrich Wilhelm auf seinem Posten. Am 10. Februar 1738 wurden von den Gesandten der vier Mächte Frankreich, Oesterreich, England, Holland identische Noten übergeben, welche von dem Entschlusse derselben Kenntniß gaben, die Schlichtung des Streits um die Jülich-Berg'sche Erbfolge in die Hand zu nehmen und von Preußen das Versprechen forderten, daß es gegen die Einweisung des Hauses Pfalz-Sulzbach in den provisionellen Besitz der Herzogthümer zwei Jahre lang — vom Tode des regierenden Kurfürsten an gerechnet — nichts unternehmen werde. Am 19. Februar erfolgte die Antwort des Königs; sie lehnte unter entschiedener Wahrung der Erbrechte Preußens jede Unterhandlung auf dieser Grundlage ab. Der Kronprinz war mit diesem Verfahren höchlich einverstanden, aber er glaubte nicht, daß damit das letzte Wort in der Sache gesprochen sei, noch weniger, daß die Entscheidung den Händen der Diplomaten allein überlassen bleiben dürfe. Der gemeinsame Schritt der vier Mächte war erfolgt auf Grund eines französischen Memoires, welches am 14. December 1737 der Gesandte Frankreichs im Haag übergeben und dessen unerhört anmaßende Sprache den Kronprinzen Friedrich aufs äußerste empört hatte. Man glaubt, schrieb er im März 1738 an Grumbkow, die unverschämte Rede zu hören, welche Popilius Länas dem Syrerkönig Antiochus gehalten hat. Hochmuth und Ueberhebung können nicht weiter getrieben werden. Frankreich, scheint es, will an Macht und Recht niemand als Gottvater über sich erkennen. Sich Versailles widersetzen, heißt gegen göttliche Dekrete sich empören, welche Impertinenz!

Auf die öffentliche Meinung galt es einzuwirken; den Völkern, deren Heil durch verblendete Regierungen gefährdet ward, galt es den Abgrund zu zeigen, dem sie zugeführt wurden; die protestantischen Seemächte England und Holland waren ganz augenscheinlich mißbraucht worden durch elende Hofcabalen; ihren natürlichen Verbündeten, Preußen, hatten sie auf Geheiß ihrer geborenen Feinde verrathen helfen; es waren zugleich die einzigen Völker Europas, bei denen es eine unabhängige politische Presse gab und den Hebel der Presse wollte der Kronprinz benutzen, um den Engländern und Holländern die Augen zu öffnen.

So schrieb er die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des Staatenkörpers von Europa" (considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe,[1]) eine geistvolle, beredte Warnungsschrift, welche zuerst in einer englischen Ausgabe in England, dann in einer französischen Ausgabe in Holland erscheinen sollte, um diese beiden

1) Oeuvres VIII, 3—57.

Völker aufzurütteln, die der Verfasser „in den Armen der Sicherheit und am Busen der Sorglosigkeit eingeschlummert" sah. Von dem, was Preußen jüngst widerfahren, findet sich kaum eine leise Andeutung; das Memoire in Sachen von Jülich-Berg, das der französische Gesandte Fenelon im Haag übergeben, wird unter vielen Symptomen nur eben erwähnt; die preußische Abkunft, das preußische Interesse des Verfassers soll nichts verrathen. Der Staatenkörper Europas ist aus allen Fugen, er hat das Gleichgewicht verloren, und muß zusammenbrechen, wenn die Uebermacht, die auf der einen Seite gesammelt ist, mit vollem Drucke auf die Ohnmacht wirkt, die sich rings umher findet. Wer das durchschaut hat, der sieht auch von selbst, daß Preußens Interesse das Interesse aller mit ihm Bedrohten ist.

Erwähnt wird die Eroberungspolitik, welche der spanische Hof mit steigendem Erfolg in Italien betreibt, beleuchtet werden die systematischen Uebergriffe, welche das Haus Habsburg gegen Reichsverfassung und Wahlkapitulation begeht; den eigentlichen Gegenstand der Schrift aber, den Stoff, von dem sie ausgeht, und zu dem sie zurückkehrt, bildet die Politik Frankreichs, die Jahre lang eine Politik des Friedens und der Entsagung schien und im letzten Polenkrieg urplötzlich dem alten unausrottbaren Drang nach Eroberung und Weltherrschaft wieder die Zügel schießen ließ. Mit beißendem Hohn wird das Verfahren des Cardinals Fleury geschildert, der so glücklich gewesen ist, alle Welt mit dem Glauben an Frankreichs Friedensliebe und Edelmuth zu erfüllen, der, nachdem ihm das gelungen, rein aus inbrünstiger Liebe zum Frieden einen großen Krieg begonnen, rein aus Edelmuth das deutsche Reich von einer ebenso lästigen als gefährlichen Provinz (Lothringen) „befreit" und so einen neuen Weg zur Erreichung alter, nie aufgegebener Ziele eröffnet hat. Der Rhein soll Frankreichs natürliche Grenze nach Nordosten bilden. Die Thermopylen Deutschlands hat es schon; es fehlen noch Luxemburg, Trier, Lüttich, die Barrièreplätze, Flandern und andre Kleinigkeiten, das Alles ist zu erlangen bei einer Nachbarschaft, in der Ohnmacht und Verblendung um den Vorrang streiten, die durch Geld oder Redensarien bestochen wird. Wie König Philipp von Makedonien das freie Hellas, so umgarnt, zertheilt und untergräbt Frankreich eine Staatenwelt, die geeinigt unüberwindlich wäre; wie das alte Rom greift es ein in jeden Streit und wirft sich zum Schiedsrichter auf über alle Höfe und Völker, über Krieg und Frieden; das Alles nur, damit der Friede nicht gestört, das Recht überall gewahrt werde und jedem das Seine verbleibe. So lautet die Mähr, die der Cardinal erfunden hat, um die Seemächte einzuschläfern, damit ehe sie erwachen, das Werk vollendet ist, gegen das dann kein Ankämpfen mehr unternommen werden kann.

Wie ist also „die augenblickliche Lage des Staatenkörpers von Europa?" Auf der einen Seite nichts als Gewalt, auf der andern nichts als Schwäche; dort das Verlangen Alles zu erobern, hier das Unvermögen, irgend etwas zu behaupten; der Mächtigste befiehlt, der Schwächste gehorcht; jener

fluthet über, nimmt wie ein reißender Strom Alles mit sich fort und Umwälzung über Umwälzung, ein Chaos von Verwirrung und Umsturz ist das Loos des Welttheils. — Die merkwürdige Schrift ist der Presse nicht übergeben worden; außer Grumbkow und Voltaire hat sie im Jahre 1738 niemand gelesen. Erst nach dem Tode des Königs hat man sie in seinen Papieren gefunden und in den Oeuvres posthumes de Frédéric II. 1788 zum ersten Mal gedruckt. Dem überaus schmeichelhaften Urtheil, welches Voltaire in seinem Briefe vom 5. August 1738 darüber fällt, merkt man die Beruhigung darüber an, daß diese Brandschrift wider den Cardinal der Oeffentlichkeit nicht übergeben werden sollte. Schon Anfang April hatte Fleury Preußen gegenüber in ganz überraschender Weise eingelenkt und so war über Nacht eine Lage eingetreten, welche das Erscheinen einer so wuchtigen Anklageschrift aus politischen Gründen unmöglich machte; aber von seinen Anschauungen gab Friedrich keine auf.

In seiner Antwort vom 5. August hatte Voltaire Frankreich mit einem reichen Mann verglichen, der von lauter bankrotten Nachbarn umgeben, deren Vermögen wohlfeilen Kaufes an sich bringt und dann die sonderbare Frage gethan: ist es denn wirklich im deutschen Reiche einstimmige Meinung, daß Lothringen eine Provinz desselben sei? Darauf erwiderte Friedrich am 11. September: Ihr Vergleich ist so glücklich wie er nur gefunden werden kann; er veranschaulicht, was die Stärke der Franzosen und die Schwäche ihrer Nachbarn ausmacht; er offenbart den Grund dieser Stärke und gestattet der Einbildungskraft, durch den Schleier künftiger Jahrhunderte hindurch das beständige Anwachsen der französischen Monarchie vorauszusehen; es entspringt, einem ohne Aufhören und Wandel wirksamen Grundtrieb dieser unter einem despotischen Haupte vereinigten Monarchie, welche aller Wahrscheinlichkeit nach eines Tages ihre Nachbarn insgesammt verschlingen wird. Auf solche Art besitzt sie auch Lothringen durch die Zwietracht des Reichs und die Schwäche des Kaisers; Lothringen, das jeder Zeit für ein Reichslehen gegolten und ehedem zum burgundischen Kreise gehört hat, der eben durch dasselbe Frankreich vom Reiche abgerissen worden ist.

Von dem Recht Preußens auf Jülich und Berg, von der Nothwendigkeit, diesem Recht mit den Waffen Geltung zu verschaffen und dem Vorgefühl großer Entscheidungen war Kronprinz Friedrich so erfüllt, daß er Voltaire in diesen Tagen zuversichtlich schrieb: „Der Tod des Kurfürsten von der Pfalz wird die langersehnte Gelegenheit bringen, uns persönlich kennen zu lernen. Ohne zu wissen, wie mir der Gedanke kommt, erwarte ich diesen Todesfall für nächstes Frühjahr. Unser Marsch nach Jülich und Berg wird davon die unfehlbare Folge sein; könnte die Marquise in diesem Fall sich nicht auf ein Gut in der Nähe dieser Länder begeben? Könnte der würdige Voltaire nicht einen kleinen Ausflug in das preußische Lager machen? Für alle Bequemlichkeiten würde bestens gesorgt sein.“ Viel erquicklicher als die Aussicht auf das Stelldichein im Feldlager der Preußen war für Voltaire

der Antimacchiavel,[1]) dessen erste Capitel ihm im Frühling 1739 zugingen; denn in seinem ersten Abschnitt schien der feurige Prinz so ziemlich Allem abgeschworen zu haben, was seinem Temperament als König gefährlich werden konnte: ein Fürst, der dem Macchiavellismus den Krieg erklärte auf Tod und Leben, verhieß ein goldenes Zeitalter des Friedens und der Gerechtigkeit.

Eine „Widerlegung" des Principe des Macchiavelli hat vor dem Kronprinzen Friedrich niemand unternommen und wird auch nach ihm niemand unternehmen, aus dem einfachen Grunde, weil eine solche streng genommen gar nicht möglich ist. Verwerfen, verurtheilen, verdammen kann und muß man jede Nachahmung der grauenhaft unsittlichen Mittel, die der geistreiche Florentiner kalten Blutes neben durchaus vorwurfsfreien und sogar ehrenhaften Mitteln empfiehlt; aber widerlegen kann man ein System nur mit Hilfe seiner eigenen Logik, auf Grund seiner eigenen Vordersätze und dazu reicht weder der Nachweis einzelner Widersprüche und Fehlschlüsse, noch die ehrlichste und gerechteste Entrüstung über den Geist des Ganzen aus. Kein Mensch kann widerlegen, daß die Politik heute wie zu allen Zeiten das ist, was Macchiavelli darin gesehen hat, nämlich die Kunst des Erfolges; kein Mensch kann widerlegen, daß die Methode aller Politik eine Kriegführung ist, die sich bald blutiger bald unblutiger Waffen bedient, in der Handhabung dieser Waffen je nach dem Drang der Lage, dem Geist der Zeit und des Volkes verschieden verfährt, immer aber den Erfolg als ihr höchstes Gesetz erkennt und erkennen muß, daß das Staatsoberhaupt, das verantwortlich ist für das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes, die Freiheit nicht hat noch haben kann, sein ganzes Verhalten einzig nach den Regeln der Moral zu richten, an die der nur für sich verantwortliche Einzelmensch gebunden ist. In dieser Verantwortung für das Wohl einer Gesammtheit liegt der Punkt, der bei einer rein abstrakten Betrachtung dieses heikelsten aller Probleme zu häufig außer Acht gelassen wird. Mitten im Feuereifer seiner Widerlegung ist dem Kronprinzen nicht entgangen, daß es üble Nothlagen gibt, in denen ein Fürst Bündnisse und Verträge brechen, d. h. also nach den Begriffen der bürgerlichen Moral treulos werden muß (Cap. 18), und in dem Vorwort der „Geschichte meiner Zeit" bekennt er 1746 ganz offen: „Unsere Amtspflicht ist, über das Glück unserer Völker zu wachen; sobald wir für sie Gefahr in einem Bündniß erblicken, müssen wir es lieber brechen, als sie der Gefahr aussetzen; darin opfert sich der Fürst dem Wohle seiner Unterthanen. Alle Geschichtsbücher der Welt geben Beispiele dieser Regel und in Wahrheit kann man kaum anders handeln. Wer dies Verfahren so unerbittlich verurtheilt, gehört zu den Leuten, welche ein gegebenes Wort als etwas unverbrüchlich Heiliges betrachten; sie haben Recht und als Privatmann denke ich wie sie; denn ein Mann, der einem andern sein Wort

---

1) Oeuvres VIII, 51—162 und ebendas. S. 163—299. Die Réfutation du prince de Macchiavel.

verpfändet, muß es halten, sollte er auch unbesonnener Weise etwas ihm äußerst Nachtheiliges versprochen haben, die Ehre steht höher als das Interesse; aber ein Fürst, der sich verbindlich macht, verpflichtet nicht sich allein, sonst wäre er in der Lage des Privatmanns, er setzt große Staaten, große Provinzen tausend Unglücksfällen aus, folglich ist es besser, daß der Fürst seinen Vertrag breche, als daß das Volk zu Grunde gehe."[1]) Hier fehlt sogar der Vorbehalt, den er im Antimacchiavel gemacht hat, daß der Fürst nur im äußersten Nothfall so handeln dürfe und auch dann verpflichtet sei, seine Verbündeten rechtzeitig von seinem Vorsatz zu benachrichtigen.

Die Nöthigungen der souveränen Staatsraison hat Macchiavelli in der Weise seiner Zeit nackt, schroff, rücksichtslos brutal hingestellt und das Zeitalter der Aufklärung und Humanität nahm daran gerechten Anstoß; mochte immer eingewendet werden, was sich bei Macchiavelli Unsittliches findet, ist ja nur die Praxis aller Päpste, Fürsten und Republiken seines ganzen Jahrhunderts gewesen; es war ein sehr großer Unterschied, ob eine ruchlose Praxis ertragen, oder ob sie zum Gesetz erhoben ward; in dem was man „Macchiavellismus" nennt, lag allerdings eine ungeheuere Gefahr für Fürsten und Völker; ihr entgegenzuwirken durch Lehre und Beispiel war die edelste Aufgabe, die ein Fürst unter den Denkern, ein Denker unter den Fürsten sich stellen konnte. Diese Aufgabe hat Friedrich der Große viel mehr als durch diese Schrift durch sein gesammtes Walten als Gesetzgeber und Regent in großartigster Weise erfüllt. Aber eine Widerlegung des Principe hat er auch hierdurch nicht gegeben; denn der Principe des Macchiavelli ist nicht identisch mit dem, was später unter dem Schlagwort „Macchiavellismus" sprichwörtlich ward, die Staatslehre des Florentiners ist nicht erschöpft in den Capiteln, welche von den Mitteln politischen Erfolges handeln, sie wird gar nicht begriffen, wenn man, wie das Jahrhunderte hindurch geschehen ist, nur eben nach diesen Mitteln und niemals nach dem Zwecke fragt, der ihm vorschwebt, und der in seinen Augen auch die verwerflichsten Mittel

1) Weit schroffer findet sich das Recht des Vertragsbruches bei Spinoza, Tractatus politicus c. 3. §. 14 ausgesprochen: „Ein Bündniß bleibt so lange bestehen, als der Grund des Bündnisses besteht, nämlich Furcht vor Schaden oder Hoffnung auf Gewinn; fällt dieser Grund für den einen oder den andern Theil fort, so tritt er in seine volle Freiheit zurück und das Band, das sie verknüpfte, löst sich von selbst. Mithin hat jedes einzelne Staatswesen das Recht, ein Bündniß nach Belieben zu lösen, und man kann dem Staate, der so verfährt, nicht vorwerfen, daß er treulos oder hinterlistig handle, da mit Furcht oder Hoffnung eben die Bedingung des Bundes weggefallen ist. Außerdem schließt man einen Vertrag für die Zukunft nur für den Fall, daß die Umstände, die ihn bewirkt haben, fortdauern; ändern sich aber diese, so verwandelt sich eben die ganze Lage und deshalb behält sich jeder verbündete Theil das Recht vor, für sich zu sorgen und sucht so viel als möglich furchtlos und sein eigener Herr zu sein und zu verhindern, daß der andere mächtiger werde. Beklagt sich also ein Staat, daß er betrogen worden sei, so hat er lediglich seine eigene Thorheit anzuklagen, daß er sein Heil einem andern anvertraut hat, der sein eigener Herr und dem das eigene Heil höchstes Gesetz ist."

heiligt. Welches ist dieser Zweck? Im 26. Capitel des Principe ist er ganz klar ausgesprochen, schon die Ueberschrift offenbart ihn uns, sie lautet: „Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien".

Der Fürst des Macchiavelli ist der bewaffnete Machthaber, der, Feldherr und Staatsmann in einer Person, dem zersplitterten Italien die Einigkeit, dem von Barbaren geknechteten Volke die Freiheit erringen soll. In tief ergreifenden Worten schildert er das Elend seines Vaterlandes. „Um den Werth des Mose zu erkennen, mußte das Volk Israel in der Sclaverei der Aegypter gewesen sein; um die Seelengröße des Kyros zu begreifen, mußten die Perser das Joch der Meder getragen; um eines Theseus würdig zu werden, mußten die Athener die Leiden der Zersplitterung erfahren haben; so mußte Italien, um das Verdienst eines großen Italienergeistes zu würdigen, das Elend kennen, das heute auf ihm lastet; eine Sclaverei, noch ärger als die der Hebräer, eine Knechtschaft, noch drückender als die der Perser, eine Zersplitterung, noch schlimmer als die der Athener mußte sein Loos gewesen sein: ohne Haupt, ohne Gesetz, zerschlagen, geplündert, zerfleischt, betrogen, eine Beute jeglicher Zerrüttung. Wie leblos liegt Italien da, harrend auf den, der seine Wunden heilen, der ein Ende machen möchte den Räubereien und Plünderungen in Lombardei, Neapel und Toskana und ihm Genesung bringen von all den Plagen, die zu lange schon ertragen worden sind. Siehe, wie es zu Gott fleht, daß er Einen sende, der es befreie von dem grausamen Frevelmuth der Barbaren, wie es schmachtet, einer Fahne zu folgen, wenn sich nur Einer findet, der sie entfalten will."

Nicht die Kirche kann diesen Heiland bringen, kein Papst kann Italiens Retter sein.

Die Kirche und der Clerus haben Italien gottlos gemacht und seine Sitten vergiftet; der Kirchenstaat aber und die Politik der Päpste hat Italien zur ewigen Ohnmacht und Staatlosigkeit verdammt. Kein Land kann gedeihen, das nicht unzersplittert unter die Herrschaft sei es *eines* Freistaates, sei es *eines* Fürsten kommt. Daß Italien nie dahin gelangt ist, hat einzig und allein die Kirche verschuldet. Nie hat ihre Stärke und ihr Unternehmungsgeist ausgereicht, sich selber zum Herrn über ganz Italien zu machen; wohl aber war sie stets stark genug, mit fremder Hilfe zu hindern, daß irgend einem Andern das Werk der Einigung gelang. So ist Italien durch die Schuld der Kirche in unheilbarer Zersplitterung und Ohnmacht geblieben, die hilflose Beute jedes fremden Uebermuths.[1])

Nur ein weltlicher Fürst kann die Wiedergeburt Italiens vollbringen. Dem Mediceer Lorenzo, dem Sohn des Piero, Enkel des großen Lorenzo, ist der „Fürst" gewidmet, an ihn und sein erlauchtes Haus ist der Aufruf am Schlusse gerichtet. Sein großes Werk sei ein Krieg, wie es gerechter, heiliger keinen gibt; gottesfürchtig handelt, wer zu den Waffen greift, wenn

---

1) Discorsi I, c. 12.

außer ihnen kein Heil mehr ist. Gott selber verheißt Gelingen, in Wundern kündigt er es an: das Meer hat sich geöffnet, eine Wolke hat den Weg gewiesen, der Fels hat Wasser gegeben und Manna ist vom Himmel geströmt. Alles vereinigt sich zu Eurer Größe; was zu thun bleibt, müßt Ihr selbst vollbringen. Italien wird mit Euch sein; ein nationales Heer, gebildet aus treuen, tapfern Italiern, wird unüberwindlich anstürmen wider das Söldnergesindel der Spanier und der Schweizer. „Mit welcher Wonne werden all die Länder den Retter willkommen heißen, die so schrecklich unter dem Ueberfluthen der Fremden gelitten haben, mit welchem Durst nach Rache, mit wie festem Glauben, mit welcher Liebe, mit wie viel Thränen. Kein Thor würde sich ihm verschließen, kein Volk ihm Gehorsam versagen, keine Eifersucht würde ihn hemmen, kein Italiener die Heeresfolge weigern. Denn allgemein ist der Ekel an der Herrschaft der Fremden. So ergreife denn Euer erlauchtes Haus die große Sache mit all dem Muth, mit all der Hoffnung, die ein gerechtes Unternehmen begleiten, damit unter Eurem Banner dies Vaterland neu geadelt und unter Eurer Führung das Wort Petrarcas Wahrheit werde: gegen die Wuth greift Edelsinn zur Waffe; kurz sei der Kampf, denn noch ist nicht erstorben Mannesmuth in Italienerherzen."

Die Italiener haben Recht, wenn sie ihrem großen Landsmann nicht vergessen, daß er zuerst entdeckt: was Italien noth thut, ist ein nationales Heer und ein rücksichtslos entschlossener Fürst, der mit eisernem Besen die Fremden aus dem Lande treibt und der Scherbenstaaterei ein Ende macht. Einzig in dieser Beleuchtung wollte Machiavelli seinen „Fürsten" verstanden wissen und einzig in ihr ist er überhaupt verständlich. Der Zweck, der in Machiavellis Augen jedes Mittel heiligt, ist das Heil des Vaterlandes. „Die Vertheidigung des Vaterlandes," sagt er in einer andern Schrift,[1]) „ist immer edel, welches Mittel auch dabei angewendet werden mag. Wenn das Wohl des Vaterlandes auf dem Spiele steht, darf keine Rücksicht auf Recht oder Unrecht, Menschlichkeit oder Grausamkeit, Schande oder Ruhm mitsprechen; über alle Erwägungen anderer Art muß das Eine obsiegen, das wesentlich ist, das ist, daß des Vaterlandes Heil und Unabhängigkeit gesichert werde." Der Boden, aus dem Machiavellis Fürst erwachsen ist, ist ein zertretenes, von Fremden unermüdlich mißhandeltes Land, das keine Waffe verschmähen darf, um frei und einig zu werden, dessen Befreier schlau sein muß wie der Fuchs, gewaltthätig wie der Löwe, denn Treulosigkeit und Meineid, Verrath und Meuchelmord, Gift und Dolch belauern jeden seiner Schritte, von jederlei Frevel bedroht, darf er selber vor keinem zurückschrecken. Eine andere Moral als die der vollendeten Ruchlosigkeit hatte das Italien des sechzehnten Jahrhunderts in der Schule seiner geistlichen und weltlichen Herren überhaupt nicht kennen gelernt; hier erschien sie geadelt durch das eherne Gesetz nationaler Nothwehr, durch den großen Zweck nationaler Einigung und Befreiung.[2])

1) Discorsi III, 111 vgl. Laurent, Etudes sur l'hist. de l'humanité X. 313 ff.

2) L. v. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, Anhang Machiavelli.

Von diesem ihrem historischen Boden losgerissen erschien die Moral des „Principe" anders. Die ganze Betrachtung, durch die sie uns menschlich erklärbar wird, war dem Kronprinzen Friedrich fremd und ist auch dem 19. Jahrhundert fremd geblieben, bis Victor Emanuel und der Graf Cavour die Italia una e libera geschaffen hatten. Für Friedrich war Machiavelli kein Patriot, der einem verzweifelnden Vaterlande verzweifelte Heilmittel empfahl, sondern ein „Ungeheuer", das aus reiner Bosheit die Seelen der Fürsten mit verdammlichen Irrlehren erfüllte und seiner gerechten Empörung über die Folgen dieser Irrlehren verdanken wir das Einzige, was uns seine Schrift heute werthvoll macht, die höchst beredte Entwicklung einer neuen Ansicht von dem wahren Verhältniß zwischen Fürst und Volk, eine Lehre, die noch kein Philosoph alter und neuer Zeit in dieser Weise aufgestellt, mit deren Verkündigung im Leben der monarchischen Staaten ein völlig neues Weltalter begonnen hat, es ist die königliche Lehre von den Pflichten des königlichen Amtes.

Friedrich griff zur Feder, um dem Unheil zu wehren, das der Macchiavellismus an den Höfen angerichtet hatte; den historischen Macchiavelli unterschied er nicht von dem, den die Nachwelt sprichwörtlich im Munde führte; aus einzelnen Sätzen des Principe stellte er sich eine Blumenlese des Verwerflichsten zusammen und setzte diesem ein Fürstenideal gegenüber, dessen Umrisse sofort in dem ersten Capitel scharf heraustreten. Die königliche Würde ist nach Friedrich ein Amt, das die Völker für ihre Ruhe und Erhaltung nöthig gefunden haben; hätte sie ihre Wurzel in diesem Bedürfniß der Völker nicht, so wäre sie gar nicht vorhanden. Dies Amt ist das des Schiedsrichters, der im Streit ums Recht entscheidet und dadurch im Lande Frieden hält; das des Schutzherrn, welcher Leben und Habe seiner Untergebenen gegen feindliche Angriffe vertheidigt, das des Souveräns, der die Interessen des Einzelnen zu einem Gesammtinteresse Aller vereinigt; bei der Einsetzung dieses Amtes schwebte der Gedanke vor, den weisesten, gerechtesten, uneigennützigsten, edelsten und stärksten Mann damit zu betrauen. Folglich hat der Inhaber der königlichen Würde sich nur zu betrachten als den ersten Diener[1]) seiner Völker, er muß der Hebel ihres Glückes sein, wie sie das Werkzeug seines Ruhmes.

Worin bestand das Verderbliche des Macchiavellismus? In der Auffassung, daß der Fürst nur Rechte und keine Pflichten habe, daß seine Selbstsucht das höchste Gesetz, seine Laune die oberste Regel seines Handelns sei, in dem Glanz seines Hofes Staat und Volk aufzugehen habe. Diese

---

Werke 33. 34, S. 174: „Machiavelli suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben".

1) Le premier domestique in beiden Redaktionen der Schrift, später auch le premier serviteur, so in dem Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains. Oeuvres IX, 197. Le magistrat (d. i. le souverain) est le premier serviteur de l'état.

unheilvolle Meinung ist durch Ludwig XIV. zum Glaubensbekenntnisse aller fürstlich Geborenen erhoben worden, sie beherrscht in der widernatürlichsten Verzerrung insbesondere das vielköpfige Zwergfürstenthum des deutschen Reiches, von dem ja Alles gilt, was Macchiavelli von den Principini seiner Heimath ausgesagt hat. Von diesen winzigen Herren will jeder bis auf das jüngste Glied einer apanagirten Linie herunter ein Ludwig XIV. im Kleinen sein, sein eigenes Versailles bauen, seine eigene Maintenon küssen und seine Maison du roi unterhalten, obgleich man im Nachbild das Vorbild nur mit dem Mikroskop erkennen kann. Diese Zaunkönige, die ihre Ländchen zu Grunde richten, um einen unsinnigen Aufwand zu treiben, thäten gut herunterzusteigen von ihrer erträumten Höhe, die riesigen Stelzen, auf denen sie hoffärtig einhersteigen abzulegen und sich mitsammt ihren uralten Wappen unter die wohlhabenden Privatleute zu verlieren; wollen sie durchaus Waffen um sich sehen, so können sie allenfalls eine Wache unterhalten, um ihre Schlösser vor Dieben zu schützen, falls diese wirklich so ganz abgehungert sind, um sich gerade in diese Schlösser zu verirren (Cap. 10). Die geistlichen Fürsten machen keine Ausnahme von dieser traurigen Regel; kein Land wimmelt so von Bettlern als das der Priester, nirgends kann man ergreifendere Bilder menschlichen Elends sehen als dort; aber freilich „der Armen ist das Himmelreich!" denken diese frommen Despoten und wohl den ausgehungerten Bettlern, die durch weise Seelenhirten bewahrt bleiben vor aller Verderbniß, die mit dem Luxus verbunden ist (Cap. 11). Der Fürst von echter Art ist nicht da zum Genießen, sondern zum Arbeiten. Das erste Gefühl, das er haben muß, ist das der Vaterlandsliebe, und das einzige Ziel, auf das er seinen Willen zu richten hat, ist: für das Wohl seines Staates Großes und Heilsames zu leisten. Diesem Zwecke muß er Alles, was persönlich an ihm ist, unterwerfen, seine Eigenliebe, seine Leidenschaften; ihm muß er dienstbar machen, was ihm an guten Gedanken, brauchbaren Mitteln und tüchtigen Männern zur Verfügung steht (Cap. 13).

Des Fürsten erste Amtspflicht ist die Pflege der Gerechtigkeit; seine zweite ist die Beschirmung und Vertheidigung seiner Staaten.

Er muß vertraut sein mit dem Kriegshandwerk, mit Allem, was zur Organisation und Mannszucht eines Heeres gehört, fähig sein, Armeen in Person zu befehligen, Strapazen auszuhalten, Schlachtfelder zu wählen, für Lebensmittel zu sorgen und in Glück und Unglück um Rath und Hilfe nie verlegen sein (Cap. 14).

Der Platz, auf den Pflicht und Ehre ihn berufen, ist der an der Spitze der Vertheidiger seines Landes und das ist nun der Posten, mit dem der Kampf gegen den gefährlichsten Versucher souveräner Gewalthaber verknüpft ist, gegen den Dämon des Waffenruhms und der Eroberungslust (Cap. 6). Das Leben der Unterthanen ist das kostbarste Capital, das den Händen des Fürsten anvertraut ist (Cap. 17). Wann darf der pflichttreue Fürst dies Capital einsetzen, wann ist ein Krieg gerecht?

Ueber diese Frage dürfen niemals Priester entscheiden. Nichts gefährlicher für einen Fürsten, als wenn er seinen Unterthanen zeigt, daß ein Krieg um Dogmen ein gerechter wäre; das wäre der Weg, um die Geistlichkeit zum Herrn über Krieg und Frieden, Herrscher, Staat und Volk den Eingebungen des Fanatismus und des blinden Glaubenseifers dienstbar zu machen, der überall und zu allen Zeiten nichts als Unheil angerichtet hat. Der Fürst darf den Glauben seiner Völker nicht antasten und muß diese wie ihre Geistlichen zum Geiste der Milde und Duldung erziehen. Die Staatskunst, die das gebietet, steht im Einklang mit dem Evangelium, das Frieden, Demuth, Bruderliebe predigt und entspricht dem Interesse des Fürsten, der für die Treue seiner Unterthanen keine gefährlichere Klippe zu fürchten hat, als den fanatischen Wahn, den blinden Aberglauben, dem selbst für Verbrechen ein Gotteslohn im Himmel verheißen wird (Cap. 21).

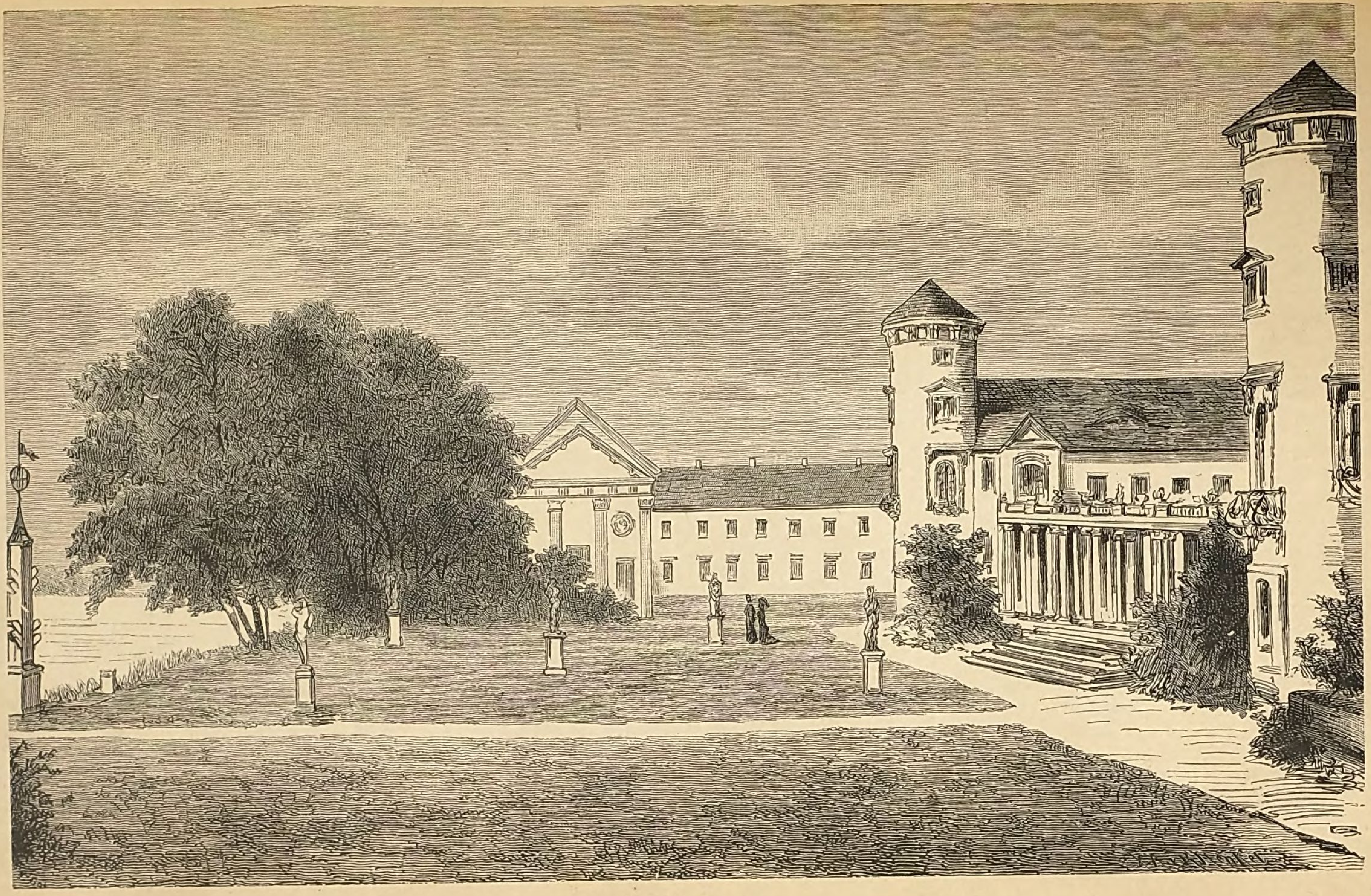
Der gerechteste Krieg, den es gibt, ist der, welcher unternommen wird zur Vertheidigung gegen ungerechten Angriff, gegen feindlichen Einfall; dieser Krieg entspringt dem Hausrecht, das der Einzelne gegen Diebe und Mörder zu wahren hat, der Pflicht der Nothwehr gegen fremde Gewalt. Gerecht ist auch der Krieg, den ein Fürst unternimmt, um Rechten und Ansprüchen, die ihm streitig gemacht werden, mit den Waffen Geltung zu verschaffen. Für die Processe der Könige gibt es keine Gerichtshöfe; in solchem Processe sein Recht zu erzwingen, ist ein anderes Mittel als der Krieg nun einmal nicht vorhanden. Nicht minder gerecht, weil unvermeidlich, können Angriffskriege sein, welche unternommen werden, um, so lange es Zeit ist, die Bildung einer Uebermacht zu verhindern, die wenn sie vollendet wäre, die Welt verschlingen und jeden Widerstand unmöglich machen würde. Zwischen zwei Uebeln von verschiedener Größe muß man das kleinere wählen, so lange man noch wählen kann. Besser ein Angriffskrieg, so lange man noch die Wahl hat zwischen dem Oelzweig und dem Lorber, als ein Zuwarten bis zu jenem Augenblick der Verzweiflung, wo eine Kriegserklärung den Ruin und die Knechtschaft nur um einige Augenblicke verschiebt. Schlechthin ungerecht und verdammlich ist das Verfahren der unwürdigen Despoten, die ihre Unterthanen kriegführenden Mächten um schnödes Geld verschachern.

Der Fürst hat wie ein Vater über das Leben seiner Völker zu wachen; die Despoten, die mit deren Blute so scheußlichen Handel treiben, sind eine Schande für die Menschheit und sollten erröthen über die Niedertracht, die sie begehen (Cap. 26).

So hat der Kronprinz Friedrich gedacht, so hat der König Friedrich gelebt und gehandelt. Indem er für das Walten seines Vaters, den Geist seines ganzen Hauses seit dem großen Kurfürsten den edelsten Ausdruck fand, hat er durch Lehre und Beispiel den monarchischen Staatsgedanken emporgerissen aus tiefer Versunkenheit, befreit von heilloser Verderbniß. Im classischen Lande monarchischer Souveränität, in Frankreich, war das Königthum erst eine Geißel der Völker, dann ein Gegenstand der Verachtung für

alle recht und edel denkenden Menschen geworden und wie eine Pest, gleich verderblich für die Höfe wie für die Völker, hatte das gewissenlose Pharaonenthum in der Fürstenwelt Europas, insbesondere Deutschlands, um sich gegriffen. Unser monarchischer Welttheil war krank und siech im tiefsten Innern, als in Friedrich dem Großen ihm ein Arzt, ein Retter erschien. Der Aberglaube der Massen hing noch an den alten Thronen, der Glaube der Denkenden aber war von ihnen gewichen und die Zeit war da, wo der freie Gedanke anfing, furchtbare Waffen zu entblößen. Friedrich war's, der die Idee des Königthums wieder aufrichtete im Glauben der Denkenden, ihr die Begeisterung der Massen gewann, den aufgeklärten Despotismus zur Culturmacht seines Jahrhunderts erhob. „Was in Wahrheit," fragt Bolingbroke in seinem Patriot King, „kann so liebenswerth, was so verehrungswürdig sein, als die Erscheinung eines Königs, auf dem die Augen eines ganzen Volks mit Bewunderung und mit Liebe ruhen?"[1]) Dies Schauspiel, das ergreifendste, das die Menschheit kennt, hat Friedrich der Große inmitten einer Welt geboten, die zu alt war, um länger gedankenlos vor Götzen im Staube zu liegen, deren bewundernde Huldigung nur dem Heldenthum der schöpferischen That und der wehrhaften Mannheit erreichbar war. Die Weisheit der Schule kennt nur einen Idealismus der Republik und der Republikaner. Es gibt auch einen Idealismus der Monarchie und der Monarchisten. Ihn hat Friedrich von Preußen geschaffen, als er die Pflichtenlehre des königlichen Amtes in Lapidarschrift in die Weltgeschichte schrieb. Hätten die Völker ihn nicht den „Großen" genannt, die Könige hätten ihn so nennen müssen. Er hat dem Königthum den verlorenen Adel zurück gegeben, ihm den Schatz idealer Güter angelegt, mit dem es die Katastrophen des 18., die Umbildungen des 19. Jahrhunderts siegreich überdauerte. Worin bestand dieser Schatz? In den Bürgertugenden der Arbeit, die nie ermüdet, der Fürsorge, die sich selbst verleugnet, und der Pflichttreue, die kein Opfer scheut und kein Wanken kennt. Die Wiedergeburt des Königthums durch Bürgertugend ist Friedrichs des Großen größte That.

1) Idea of a patriot king. Works, London, 1809. IV, 332.



Schloß Rheinsberg.

Nach der Natur gezeichnet von H. Lüders.

IV. Anfänge König Friedrichs II.[1]

„Der Dichter und der Fürst sind eins geworden; das Volk, dem meine Liebe gilt, ist jetzt die einzige Gottheit, der ich diene; lebt wohl, ihr Verse, ihr Concerte, ihr Freuden alle, Voltaire selber, lebe wohl! Mein höchster Gott ist meine Pflicht."

Mit diesen Worten kündigte der König Friedrich dem fernen Freunde den großen Lebenswechsel an, der seit der dritten Nachmittagsstunde des 31. Mai 1740 mit ihm vorgegangen war.[2]) Freitag den 27. Mai war er aus Rheinsberg nach Potsdam an das Krankenlager des sterbenden Vaters geeilt. „Der König überhäufte mich mit Zärtlichkeiten," berichtet Friedrich an Voltaire;[3]) „er sprach mir über eine starke Stunde von den Geschäften, den inneren und äußeren, mit der größten Klarheit des Geistes und des Urtheils. Ebenso sprach er mit mir am Sonnabend, am Sonntag und am Montag, erschien sehr ruhig, sehr gefaßt, und trug sein Leiden mit großer Standhaftigkeit. Am Dienstag Morgen 5 Uhr legte er die Regierung in meine Hände, nahm zärtlich Abschied von meinen Brüdern, allen Offizieren und von mir. Die Königin, meine Brüder und ich standen ihm bei in seinen letzten Stunden; im Todeskampf bewies er die stoische Festigkeit eines Cato. Er ist gestorben, aufmerkend wie ein Forscher auf Alles, was im Todesaugenblicke selber in ihm vor sich ging und mit dem Heroismus eines großen Mannes; uns aber hinterließ er den tiefsten Schmerz über seinen Verlust und seinen unerschrockenen Tod als ein Beispiel zur Nachfolge. Die unendliche Arbeit, die mir seit seinem Tode zugefallen ist, läßt mir für meine Trauer keine Muße. Ich glaubte, seit dem Verluste meines Vaters, sei ich mich ganz dem Vaterlande schuldig. In diesem Geiste habe ich aus allen Kräften gearbeitet, um die dem öffentlichen Wohle dienlichsten Maß-

1) Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit Friedrichs II. Berlin 1877. 1. Bd. (1740—1745). — Miscellaneen zur Gesch. König Friedrichs d. Gr. Berlin 1878. — Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. Berlin 1879. B. I. — Histoire de mon temps. (Redaktion von 1746.) Herausg. v. M. Posner, Leipzig 1879. — L. v. Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte. III. u. IV. Sämmtl. Werke 27 u. 28. — J. Droysen, Geschichte der preuß. Politik. V. 1. Th. (Friedrich d. Gr. I. Leipzig 1874.) 2) Brief vom 12. Juni aus Charlottenburg. Oeuvres de Voltaire. 73, 460. Oeuvres de Frédéric le Gr. XXII, 4. 3) Brief vom 24. Juni, ebendas. 466. Oeuvres de Fr. le Gr. XXII, 12.



König Friedrich II. (um 1740).
Nach dem Stiche von J. G. Wille; Originalgemälde von Ant. Pesne.

regeln ohne Säumen zu ergreifen. Ich habe sogleich damit begonnen, die Streitkräfte des Staates um 16 Bataillone, 5 Schwadronen Husaren und eine Schwadron Gardes-du-Corps zu vermehren. Ich habe den Grund zu

unserer neuen Akademie gelegt; ich habe gewonnen Wolff, Maupertuis, Algarotti; erwarte die Antwort von S'Gravesande, Vaucanson und Euler. Ich habe ein neues Collegium für Handel und Manufakturen errichtet; ich werbe Maler und Bildhauer an und reise nach Preußen, um dort die Huldigung zu empfangen u. s. w. ohne die heilige Ampel, und ohne die zweck- und sinnlosen Förmlichkeiten, welche Unwissenheit und Aberglaube eingeführt haben und die das Herkommen begünstigt."

Viel schärfer und nachdrücklicher als Voltaire aus diesem Briefe, hatte des achtundzwanzigjährigen Königs Umgebung gleich in den ersten Stunden und Tagen seiner Herrschaft empfunden, daß ein neuer Geist in den Körper des Regimentes eingezogen sei. Der alte Fürst Leopold von Dessau hatte passend gefunden, dem jungen König, der kaum das Sterbebett des Vaters verlassen hatte, von der „Autorität" zu reden, die er bei dem Verstorbenen gehabt und die er auch ferner zu genießen hoffe. Er empfing die schneidende Antwort: „Von dieser Autorität ist mir nichts bekannt; jetzt, da ich König bin, habe ich vor, dies Amt selber auszufüllen und der Einzige zu sein, der Autorität besitzt." Die Generale, die alsbald zur Huldigung erschienen, erinnerte Friedrich, daß eine Armee nicht blos schön, sondern auch gut und brauchbar sein müsse und dem Lande, das sie zu schützen bestimmt sei, nicht verderblich werden dürfe durch Härte, Habsucht und Uebermuth ihrer Führer. Den Ministern sagte er am andern Tage, als sie sich ihm in Charlottenburg vorstellten: „Sie haben bisher einen Unterschied gemacht zwischen den Interessen Ihres Herrn und denen seines Landes; Sie haben Ihre Pflicht zu thun geglaubt, indem Sie mit allem Fleiß die ersteren wahrnahmen, ohne an die letzteren zu denken. Ich tadle Sie dieserhalb nicht, denn ich weiß, der verstorbene König hatte Gründe, das nicht zu mißbilligen. Ich aber habe die meinigen, um darüber anders zu denken, ich glaube, das Interesse meiner Staaten ist auch das meinige und ich kann keines haben, das dem ihrigen entgegen wäre. Machen Sie deshalb diese Unterscheidung nicht mehr und lassen Sie sich ein für alle Mal gesagt sein, daß ich als mein Interesse nur das betrachte, was zur Erleichterung und zum Glücke meiner Völker beiträgt." Am dritten Tage der neuen Regierung fiel in Preußen der schmähliche Mißbrauch der Folter, ohne die kein richtiger Criminalist jener Tage der Wahrheit glaubte auf den Grund kommen zu können; kurz danach fiel ein andrer Mißbrauch, der mit Eheverboten und Entbindungen von denselben getrieben ward; Friedrich erklärte jede Ehe für erlaubt und ohne Dispens für zulässig, die nicht in Gottes Wort klar verboten sei. Und ehe der erste Monat seiner Regierung zu Ende ging, erfolgte die berühmte Marginalresolution, deren Original sich leider nicht mehr vorfindet: in meinen Staaten müssen alle Religionen tolerirt werden, keine darf der andern Abbruch thun, und jeder hat das Recht nach eigner Façon selig zu werden;[1])

1) Ranke a. a. O. S. 277—88. Vgl. die Stelle über Toleranz in dem Essai sur les formes de gouvernement et les devoirs des souverains. Oeuvres IX, 207/8.

d. h. die Zeit ist vorbei, da der weltliche Arm die geistliche Verfolgung gegen Andersgläubige bewaffnet, die Bekenntnisse müssen sich ertragen lernen und der Staat ist dazu da, sie zum Frieden zu zwingen, wenn sie ihn gutwillig nicht halten wollen.

So hat das neue Regiment begonnen; jugendlich keck, geistvoll und thatkräftig vom ersten Tage an; in jedem Zuge die frische Unmittelbarkeit eigenartigen Wollens und Denkens, keine Spur von Scheu vor dem Hergebrachten, von ängstlicher Rücksicht auf die Urtheile der Welt, in jedem Worte ein fröhlicher unbefangener Glaube an das Recht der eignen Meinung und in jeder That der ganze Schwung einer überlegenen Natur, die entschlossen ist und die Kraft dazu in sich fühlt, sich ihre eigne Welt zu bauen. „Es gibt zwei Arten von Fürsten," sagte der Kronprinz im 22. Capitel des Antimacchiavel, „solche, die Alles mit eignen Augen sehen und ihre Staaten selbst regieren, und solche, welche sich von ihren Ministern regieren lassen. Fürsten der erstern Art sind die Seele ihrer Staaten, das Gewicht der Regierung ruht auf ihnen, wie die Welt auf den Schultern des Atlas; Inneres und Aeußeres lenken sie selbst; für Justiz, Armee, Finanzen sind sie selbst die höchsten Beamten." Als solch einen Herrscher, der sich zutraut Alles in Allem zu sein, kündigte sich Friedrich an. So nach innen, so aber auch nach außen. Schon am 16. Tage seiner Regierung finden wir am Rande eines sehr besorgten Gutachtens der Minister über die Herstaller Angelegenheit die königlichen Worte: „Wenn die Minister von Unterhandlungen reden, dann sind sie brauchbare Leute, wenn sie aber vom Kriege sprechen, so ist es, wie wenn ein Irokese von der Astronomie redet. Noch dieses Jahr gehe ich nach Cleve, ich werde den Weg der Güte versuchen und wenn man mir den verlegt, so werde ich mir selber Recht zu schaffen wissen. Der Kaiser ist ein zur Vogelscheuche gewordenes Götzenbild, das ehedem Kraft hatte und mächtig war, heute aber nichts mehr ist; er war einst ein sehniger Mann, aber die Franzosen und die Türken haben ihn durchseucht und jetzt ist er entnervt." Drei außerordentliche Gesandte schickte er an die Höfe von Wien, Versailles und Hannover, um die Anzeige von seinem Regierungsantritt zu machen und gleichzeitig Erörterungen anzuknüpfen, die andeuten sollten, daß hier nicht bloß ein Personenwechsel stattgefunden habe; er wählte sie aus den Obersten seiner Armee, durch des Königs Rock sollten sie an die 100,000 Bajonette mahnen, die jedem Boten dieses Monarchen über die Schulter schauten. Der Oberst von Münchow ward am 7. Juni nach Wien, der Oberst von Camas am 11. nach Versailles, der Oberst Graf Truchseß von Waldburg am 18. Juni nach Hannover abgefertigt;[1]) alle drei bekamen geheime Weisungen mit, die auf einen und denselben Ge-

1) Von den hier genannten Tagen sind die in der politischen Correspondenz abgedruckten Instruktionen datirt. Bei Droysen V. I. S. 81 ist die Instruktion für Camas vom 10. Juni, die für Truchseß S. 76 vom 8. Juni datirt.



G.F. Schmidt. Sculpsit Parisiis.

Friedrich II. (Friedrich, der dritte König Preußens.)

Nach dem Stiche vom Jahre 1743 von G. F. Schmidt (1712—1775); Originalgemälde von Antoine Pesne (1684—1757).

danken hinausliefen: der König von Preußen ist bereit Thaten mit Thaten, Dienste mit Gegendiensten, Zugeständnisse mit Gegenzugeständnissen zu vergelten, Redensarten aber gelten nichts mehr und die Zeit, da man mit ihm spielen durfte, ist vorbei.

Als Prüfstein für sein künftiges Verhältniß zu jeder dieser Mächte war Friedrich entschlossen, ihre Haltung in der Jülich-Berg'schen Erbfrage zu behandeln. Das Recht Preußens auf das ganze Erbe unter Ausschluß jedes andern Anspruchs war auf Grund des Erbvergleichs von 1666 und der kaiserlichen Bestätigung desselben von 1667 ganz unanfechtbar;[1]) ebenso war unzweifelhaft, daß der verstorbene König der Liebe zum Frieden jedes erdenkliche Opfer gebracht, als er 1728 für die Gewährleistung von Berg gegenüber Oesterreich erst auf Jülich und elf Jahre später Frankreich gegenüber schließlich auch noch auf die Hälfte von Berg verzichtet hatte, wie das durch den Haager Vertrag vom 5. April 1739 geschehen war. König Friedrich knüpfte dort an, wo sein Vater aufgehört hatte. Der Text seiner geheimen Weisungen für Wien hat sich nicht erhalten, dagegen kennen wir den Wortlaut derjenigen, welche er — und zwar ohne Befragung seiner Minister — für Versailles und Hannover ertheilt hat,[2]) und aus der Vergleichung dieser ergibt sich, daß er nur mit Frankreich ernstlich unterhandeln wollte, aus dem einfachen Grunde, weil ohne den guten Willen dieser Macht am Rhein gar nichts zu machen, weil das Complott von 1738 lediglich durch Frankreichs Theilnahme gefährlich gewesen und wenn Preußen mit diesem sich verständigt hatte, eine Erneuerung desselben nicht mehr zu fürchten war. Der Oberst von Camas hatte dem Cardinal Fleury klar zu machen, daß, wenn der König von Preußen endgiltig auf das linksrheinische Herzogthum Jülich verzichte, er dadurch Frankreich einen sehr großen Gefallen thun und für dieses bedeutende Opfer vollauf berechtigt sei, die Schleifung der Festung von Düsseldorf und den Besitz des ganzen Herzogthums Berg zu fordern; daß aus dem geheimen Haager Vertrage vom 5. April 1739 nur dann eine solide Verbindung zwischen Frankreich und Preußen hervorgehen werde, wenn das letztere all die gediegene Sicherheit erlange, die es fordern könne und durch Gegenleistungen vergelten werde. „Die Vermehrung meiner Truppen, die während Ihres Aufenthaltes in Versailles stattfinden wird, wird Ihnen Anlaß geben, von meiner lebhaften und ungestümen Denkweise zu reden; Sie können sagen, es sei zu fürchten, daß diese Truppenvermehrung ganz Europa in Brand stecke; die Jugend sei nun einmal unternehmender Natur und die Ideen des Heroismus hätten schon unzählige Male die Ruhe der Völker gestört und würden das auch ferner thun. Sie können sagen, selbstverständlich sei ich ein Freund Frankreichs, aber wenn man mich jetzt vernachlässige, so geschähe das vielleicht für immer und ohne Widerruf; wenn man mich dagegen zu gewinnen ver-

1) Droysen V. I. S. 65. 2) P. C. I, 3—5 und 8.

stehe, so sei ich im Stande, der französischen Monarchie viel wichtigere Dienste zu leisten, als das Gustav Adolf je gethan. Sagen Sie dem Cardinal tausend Artigkeiten und Schmeicheleien; zahlen Sie Sammetworte mit Sammetworten, Realitäten mit andern Realitäten. Gehen Sie den Absichten des Ministeriums auf den Grund; ich ahne, daß all ihre Pläne darauf gerichtet sind, aus dem Tode des Kaisers Nutzen zu ziehen. Suchen Sie zu ermitteln, ob der Eintritt dieses Erbfalls im Stande wäre, sie zum Kriege zu bestimmen, oder ob Sie glauben, daß sie temporisiren werden. Schüren Sie aus allen Kräften die Eifersucht gegen England, ergründen Sie Maurepas und die, welche vermuthlich den Cardinal beerben werden und thun Sie was Sie können, um diesen auswendig zu lernen." Die Sendung des Grafen Truchseß nach Hannover sollte Camas verwenden, um durch Hinweis auf Erbietungen Englands den Cardinal gefügig zu machen; während Truchseß in Hannover vorstellen sollte: der Oberst Camas, der das ganze Vertrauen des Königs besitzt, ist nach Frankreich gegangen, nicht um Perlen aufzufädeln. „Will man von Geschäften sprechen, so sagen Sie stets, Sie verzweifelten am Gelingen nicht, vorausgesetzt daß man bessere Bedingungen macht, als die Franzosen anbieten; Alles kommt auf Sicherheiten mit Bezug auf Jülich, Berg, Ostfriesland, Mecklenburg an." Jede Zeile schon der ersten politischen Aufträge des Königs verräth die gründlichste Kenntniß von Menschen und Dingen, vollendete Vertrautheit mit allen Geschäftsgeheimnissen der Diplomatie, die selbstgewisse Sicherheit des geschulten Staatsmannes und vor Allem jene Meisterschaft, die den geborenen König zeichnet, das ist die Kunst, in so knappen und klaren Worten zu befehlen, daß ein Ungehorsam logisch unmöglich wird.

Der Erfolg der drei Sendungen war die dreifache Gewißheit, daß der König im Wege der Verhandlung weder in Wien, noch in Versailles, noch in Hannover oder London das Allermindeste erreichen werde; von Oesterreich und England hatte er gar keine Antwort erzielt, der höfliche Cardinal Fleury hatte geantwortet, aber was? Der jugendliche Monarch berechtige vermöge seiner eminenten Gaben zu den schönsten Hoffnungen und werde die ruhmvolle Laufbahn, zu der er bestimmt sei, sicherlich nicht verfehlen, wenn er sich um die Bürgerkrone der Bescheidenheit bewerbe und zufrieden sei mit dem, was er schon erreicht habe.[1]) Dem jungen König kochte das Blut bei dieser Behandlung. Er fühlte tief die Verpflichtung, gleich bei Beginn seiner Regierung Beweise der Kraft und der Festigkeit zu geben, damit seine Nation in Europa endlich zu Ehren komme. „Jedem guten Bürger brannten die Kränkungen auf der Seele, die der verstorbene König während seiner letzten Jahre erlitten und die Schmach, die auf dem preußischen Namen haftete — der Staat war ein Zwitter, der mehr von einem Kurfürstenthum, als von einem Königreich an sich hatte und die Entschei-

1) Droysen S 86.

dung dieses fragwürdigen Wesens erschien mir als ein Werk, das meiner ganzen Anstrengung werth sei."[1]) Und so griff er einen alten Streithandel seines Hauses mit dem Bischof von Lüttich auf, um der Welt zu zeigen, daß er nicht gewillt sei, mit sich spaßen zu lassen.

Seit dem Jahre 1732, als Friedrich Wilhelm I. nach langwierigem Streit endlich von der Herrschaft Herstall, einem Theil des oranischen Erbes Besitz ergriffen hatte, lag die Krone Preußen in beständigem Hader mit dem Bischof von Lüttich, Georg Ludwig v. Berghes, der die Lehenshoheit über das Ländchen beanspruchte und die Bevölkerung in ihrem Widerstande gegen die preußische Verwaltung unterstützte. Er trieb es schließlich bis zum offenen Aufruhr gegen den preußischen Drosten, ließ Truppen einrücken, preußische Werbeoffiziere verhaften und führte so im Frühjahr 1739 eine Lage herbei, die nicht fortdauern konnte. Der kranke König Friedrich Wilhelm ließ sich durch ein eiliges Abmahnungsschreiben des Kaisers bestimmen, von einer Truppensendung nach Herstall abzusehen und erbot sich, dem Bischof die Herrschaft zu verkaufen für 100,000 spanische Thaler. Der Bischof und die Stände von Lüttich waren damit einverstanden, wollten aber die Summe nicht zahlen, sondern blos verzinsen, d. h. sie wollten die Herrschaft umsonst haben. Soweit war man gekommen, als Friedrich Wilhelm starb. Dem neuen König ward die Huldigung verweigert und dieser ließ die Sache anfangs ruhen, um den Erfolg seiner drei Sendungen abzuwarten; dann im Herbst 1740 griff er gelegentlich seines Aufenthaltes in Wesel schneidig ein. Am 7. September übergab der preußische Geheimrath Rambonnet eine kategorische Anfrage bei dem Bischof, ob er aufhören wolle, die Rebellen in Herstall in ihrem Unfug zu unterstützen oder nicht? Und als der Bischof jede Zusage trotzig von der Hand wies, rückte am 11. September der General v. Borcke mit 12 Compagnien Grenadiere, einer Schwadron Dragoner und dem nöthigen Geschütz in die Lütticher Grafschaft Hoorn, besetzte Maaseyck und verkündigte, indem er eine Contribution von 20,000 Thalern ausschrieb, daß das Corps so lange in der Grafschaft bleiben und auf deren Kosten sich verpflegen werde, bis der Bischof ein Einsehen habe. Das Manifest des Königs, datirt Wesel den 11. September, schloß mit den unsagbar stolzen Worten: „Und trotz so vieler Missethaten seitens dieses Fürsten wird der König nicht unerbittlich sein, zufrieden ihm gezeigt zu haben, daß er ihn strafen kann und zu edel, um ihn zu erdrücken."[2])

Das war die Sprache, die der ungeberdige Kleinfürst verstand; nachdem er umsonst Hilferufe und Schmerzensschreie ausgestoßen, kroch er zu Kreuze. Friedrich forderte: der Bischof sollte für die Abtretung der Herrschaft 200,000 Thaler zahlen und die Lütticher Abgeordneten stimmten dem am 3. Oktober zu; am 20. Oktober unterzeichnete auch der Bischof und der

---

1) Histoire de mon temps. 1746. S. 212. 214. 2) Preußische Staatsschriften. I. Bd. S. 16.

Zwischenfall war beendigt. An demselben 20. Oktober starb Kaiser Karl VI., nachdem er eben noch seine letzte Kraft in leidenschaftlichen Protesten gegen die preußische Execution in Lüttich erschöpft. Am Morgen des 26. traf der Courier mit der Todesnachricht auf Schloß Rheinsberg beim König ein und unter dem frischen Eindruck der unerwarteten Kunde schrieb dieser desselbigen Tages an Voltaire:

„Mein lieber Voltaire, das überraschendste Ereigniß von der Welt hindert mich dies Mal, meine Seele der Ihrigen zu öffnen wie sonst und zu plaudern wie ich möchte — der Kaiser ist todt. Dieser Fürst war als Privatmann geboren, wurde König, alsdann Kaiser: Eugen war sein Ruhm; aber sein böser Stern hat gewollt, daß er im Bankrotte starb. Dieser Todesfall zerstört all meine friedlichen Pläne und ich glaube, im Juni nächsten Jahres wird es sich mehr um Kanonenpulver, Soldaten, Laufgräben handeln, als um Schauspielerinnen, Ballete und Theater; so muß ich auf den Handel verzichten, den wir sonst gemacht haben würden. Mein Geschäft mit Lüttich ist beendigt; aber die Geschäfte, die jetzt kommen, sind von ganz andrer Bedeutung für Europa; der Augenblick einer vollständigen Umwälzung des alten Staatensystems ist da; losgerissen ist der Stein, der auf die Gestalt der vier Metalle rollt, die Nabuchodonosor im Traume sah und der sie alle zertrümmerte. Ich werde meinem Fieber den Abschied geben, denn ich habe meine Maschine nöthig und muß ihr abgewinnen, was ihr irgend zu leisten möglich ist."

Unerwartet war der Tod des Kaisers, denn er starb in dem rüstigen Alter von 56 Jahren, während der hinfällige Kurfürst von der Pfalz, auf dessen Abgang seit mehr als einem Jahrzehnt gerechnet ward, trotz seiner 80 Jahre noch immer nicht ans Sterben dachte. Aber ungerüstet traf dieser Todesfall den König nicht, weder politisch noch militärisch. Die Jülich-Berg'sche Sache hatte er als die unmittelbar brennendste Frage vorgefunden und weiter geführt, bis er sich einer Welt brutaler Schwierigkeiten gegenüber befand; daneben hatte er seit lange sich mit einer anderen Sache vertraut gemacht, von der nur deßhalb bisher nicht die Rede war, weil sie ein praktisches Interesse nicht eher hatte, als bis der Tod des Kaisers eintrat, der weit weniger wahrscheinlich war, als der des überalten Karl Philipp von der Pfalz; diese Sache war in dem Schuldbuch des Hauses Oesterreich ein zweites Capitel, in welchem wie in der Cleve-Berg'schen Angelegenheit alles Recht auf Seiten Preußens, alles Unrecht auf Seiten Oesterreichs war; ein Verhältniß, das durch einen beispiellos schmählichen Vorgang verdunkelt worden ist.

Die Krone Preußen hatte sehr wohl begründete Ansprüche auf die niederschlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau wie auf das oberschlesische Herzogthum Jägerndorf,[1]) und gerade der treulose Fechterstreich, durch welchen

1) Eine klare Darlegung dieser Dinge hat R. Koser in den Preuß. Staatsschriften S. 43 ff. gegeben.

ihr diese Ansprüche formell entwunden worden waren, enthielt eine unwillkürliche Anerkennung ihres Rechts seitens des Hauses Habsburg. Das Herzogthum Jägerndorf war brandenburgisches Eigenthum gewesen bis zu der Katastrophe der Schlacht am Weißen Berge bei Prag. Infolge dieser wurde Herzog Johann Georg von Jägerndorf, Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, als Mitschuldiger des unglücklichen Winterkönigs am 22. Januar 1621 mit diesem geächtet und sein Herzogthum dem Fürsten Karl von Liechtenstein zu Lehen gegeben. Angenommen, das Recht des Kaisers Ferdinand, auf eigene Faust zu ächten und zu entthronen, wäre ebenso zweifellos gewesen als die Thatsache, daß es ihm damals niemand streitig machen konnte, so hatte doch höchstens der eben regierende Herzog, nimmermehr aber das unbetheiligte Kurhaus Brandenburg sein Recht verwirkt. Dies war so klar, daß das Haus Oesterreich selber dem Hause Brandenburg wenigstens einen Entschädigungsanspruch ganz unbefangen zuerkannte und seit der römischen Königswahl von 1636, wo Brandenburg zum ersten Mal sein Recht geltend machte, auch mehrfach eine Abfindung in Aussicht stellte. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm aber wollte keine Abfindung, sondern „billigmäßige Erstattung"; erlangte er dies nicht, dann war es in der That besser, den ganzen Anspruch unversehrt für bessere Tage aufzuheben und nur von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, als ihn für ein Linsengericht loszuschlagen. Ihn leitete die Hoffnung, daß „andere Zeit und Gelegenheit kommen könnte, da man wieder zu dem Seinen mit Fug gelangen möchte, immittels, daß es nicht in Vergeß gerathe, öfters Erinnerung thun lassen, worauf aber wenig oder gar nichts erfolget ist, wessen ich mich keineswegs betrübt habe, denn ein Freund borgt dem andern bis zur gelegenen Zeit". Das Erbrecht des Hauses Brandenburg auf die drei niederschlesischen Herzogthümer ruhte auf einer Erbverbrüderung, welche Kurfürst Joachim II. von Brandenburg am 18. Oktober 1537 mit dem Herzog Friedrich von Liegnitz, Brieg, Wohlau geschlossen hatte; das Recht, solche Erbverbrüderungen zu schließen, war den Herzogen von Liegnitz durch ein Privileg des Königs Wladislaw II. von Böhmen 1511 ganz unzweideutig verliehen, dessen Nachfolger Ludwig und Ferdinand hatten es bestätigt, und wenn der letztere als römischer König am 18. Mai 1546 diese Erbverbrüderung eigenmächtig aufhob, so war das eine rechtlose Gewaltthat, ein Rechtsbruch, der niemanden verpflichtete. Das Recht selbst blieb aufrecht, so lange Brandenburg, das gegen jenen Gewaltakt sofort Verwahrung einlegte, nicht selber verzichtete. Am 21. November 1675 starb der letzte der piastischen Herzoge Georg Wilhelm und sofort machte der große Kurfürst seine Rechte geltend, aber sie durchzusetzen gelang ihm nicht, und am 22. März 1686 schloß er zu Berlin einen „Defensionstraktat" mit Kaiser Leopold ab, in welchem er nun doch gegen eine lächerlich geringe Abfindung für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die vier Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau entsagte. Die Abfindung bestand in der Abtretung des Kreises Schwiebus vom Herzogthum Glogau und der sog. Liechten-

stein'schen Schuldforderung. Diese Abfindung, so klein sie war, wirft all die Redensarten über den Haufen, die bis in unsere Tage hinein gemacht worden sind, um die Ansprüche Preußens deshalb als hinfällig darzustellen, weil sie von Oesterreich „niemals anerkannt" worden seien. Sie sind anerkannt worden eben durch diese Abfindung, die niemals gewährt worden wäre, wenn jene Rechte nicht sonnenklar, zweifellos, unanfechtbar waren. Die formelle Abtretung des Kreises Schwiebus ist principiell von durchschlagendem Gewicht; die Anerkennung des preußischen Rechtes, die darin lag, war ganz unabhängig von Quadratmeilen- und Seelenzahl; nur blinder Parteigeist kann das verkennen.

Der große Kurfürst ahnte nicht, daß er einen Trugvertrag unterschrieben hatte, daß seine Gutmüthigkeit über alle Begriffe treulos verrathen worden war. Drei Wochen vor diesem Defensionstraktat, am 28. Februar, hatte der Kurprinz Friedrich sich durch lügenhafte Vorspiegelungen des kaiserlichen Gesandten Fridag verleiten lassen, einen Revers zu unterschreiben, in welchem er sich verpflichtete, nach dem Tode seines Vaters den Kreis Schwiebus zurückzugeben. Der also Mißbrauchte hielt sein Wort, allerdings nachdem er Jahre lang gezögert und schließlich die brutale Drohung hatte hören müssen, daß Oesterreich sonst militärische Gewalt gegen ihn brauchen werde. Im Jahre 1695 hat Kurfürst Friedrich III. den Kreis Schwiebus zurückgegeben und bei dieser Gelegenheit zu seinen Ministern gesagt: „Ich muß, will und werde mein Wort halten, das Recht aber in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachfolgern überlassen; als welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann noch will. Gibt es Gott und die Zeit nicht anderst als jetzo, so müssen wir zufrieden sein, schickt es aber Gott anderst, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun oder zu lassen haben mögen."

Als die kaiserliche Politik sich den Revers vom 28. Februar erschlich, hob sie im voraus den Rechtsboden des Vertrags vom 22. März selber auf, und als der Kaiser den Kreis Schwiebus zurücknahm, dessen Abtretung die ausdrückliche Bedingung des Verzichtes auf die Herzogthümer war, da machte er auch diesen Verzicht ungiltig und der ganze preußische Erbanspruch trat materiell in sein altes volles Recht wieder ein. Erloschen war er nur dann, wenn der dafür ausbedungene Preis wirklich gezahlt ward; durch diese Entwendung desselben war das ganze Verzicht- und Ersatzgeschäft in den Augen jedes rechtlich Denkenden ungiltig und unverbindlich geworden.[1]) Dies war

1) Mit vollem Rechte sagte hierüber nachher das Mémoire sur les raisons qui ont déterminé le Roi à faire entrer ses troupes en Silésie: Cette renonciation aurait été valable, si par la supercherie la plus noire la cour de Vienne n'avait pas arraché cet équivalent au fils dans le même temps qu'elle l'accordait au père. — L'équivalent qui constituait la renonciation étant donc rendu, la dernière devenait nulle par elle-même et l'acte fait là-dessus avec l'Electeur Frédéric Guillaume devenait tel aussi, dès que la condition sous laquelle on l'avait arrêté ne subsistait plus. Staatsschr. S. 76.

offenbar die Rechtsauffassung, die sich auch König Friedrich I. gebildet hatte, als er nach dem Tode des Kaisers Joseph sich bereit erklärte, dessen Bruder Karl bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben, aber dafür die Anerkennung einer Reihe von preußischen Rechtsansprüchen verlangte und zwar mit Bezug auf Schlesien nicht etwa die Rückgabe des Schwiebuser Kreises, sondern eine Erörterung seiner Rechte auf die vier Herzogthümer und der unbilligen Art, wie man ihn darum habe bringen wollen. In den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms I. sind am preußischen Hofe mehrmals Andeutungen gefallen, die österreichischerseits sogleich verstanden und ganz richtig auf Schlesien bezogen wurden. Der Minister Rüdiger von Ilgen war's, der die Sache nicht ruhen ließ, sie mündlich und schriftlich immer wieder beim König in Anregung brachte, allerdings mit schmerzlicher Klage darüber, daß durch den schmählichen Handel von 1686 „alle und jede diese schlesische Prätension betreffenden Briefschaften dem kaiserlichen Hof in die Hände gerathen, und es also schwer zugehen wird, wenn auch gleich dermaleins, zu Poussirung dieser Sache eine bequeme Conjunktur sich ereignen sollte, das Werk von des Hauses Brandenburg dieserwegen habenden juribus gründlich zu informiren". Seit den Verträgen von Wusterhausen (1726) und Berlin (1728) trat die Sache ganz hinter der Jülich-Berg'schen Angelegenheit zurück, aber vergessen wurde sie darum nicht. Der Kronprinz lernte die Geschichte der Ansprüche auf Schlesien kennen. Ein Aufsatz, den der große Kurfürst etwa ums Jahr 1670/71 für seine Nachfolger niedergeschrieben und der im Jahre 1731 auf dem königlichen Vorwerk Ruhleben bei Spandau in einem vergessenen Schranke aufgefunden worden war,[1]) ist offenbar sein Leitfaden gewesen. In diesem „Entwurf zur Erwerbung von Schlesien"[2]) war dem Hause Brandenburg die Pflicht eingeschärft, beim Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes und der dann eintretenden Erbtheilung der Monarchie als nächst berechtigter Erbe in Schlesien aufzutreten und mit Waffengewalt zu nehmen, was ihm zukomme, bevor Kursachsen zugreifen könne, dessen Vergrößerung gerade nach dieser Seite für Brandenburg ganz unleidlich sein würde.

Dies war der Plan, auf den Friedrich all sein Sinnen gerichtet hatte von dem Augenblick der Gewißheit an, daß der Antritt der rheinischen Erbschaft unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete. Was England und Holland ihm schlechterdings nicht gönnten, was Oesterreich und Frankreich dem Hause Sulzbach vertragsmäßig zugesagt und außerdem Sachsen ihm streitig machte, das konnte ein „König der Grenzstriche", der überall feindselige Nachbarn zwischen seinen zerrissenen Provinzen und nirgends einen Verbündeten hatte, mit den Waffen in der Hand nicht erzwingen wollen. „Auch wenn," schrieb er später, „das Unternehmen auf Berg nicht so unausführbar gewesen wäre, war diese

1) Koser, Friedrich d. Gr. bis zum Breslauer Frieden in Hist. Zeitschrift. 43. Bd. 1880. S. 74. 2) Abgedruckt bei Ranke, S. W. 25/26. S. 518—522.

Erwerbung selbst zu winzig, um mich jemals zu dem Ziele zu führen, das ich mir vorgesteckt hatte. Ich richtete deshalb mein Auge auf den Tod des Kaisers, des letzten Fürsten aus dem Hause Habsburg, der seiner Tochter eine streitige Erbschaft hinterließ und im Reiche den Thron der Kaiser erledigte. Dies Ereigniß konnte nicht verfehlen mir günstig zu sein, durch die glänzende Rolle, die es mir in Deutschland eröffnete, durch den Streit, der die Bewerber um die Kaiserwürde entzweien mußte und die Theilungspläne, mit welchen Baiern, Sachsen und Frankreich alsbald nach dem Tode des Kaisers die Provinzen des Hauses Oesterreich unfehlbar bedrohten."[1]) Dies Ereigniß trat ein am 20. Oktober. Da der Plan, den Friedrich für diesen Fall gemacht, ihm seit lange fertig vor der Seele stand, so konnte er wohl am 28. Oktober an Algarotti schreiben: „Ich werde nicht nach Berlin gehen. Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers, verlangt nicht so große Anstrengungen. Alles war vorgesehen, Alles bereit gestellt. Es handelt sich mithin nur darum, Vorsätze auszuführen, die ich seit lange im Kopfe herum gewälzt."[2])


Graf Schwerin. Nach dem Stiche von Seidel.

An demselben 28. Oktober waren der Staatsminister v. Podewils und der Feldmarschall Graf Schwerin aus Berlin eilig herbeigerufen, auf Schloß Rheinsberg in langer, ernster Berathung mit dem König zusammen. Den Anfang der Eröffnung, die der König seinen Räthen machte, können wir der Aufzeichnung des Ministers v. Podewils vom Tage darauf entnehmen. Er lautete: Nutzen wir den Augenblick, um Schlesien zu erwerben. Er ist der beträchtlichste Gegenstand, der sich seit langer Zeit dargeboten hat, um dem königlichen Hause eine gediegene und ruhmvolle Vergrößerung zuzuführen. Selbst der Verzicht auf Jülich und Berg wäre kein zu großes Opfer, um zu dieser Erwerbung zu gelangen. Denn die rheinischen Lande sind viel weniger bedeutend als ganz Schlesien, das räumlich einen guten Anschluß an die alten Provinzen, und die großen Hilfsquellen eines wohlhabenden, fruchtbaren, verkehr- und volkreichen Landes bieten würde. Ueber das Ziel, über die unendlichen Vor-

1) Histoire de mon temps. 1746. S. 214. 2) Oeuvres XVIII, 20. S. Droysen, Abhandlungen zur neueren Geschichte. Leipzig 1776. S. 267.

theile einer solchen Vergrößerung konnte Meinungsverschiedenheit nicht obwalten. Ein anderes war die Frage nach den Mitteln. Von diesen handelt der Aufsatz, den Podewils gemeinsam mit Graf Schwerin am 29. Oktober in Rheinsberg für den König abgefaßt hat,[1]) und an dem sofort das auffällig ist, daß er gerade den Weg, zu dem Friedrich sich schon wenig Tage danach fest entschlossen zeigt, gar nicht erwähnt.

Nur von zwei Wegen, heißt es da, habe der König seinen beiden Räthen gesprochen. Der erste ist rein diplomatischer Natur, er hat zum Zweck, Maria Theresia zu bestimmen, daß sie gutwillig die sofortige Besitznahme von Schlesien gestatte. Dies soll versucht werden erstens unmittelbar durch Unterhandlung mit der Hofburg selbst, und zweitens, falls dies nicht gelingt, mittelbar durch Einwirkung der beiden Seemächte. Im erstern Fall soll Friedrich als unwiderstehliche Lockmittel folgende Verpflichtungen anbieten: 1) Preußen wirkt mit aller Kraft für die Kaiserwahl des Großherzogs; 2) Preußen tritt mit all seinen Streitkräften für den Schutz der österreichischen Staaten in Deutschland und den Niederlanden contra quoscunque ein; 3) Preußen verzichtet zu Gunsten Oesterreichs ganz oder zum Theil auf Jülich und Berg; 4) Preußen zahlt ein paar Millionen in den leeren österreichischen Schatz. Hilft das wider Erwarten nicht, so müssen die Seemächte gewonnen werden, das Gewicht der Vorstellungen Preußens mit den einleuchtendsten Gründen zu verstärken, aber — sans commencer par aucune voie de fait. Das ist nach Podewils der „sicherste, gefahrloseste, Wechselfällen am wenigsten ausgesetzte" Weg. Dieser Rath entspringt dem Glauben an den guten Willen Oesterreichs und der Seemächte, Preußen zum Besitze Schlesiens zu verhelfen. Diesen Glauben kann der König nicht gehabt und folglich auch im Ernste nicht ausgesprochen haben.

Der zweite Weg ist geradezu entgegengesetzter Natur. Er fordert Anschluß an Sachsen und Baiern, um deren Ansprüche an das österreichische Erbe zu unterstützen und dafür von ihnen sich in einem Theilungsvertrag unter Bürgschaft Frankreichs den Besitz von ganz Schlesien zusichern zu lassen; das letztere würde durch Verzicht auf Jülich und Berg und durch Zustimmung zur Kaiserwahl des Kurfürsten von Baiern zu gewinnen sein. Dieser zweite Vorschlag setzte bei Baiern, Sachsen und Frankreich Gesinnungen voraus, die mindestens bei den beiden letzteren vor irgend einer günstigen Waffenentscheidung ganz gewiß nicht angenommen werden konnten. An den guten Willen von Sachsen und Frankreich kann Friedrich ebenso wenig im Ernste geglaubt haben als an den Oesterreichs und der Seemächte. „Das sind," sagt der Aufsatz, „die beiden einzigen Pläne, über welche uns Ew. M. gestern die Ehre erwiesen hat, sich mit uns zu unterhalten." Dann heißt es: „Wir sprachen noch von einem dritten, der dahin ging, daß wenn

1) Abgedruckt P. C. I. S. 74—78. Auf der letzten Seite Z. 16 v. o. ist statt rabatteuse zu setzen raboteuse, wie Ranke S. 329 offenbar allein richtig gelesen hat.

Sachsen den Schild erheben sollte, um, sei es in Böhmen, sei es in Schlesien, mit bewaffneter Hand einzubrechen, und sich dieser Lande ganz oder zum Theil zu bemächtigen, dann Ew. M. berechtigt wäre, in Schlesien ein Gleiches zu thun, damit Ihre Staaten nicht nach allen Seiten gesperrt und damit der Kriegsschauplatz außer Landes getragen würde. Aber wir bekennen offen, daß wenn der erste Weg uns als der natürlichste, richtigste und in seinen Folgen ungefährlichste erscheint, der zweite um so dornenvoller, gefährlicher und allen möglichen Wechselfällen ausgesetzter ist, zumal da Frankreich zu entfernt liegt, um im Falle unvorhergesehener Umwälzungen den nöthigen Beistand zu leisten. Der dritte Weg wird immer irgendwie gerechtfertigt werden können, und ist man einmal im Besitze eines Landes, so ist die Unterhandlung über die Abtretung desselben aussichtsvoller, als wenn man sie auf dem Wege einer gewöhnlichen Unterhandlung erreichen muß."

Erst in diesen letzten Worten erkennen wir den Geist des Königs, allerdings in einer fremden Verkleidung, und gerade der hier hervortretende Gedanke wird seltsamerweise als einer bezeichnet, der nicht in der Berathung mit dem König, sondern erst in der persönlichen Besprechung zwischen Podewils und Schwerin aufgetaucht sei. Was Friedrich bei der ersten Berathung am 28. Oktober über die Mittel gesagt hat, ist uns nicht überliefert. Hat er ihnen wirklich, was mir kaum glaublich erscheint, nur die beiden Wege zur Bearbeitung empfohlen, von denen er nachher aus guten Gründen keinen ergriffen hat, so kann ihn einzig dabei die Absicht geleitet haben, sie durch nähere Ueberlegung selber dahin zu führen, daß der eine ein Umweg, der andre ein Abweg sein und keiner derselben zum Ziele führen würde. In diesem Falle würde der Schlußsatz zeigen, daß er ein ganz richtiges Mittel ergriffen hatte; als Podewils und Schwerin sich daran machten, die beiden Pläne zu „kauen und zu verdauen", die einer wie der andre auf unberechenbare Unterhandlungen hinausliefen, kamen sie selber dahinter, daß ohne bewaffnete Vorentscheidung vielleicht alle Arbeit der Diplomaten vergebens sein werde, sie nahmen also auch ein Zugreifen unter die möglichen Wege auf, machten es aber von dem vorhergehenden Zugreifen Sachsens abhängig. Dieser Vorbehalt aber kann dem König ebenso wenig im Sinne gelegen haben, als der Gedanke, mit thatlosen Unterhandlungen kostbare Monate zu verlieren. Wenn nicht in der ersten Berathung, so ist ganz gewiß in einer zweiten auf Grund des Aufsatzes vom 29. die wahre Ansicht des Königs zum vollen, unumwundenen Ausdruck gekommen, und dieser hat Podewils keineswegs von Herzen beigestimmt, er hat sich ihr schließlich mit Widerstreben gefügt. Er war kaum in Berlin, als ihm der König am 1. November schrieb: „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vortheil ist, soll man ihn nutzen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen und mit Allem. Wenn ich meine Bereitschaft nicht verwerthe, so halte ich in meinen Händen ein Gut, das ich nicht zu brauchen weiß; wenn ich es aber verwerthe, so wird man sagen, daß mir das Geschick nicht ab-

geht, mich der Ueberlegenheit zu bedienen, die ich vor meinen Nachbarn voraus habe." Und nachdem eben sehr charakteristische Nachrichten aus Wien eingelaufen waren, schrieb Friedrich am 3. November demselben Minister: „In Wien ist man ganz Hoffart, man schmeichelt sich, aus eigner Kraft die Erblande behaupten zu können, man glaubt, der Herzog sei schon Kaiser. Eitelkeit, Thorheit, lächerliche Illusion; wir werden einen kleinen Strich durch die Rechnung machen, aber dies Pröbchen kann Ihnen zeigen, wie sehr ich mit dem Urtheil im Rechte war, daß wir uns blamiren würden, wenn wir in Wien unterhandeln wollten."[1]) Hier kommt zu Tage, was der König offenbar von allem Anfang an, den Bedenken seines Ministers zum Trotz, gewollt hat. Er wollte keine Vorunterhandlung mit Wien, weil er voraussah, daß dabei nichts herauskommen werde als Zeitverschwendung. Er wollte sofortige Aktion und diese unabhängig von dem Vorgehen andrer Staaten, denen er allen durch die Bereitschaft seiner Armee voraus war. Er wollte Gebrauch machen von dem „stolzen Vorrecht der Initiative" und vertraute der Logik der Thatsachen, daß sie alle Einwürfe überängstlicher Vorsicht widerlegen werde. Dem Grafen Podewils aber war dabei durchaus nicht wohl zu Muth. Ein Brief, den er am 3. November dem Grafen Schwerin schrieb, läßt erkennen, daß er seinen Aufsatz vom 29. Oktober als eine Zusammenstellung von Warnungen vor übereilten Entschlüssen auffaßte, zu denen er den König nur allzu geneigt fand. „Ich bemerke," schreibt er, „in den Zuschriften, die ich erhalte, nur zu sehr, daß die Hitze zunimmt, anstatt nachzulassen. Nun, wenn man Alles, was man pflichtgemäß sagen mußte, gesagt hat, wie ich das in Ew. Excellenz Gegenwart gethan habe, und wie ich es bei jeder Gelegenheit noch thue, so bleibt uns nur die gloria obsequii." Im übrigen mußte er selber zugestehen, daß von seinen Annahmen in Bezug auf die Stimmung in Wien und in Dresden sich keine bewahrheiten wollte. An beiden Stellen war man „stumm wie ein Fisch"; aus Wien kamen keine Vorschläge, weil man dort hochmüthig wie immer Preußen nicht nöthig zu haben glaubte, in Dresden wartete man auf Baiern, entschlossen gar nichts zu thun, wenn dieses sich nicht rührte. An demselben 3. November antwortete Podewils auf das „Problem" des Königs mit „Erwägungen", welche als sehr verständige anerkannt werden müssen, wenn sie auch den Kerngedanken des Königs in keiner Weise erschüttern konnten. Podewils sagte: Die Frage, ob ein Fürst, der große Streitkräfte bereit hat und seinen Nachbarn überlegen ist, eine gute Gelegenheit benutzen soll, wird ohne Zögern bejaht werden müssen; aber nicht ohne Berücksichtigung der andern Frage, ob der Umfang seiner Mittel ihm Bündnisse entbehrlich macht, wie sie selbst Frankreich im Jahre 1733 mit Spanien und Sardinien nöthig fand; ob die Beschaffenheit, die Grenzgestaltung des Landes nicht besondere Vorsicht gebietet. Eine isolirte Macht, wie das unnahbare England oder das Schwe-

1) Beide Schreiben P. C. S. 84. 85.

den Gustav Adolfs, setzt höchstens ein Heer aufs Spiel und kriecht im unglücklichen Fall in ihr Schneckenhaus zurück; ein abgerundeter, in sich geschlossener Staat wie Frankreich oder Spanien kann leichter ein großes Unternehmen wagen als eine Macht, deren räumliche Zerrissenheit die militärische Kraft zersplittert und schwächt, deren Rücken, Flanken und Herz an mehr als einer Stelle verwundbar sind. Auch über die Gunst des Augenblicks sind gefährliche Selbsttäuschungen möglich, die Lage kann beim ersten Blick so aussehen, daß man meint, man brauche sich nur zu bücken und zuzugreifen, aber wie plötzlich kann die Lage umschlagen. Karl Gustav hatte im nordischen Kriege ganz Polen, Ludwig XIV. 1672 ganz Holland erobert und beiden hat die Eifersucht der Nachbarn ihre Eroberungen wieder entrissen.[1]) In diesen Bedenken lag viel Wahrheit; Friedrich selbst hat später, durch Erfahrung gewitzigt, vieles anders ansehen lernen, als er es damals anschaute; aber in dem Entschluß: „erst nehmen und dann unterhandeln" konnte sie ihn nicht irre machen. Dieser Entschluß, der ohne Zweifel von vornherein feststand, war sein persönliches Eigenthum; niemand in seiner Umgebung hat in dieser Richtung auf ihn gewirkt, seine beiden ersten Vertrauten, der Minister wie der General, haben ihn nicht gebilligt, sind ihm widerstrebend gefolgt, der alte Fürst von Dessau war außer sich darüber, als er ihn erfuhr, der ganze Ruhm, aber auch die ganze Verantwortung für das kühne Wagniß blieb dem jungen König allein. In welchem Maße aber dieser seinen schwierigen Stoff beherrschte, wie genau er das Fahrwasser studirt, dem er sich anvertrauen wollte, und wie scharf er die Klippen, die es umgaben, im Auge hatte, das beweist der bewunderungswürdige Aufsatz, den er am 6. November dem Minister v. Podewils zuschickte, mit der Bitte, ihm „mit allem denkbaren Freimuth" seine Bedenken dagegen auszusprechen. Er hatte eben die Nachricht erhalten, daß Graf Perusa am 27. Oktober in Wien die Ansprüche des Kurfürsten von Baiern auf das Vermächtniß Karls VI. angemeldet habe, als er die „Ideen über die aus Anlaß des Hinscheidens des Kaisers zu bildenden politischen Pläne" niederschrieb, die jetzt im Urtext vorliegen und hier vollständige Wiedergabe finden müssen als ein classisches Denkmal der Staatskunst ihres Verfassers.

Da heißt es:

„Schlesien ist von der ganzen Verlassenschaft des Kaisers dasjenige Stück, auf welches wir das meiste Recht haben und welches für das Haus Brandenburg am bequemsten gelegen ist; es ist gerecht, seine Rechte zu behaupten und die Gelegenheit des Todes des Kaisers zur Ergreifung derselben zu benutzen.

Die Ueberlegenheit unserer Truppen über die unserer Nachbarn, die Raschheit, mit der wir sie in Thätigkeit setzen können, der Vorsprung, den wir in allen Stücken vor ihnen voraus haben, ist vollständig und gibt uns in einer unvorhergesehenen Lage wie diese ein unendliches Uebergewicht über

1) Der ganze Aufsatz aus dem G. St. A. mitgetheilt bei Grünhagen, Friedrich d. Gr. am Rubicon. H. Zeitschr. 36. S. 124. 125.

alle andern Mächte Europas. Wollen wir warten, bis Sachsen und Baiern die ersten Feindseligkeiten beginnen, so können wir Sachsen nicht hindern, sich zu vergrößern, was unsern Interessen doch ganz und gar entgegen ist, und wir entbehren auch in diesem Falle eines guten Vorwandes. Wenn wir aber sofort handelnd eingreifen, so halten wir Sachsen nieder, hindern es, sich Pferde zu kaufen und setzen es außer Stand, irgend etwas zu unternehmen.

England und Frankreich sind gespannt; wenn Frankreich sich in Reichssachen einmischt, so kann England das niemals zugeben und so wird auf alle Fälle von einer oder der andern der beiden Gegenseiten ein gutes Bündniß zu haben sein. England kann nicht scheel sehen, wenn ich Schlesien erwerbe, denn das schadet ihm ja nicht, vielmehr hat es selber Vortheile davon zu erwarten, da es in der Lage seiner eignen Geschäfte auf ein Bündniß mit uns angewiesen ist. Holland wird die Sache gleichgiltig mit ansehen, zumal wenn man die Capitalien garantirt, welche die Geschäftsleute von Amsterdam auf Schlesien geliehen haben.

Findet man seine Rechnung nicht mit England und Holland, so findet man sie sicher mit Frankreich, das übrigens unseren Weg nicht kreuzen kann und der Schwächung des Kaiserhauses sehr befriedigt zusehen wird.

Bleibt Rußland. Alle andern Mächte können uns nicht stören: Rußland allein kann uns beunruhigen.

Vor dem nächsten Frühjahr[1]) kann niemand auf der Welt unsere Wege kreuzen; will Rußland uns angreifen, so hat es sicher die Schweden auf dem Halse, so daß es zwischen Hammer und Ambos geriethe. Bleibt die (kranke) Kaiserin am Leben, so wird der Herzog von Curland, der reiche Güter in Schlesien (die Herrschaft Wartenberg) hat, mich schonen, um sie nicht zu verlieren; überhaupt muß man auf die Häupter ihres Conseils den Regen der Danae fallen lassen, der ihm schon die rechte Gesinnung beibringen wird. Stirbt die Kaiserin, so werden die Russen mit ihren eignen Angelegenheiten so beschäftigt sein, daß sie keine Zeit haben werden, an fremde zu denken; in keinem Fall ist es unmöglich, einem mit Gold beladenen Esel in Petersburg Eingang zu verschaffen.

Aus dieser ganzen Betrachtung ziehe ich den Schluß, daß wir vor dem Winter Schlesien in Besitz nehmen und während des Winters unterhandeln müssen; dann wird man immer noch wählen können, auf welche Seite man sich schlagen will und unsere Unterhandlungen werden Erfolg haben, wenn wir einmal im Besitze sind; verfahren wir anders, so geben wir all unsere Vortheile aus der Hand und durch eine einfache Unterhandlung erreichen wir gar nichts oder vielmehr, man wird uns sehr lästige Bedingungen stellen und Kleinigkeiten dafür bieten."[2])

Die Beweggründe seiner kühnen Schilderhebung bei der Nachwelt vor Verkennung zu schützen, hätte Friedrich am besten vorgesorgt, wenn er der

1) Le printemps prochain nous ne pouvons trouver qui que ce soit dans notre chemin — sagt der Text, der Sinn fordert avant le printemps prochain.
2) P. C. I, 90, 91.

„Geschichte meiner Zeit" nach einem kurzen Bericht über die Leidensgeschichte der brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien einfach diesen Aufsatz einverleibte, der alle Elemente seines Entschlusses und Planes in unvergleichlicher Kürze veranschaulicht. Die erste, uns nicht mehr erhaltene Bearbeitung dieses Buches, die er schon im November 1742 begonnen hatte,[1]) wurde durch ein Vorwort eingeleitet, in welchem von den Motiven seiner Unternehmung auf Schlesien in einer Weise gesprochen war, daß Voltaire nicht umhin konnte ihm zu schreiben: „Ich finde, in der schönen Vorrede Ihrer Denkwürdigkeiten opfern Sie sich etwas zu sehr auf; Sie lassen zu deutlich durchblicken, daß Sie den Geist der Moral dem Geist der Eroberung hintangesetzt haben. Was haben Sie sich denn vorzuwerfen? Hatten Sie nicht sehr wohl begründete Ansprüche auf Schlesien, wenigstens auf dessen größten Theil, und gab Ihnen die Rechtsverweigerung nicht Recht genug?" (Juli 1743.) In der Redaktion von 1746 findet sich denn auch keine Stelle wie die, die in der Redaktion von 1775 doch schließlich Platz gefunden und seit ihrem Erscheinen nach dem Tode des Königs so viel Anstoß gegeben hat: „Diesen Gründen denke man sich hinzu eine marschbereite Armee, volle Cassen und vielleicht die Lust, sich einen Namen zu machen: das Alles führte den König zum Kriege mit Maria Theresia." Gewiß wird kein Unbefangener der Offenherzigkeit dieser Aeußerung die Anerkennung versagen wollen, auf die sie ein Recht hat. Es ist ja die reine Wahrheit, ohne den feurigen Thatendrang, den königlichen Ehrgeiz, der ihn erfüllte, wäre Friedrich trotz all seiner Rechtsansprüche sitzen geblieben auf der Scholle seines väterlichen Erbes; aber den guten sachlichen Gründen, die er auf seiner Seite hatte, mußte er gleichfalls im Interesse der historischen Wahrheit mehr als die ganz flüchtige Berührung gönnen, die sie in beiden Redaktionen gefunden hat, sonst verschuldete er selber, daß ein böser Schein auf ihn fiel, der seiner gerechten Sache in der That recht vielen Schaden gethan hat. Am 7. November widerlegte Friedrich die freimüthigen Bedenken, die Podewils gegen seine „Ideen" erhoben hatte, Punkt für Punkt,[2]) in denselben Stunden ergingen die Marschbefehle an die Regimenter, am Tage darauf die Weisung an Podewils, in Berlin auszusprengen, der Kurfürst von der Pfalz liege im Sterben, deßhalb seien Rüstungen nöthig. Am 9. November konnte er schreiben: die Kaiserin von Rußland ist dem Tode nahe, Gott steht uns bei, das Schicksal lächelt unserem Plan; am 10. wußte er, daß sie todt war, die letzte Sorge, die vor Rußland, war geschwunden und nun spannte er alle Segel auf zur Ausfahrt auf das hohe Meer. „Mein großer Schlag," schrieb er am 15. November an Podewils, „soll am 8. December fallen: ich beginne das kühnste, schneidigste, größte Unternehmen, dessen sich je ein Fürst meines Hauses vermessen hat. Mein Herz verheißt mir günstige Zeichen und meine Truppen glücklichen Erfolg."

1) Miscellaneen S. 215. 2) P. C. I, 91—93.

V. Maria Theresia und Friedrich II. Die Besitznahme von Schlesien.[1])

Das Bild, das die Gesammtlage Oesterreichs im Oktober 1740 bot, war ebenso trostlos als weltkundig. Es war die allgemeine Auffassung, der Friedrich in einem Erlaß an seinen Gesandten in Wien, den geheimen Finanzrath von Borcke am 5. November folgendermaßen Ausdruck gab: der Kaiser ist todt, das Reich und das Erzhaus ohne Haupt, seine Finanzen erschöpft, sein Heer vernichtet, seine Provinzen verwüstet durch Krieg, Pest und Hungersnoth, ausgesogen durch die schrecklichen Lasten, die sie bisher getragen haben, die Erbansprüche Baierns wohlbekannt, die Sachsens glimmen unter der Asche eines dem Ausbruch nahen Brandes, die geheimen Pläne Frankreichs, Spaniens und Savoyens sind im Begriffe sich zu enthüllen — kurz eine Welt von Feinden, eine Fluth von Unglück war bereit, sich über die verlassene Erbin Karls VI. herzustürzen. Der englische Gesandte Robinson hatte aus den letzten Lebenstagen des Kaisers von nichts als von Verzweiflung zu melden. Die Minister glaubten dem Tode des Monarchen werde der Tod seiner Monarchie auf dem Fuße folgen. Im Geiste sahen sie schon die Türken in Ungarn, die Ungarn selbst in Waffen; die Sachsen in Böhmen, die Baiern vor den Thoren von Wien. Die Minister glaubten nicht mehr an den Fortbestand der Monarchie und die Massen auch nicht. Bei der Kunde vom Tode des Kaisers rotteten sich die Bauern in der Nachbarschaft Wiens zusammen, jagten des Kaisers Wild auf ihren Aeckern und hofften sehnsüchtig auf das Erscheinen des neuen Landesherren, des Kurfürsten von Baiern; an den Straßenecken der Hauptstadt selbst las man meuterische Anschläge, wie den: „Vivat, der Kaiser ist todt. Wir bekommen jetzt großes Brod. Der Lothringer ist uns zu schlecht, der Baier ist uns eben recht."

„Ohne Geld, ohne Credit, ohne Armee, ohne eigene Erfahrung und Wissenschaft und endlich auch ohne allen Rath" — so hat Maria Theresia

---

1) Alfred v. Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre I. (1740—41) Wien 1863. Benutzt sind außerdem die Originalberichte Robinsons von 1740—41 auf dem Public Record Office zu London, welchen bereits Coxe und Raumer (Beiträge zur neueren Gesch. II.) manches entnommen haben und die Wiener Berichte der hannoverschen Gesandtschaft auf dem k. Staatsarchiv zu Hannover. — C. Th. Heigel, Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII. Nördlingen 1877.

selbst später die Lage bezeichnet,[1]) in der sie am 20. Oktober 1740 durch den Tod ihres Vaters überrascht ward. Von den Gefahren, die sie umgaben, hatte sie nur eine unklare Vorstellung, denn der Vater hatte sie niemals, wie sie ausdrücklich beklagt, mit den Geschäften der äußeren und inneren Politik bekannt gemacht, obwohl er sogut wie jedermann am Hofe die Frühreife ihrer Begabung, die Schnelligkeit ihrer Fassungskraft und den Ernst ihrer aufs Große gerichteten Sinnesweise kannte. In den letzten zehn unglücklichen Jahren hatte sie „wie ein andrer Particulier die üblen Folgen und Lamenti, die ins Publikum kommen, gehört, ohne zu wissen warumb;" das Innere ihrer Monarchie war ihr vollständig ein Geheimniß und von der äußeren Lage derselben wußte sie vermuthlich nicht mehr als das Eine, daß ihr Recht auf den Thron und sämmtliche ihm untergebenen Länder ein durch zahlreiche Verträge festgelegter Bestandtheil der Staatenordnung Europas sei, den der Kurfürst von Baiern niemals erschüttern könne. Sie stand im 24. Lebensjahr, eine königliche Erscheinung, strahlend von Jugendanmuth, erfüllt von Jugendzuversicht, eine Regentin voll jenes Glaubens, der Berge versetzt, der fähig ist an Allem zu verzweifeln, nur nicht an sich selbst und dem eignen Recht. Die Vorstellung, daß ihr Recht auf das ungetheilte Erbe ihrer Väter selbstverständlich sei wie das Einmaleins, unleugbar und unanfechtbar wie die Sonne am Mittag, in früher Kindheit aufgenommen, festgehalten und genährt mit derselben Gläubigkeit wie die Heilslehren der Religion — gab der jungen Fürstin vom ersten Schritt an einen Schwung und eine Sicherheit des Auftretens, die sofort ihre ganze Umgebung elektrisirte. Eine jener Lagen war eingetreten, in denen Rettung oder Verderben abhängt von der Frage, ob an der einen Stelle, auf die Aller Blicke gerichtet sind, eine Persönlichkeit ist, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Der Verstand der Verständigen wußte keinen Rath. Mit dem Instinkt einer geborenen Regentin fand ihn Maria Theresia in sich selbst. Das schlechthin Rettende war gerade die Haltung, die sie beobachtete, ohne zu fragen; sie schloß den Zweifel aus, wehrte dem Abfall der Geister, gab den Schwankenden Halt, den Furchtsamen ein Beispiel, den Hoffenden Muth. Maria Theresia ergriff Besitz von der Regierungsgewalt mit einer Entschiedenheit, als wollte sie sagen: Ich nehme, was mein ist; wehe dem, der mir's verdenkt; die Mittel, es zu behaupten, werden sich schon finden. Und die Hand, mit der sie das Ruder lenkte, zeigte sofort ein Geschick und eine Kraft, die in Erstaunen setzte.

Sofort nach dem Tode ihres Vaters empfing sie Minister und Behörden zur Huldigung als „Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich"; am 21. Oktober versammelte sie zum ersten Mal die geheime Conferenz (die Grafen Sinzendorff, Starhemberg, Königsegg und beide

1) v. Arneth, Zwei Denkschriften der Kaiserin Maria Theresia. Archiv für österr. Gesch. 47. 2. S. 287.

Harrach), ihren Gemahl an der Seite, der alsbald — wenn auch noch ohne den Titel — als Mitregent thätig ward. Schon in der Sitzung vom 24. Oktober wurden die ersten militärischen Maßregeln ergriffen, der Graf Johann Palffy als Stellvertreter der Königin nach Ungarn geschickt, mit fast unumschränkten Vollmachten an die Spitze der dort befindlichen Truppen gestellt, dann die Grafen Seckendorf, Neipperg, Wallis aus ihrer Haft befreit, in ihre Aemter wieder eingesetzt, eine neue Vertheilung der Regimenter angeordnet, um Böhmen, Mähren, Schlesien zu schützen, den Verschwendungen und Unterschleifen am Hofe Einhalt gethan; das junge Herrscherpaar entwickelte einen Fleiß, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, den kein Mensch für möglich gehalten hätte in dieser Heimath gemüthlichen Schlendrians und genußreichen Müßiggangs. In größter Ruhe und Ordnung ging die Huldigung der Stände in allen Ländern der Monarchie von Statten, so daß der Venetianer Zeno am 19. November schreiben konnte: „Es ist gelungen, den Völkern einzuprägen, daß ihr eigenes Heil das Zusammenbleiben der einen ungetheilten Monarchie verlangt. So lange dieser Geist waltet, darf man auf dauernde Ruhe und Einheit in der Regierung rechnen."

Inzwischen hatte der Kurfürst von Baiern seinen lang angedrohten Schritt gethan und — war mit Beschämung abgezogen. In den letzten Tagen des Oktober war der bairische Gesandte Graf Perusa, der schon früher wiederholt Einsicht in das Testament des Kaisers Ferdinand I. verlangt hatte, mit der formellen Behauptung amtlich aufgetreten, dieser Kaiser Ferdinand habe letztwillig verfügt, daß, im Falle er und seine drei Söhne Max, Ferdinand und Karl ohne männliche Leibeserben mit Tode abgingen, seine älteste Tochter Anna, Gemahlin des Herzogs Albrecht V. von Baiern, alleinige Erbin seiner Lande, d. h. Ungarns, Böhmens und Oesterreichs sein solle. Mit Kaiser Karl VI. sei der letzte männliche Nachkomme Ferdinands I. gestorben und deshalb trete nunmehr das Erbrecht der Nachkommen der Herzogin Anna in Kraft. Alle Rechte dieser nehme der jetzt regierende Kurfürst von Baiern, Karl Albert, in Anspruch, und in dessen Namen verlange er, daß die sämmtlichen in Wien beglaubigten Gesandten zunächst jeden Schritt unterließen, durch welchen Maria Theresia in einer andern Eigenschaft als in der einer Großherzogin von Toskana anerkannt sein würde.

Dies der Inhalt der Eröffnung, welche der Graf Perusa am 29. Oktober dem englischen Gesandten Robinson mündlich gemacht hat, nachdem er ihn am Abend vorher in seiner Wohnung nicht angetroffen.[1]) Zu den Sonderbarkeiten dieser ganzen bairischen Aktion gehört die Thatsache, daß Graf Perusa die centnerschweren Ansprüche seines Herrn nur mündlich, nicht schriftlich erhoben noch begründet hat. Gleich der erste Anwurf nach dem Tode des Kaisers geschah mündlich. Graf Sinzendorff verlangte, wie er Robinson erzählte, etwas Schriftliches zu haben und wäre es auch nur zur Unter-

1) Dessen Bericht vom 29. Oktober 1740.

stützung des Gedächtnisses. In Folge davon bekam er ein paar Tage später, nämlich am 1. November bei der Rückkehr aus der Kirche, ein versiegeltes Papier ohne Aufschrift, das einer der Diener des Grafen Perusa bei seinem Portier zurückgelassen, nachdem er nach dem Sekretär gefragt hatte; beim Oeffnen des Couverts fand sich nichts als ein Auszug aus einem französischen Briefe des Grafen Törring an den Grafen Perusa vom 21. Oktober, welcher sich auf den zu erhebenden Protest bezog. Formloser konnte in einer so ernsten Sache wahrlich nicht verfahren werden. Es gab ein sehr einfaches Mittel, diesen ganzen Streit aus der Welt zu schaffen, das war die Vorlage der Urkunden, auf welche sich Baiern berief. Sonderbar genug, daß Karl VI. selbst niemals dazu zu bringen gewesen war. Jetzt durfte das keinen Tag länger verschoben werden. Am 3. November geschah es in feierlicher Weise. Am Abend des genannten Tages trafen auf Einladung des Hofkanzlers Graf Sinzendorff in dessen Hause die Gesandten von Rußland, England, Preußen, Hannover, Sachsen mit den Conferenzministern Starhemberg und Harrach und dem Staatssekretär Baron Bartenstein zusammen, um die Aktenstücke persönlich einzusehen. Auf dem Tische lagen aus: das Testament Ferdinands I. vom 1. Juni 1543 und das ergänzende Codicill vom 4. Februar 1547. Das Testament verordnete ganz allgemein: Begebe sich aber das nach dem Willen des Allmächtigen, unser freuntliche liebste Gemahel und all unser Sune vergiengen — So soll aus unsern verlassnen Töchtern aine obbemeltes Kunigreich Hungern und Behem sampt desselben anhengigen Landen als rechte Erbin innhaben und besitzen. — In dem Codicill aber hieß die entscheidende Stelle: „Und nachdem wir in vilbenanntem unserm Testament gesetzt und geordnet haben, Wo alle unsere geliebte Sone one Eeliche leibs Erben abgiengen, das alsdann aus unseren Töchtern aine u. s. w.[1]) Wenn in dem Original nur von „ehelichen Leibeserben" gesprochen war, während in der Abschrift, die man in München hatte, „männliche Leibeserben" zu lesen stand, so mußte die Abschrift eben eine Fälschung enthalten und österreichischer Seits wurde denn auch sogleich die Vermuthung ausgesprochen, ein gewisser Freiherr von Hartmann, ehemals kurpfälzischer Gesandter zu Wien, werde dieser Fälscher gewesen sein. Dem Grafen Perusa war zu verzeihen, wenn er eine Fälschung im Original vermuthete und sich verzweifelte Mühe gab, Spuren einer solchen zu entdecken. Am 4. November wurden auch ihm, wie vorher dem französischen Gesandten die Urkunden gezeigt; er verlangte die Erlaubniß, von dem ganzen Testament sammt Codicill Abschriften nehmen zu lassen und erhielt sie. In einem besonderen Zimmer der Hofkanzlei war vom 8. bis zum 13. November ein eigens aus München herbeiberufener Rath Delling beschäftigt, die umfang-

1) S. den Abdruck des Wortlauts der Originale bei C. Th. Heigel, Der österreich. Erbfolgestreit. S. 322. H. hat sich selbst von der unzweifelhaften, jeden Verdacht ausschließenden Echtheit der Diplome überzeugt. S. ebendas. S. 324.

reichen Urkunden abzuschreiben, ein kaiserlicher Rath Schneller collationirte. Drei Tage, nachdem Abschrift und Collationirung fertig war, am 17. Novbr., erschien Graf Perusa wieder und verlangte nochmals Vorlegung der Originale, und als er bei der Durchsicht an die Worte „eheliche Leibeserben" kam, da besah er sich, wie Schneller schreibt, die Schrift a facie et a tergo, nahm sie gerad und überzwerck, unter sich und über sich, hielt das Blatt ans Tageslicht, um mit aller Augenschärfe zu ergründen, ob ja nicht etwas irgendwo radirt sein möchte und er fand denn auch ein paar weiße Streifen oder Flecken, wie sie in jedem Pergament vorkommen, mußte aber selbst eingestehen, daß sie von der Alles entscheidenden Stelle weit genug entfernt seien, um hier jeden Verdacht einer Radirung auszuschließen.[1]) Am 19. Novbr. reiste er von Wien ab; einen schriftlichen Protest gegen die Besitzergreifung der österreichischen Staaten durch Maria Theresia ließ er zurück.

Der glänzende Erfolg, mit dem dieser Sturm abgeschlagen worden war, tröstete Maria Theresia über die höchst zweideutige Haltung, welche die Schutzmacht Baierns, Frankreich, ihr gegenüber beobachtete. Bei dem französischen Gesandten Mirepoix war Graf Perusa, der sonst wenig vornehmen Umgang hatte, beständig ein- und ausgegangen. Die Antwort des Cardinals auf die Anzeige vom Tode des Kaisers und dem Regierungsantritt seiner Tochter ließ auffallend lange auf sich warten; man müsse, hieß es beruhigend, erst im Archiv erforschen, mit welchem Ceremoniel einer Königin von Ungarn zu begegnen sei; im übrigen lägen dem König alle Hintergedanken fern, er werde seinen Verpflichtungen treu nachkommen. Daß das leere Redensarten waren, auf die man nichts geben durfte, hätte man in Wien sofort durchschauen müssen, zumal da der österreichische Agent in Paris, Ignaz von Wasner, ein sehr umsichtiger Mann, schon am 12. Nov. warnend schrieb, die Königin möge ihr Vertrauen nächst Gott auf eine gute Armee und zweckmäßige Vorkehrungen in ihren eigenen Landen setzen; das sei das beste Mittel, um sich ihrer Feinde zu erwehren und ihre Freunde festzuhalten. Der Cardinal that das Mögliche, um Maria Theresia in trügerische Sicherheit zu wiegen. Den Kurfürst von Baiern unterstützte er nicht nur nicht, er verleugnete ihn nach dem 19. November geradezu, mißbilligte sein Vorgehen, fand die sachliche Begründung desselben ganz verfehlt; es war, als könne gar kein Gedanke an ein geheimes Einverständniß mit dem Kurfürsten obwalten. So berichteten Fürst Liechtenstein und Wasner übereinstimmend am 21. und 24. November und noch in den ersten Tagen des December.

Die Beruhigung, zu der man sich Frankreich gegenüber berechtigt glaubte, war ein Hauptgrund, weshalb die diplomatische Sprache des Königs Friedrich, wenn auch verstanden, doch nicht ernst genommen ward; denn diese war auf ein gerade entgegengesetztes Verfahren Frankreichs gebaut. Auf einen Brief, den der Großherzog Franz in der Aufregung des ersten Schmerzes

1) Heigel, S. 31/32.

an König Friedrich geschrieben, hatte dieser am 31. Oktober geantwortet. Das Schreiben ist leider verloren, aber der Inhalt läßt sich aus dem begleitenden Erlaß an Borcke errathen.[1]) Friedrich war zur Hilfe bereit, aber nicht umsonst: „man muß mich in Stand setzen, etwas für sie zu thun, ich muß meine Rechnung dabei finden; ein allgemeiner Krieg steht bevor, die Gefahr, die ich für Oesterreich mit übernehme, muß durch reelle Gegenleistungen aufgewogen werden und rasch, umgehend muß man sich äußern und entschließen, die alte österreichische Langsamkeit muß endlich ein Ende nehmen" u. s. w. In Wien sah man von der Gefahr nichts, begriff folglich keine Nothwendigkeit, für diesen König mehr zu thun, als für seinen Vater und Großvater, man freute sich der Zusagen und las über den Vorbehalt hinweg. Genau so erging es auch dem zweiten Briefe, den der König am 5. Nov. als Antwort auf das Notifikationsschreiben nach Wien sandte. Daß der die Aufschrift trug „An die Königin von Ungarn und Böhmen" wurde mit Jubel als Anerkennung der pragmatischen Sanktion begrüßt. Der Inhalt mahnte noch eindringlicher als der Brief vom 31. Oktober und wurde auch von Maria Theresia ganz richtig gedeutet, wie ein Schreiben von ihr an den Grafen Ostein beweist.[2]) Trotzdem das Schreiben am 9. Nov. in Wien war, wurde der Feldmarschall-Lieutenant Marchese Botta d'Adorno eben in diesen Tagen als Gesandter für Berlin beglaubigt und Mitte November mit keinem andern Auftrag nach Berlin gesandt, als dem, die Absichten des Königs zu erforschen, die Freundschaft zwischen beiden Höfen zu pflegen, eine Hilfeleistung Preußens aber und gar einen Lohn dafür als ganz unzeitgemäß abzulehnen; ein Angriff war ja, glaubte man, von keiner Seite zu besorgen.

Der Marchese reiste über Schlesien nach Berlin. Kaum hatte er die Grenze überschritten und Crossen hinter sich, als er sich inmitten marschirender Colonnen befand, die alle nach Schlesien gingen, und so war's auf der ganzen Heerstraße bis zur Hauptstadt, die er am 29. November erreichte. Bevor er den König gesprochen, schrieb er nach Wien: in vierzehn Tagen haben wir die Preußen in Schlesien. Der Marchese schüttete dem Minister v. Podewils sein bekümmertes Herz aus und bat dringend um eine Audienz beim König, um grenzenloses Unheil zu verhüten. Der König war noch in Rheinsberg, unzugänglich und undurchdringlich für das diplomatische Corps, das in fieber-

1) P. C. I, 81. 82. 2) 19. Nov. 1740. Arneth I, 374. „Zur sachen mehrerer erleutherung hast Du zu wissen, daß niemand weniger als Preußen zu trauen ist! Denn ob sich gleich von dort auß nach dem ersten schein derer wörter zu all gutem anerbothen wird, so wird Jedoch sothanem anerbiethen die bedenckhliche Clausul beygeruckhet, daß man darfür eine der supponirten grösse der gefahr proportionirte werckthätige anständigkeit suchen würde, nicht undeutlich auf die Überkommung eineß stuckhes unserer Erblande abzihlend. Es wird sich annebst auf eine solche arth in nahmen besagten Hofes geaüsseret, alß ob es ohne dessen Beystandt um unser Hauß gethan wäre und wir gleichsam noch froh sein müsten, durch den verlust eines ansehentlichen stuckhes den überrest zu retten."

6

Monsieur Rudevels. J'ai passé le Rubicon Enseignes Deployées et Tambour battandt; Mes Troupes sont pleines de bonne Volonté Les oficirs d'Ambition, et Nos Generaux afamés de Gloire, tout ira selon nos souhaits et j'ai lieu de presumer tout le bien possible De cette entreprisse .... ou je veu perir ou je veux avoir l'honeur de cette entreprisse mon Coeur me presage tout le bien du monde enfin un Certen instinc dont la Cause nous est inconüe me predit du bonheur et de la fortune, et je ne ~~[illegible]~~ paraitré pas à berlin sans m'être rendu digne du Sang dont je suis issus et des braves Soldats que j'ai l'honeur de Comandér. adieu je vous recomande à la garde de Dieu.

Federic

hafter Erregung dem Aufgehen des Vorhangs entgegensah. Botta war in Verzweiflung, als der König nach Berlin kam und statt ihn zu empfangen, erst dem Ausrücken der Artillerie am 4. December zusah, am 5. seine Feldequipage abgehen und am 6. die drei in Berlin stehenden Regimenter ausmarschiren ließ. Erst an diesem Tage empfing er den Gesandten der Königin von Ungarn. An die Ueberreichung der Briefe, in welchen der Großherzog und seine Gemahlin um Preußens Stimme für die Kaiserwahl ersuchten, knüpfte Botta u. a. eine Bemerkung über die ungemein schlechten Wege, die er in Schlesien habe passiren müssen; durch Ueberschwemmung seien sie so verdorben, daß Fußgänger unmöglich darauf fortkämen. Der König erwiderte: Wer diese Wege gehen muß, wird schon Mittel finden durchzukommen, im schlimmsten Fall werden ihm die Stiefel schmutzig.

Am 9. Dec. empfing er ihn zum zweiten Male und nun — alle Regimenter waren jetzt auf dem Marsch — enthüllte er ihm sein Geheimniß, eröffnete dem Entsetzten kurz und gut, was er durch Graf Gotter in Wien wollte vortragen lassen: Preußen nimmt Schlesien und ist zu allen Bundes- und Freundschaftsdiensten bereit, wenn die Königin die Provinz gutwillig abtritt. „Majestät!" rief Botta, „Sie vernichten das Haus Oesterreich und sich selbst stürzen Sie mit in den Abgrund." Der König erwiderte: „Es kommt nur auf die Königin an, die Erbietungen anzunehmen, die ich ihr mache." Das stimmte ihn nachdenklich, berichtet Friedrich, aber gleich darauf sagte er, ironisch im Ton und in der Miene: „Sire, Ihre Truppen sind schön, ich räume das ein, unsere haben diese Schönheit nicht, aber sie haben den Feind gesehen. Mehr sage ich nicht, nur beschwören muß ich Sie noch, sich zu überlegen, was Sie unternehmen." Das machte den König ungeduldig und er gab scharf zurück: „Meine Truppen sind schön, und daß sie auch gut sind, werden Sie bald erfahren." Botta erschöpfte sich noch in Vorstellungen, um einen Aufschub zu erlangen, aber der König brach ab, machte ihm eine Verbeugung und ließ ihn stehen.

Am 14. December reiste Friedrich zum Heere ab, am 16. überschritt er die Grenze und schrieb seinem Minister: „Mein lieber Podewils. Ich habe den Rubiko überschritten mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel; meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz und meine Generale dürsten nach Ruhm; Alles wird nach Wunsch gehen und ich darf von diesem Unternehmen alles Beste hoffen. — Entweder werde ich untergehen oder Ehre haben von diesem Beginnen. Mein Herz weissagt mir vollstes Gelingen und ein gewisser Instinkt, dessen Ursprung ich nicht kenne, verheißt mir Glück und Erfolg. Nicht eher soll Berlin mich wiedersehen, als bis ich mich würdig erzeigt habe des Blutes, aus dem ich stamme und der tapferen Krieger, die ich die Ehre habe zu befehligen. Leben Sie wohl, Gott sei mit Ihnen."[1])

1) P. C. I, 147, 148.

Am Abend des 17. traf Graf Gotter in Wien ein. Schon die ersten Berichte Bottas hatten die Hauptabsicht des Königs außer Zweifel gestellt und Bartenstein wie der Großherzog waren nicht säumig gewesen, ihrer Entrüstung heftigen Ausdruck zu geben. Der erstere sagte dem Gesandten der Generalstaaten, Burmania: „Nie hat es einen Charakter gegeben gleich dem des Königs von Preußen. Ich habe es vorausgesehen und vorausgesagt, als ich von dem Kaiser verwendet ward, an den verstorbenen König die Briefe zu schreiben, die dem jetzigen das Leben gerettet haben.[1]) Welche Heuchelei! Welch ein Herz! Und enthüllen mußte er sich noch gerade in einem Augenblick, wo Alles sonst sich so ganz friedlich anläßt, wo die Königin auf der weiten Welt keinen Menschen zu fürchten hat als diesen König von Preußen." Und gegen Borcke war Bartenstein unmittelbar nach Einlauf des Botta'schen Berichts vom 2. Dec. in die Worte herausgeplatzt: „Lieber untergehen wird das Haus Oesterreich, als sich durch den König von Preußen retten lassen."[2]) Borcke fand diese Aeußerung zu stark, um sie seinem Bericht einzuverleiben, aber er ging Bartenstein seitdem nicht mehr über die Schwelle.

Zu Robinson aber sagte der Großherzog: Wie der König von Preußen nach Schlesien kommt, als Freund oder Feind, ist einerlei. Kommt er mit der Absicht, uns zu nehmen, was unser ist, so wird er sich verrechnen; er wird und soll von dem Unserigen nichts erhalten; kommt er mit der Absicht, uns zu Maßregeln in Verbindung mit ihm zu zwingen, die ihn selbst vergrößern sollen, so hat er das schlechteste Mittel ergriffen, das er wählen konnte.[3]) Gegen Borcke äußerte er sich kurz darauf ebenso, und so fand Gotter eine Stimmung beim Hofe vor, von der er wohl schreiben konnte: Jedermann war schon vorbereitet und auf der Hut gegen mich, die Geister waren erregt und dürsteten nach Rache. Am 18. December empfing ihn der Großherzog und dieser erzählte gleich darauf bebend vor Aufregung an Robinson, wie dessen Botschaft gelautet: Er bringe Rettung für das Haus Oesterreich in der einen, die Kaiserkrone für den Großherzog in der andern Hand; seines Gebieters Truppen und Geld ständen der Königin zu Diensten und würden um so willkommener sein, als sie an beidem drückenden Mangel leiden müsse, in einem Augenblick, da sie auf niemanden bauen könne als auf einen so mächtigen Fürsten wie Se. preußische Majestät und die Verbündeten, die er gleichfalls ihrem Interesse gewinnen wolle. Diese Verbündeten seien die Seemächte und Rußland, die er für die gemeinsame Sache werben werde. In solch einem Bündniß, das Preußen, England, Oesterreich, Rußland und Holland vereinige, sei des Königs Majestät als Seele und Stifter desselben der einzige Theil, der infolge der Lage seiner Staaten etwas zu fürchten habe: so gewiß mithin sei, daß er auf der einen Seite Verluste haben werde, so billig sei auch, daß er auf der andern Seite

1) Friedrich Wilhelm I. wußte auch ohne die Briefe fremder Fürsten, was er zu thun hatte. S. S. 246. 2) Robinson, 10 Dec. 3) Robinson, 14. Dec.

einen Gewinn habe, um daraus Ermuthigung zum Weiterschreiten in einem so großen Unternehmen zu schöpfen; die Königin könne ihm weniger als das ganze Herzogthum Schlesien nicht geben. Mühsam fand der Großherzog die Fassung, um diese ganze entsetzliche Anrede zu wiederholen; Graf Gotter war ihm ohnehin ein unleidlicher Mensch, er hatte ihn von früher her nur als einen anmaßenden Emporkömmling in sehr unangenehmer Erinnerung. „Ich höre ihn noch reden," sagte er, „man hätte glauben können, sein Gebieter sei schon auf dem Marsch nach Constantinopel, mit seinen unbesiegbaren Truppen; kein Mensch ist so fest in seinem Entschlusse als S. Majestät von Preußen: nach Schlesien muß und will er, in Schlesien angekommen muß und will er weiter schreiten und wird er nicht durch sofortige Abtretung Schlesiens sicher gestellt, so stehen dieselben Truppen und Gelder den Kurfürsten von Sachsen und Baiern zur Verfügung."[1]) Die Antwort des Großherzogs wiederholte die Ablehnungen, welche Borcke am Abend vorher zu Theil geworden waren: „Nicht einen Zoll breit Landes kann die Königin abtreten und sollte sie mit Allem, was sie hat untergehen. — Lieber wird sie die Türken vor Wien sehen, oder Baiern und Sachsen geben, was sie fordern, als in die Abtretung Schlesien willigen."[2]) Des Großherzogs letztes Wort war: Rückzug der Preußen aus Schlesien, nicht eher könne von Unterhandlungen die Rede sein. Die Entschiedenheit seiner Erklärungen machte auf Gotter so tiefen Eindruck, daß dieser, zumal nachdem er Robinson gesprochen, selber meinte, ein anderes werde wohl nicht übrig bleiben und in einem Briefe an Podewils sich Glück dazu wünschte, daß er nichts dazu beigetragen, „das Rad vorwärts zu schieben".

Nicht so entschieden wie der Großherzog war die Staatsconferenz gesonnen, die noch am 18. December über den Bericht desselben Sitzung hielt.[3]) Offenbar auf diese Sitzung ist zu beziehen, was Maria Theresia über die Meinungsverschiedenheit ihrer Räthe in der schlesischen Frage später niedergeschrieben hat.[4]) Die Grafen Sinzendorff, Harrach und Kinsky, sagt sie, hielten für rathsam, sich mit dem König „in Traktaten einzulassen". Höchst wahrscheinlich haben sie gesagt: Opfern müssen wir doch, unterhandeln wir, damit das Opfer so klein als möglich ausfällt; Preußen fordert ganz Schlesien und macht dafür glänzende Erbietungen; versuchen wir, ob wir das nicht mit der Hälfte von Schlesien erkaufen können. Starhemberg und Bartenstein aber, denen die Königin selbst beifiel, verwarfen jede Abtretung als principiell unmöglich, weil die Untheilbarkeit der österreichischen

1) Robinson, 21. Dec. 2) Droysen, S. 177/78. 3) Daß eine solche stattgefunden hat, entnehme ich der Notiz bei Arneth I, 379, Anm. 36 und bedaure nur, daß „Bartensteins Anmerkungen über die Sitzung der Conferenz vom 18. Dec. 1740" aus dem St.=A. nicht vollständig mitgetheilt sind und von den Conferenznoten vom 18. Dec. nur die Worte Sinzendorffs: „in nöthen müsse man etwas sacrificiren. Die sach wäre periculis plena." (Anm. 46. S. 380.) 4) Archiv für österr. Gesch. 47. S. 288.

Lande die Grundlage der pragmatischen Sanktion sei; werde diese nur in einem Stück durchlöchert, so würden alle Bürgschaften, welche die fremden Mächte dafür übernommen, hinfällig, man werde dann keinem andern Ansprecher versagen können, was man dem einen gewährt, der Rechtsboden der Erbfolge selber sei dann erschüttert. Habe aber der König von Preußen erst einmal einen Theil von Schlesien, so werde er schon Mittel finden, um unter dem Vorwand der Entschädigung für seine Hilfeleistung auch das übrige an sich zu ziehen.

Bartenstein hatte der jungen Königin aus der Seele gesprochen; seit diesem Tag war seine Autorität bei ihr unerschütterlich begründet. Sie war ihm anfangs gar nicht hold und hätte ihm herzlich gern die Entlassung gegeben, um die er am ersten Tage ihrer Regierung bat, hätte sie nur eine Ahnung gehabt, wie sie den ihr verhaßten Mann ersetzen konnte. Aber es lag eine unendliche Bitterkeit in den Worten, mit denen sie die Entlassung verweigerte: Jetzt sei nicht Zeit zum Abdanken. Er möge sich Mühe geben, so viel Gutes zu thun, als er könne; Böses zu thun, werde sie ihn schon zu hindern wissen. Augenscheinlich hat sie ihn wie alle Welt, und das auch mit vielem Recht, verantwortlich gemacht für die taumelnde Abenteurerpolitik, die in den letzten Jahren ihres Vaters die Monarchie an den Abgrund gebracht hatte. Aber er war die einzige Arbeitskraft in einer Versammlung ganz verbrauchter, wurmstichiger Minister, deshalb ließ sie ihn nicht gehen; in den Tagen der Gefahr erwies er sich als einen Mann ohne Kleinmuth, in der Stunde der Versuchung als einen Verfechter ihres unveräußerlichen, untheilbaren Rechts und als einen unversöhnlichen Preußenfeind; da schloß sie ihn ins Herz und schenkte ihm rückhaltloses Vertrauen. Die groben Irrthümer seiner politischen Ideologie wurden auch die ihrigen; sein blöder Aberglaube an Frankreichs Friedensliebe, an der Seemächte rettende Weisheit und Hilfebereitschaft und sein blinder, in seiner Rachsucht keiner Bekehrung noch Belehrung zugänglicher Preußenhaß wurden die herrschenden Elemente ihres politischen Denkens. Die Ablehnung der Forderungen Gotters vom 18. December war Bartensteins erster Triumph, sein zweiter die Ueberlistung der beiden Preußen Gotter und Borcke, mit denen in den ersten Tagen des Januar 1741 von neuem Unterhandlungen angeknüpft wurden und die sich durch die Vorspiegelung, man wolle Schlesien in der schonenden Form eines Scheinanlehens abtreten, verleiten ließen, die Gegenanerbietungen des Königs authentisch zu Protokoll zu geben. Dieses „Protokoll der Conferenz vom 3. Januar" wurde am 4. Januar den Gesandten der fremden Mächte vorgelegt und nachdem Gotter am 5. Januar mit der endgiltig ablehnenden Antwort der Königin abgegangen, und drei Tage darauf auch Borcke zur Abreise veranlaßt worden war, mit einem Manifest, das einer Kriegserklärung gleich kam, in die Welt geschleudert, um Friedrich bei allen Mächten als heillosen Verräther zu brandmarken.[1])

---

1) Droysen S. 183 ff.

Jetzt blieb Friedrich nichts übrig, als die Drohung wahr zu machen, die er in seinen Weisungen für Gotter am 8. December ausgesprochen: den Schleier hinwegzuziehen von all den Verräthereien und Treulosigkeiten, die Oesterreich in der Jülich-Berg'schen und der schlesischen Sache an Preußen begangen, Dingen, die bisher nie in die Oeffentlichkeit gedrungen waren. So erschien die von dem Kanzler v. Ludewig verfaßte Schrift: „Rechtsbegründetes Eigenthum" mit der Enthüllung der Geschichte des Reverses von 1686 und seiner Folgen,[1]) die auf jeden Unbefangenen damals denselben überzeugenden Eindruck machen mußte, wie noch heutzutage. Gleichzeitig ward ein französisches Manifest des Königs verbreitet,[2]) worin er unter schneidigster Betonung der nie verjährten Rechte Preußens auf Schlesien die Unverbindlichkeit des Vertrags über die pragmatische Sanktion mit dem Verhalten Oesterreichs in der Jülich-Berg'schen Sache begründete. So war der Bruch vollzogen, die Frage des Rechts ging nunmehr auf in der Frage der Macht. Der Kampf der Gründe konnte nur im Kampf der Waffen entschieden werden.

Als König Friedrich mit seinen pommerschen und brandenburgischen Grenadieren in Schlesien erschien, hing diese Provinz mit dem Hause Habsburg nur noch etwa so zusammen, wie mit dem Baum die überreife Frucht, die beim ersten Windhauch herunterfällt.[3])

Auf einem Lande, in dem Fürsten, Adel, Bürger und Bauern schon in den ersten Tagen der Reformation sich mit Begeisterung dem evangelischen Glauben zugewendet, lastete seit den Tagen Kaiser Ferdinand II. ein unsäglicher Glaubensdruck; auf einer Bevölkerung, die für das Gedeihen ihres ergiebigen Ackerbaues, ihres reichen Gewerbfleißes und Handels nichts brauchte als ein bescheidenes Maß verständiger Freiheit, lag seit eben dieser Zeit eine Mißverwaltung, die alle Quellen des Wohlstandes verstopfte, unter deren plumpen Händen Städte und Dörfer verödeten, weil Alles, was nicht elend verkümmern wollte, außer Landes ging. Drei große Katastrophen hatte das seit hundert Jahren[4]) durch und durch protestantische Land erlebt: die erste hatte Kaiser Ferdinand II. gebracht, als er den Unterwerfungsvertrag, welchen Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen mit den schlesischen Ständen geschlossen („Dresdener Accord" vom 28. Februar 1621) und den er selbst am 17. April 1621 ohne jeden Vorbehalt genehmigt hatte, treulos brach und so weit seine Macht reichte, den Ketzern ihre Kirchen nahm, die Prediger und Lehrer vertrieb und dann durch die berüchtigten „Seligmacher" des Dragonerregiments Liechten-

---

1) Staatsschriften S. 96ff. 2) Staatsschriften I, 74. P. C. I, 159/60.

3) Wuttke, Geschichte der Besitzergreifung Schlesiens. 1842. I—II. — Sugenheim, Gesch. der Jesuiten in Deutschland. Frankf. a. M. 1847. I—II. — Grünhagen, Friedrich der Große und die Breslauer 1740/41. Breslau 1864. — J. G. Droysen, Kriegsberichte Friedrichs d. Gr. aus den beiden schlesischen Kriegen. Beihefte zum Militärwochenblatt 1875, 1876, 1877. 4) Noch 1611 klagt ein katholischer Bischof, daß es in Schlesien viele tausend Flecken, Dörfer und Städte gäbe, wo kein einziger Mensch katholisch sei. Ranke S. 344.

stein viele Jahre lang mit solch empörenden Gewaltthaten zusetzen ließ, daß selbst einer der Jesuiten, die dem gottseligen Bekehrungswerke vorstanden, der Pater Nerlich zu Glogau, meinte, die Soldateska treibe es zu arg; durch ihr Rauben, Plündern und himmelschreiendes Wüthen gegen so viel arme Leute würden die Gemüther erbittert, die heilige katholische Religion verhaßt gemacht, man solle sie abberufen, ihre Excesse seien nicht mehr auszuhalten. Die zweite Katastrophe kam nach dem westfälischen Frieden. In den Jahren des Uebergewichts der schwedischen Waffen war Schlesien die Zuflucht von vielen Tausenden flüchtiger Protestanten geworden, so daß, als der dreißigjährige Krieg zu Ende ging, trotz der Dragonaden Ferdinands weitaus die Mehrheit der Bevölkerung wieder aus Akatholiken bestand. Gegen sie setzte Kaiser Ferdinand III. in den ihm unmittelbar untergebenen Erbfürstenthümern eine „Reduktionskommission" nieder, die den Ketzern in den Jahren 1653 und 1654 ihre sämmtlichen Kirchen nehmen ließ; nicht weniger als 628 von diesen kennen wir mit Namen, ihre wirkliche Zahl war weit größer. Das war der Anfang jahrzehntelanger Quälereien und Verfolgungen, die sich nur in den Mitteln, nicht im Zwecke, in etwas von den Greueln der zwanziger Jahre unterschieden. Vollständige Entrechtung der halsstarrigen Protestanten war das Ergebniß; mit eiserner Consequenz wurden sie von allen Staats- und Gemeindeämtern, von Bürger- und Meisterrechten ausgeschlossen, zurückgesetzt, mißhandelt, wo ihnen irgend die Staatsgewalt beikam. Die dritte Katastrophe traf die bisher verschont gebliebenen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau, als dort der Stamm der Piasten ausstarb (21. November 1675) und Kaiser Leopold dem Erbrecht des brandenburgischen Kurhauses zum Trotz die Lande als heimgefallene Lehen einzog und sofort in die geeignete landesväterliche Behandlung nahm. Einen Anfang der Sühne und der Erleichterung brachte am 1. September 1707 die Convention, welche der Schwedenkönig Karl XII. mit Kaiser Joseph I. abschloß, die bewirkte, daß den Protestanten 118 Kirchen zurückgegeben wurden, und verordnete, daß ihnen nie wieder Gotteshäuser oder Schulen genommen und keinerlei Verfolgung mehr zugefügt werden sollte. Offene, brutale Bedrückungen fanden dann nicht mehr statt, wohl aber unter Karl VI. auf Grund geheimer Weisungen Mißhandlungen in zahllosen Einzelfällen, insbesondere Zwangsbekehrungen von sogenannten Apostaten. Als Abtrünnige wurden Protestanten behandelt, deren Väter, Großväter oder Urgroßväter der Gewalt gewichen und äußerlich vielleicht nur ein paar Tage katholisch gewesen waren. Solche Abtrünnige wurden sechs Wochen lang eingesperrt, von einem katholischen Priester unterrichtet und wenn der Unterricht nicht fruchtete, verurtheilt, mit Verlust ihres ganzen Vermögens auszuwandern. Auch der Raub protestantischer Waisen kam wieder auf.

Bei dem Regierungsantritt einer Königin, die dieselbe Erziehung genossen, dieselben Gesinnungen bekannte wie ihr Vater, fürchteten die gequälten Protestanten in Schlesien neue Bedrückungen, die Jesuiten stellten sie ganz

JOURNAL DE BERLIN

Numero XXIX.

Du Samedi 14 Janvier 1741.

POLITIQUE.

BERLIN.

Lettre d'un Officier Prussien &c.

Breslau ce 5 Janv. 1741.

Vous me grondez sur ce, que je ne vous aie point écrit, mais de grace ne vous fachez point, il m'a été impossible, je m'en vais tout reparer, en vous informant de tout ce, que nous avons fait jusqu ici.

Decembr. le 13 Le Roy partit de Berlin, & alla coucher à Francfurth

le 14 Il fût dinere à Crossen, ou il vit passer un Escadron des Gens d' Armes, 3 Escadrons de Hussars, & le Regiment de Schulenbourg Grenadiers à Cheval. S. M. y trouva le Marechall Comte de Schwerin, les Commissaires de Guerre & des vivres, la Boulangerie &c. l'Artillerie arriva le même Jour, dans faubourg de Crossen.

le 15. Le Roy y seiourna pour donner le tems aux derniers Regiments d'arriver, pour former l'ordre de Bataille & pour regler les routes differentes que les Regiments devoient tenir, sans s'embarasser dans un pais aussi étroit, qu'est celui entre l'Oder & le Bober. Les Generaux & les Commandans des Regimens s y étoient rendus pour recevoir les Ordre de S M.

S. M. les quels étoient des plus precis sur la discipline, & sur la maniere dont on devoit traiter les habitans de la Silesie.

le 16. Tous les Regimens, & la plus part passerent ce jour la les Frontieres de Silesie, ou l'on distribua nos Patentes, contenant les raisons, qui ont porté S. M. à se mettre en Possession de ce Duché, le quartier du Roy fût à un village, nommé Schweinitz.

le 17. Nous fumes jusqu'a Welchow, les premiers Regimens furent obligez de faire des marches de 4. a cinq miles, pour faire deboucher les derniers & pour s'etendre à droite & à gauche, à mesure que le païs s'elargit. Notez que ces miles valent bien nos miles de Pomeranie, qui ne finissent point.

le 18. Le Roy fit sejour, quelques Regimens marcherent, d'autres soiournerent, pour mettre les uns & les autres en ligne sur le même front. Le mauvais tems commenca ce jour là, & rompit les chemins presque par tout, les quels sans cela ne sont pas des milleurs, dans ce païs ci. Il arriva par tout des Deputez du païs, pour regler les routes & les logemens des Trouppes. S. M. alla visiter les Bataillons les plus à portée de son quartier.

le 19. On marcha & le Quartier du Roy fût à Milkau ou il sejourna le 20 & le 21. La pluie continuoit sans cesse.

le 20. Quelques Regimens firent seiour, mais 14 Bataillons & 15 Escadrons firent la marche la plus terrible, qu'on ait peut être jamais vû faire aux Trouppes les plus agueries. Tous les chemins etoient rompus & inondez, les fossez debordez & bien des ponts emportez ce n'etoient que Bourbiers a passer. Avec cela il pleuvoit à verse. Bref tout ce qui peut rendre une marche difficile s'y rencontra, aussi dura t-elle 9 à 10 heures. Cependant il faut le dire à l'honneur de nôtre Infanterie qu'elle fit ce jour la 3 à 4. miles des plus grosses, en passent par les boues & les eaux, jusqu aux genoux, pour ne pas dire jusqu à la Ceinture, sans qu'un seul Soldat ait quité ni rang ni file, sans même de faire une mine de mecontentement, au contraire ils se railloient & animoient les uns les autres, à qui marcheroit le mieux. Point de traineurs, pas un seul. Tout le malheur qui arriva, c'est qu'une femme de Soldat du Regiment de Bredow fût emportée par le torrent & noiée. L'Aumonier du mesme Regiment pensa l'être aussi.

le 21. Il étoit juste de faire seiour pour secher au moins le Soldat. Lè Roy alla voir les Quartiers, les plus proches, & fit destribuer de l'argent aux Batallions, qui avoient marché la veille.

le 22. Nous arrivames à Herrndorff à 1. lieue de Glogau. Le Roy y trouva un Maior de la Garnison, qui lui rendit une lettere du Commandant, c'est le Comte de Wallis, Lieut. Gen. La Garnison consiste en deux Bataillons & 2. Comp. d'invalides. La place est assez regulierement fortifiée, le fossé est revetû & elle a un bon chemin couvert, mais on dit qu'elle n'a pas des vivres pour deux mois, & c'est ce qui a engagé S. M. à la bloquer plûtôt que de la faire attaquer. Il me semble, que nous ne sommes pas pressées d'en être le

mai.

maitre 6. ſemaines plûtôt ou plus tard.

le 23. Le Roy alla reconnoitre la Ville & diſpoſa les Quartiers des Regimens de l'Aile gauche deſtiné au blocus, en attendant l'arrivée du Corps, avec le quel le Duc de Holſtein étoit parti de Berlin le 16. Le Marechall C. de Schwerin eut Ordre de continuer la Marche avec les Regimens de l'aile droite & d'aller à petites journées jusqu'à la hauteur de Buntzlau Lignitz & Bolckwitz cotoiant toujours avec ſa droite les montagnes de la Boheme.

le 24. Le Regiment de Borck paſſa l'Oder en batteaux & prit poſte au dela de la riviere dans un village vis à vis de la Ville, dont il fait quaſi le Fauxbourg. S. M. poſta ce Regiment Elle même, & Elle ordonna de faire élever un redant & de le guarnir d'un couple de pieces, pour commander la riviere au deſſus de la Ville.

le 25. Le Roi fit quelque changement aux Gardes de Cavallerie & les approcha plus pres de la Ville; En même tems Elle fit entrer deux compagnies de Grenadiers dans une Isle, pour mieux s'aſſurer de la riviere & pour couper toute communication à la place.

le 26. Sa Majeſté alla viſiter le Regiment de la Motte.

le 27. Le Duc de Holſtein & le Prince Leopold d'Anhalt arriverent avec le Corps ſus dit aux environs de nos Quartiers. Sa M. ordonna d'abord que les Grenadiers qui étoient avec, ſe formeroient en Bataillons, & ſe mettroient en marche vers Breslau. En même tems Elle remit le Commandement du blocus au Prince Leopold.

le 28. Le Prince fit relever les poſtes par les Troupes qu'il avoit amenées & les autres ſe mirent en marche vers Breslau, excepte 5 Eſqadrons du Reg. de Bareuth, qui reſterent avec le Prince jusqu'à l'arrivée du Regiment de Platen. Le Roy prit le devant avec ſes Gens d'Armes les 5. autres Eſquadrons de Bareuth & 20 Compagnies de Grenadiers, le tout fût precede par 3 Eſqadrons des Huſſars. Il logea ce jour là à Glaſerdorff. Pendant les 4. jours que nous fumes à Herrendorff 68 hommes de la Guarniſon de Glogau vinrent ſe rendre; Je ne ſai combien il eſt deſerte depuis, mais on dit, que le Commandant pour empecher la deſertion totale de la Guarniſon ne met plus que des bas-Officiers en faction, dans le chemin couvert.

le 29. On partit de bon matin & l'on arriva le ſoir à Parchwitz & aux environs.

le 30. Nous fumes à Neumarck, ſi bien que nos Grenadiers avec les 5 Eſquadrons de Bareuth en trois jours de tems avoient fait 14. miles bien meſurées.

le 31. L'on fit encore 3. miles & l'on arriva le Soir à une lieuë de Breslau. Le Roy envoïa de là les Colonels Pozadowsky & Borck, pour ſommer la Ville à ſoumettre. Si vous êtes curieux de ſçavoir la raiſon de cette marche forcée, il faut vous dire, que les Generaux de la Reine de Boheme avoient fortement ſollicité la ville de Breslau, de recevoir Guarniſon, ce qui eſt contre ſes Privileges. Quelques Magiſtrats étoient ſur le point d'y donner les mains, mais la Bourgeoiſie s'y oppoſa. Il falloit donc ſe preſſer d'y arriver, avant que le parti de la Cour pût prendre le deſſus.

Le 1. Janv. 1741. Les 10. Escadrons de Schulenbourg, qui etoient venu de l'aile droite, ſe joignirent à Nous, & le Roi fit mettre en Bataille immediatement devant le Faubourg les Grenadiers & les 16. Eſcadrons qu'il avoit avec lui, apres cela il entra dans les Faubourgs & placea les Troupes ſur l'Esplanade de la Ville, de ſorte qu'elle fut inveſti de deça de la riviere. On poſta des Corps de Guarde contre la ville & contre la Campagne & puis on ſe logea, dans les Faux bourgs mêmes.

le 2. Sa Majeſté fit paſſer en batteau 4. Comp.

Comp. de Grenadiers & les fit loger aux environs de l'Eglise Cathedrale & dans les Faubourgs y attenans. Les 2. Colonels que S. M avoit envoïés en Ville en revinrent sur les 3. heures apres midi, & lui rapporterent, que la Ville de Breslau étoit prete a se soumettre a condition d'être maintenuë, dans tous ses privileges, prerogatives, & coutumes Le Roy aïant approuvé, ce, que les dits Colonels avoient stipulé, la Capitulation ou bien Convention fut Signée de part & d'autre.

le 3. La Ville envoïa des Deputez du Magistrat & de là Bourgeoisie au Logis du Roy dans le Faubourg, pour faire leur soumission. En même tems les portes furent ouvertes & nos Corps de Garde furent retirés. a 10. heures 30. chevaux de la Gens d'armerie entrerent dans la ville, & prirent poste dans la maison du C.Schlegenberg ou S. M. est logée. A.11. heures Elle y entra Elle méme à cheval, sous les acclamations du peuple, la Bourgeoisie & leur Garnison ordinaire étant sous les armes. Ce jour le Duc d'Holstein arriva avec les Regimens qui avoient formé le Blocus de Glogau, avant que le Corps du Pr. Leopold les eut relevés. Ils furent logés dans les villages les plus proches de la Ville.

le 4. Le Roi fit passer la riviere à une Brigade d'Infanterie & 3 Escadrons de Dragons, sous les Ordres du G. M. de Jeetz, partie en batteau & partie sur les ponts de la Ville. On croit que ce detachement va s'emparer des petites villes vers les frontieres de Pologne. Le même jour nos Husars ammenerent un Marechal des Logis avec 8 Dragons du Regiment de Lichtenstein, qui un de nos officiers, avec 7 Husars avoient enlevés à Oels.

Nous voila donc Maitre de la Capitale, & à peu pres de toute la Silesie, n'y aiant de place qui puisse faire resistance outre Brieg, ou il y a 4 Bataillons en Garnison. Je crois q'on le manquera jusques à la bonne Saison, Alors ce sera une affaire de quelques jours. Le Marechall Comte de Schwerin est resté en marche avec l'aile droite, pour pousser jusqu'à la Neisse, ou il doit arriver aujourdhui ou demain.

Le Roi laissera ici dans les fauxbourgs quelques bataillons, pour couvrir les Magazins qu on va y former. Nous y trouvons assez de grains à acheter dans la ville même, pour nourrir 30000 hommes, pendant 8 mois. Cela n'empeche pas, que Sa Ma n en fasse encor venir autant de Prusse, de Sorte que la subsistance ne peut gueres nous manquer, jusqu'à l'hiver futur, quand même il seroit necessaire de doubler le corps d armée, que nous avons ici pour la Campagne prochaine.

Le Peuple de ce païs-ci paroit avoir souhaité un changement de Domination. Le païsan est charmé de la discipline de nôtre Soldat, du bon traitement qu'on lui fait, & les gentilshommes sont surpris de la maniere gracieuse & familiere dont le Roi les traite. Ils ont raison, car certainement le païs se trouvera mieux qu'autre fois, il ne pouvoit plus supporter, tous les impots, dont on l'avoit chargé.

Nos Troupes sont dans le meilleur Etat du monde, il n'y a pas des Regimens, qui ait plus de 15 à 20 malades. Croiriez vous bien que depuis que nous avons quitté nos frontieres, il n'y a eû que 12 Deserteurs en tout, dont 5 ont été ramenés par le païsan. Il est mort 8 hommes si bien que toute nôtre perte jusqu'ici consiste en quinze Soldats. Les chevaux se soutiennent parfaitement & mieux que je n'aurois crû. Je ne vous saurois exprimer l'ardeur & la bonne volonté du Soldat.

Tout ce qui leur deplait, c'est de ne pas trouver d'ennemi à combattre, aussi le Roi en a-t'il un soin infini, & il leur fera donner pendant tout l'hiver la viande & le pain outre leur paie ordinaire.

Nous devons partir d'ici demain, apparement pour nous emparer d'Olau, ou l'on dit qu'il y a un chateau fortifié avec 3 ou 400. hommes de Guarnison, sous les ordres du Colonel Formantini. Cela fait il me semble on formera le blocus de Brieg & puis nous nous rejoindrons à notre aile droite, sur le bord de la Neiss. Ce soir le Roi va donner un grand Bal aux Dames de la Ville.

Ce Journal se distribue tous les Samedis

Chez Ambroise Haude.

Ao. 1741. WAHRHEIT. UND. FREIHEIT. No. VI.

Sonnabend, den 14. Januarii.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.

Berlin/ vom 14. Jenner.

Schreiben eines Preußischen Officiers Vom Breslau, den 9ten Jan. 1741.

Sie seynd ungehalten, daß ich noch nicht an Sie geschrieben; da es mir aber unmöglich gewesen, so werden Sie es nicht übel auslegen, um so viel mehr, da ich Ihnen hierdurch von allen was biß ietzo von uns ist verrichtet worden, Nachricht gebe.

Den 13 Decembr reisete der König von Berlin ab, und nahm sein Nachtlager in Frankfurth.

Den 14ten speiseten höchst Dieselben Mittags zu Crossen, wo Sie 1 Escadron von den Gensd'armes, 3 der Husaren, und das Schulenburgische Granadier-Regiment zu Pferde, durchmarschiren sahen. Se Königl. Majestät fanden daselbst den Gen. Feld-Marschall Graffen von Schwerin, die Krieges und Proviant Commissarios, die Beckerey rc. Auch langte die Artillerie demselben Tag in der Crossenschen Vorstadt an.

Den 15ten blieb der König noch da, um denen zuletzt marschirenden Regimentern Zeit zu lassen, heranzurücken und die Schlacht-Ordnung zu formiren; auch unterschiedene Marsch-Routen für die Regimenter anzuordnen, welchen sie, um sich, in einem so engen Lande, als das zwischen der Oder und Bober ist, nicht hinderlich zu fallen, folgen solten. Die hohe Generalität und Befehlshaber der Regimenter hatten sich auch dahin verfügt, um Sr. Königl. Majestät Befehle einzuhohlen, welche aufs genaueste vorschrieben, die Krieges Zucht zu beobachten, und die Art und Weise, wie man denen schlesischen Einwohnern begegnen solte.

Den

Den 16ten brachen alle Regimenter auf, und die meisten erreichten noch die schlesischen Grenzen, alwo Unsere Patente ausgegeben wurden. so die Ursachen enthielten, die Se. Königl. Majestät bewogen den Besitz von diesem Hertzogthum zu nehmen. Der König nahm sein Quartier in dem Dorffe Schweidnitz

Den 17ten kamen wir biß Weichow. Die erstern Regimenter musten 4 biß 5 Meilen marschiren, um denen folgenden Platz zu machen, und sich rechts und links auszubreiten, nachdem sich das Land auch allmählich erweitert. Belieben Sie zu merken, daß diese Meilen unsern pommerschen, die da kein Ende zu nehmen scheinen, nichts nachgeben.

Den 18ten hielten Se. Königl. Majestät sich noch zu Weichau auf; einige Regimenter marschirten, einige machten halte, um sich zusammen in einer Linie und Fronte stellen zu können Diesen Tag fieng das schlimme Wetter an, und machte bey nahe alle Wege grundlos und unbrauchbar, die ohnediß in diesen Ländern nicht die besten seyn. Von allen Orten funden sich Deputirte des Landes ein, die Marsch-Routen und die Quartiere vor die Armee zu besorgen. Se. Königl. Majestät aber besahen die Dero Quartier am nähesten liegende Bataillons

Den 19ten ward der Marsch fortgesetzt. Der König nahm Sein Quartier zu Milckau, woselbst Sie sich den 20 und 21sten verweileten Der Regen hielt indessen beständig an.

Den 20ten lagen einige Regimenter stille aber 14 Bataillons und 15 Escadrons, traten den allermühsamsten Marsch an, den wohl iemahls auch die allergeübtesten Trouppen nicht mögen versucht haben. Denn alle Wege und Strassen waren grundlos und überschwemmt, die Graben ausgetreten und viele Brücken weggetrieben, da hatte man nichts als Moräste zu passiren, und war dabey ein beständig anhaltender starcker Regen; mit einem Worte, alles was einen Marsch konte beschwerlich und unerträglich machen, war da beysammen, daß er auch auf 10 Stunden währete. Indessen muß man es Unsrer Infanterie zum Ruhme nachsagen, daß sie alle dem ungeachtet 3 bis 4 der stärckesten Meilen zurück legte im Wasser u Sumpfe bis an die Knie, wo nicht biß ans Degengehencke, ohne daß ein Soldat sein Glied und Ordnung verlassen, noch weniger ein verdrießliches Gesichte gemacht hätte. Nein, im Gegentheil sie waren lustig und aufgeräumt. Einer sprach dem andern Muth zu, und eiferten recht untereinander, wer am besten marschiren würde: auch nicht ein einiger blieb zurück. Alles Uebel so geschahe, war, daß ein Weib eines Soldaten, vom Bredauischen Regimente von dem Strohm ergriffen ward und ersauffen muste; dem Feld Prediger, von eben diesem Regimente, wäre es bey nahe nicht besser ergangen.

Den 21sten war billig ein Rast-Tag, damit der Soldat wieder konte trocken werden Der König besahe indeßen die in der Nähe liegenden Quartiere, und ließ Geld unter die Soldaten, so den Tag vorher marschiret hatten, austheilen.

Den 22sten erreichten wir Herndorff 1 Meile von Glogau, woselbst der König einen Major von der Glogauischen Garnison fand, mit einem Brieff an Höchst Dieselben, von dem Commendanten dem General Lieutenant Graffen von Wallis. Die Besatzung bestehet in 2 Bataillons und 2 Compagnien Invaliden. Dieser Ort ist ziemlich ordentlich befestiget, mit einem mit Steinen eingefasten Graben, und hat einen guten bedeckten Weg, ist aber der Sage nach nicht auf 2 Monate verproviantiret, und dieserhalb haben Se Königl. Majestät vor gut befunden, solchen eher zu bloquiren als zu belagern. Mich däucht, daß uns nicht viel darum zu thun, ob wir es 6 Wochen eher oder später bekommen.

Den 23sten recognoscirten Se. Königl. Maiestät die Stadt, und theilten die Quartire ein, für die Regimenter vom linken Flügel, die so lange zur bloquade bestimmt waren, biß der Hertzog von Holstein mit dem Corps, mit welchem Er den 16ten aus Berlin marschiret, würde angerückt seyn. Der General Feld-Marschall, Graff von Schwerin, erhielt Ordre den Marsch mit denen Regimentern des rechten Flügels bey kleinen Tagereisen, bis an die Höhen von Buntzlau, Liegnitz und Bolckwitz fortzusetzen, und sich zur Rechten immer an das böhmische Gebürge zu halten.

Den 24sten setzte das Borckische Regiment in Schiffen über die Oder, und nahm Posto jenseits des Wassers, in einem der Stadt gleich überliegenden Dorffe, so die Vorstadt abgeben konte. Se Königl. Majest. postirten diß Regiment in höchst eigener Persohn, befohlen eine Art von Brustwehr anzulegen, und solche mit ein paar Stücken zu besetzen, um den Fluß oberhalb der Stadt bestreichen zu können.

Den 25sten machte der König einige Veränderung, bey den Wachten der Cavallerie, und ließ solche mehr sich der Stadt nähern, auch zugleicher Zeit 2 Granadier

Compagnien,

Compagnien, auf eine Insel übersetzen, um sich noch besser des Flusses zu bemächtigen, und dem Orte alle Zufahre abzuschneiden.

Den 26sten besahen Se. Majestät das de la Motische Regiment.

Den 27sten langten der Hertzog von Holstein und der Printz Leopold von Anhalt, mit dem obgedachtem Corpo, in unsern Quartieren an; da denn so gleich auf Königl. Befehl, die dabey seyende Granadier sich in Bataillons formiren, und den Marsch nach Breslau antreten musten: Se. Königl. Majestät übergaben zu gleicher Zeit das Commando der Bloquirung dem Printzen Leopold.

Den 28sten ließ dieser Printz die Posten durch die mitgebrachten Völcker ablösen, und die Unsrigen begaben sich auf den Marsch nach Breslau. Außer 5 Escadrons vom Bareuthischen Regiment, die bis zur Ankunfft des Platenschen Regiments, bey dem Printze blieben. Der König gieng voraus mit Seinen Gens d'Armes, den 5 andern Escadrons vom Bareuthischen Regiment und den 20 Granadier Compagnien, vor allen diesen marschirten die 3 Escadrons Husaren. Der König blieb den Tag zu Glaserdorff. Binnen den 4 Tagen, da wir zu Herrndorf gewesen, giengen 68 Mann von der Glogauischen Garnison zu uns, über. Wie viel aber seit dem noch desertiret, kan man nicht wissen, doch sagt man, daß der Commendant um einer gäntzlichen Desertion vorzubeugen an stat der Soldaten, Unter-Officiere zur Schildwacht in dem bedeckten Wege ausstelle.

Den 29ten brach man des Morgens früh auf und langte gegen Abend zu Parchwitz und in die nachliegende Oerter an.

Den 30ten waren wir zu Neumark, so daß binnen 3. Tagen unsere Granadiers und die 5. Bareuthischen Escadrons, 14. Meilen gut gemessen, zurück gelegt hatten.

Den 31ten nachdem man 3. Meilen noch marschiret, kamen wir 1. Meile von Breßlau zu liegen, wohin der König die Obristen Pozadowsky und Borck abschickte, die Stadt aufzufodern. Ich weis, daß sie begierig seyn werden, zu erfahren, was uns zu einem solchen starken Marsch bewogen; Ich kan ihnen darauf dienen: Die Generals der Königinn von Böhmen, hatten der Stadt Breslau sehr stark angelegen, Garnison einzunehmen, welches doch wieder ihre Freyheiten läufft. Einige von dem Magistrat waren schon im Begriff dieses einzugehen, wenn die Bürgerschafft so stark sich nicht wiedersetzt hätte. Folglich war es hohe Zeit zu eilen, wolte man die andere Parthey nicht lassen zuvor kommen.

Den 1ten Januarii 1741. zogen sich die 10 Escadrons von Schulenburg vom rechten Flügel zu uns; Der König ließ gleich unmittelbar vor der Vorstadt die Granadiers und die 16. Escadrons, so bey Ihm waren, in Bataille stellen, nachdem begab Er sich in die Vorstadt selbst, stellete die Trouppen auf der Esplanade der Stadt, so daß dieselbe disseits des Flusses besetzt war; Man stellte starke Wachen nach der Stadt und dem Felde zu, und darauf wurden die Quartiere in der Vorstadt bezogen.

Den 2ten liessen Se. königl. Majestät 4. Compagnien der Granadiers mit Schiffen übersetzen, und in der Dohm-Kirche und in den anstossenden Vorstädten einlogiren. Die beyden Obersten, so der König in die Stadt gesandt hatte, kamen gegen 3. Uhr des Nachmittags wieder, und hinterbrachten Deroselben, wie die Stadt Breslau bereit wäre, sich zu unterwerffen, doch mit der Bedingung, daß sie ferner bey ihren Privilegien, Prärogativen und Gewonheiten, geschützet würde. Und nachdem Se königl. Majestät genehm gehalten, was besagte Obersten abgeredet, ward die Capitulation, oder vielmehr die Convention von beyden Theilen unterschrieben.

Den 3ten schickte die Stadt Deputirte, aus dem Magistrat und Bürgerschafft, an den König in sein Quartier auf der Vorstadt ab, zur Bezeugung ihrer Unterwerfung; Da denn gleich die Thore geöffnet, und die Wachen zurückgezogen wurden: Um 10. Uhr rückten 30 Pferde von der Gendarmerie in die Stadt, und nahmen Posto in der gräflichen Schlegenbergischen Behausung, woselbst Se. königl Majestät Ihre Wohnung nahmen. Um 11. Uhr ritten Ihro Majestät in die Stadt, unter beständigem Zuruffe des Volks. Die Bürgerschafft und ihre gewöhnliche Besatzung stand im Gewehr. Denselben Tag langte der Herzog von Holstein mit den Regimentern an, die die Bloquirung vor Glogau formiret hatten, ehe sie von dem Corpo des Printzen Leopold von Anhalt waren abgelöset worden, und wurden in denen der Stadt zu nächst liegenden Dörfern einlogiret.

Den 4ten muste eine Brigade von der Infanterie, und 3 Escadrons Dragoner auf königl. Ordre, unter Anführung des General Major von Jeetz, theils in Schiffen, theils über die Brücken der Stadt, übers das

Was-

Wasser setzen. Vermuthlich, wird dieses Detachement sich derer kleinen Städte, nach der Pohlnischen Grenze zu, bemächtigen. An eben diesem Tage, brachten unsre Husaren einen Quartiermeister und 8. Dragoner vom Lichtensteinischen Regimente, so von einem unsrer Officirer und 7. Husaren, zu Oels waren aufgehoben worden.

Nun sind wir endlich Herren von der Hauptstadt, und ausser etwas wenigem von ganz Niederschlesien, indem kein Ort ist, der Wiederstand thun könnte, ausser Brieg. worinnen 4. Bataillons zur Besatzung liegen. Ich glaube, wir werden es damit, bis zum guten Wetter anstehen lassen, und alsdenn wird es eine Arbeit von etlichen Tagen seyn Der Herr General Feld-Marschall Graf von Schwerin setzet mit dem rechten Flügel seinen Marsch fort bis an die Neisse, welches heute oder Morgen geschehen wird. Der König wird in den hiesigen Vorstädten, einige Bataillons zurücke lassen, um die aufzurichtende Vorrathshäuser zu bedecken. Wir finden Getreyde genug in der Stadt selbst zum Verkauff, zu Unterhaltung 30 tausend Mann, auf 8 Monat; Dem ungeachtet, lassen Se königl. Majestät eben so viel noch aus Preussen kommen, also daß es uns an Unterhalt bis künftigen Winter nicht fehlen kan; Wann schon die Nothwendigkeit erfoderte, die Armee, die wir zum künftigen Feldzuge hier zusammen haben, zu verdoppeln.

Das Volk in diesem Lande scheinet recht eine Veränderung der Herrschaft gewünscht zu haben. Der Landmann freuet sich über die gute Kriegeszucht unserer Soldaten, und daß man ihm so gut begegnet; Und der Adel weis sich über das gnädige und freundliche Bezeugen des Königs nicht genug zu verwundern.

Gewiß sie haben auch Ursach dazu, das Land wird sich besser als vorher befinden, denn es konnte die Auflagen, wodurch es so gar sehr mitgenommen ward, nicht länger ertragen

Unsere Soldaten befinden sich in denen besten Umständen von der Welt Kaum daß ein Regiment 15 bis 20. Kranke hat; Ja solten sie wohl glauben, daß seit der Zeit wir unsere Grenzen verlassen, wir nur 12. Deserteurs gehabt, davon uns doch 5. durch die Bauern, wieder zugebracht worden: 8 Mann sind nur gestorben, so daß unser gänzlicher Verlust bis anietzt aus 15 Soldaten bestehet. Die Pferde halten sich vollkommen gut, und besser als ichs geglaubet; Den Eiffer und die Willfährigkeit der Soldaten kann ich ihnen nicht genug beschreiben.

Alles was ihnen mißfält ist, daß sie keinen Feind zum schlagen antreffen. Auch tragen Se. königl Maj. eine solche grosse Sorgfalt für sie, daß dieselbe ausser ihrem ordentlichen Sold, den Winter durch, noch Brod und Fleisch bekommen werden. Morgen sollen wir von hier aufbrechen, wahrscheinlich um uns der Stadt Olau zu bemächtigen, wo ein befestigtes Schloß mit 3. oder 400 Mann Besatzung, unter dem Commando des Obersten Formantini, seyn soll: Nach diesem dürffte die Bloquirung der Stadt Brieg vorgenommen werden. Und so dann werden Wir uns wohl zu Unserm rechten Flügel an den Ufern des Neiss Flusses, wieder wenden.

Diesen Abend wird der König denen Dames dieser Stadt einen großen Ball geben.

Versailles, vom 30 December.

Vorige Woche hatte der Prinz von Camtimir ausserordentlicher Gesandter vom russischen Hofe, bey dem Könige Audienz, und machte die neue Regierung bekannt. Der König hat nunmehr die Trauer um die verstorbene Kayserinn von Rußland abgelegt. Man weis aber noch nicht, wenn man um den verstorbenen Kayser zu trauren anfangen wird, indem man den Brief, welchen die Erzherzoginn deßwegen an den König geschrieben. noch nicht hat annehmen können, weil Sie Sich in demselben den Titel einer Herzoginn von Burgund beygelegt, wofür sie der König nicht erkennen will. Man versichert auch, daß man die Ritter vom güldenen Vliesse, welche der Herzog von Lothringen Ihr Gemal als Großmeister dieses Ordens gemacht, nicht dafür werde gelten lassen. Demungeachtet hat der Cardinal von Fleury den wienerischen und den holländischen Gesandten versichert, daß Se. Majestät in allem die pragmatische Sanction würden bey ihrer Wirkung zu erhalten suchen.

Constantinopel, vom 28 November.

Die Pest nimmt nun allmälig hier ab. Wenigstens sterben doch täglich nicht mehr als 60 bis 70. Personen. Diejenigen die sich in dem Gefolge des Grafen von Uhlefeld an den ansteckenden Krankheiten übel befunden haben, sind bis auf ihrer wenige wieder gesund worden. Die Minister der Pforte und die fremden Gesandten bewirthen einander sehr öfters Der Graf von Bonneval hat diesen Gebrauch am ersten unter den Türken eingeführt.

offen in Aussicht, und diesen brauchten nur die Zügel locker gelassen zu werden, so hatte man eine neue Katastrophe, auch ohne Befehl von oben. Als das Grenadierregiment Harrach aus Ungarn heranzog, sagte man im Fürstenthum Liegnitz, das gilt den Protestanten, am dritten Adventssonntag wird die „Entketzerung" beginnen. Die Geängsteten athmeten auf, als sie vom Heranmarsch der Preußen hörten, sie glaubten, der Schutzengel, nach dem sie in den Tagen der Trübsal geschmachtet, sei gekommen, als der mächtige Preußenkönig wirklich erschien und ein Manifest vor sich hersandte, das jedem Rechte, jedem Eigenthum seinen Schutz, und ihrem wie aller Schlesier Glauben Freiheit verhieß.[1])

Die einrückenden Preußen fanden keinen Widerstand. Was sie brauchten, wurde baar bezahlt; entgegen dem Verbote des Oberamts zu Breslau, kamen überall die Landesältesten herbei, um mit dem König Vereinbarungen zu treffen über Verpflegung und Unterkunft seiner Truppen. Musterhaft war die Haltung der letzteren im Quartier wie auf dem Marsch. Am 18. schlug das Wetter um, die an sich schlechten Wege wurden grundlos infolge des unablässigen Regens. In dem ersten der „Briefe eines preußischen Offiziers", welche Friedrich selbst für die Berliner Zeitungen verfaßte, heißt es vom 20. December: „Alle Wege waren aufgewühlt und überschwemmt, die Gräben voll Wasser, viele Brücken fortgerissen. Man hatte lauter Moräste zu durchschreiten; dabei regnete es in Strömen; kurz, Alles traf zusammen, was einen Marsch beschwerlich machen kann, und er dauerte denn auch 9—10 Stunden. Aber zum Ruhme unserer Infanterie muß man sagen, daß sie an diesem Tage 3—4 sehr starke Meilen machte, bis zum Knie, um nicht zu sagen, bis zum Gürtel, in Koth und Wasser, ohne daß auch nur ein Soldat aus Reih und Glied gekommen wäre oder üble Laune gezeigt hätte, im Gegentheil, einer trieb und feuerte den andern zum Weitermarsche an."[2]) Am 22. war Herrendorf, in der Nähe von Glogau, dem Bollwerk von Nordschlesien, erreicht. Der Commandant dieser Festung, Graf Wallis, schrieb dem König, daß er seinen Posten vertheidigen werde. Friedrich begnügte sich, die Festung zu blokiren und zog am 28. Oktober weiter auf Breslau, nachdem der Erbprinz Leopold von Dessau die Fortführung der Blokade übernommen hatte.

In Breslau, der Hauptstadt Schlesiens, hatten sich gerade in den Tagen als Friedrich ins Land kam, Dinge zugetragen, die seine Pläne wunderbar begünstigten. Aus den längst vergangenen Zeiten, da sie unter den Ostmächten Europas eine Rolle gespielt, hatte sich die Stadt Breslau ein kostbares Recht in die Zeit der österreichischen Herrschaft hinübergerettet und während der ganzen Dauer derselben auch zu behaupten gewußt, das ius praesidii, d. h. das Recht sich nur mit städtischen Truppen zu vertheidigen

1) Patent an die Einwohner von Schlesien. Staatsschr. S. 69—71. 2) Beiheft zum Militärwochenblatt 1876, S. 308.

und den Kriegsvölkern des Landesherrn die Thore zu verschließen; ein Recht, das in seiner Anwendung darauf hinauslief, daß Breslau an Kriegen des Hauses Oesterreich keinen Theil nahm, sondern neutral blieb und dieser Neutralität, wenn nöthig und möglich, sogar in einem Vertrag mit kriegführenden Mächten ausdrückliche Anerkennung verschaffte. Solch ein Neutralitätsvertrag war im Jahre 1632 mit Schweden und Sachsen geschlossen worden und daß jetzt ein ganz ähnlicher Vertrag mit dem König von Preußen zu Stande kam, das war eben die entscheidende Förderung, die in Folge außerordentlicher Umstände dem Unternehmen des Königs zu Theil ward. Unter dem Schutze des ius praesidii hatten sich in Breslau ganz eigenthümliche Verhältnisse entwickelt, die der Bürgerschaft ein freiwilliges Aufgeben desselben ganz unmöglich machte, während die jammervolle Schwäche der Landesregierung in nichts so schlagend zu Tage kam, als in ihrem Unvermögen, diesen Verzicht im Namen des bedrohten Vaterlandes zwangsweise herbeizuführen. Die seit 1524 durch und durch evangelische Stadt hatte sich, seit in ihren Mauern um 1630 ein königlich böhmisches Oberamt seinen Sitz aufgeschlagen, weder der Jesuiten, die hier eine großartige Niederlassung gründeten, noch eines mächtigen katholischen Clerus erwehren können; die Propaganda beider war über ein Jahrhundert rastlos thätig und die letzten eingesperrten „Apostaten" waren erst im Schreck vor dem Anmarsch der Preußen losgelassen worden. Aber bewaffnete „Seligmacher" hatte man in Breslau nie gesehen, davor schützte eben das ius praesidii, vermöge dieses Rechts war Breslau auch in den ärgsten Zeiten der Glaubensverfolgung immer ein Zufluchtsort vertriebener Protestanten gewesen und die österreichische Regierung erntete nur die Früchte ihres eigenen Thuns, wenn jetzt, da sie Schlesien gegen die Preußen vertheidigen wollte, die Landeshauptstadt ihre eigenen Truppen abwies, wie die Landsknechte einer fremden, ja feindlichen Macht.

Am 10. December traf bei dem Oberamt in Breslau der Befehl aus Wien ein, auf Vertheidigung der Stadt durch reguläre Truppen Bedacht zu nehmen, da ohne diese eine wirksame Defensive nicht möglich sei. Der Präsident des Oberamts Graf Schaffgotsch und der anwesende General Brown, der den Oberbefehl über alle in Schlesien stehenden Truppen hatte, drangen in den Stadtrath, sich der Nothlage zu fügen und wegen des ius praesidii keine Schwierigkeiten zu machen, das ja principiell nicht angetastet werden solle. Der Stadtrath war auch bereit, zu thun, was Treue und Devotion verlange, der Bürgerschaftsausschuß aber verlangte, daß auch die Zunftältesten gehört würden und nun kam die Sache, die bisher im tiefsten Geheimniß verhandelt worden war, in die Oeffentlichkeit. Zwar gelang es am 13. December, den eingeschüchterten Zunftältesten die Zustimmung zur Aufnahme königlicher Truppen zu entreißen, einer unter diesen aber, Ehrlich mit Namen, blieb fest, erklärte, er könne und wolle den Rechten und Freiheiten der Vaterstadt ihr letztes Schutzmittel nicht entwinden lassen und

werde auch keine Verpflichtung zur Verschwiegenheit eingehen; von so wichtiger Sache müsse seine Zunft Kenntniß erhalten.

Das Kleinbürgerthum der Zünfte, vorwiegend evangelischen Glaubens, von der Regierung beharrlich gedrückt, zurückgesetzt und bei jeder Gelegenheit mit der empfindlichsten Ungunst behandelt, hatte Feuer gefangen. In Massen umlagerte es das Rathhaus, wogte es durch die Straßen; bei der Nachricht, Oberamt und Rath hätten die Truppenaufnahme bewilligt, brauste ein Sturm von Unwillen und Entrüstung auf; in den Wirthschaften wie in den Zunftversammlungen wurden die heftigsten Reden und Verwünschungen laut und aus der wild gährenden Masse erhob sich ein Volksredner, dessen Stimme ein paar Tage die ganze Stadt beherrschte, Joh. Christian Döblin, von Geburt ein Preuße aus Crossen, von Handwerk ein „Beischuster", wie er sich selber nannte, von Bekenntniß ein Katholik, im übrigen bei unleugbaren Talenten zum Demagogen entblößt von jenen gediegeneren Eigenschaften, durch die Einer „aus einer Lage in eine Stellung gelangt", arm, verschuldet aus Mangel an Arbeit und Arbeitslust. Dieser Döblin führte das Wort, als am 14. December aufgeregte Volksmassen in das Rathhaus stürmten, um den Widerruf des Beschlusses über die Truppenaufnahme zu erzwingen. Er erklärte, die Bürgerschaft wolle keine fremden österreichischen Truppen, sie könne sich selber vertheidigen, die Bürger seien bereit unters Gewehr zu treten, außer der Stadtmiliz seien 1000 Handwerksburschen zur Hand, die leicht einzuexerciren seien; so habe man sich ja auch im dreißigjährigen Kriege selbst zu vertheidigen gewußt. Hätte die Stadt Danzig nicht einst den Stanislaus und die Stadt Thorn im schwedischen Kriege die sächsischen Truppen aufgenommen, dann wären diese Städte nicht belagert noch ruinirt worden. Und als nun, entgegen den Einwendungen des Stadtsyndikus von Gutzmar, der greise Obercommandant der Stadtmiliz v. Rampusch versicherte, er sei bereit sein Blut für die Stadt zu opfern, da rief Döblin: „das ist unser Vater, dem wollen wir folgen und Gut und Blut vor die Stadt aufsetzen;" allgemeiner Jubel folgte und der eingeschüchterte Rath nahm seinen Beschluß zurück: das ius praesidii war gerettet und entschieden, daß Breslau gegen Friedrich nicht vertheidigt ward. Wie gern hätte General Browm, der außer sich war über diesen Verlauf der Dinge, den elenden Schuster beim Kopf genommen, wie er ganz offen aussprach; aber er war ein Feldherr ohne Heer. Graf Schaffgotsch beschwor ihn, sich zu mäßigen, sonst könnte er selbst sammt dem Oberamt und dem Magistrat von dem wüthenden Pöbel „aufgeopfert" werden, das Beste sei, er verlasse die Stadt, in der er doch nichts mehr ausrichten könne; am 18. December reiste er wirklich ab, mit ihm General Roth, der zum Gouverneur von Breslau bestimmt war. Die Stadt gehörte Döblin und der siegreichen Revolution, die sich freilich nur in einem unschädlichen Waffenspiel bethätigte. Des Exercirens und Marschirens war kein Ende, die Wälle wurden mit Geschützen versehen, Munition und Proviant massenhaft herbei-

geschafft, das Alles sah sehr ernsthaft aus, aber den guten Bürgern wurde angst und bang, als ihnen durch das Oberamt klar gemacht ward, daß, wenn man es wirklich auf eine Belagerung ankommen lassen wolle, mit Abbruch und Niederbrennung der Vorstädte keinen Tag länger gewartet werden dürfe. Der conventus publicus entschied, das sei ganz unmöglich, diese Vorstädte brächten der Stadt 40,000 Thaler in der „Indiktion" ein und tausende von unschuldigen Menschen zu Bettlern zu machen, wäre ja unverantwortlich; im übrigen sei die Stadt selbst nicht zu halten ohne Entsatzheer, und ein solches habe die Königin nicht. Das war wenige Tage, bevor die Preußen die Vorstädte Breslaus besetzten (1. Januar 1741). Am Neujahrsmorgen empfing der Rath die Botschaft, daß der König von Preußen die Obersten von Borcke und Posadowsky als Unterhändler nach der Stadt schicken werde, und als diese mit allen militärischen Ehren hereingeleitet, eröffneten, der König wolle die Stadt nicht besetzen, auch keine Huldigung verlangen, bis die Zeit ein Mehreres lehre, doch solle man ihm hier für den Nothfall eine Zuflucht gewähren, da war unter allgemeinem Beifall die Grundlage der Verständigung gewonnen, die am 3. Januar in einem förmlichen Neutralitätsvertrag ihren Ausdruck fand. Mit glänzendem Gefolge ritt der König selbst in die Stadt; Kopf an Kopf gedrängt stand die Bürgerschaft, um den jugendlichen Monarchen zu sehen und zu grüßen, der mitten im heftigsten Schneegestöber entblößten Hauptes einherritt, an dessen hellen blitzenden Augen sich das Volk nicht satt sehen konnte, dessen leutselig gewinnendes Auftreten bald Aller Herzen eroberte. Breslau est à moi, schrieb der König an Podewils. In diesem Gefühl befahl er noch am Abend des 3. Januar dem österreichischen Oberamt, bei Vermeidung von Leibes- und Lebensstrafe binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Dasselbe Gefühl hatte der Graf Schaffgotsch, der beim Heruntersteigen von den Stufen des Oberamtshauses sagte: „Dies Haus werde ich nicht wieder betreten." Noch zwei Tage verweilte der König in der Stadt, dann ging der Marsch weiter auf Ohlau und Namslau. Ohlau ergab sich dem General Kleist, die Stadt Namslau ward durch General v. Jeetze genommen, während das Schloß erst Ende des Monats capitulirte. Die Festung Brieg wurde blokirt, wie Glogau.

Das erste Gefecht in diesem Feldzuge hatte das Corps des Feldmarschall Schwerin zu bestehen, dessen Dragoner am 9. Januar auf dem Wege nach Ottmachau mit Liechtenstein-Dragonern zusammenstießen und diese in ungestümem Angriffe zu eiliger Flucht zwangen. Den ersten ernsthaften Widerstand leistete General Roth in dem festen Neisse; durch Verbrennung der Vorstädte hatte es der entschlossene Mann vertheidigungsfähig gemacht; den Parlamentär des Königs wies er mit Flintenschüssen zurück und eine nachdrückliche Beschießung, die Friedrich folgen ließ, hielt er unerschüttert aus. Wie Glogau und Brieg, so mußte jetzt auch Neisse blokirt werden. Der Feldmarschall Schwerin aber trieb die schwachen Abtheilungen des überall weichenden Generals Brown

aus Oberschlesien über die mährische Grenze und drang dann bis zum Jablunkapaß an der Grenze von Ungarn vor.

Bis auf die drei blokirten Plätze waren die Preußen Herren von ganz Nieder- und Oberschlesien, als Friedrich am 29. Januar wieder in Berlin eintraf. Im größten Theil des Landes war die österreichische Verwaltung verschwunden wie eine Fremdherrschaft verschwindet, wenn der Befreier kommt. Die unterdrückten Evangelischen rückten in die Rathsstellen ein, aus denen sie verdrängt worden waren. Ueberall lebte frei und offen der evangelische Gottesdienst wieder auf; zahlreiche lutherische Prediger aus Berlin fanden sich in den verwaisten lutherischen Gemeinden des Landes ein, die nicht mehr beteten für die Erblandsfrau, die Königin von Ungarn. Wer auf dies protestantische Schlesien schaute, der hatte den Eindruck, nicht eine Eroberung, eine Wiedervereinigung hat stattgefunden, nicht eine Gewaltthat, sondern die Wiederbelebung eines vergewaltigten Rechts.

VI. Die Schlacht von Mollwitz.[1])

Mit einer Kühnheit ohne Gleichen hatte Friedrich sein Unternehmen auf Schlesien begonnen und ein blendender Erfolg hatte seinen Wagemuth gekrönt. Nur wenig Menschen mögen geahnt oder geglaubt haben, daß hier mehr als eine Ueberrumpelung stattgefunden habe, daß hier eine Entscheidung auf Jahrhunderte hinaus eingeleitet worden sei. Aber für jedermann, zu allererst den König selbst war klar, daß was in einem frischen fröhlichen Anlauf ergriffen worden war, in ernster blutiger Waffenarbeit behauptet sein wollte und daß von der Art, wie diese Probe bestanden ward, abhing, wie Oesterreich und Europa sich zu der vollzogenen Thatsache stellte. Bis dahin konnte eine fieberhaft erregte Diplomatie lauschen und flüstern, reden und schreiben, Ränke spinnen und Pläne schmieden: es hat an Thätigkeit dieser Art nicht gefehlt, der Wiener Hof rief alle Bürgen der pragmatischen Sanktion zur Hilfe und Rache auf wider den Friedensbrecher, und der König von England brachte auf dem Papier sogar einen Theilungsvertrag wider die Staaten seines Neffen zu Stande — aber Inhalt, Bedeutung und Folgen hatte nichts von allem dem, so lange in Schlesien die Kanonen nicht gesprochen hatten.

In so kläglicher Entblößung von allen Vertheidigungsmitteln, wie es geschehen ist, würde Friedrich Schlesien nicht angetroffen haben, wenn er unterhandelte, bevor er handelte, wenn er während der Unterhandlungen sein Operationsziel verrieth und dadurch der Nothwehr des Gegners die Richtschnur gab. Ueber das, was er wollte, als er Freundschaft und Bundeshilfe bot, hat er sich so klar und verständlich ausgesprochen, daß darüber, wie wir gesehen haben, in Wien niemand im Zweifel war und die Aufnahme, die seine Andeutungen gefunden, hatte nur bestätigt, was er längst wußte, daß auf gütlichem Wege hier nichts zu erreichen sei; aber das Wie und Wohin seines Planes mußte er im Dunkeln lassen, wenn er die unumgängliche Vor-

1) Annalen des Kriegs und der Staatskunde. III. Bd. Berlin 1806. — Geschichte des ersten schlesischen Kriegs. Nach österreich. Originalquellen (von F.-M.-L. Graf Rothkirch) in der österreichischen militärischen Zeitschrift. Wien 1827. I. und II. — L. v. Orlich, Geschichte der schlesischen Kriege nach Originalquellen. Berlin 1841. 2 Bde. (I. Bd.). — Droysen, Kriegsberichte a. a. O. und Gesch. der preuß. Politik. V, 1. Benutzt sind außerdem die englischen und hannoverschen Gesandtschaftsberichte.

bedingung jedes Gelingens, die thatsächliche Besitznahme des streitigen Objektes nicht selbst vereiteln wollte. Deßhalb erfuhr die Welt von seinen Ansprüchen auf Schlesien nicht eher, als nachdem er in Breslau stand und der Hof zu Wien jedes gütliche Abkommen entschieden zurückgewiesen hatte. Dieser Ausgang der Sendung des Grafen Gotter konnte niemanden, am wenigsten ihn selbst überraschen.

Zum Befehlshaber des zur Wiedereroberung Schlesiens bestimmten Heeres war noch im December der F.-Z.-M. Graf Neipperg ernannt worden. Sein Heer sollte aus 14 Infanterie- und 14 Reiterregimentern (7 Reg. Kürassiere, 3 Reg. Dragonern, 4 Reg. Husaren) bestehen. Die Regimenter beider Waffen waren weit davon entfernt, vollzählig zu sein. Ein Infanterieregiment zählte nicht mehr als 1200 Mann, die Kürassier- und Dragonerregimenter durchschnittlich kaum 800, die Husaren 600 Pferde. Dabei fehlte es an allem Kriegsgeräthe, die Feldausrüstung war so mangelhaft als irgend möglich. Zu Anfang Januar erhielten die Infanterieregimenter Befehl, sich auf 2000, die Reiterregimenter, sich auf volle 800 Mann und Pferde zu ergänzen. Major Trenk errichtete aus begnadigten Grenzräubern ein Freicorps von 1000 Mann, die in raizischer Landestracht und türkischer Bewaffnung unter 50 Harem Bassas als Offizieren ausrückten. Die Pester Gespanschaft errichtete zwei Husarenregimenter zu 800 Pferden. Die Jazigen und Kumanen bildeten ein besonderes Corps von 400 Husaren, das sich verpflichtete, bis Ende Oktober 1741 im Felde zu bleiben. Dazu sollten aus Prag 16 Feldstücke, aus Peterwardein 40 blecherne Pontons kommen.

Am 8. März reiste Neipperg aus Wien ab, am 10. kam er in Olmütz an und während er hier mit Beschaffung der nothwendigsten Vorräthe und Sammlung seiner Truppentheile beschäftigt war, traf ihn die Kunde von der ersten glänzenden Waffenthat preußischer Grenadiere, der Erstürmung Glogaus unter dem Erbprinzen von Dessau in der Nacht vom 8./9. März.

Am Abend des 7. März war dem Erbprinzen Leopold der Befehl zugegangen, mit stürmender Hand Glogau zu nehmen, das Graf Wallis wider alles Erwarten, trotz des Verfalls seiner Werke, über zwei Monate tapfer gehalten hatte. Am Morgen des 8. ertheilte der Erbprinz den versammelten Hauptleuten seine Befehle für den Abend; Abends 8 Uhr traten die Mannschaften unters Gewehr, um 9 Uhr rückten sie aus ihren Quartieren in den Dörfern aus und nahmen 1000—1200 Schritte vor der Festung Aufstellung auf den ihnen angewiesenen Plätzen. Um 10 Uhr waren die drei Sturmkolonnen zum Angriff fertig, um $11^3/_4$ Uhr schlichen sie in tiefster Stille bis an den Fuß des Glacis vor, und im Augenblick, als es in der Stadt Mitternacht schlug, stiegen sie zu den Palisaden hinauf, brachen durch und sprangen in den bedeckten Weg hinab. Jetzt kam Feuer vom Wall, aber das hielt die Grenadiere nicht auf, sie waren schon unter dem Schuß. Im Graben angekommen, sammelten sie sich wieder und eilten dem Walle zu. Dieser, 34 Fuß hoch mit 10 Fuß Abdachung, war mit einer glatten Eis-

decke überzogen und nicht leicht zu erklettern, aber die Grenadiere kamen hinauf, unter den ersten 7 oder 8 Mann erschienen der Erbprinz und der Markgraf Karl auf der Höhe der Courtine. Die Stürmenden eilten dem Schlosse zu; die Generale Wallis und Reisky warfen sich ihnen mit einigen hundert Mann entgegen, aber nach der ersten Salve, von den Preußen lebhaft angegriffen, machten die Grenadiere kehrt und flohen nach der Hauptwache. Mit Trommelschlag drang die eine Colonne in das Schloß und von da in die Stadt; fast gleichzeitig trafen auch die Spitzen der beiden andern Colonnen vor der Hauptwache ein, wo der General Wallis sich mit dem Reste seiner Leute den Siegern ergab. Im Laufe einer Stunde war Alles zu Ende. Die Bestürzung unter den nächtlicher Weile Ueberfallenen war so groß, daß vor vier beherzten Grenadieren vom Regiment Glasenapp, die sich in der Dunkelheit von ihrer Compagnie verloren hatten, und mit gefälltem Bajonet auf eine Bastion losstürmten, der ganze Posten, bestehend aus einem Hauptmann und 52 Mann, die Waffen streckte; drei der Grenadiere stellten sich als Schildwache vor die Entwaffneten und der vierte eilte fort, um Hilfe herbeizuholen. Mit einem Verlust von 42 Todten und einigen 30 Verwundeten war die Waffenthat gelungen. „Nur der gute Wille," sagt der Bericht des Königs, dem wir gefolgt sind,[1]) „der Ungestüm und der Gehorsam unserer Truppen, die Anlage des ganzen Sturms und die gute Ordnung, womit er ausgeführt ward, konnte uns vor sehr beträchtlichen Verlusten bewahren; denn es ist doch eine sehr ernste



Markgraf Karl von Ansbach-Baireuth.
Nach dem Stiche von A. Nunzer; Originalzeichnung von J. E. Filtsch.

1) Lettre d'un officier prussien. Schweidnitz, 10. Mars. (Droysen, M. W. 1876. S. 322—325).

Sache, mit dem Degen in der Faust, ohne Geschütz und ohne Leitern einen mit Palisaden, Wall und Geschützen befestigten Platz zu stürmen. Vielfach ist geglaubt worden, wir setzten unser ganzes Vertrauen auf das Feuer unserer Infanterie, aber dies Mal wird man finden, daß wir, wenn es sein muß, auch ohne Feuer wirken können, denn gewiß sind unsererseits keine 300 Flintenschüsse gefallen. Ein Zeichen der Mannszucht unserer Leute ist das, daß keiner in ein Haus eingedrungen, daß Alles in Reih und Glied geblieben ist ohne sich zu rühren. In einer erstürmten Stadt wird das wohl noch nicht vorgekommen sein."

Weit weniger glücklich war Friedrich selbst, der sich mit Mühe durch das „Husarengesindel" des Feindes nach Oberschlesien durchschlug und dort das Heer des Grafen Schwerin in einer ganz verfehlten Aufstellung vorfand.

Die nächste Aufgabe des Grafen Neipperg und wie es scheint, die einzige, über die er sich von Anfang an klar war, war die, Neisse zu entsetzen. Dorthin sollte General Lentulus, der in Glatz stand, marschiren; dorthin richtete er selber seinen Marsch, als er Ende März etwa 15,000 Mann beisammen und die 16 Feldstücke, sowie die Pontons in Empfang genommen hatte. General Lentulus hatte von der oberen Neisse her das Gebirgsthor bei Wartha zu durchschreiten, der Weg des Grafen Neipperg führte über Freudenthal, Engelsberg nach dem Passe von Zuckmantel. Beide Pässe hätten durch Verhaue ungangbar gemacht, durch sehr starke Besatzungen gesperrt werden müssen. Es war das die wichtigste Aufgabe des Grafen Schwerin, der in Oberschlesien überwintert und wie er dem König schrieb, seine Quartiere so genommen hatte, daß „wenn der Feind 20,000 Mann in Mähren und 20,000 Mann in Böhmen hätte, er doch nichts von ihm fürchten würde, so gut wolle er ihm die Pässe sperren". Zuckmantel und Engelsberg hatte der König mit richtigem Blick seiner ganz besonderen Wachsamkeit empfohlen und in Wien wußte man recht gut, daß wenn diese Engpässe, insbesondere der bei Zuckmantel, nur einigermaßen von den Preußen besetzt waren, an ein Durchbrechen kaum gedacht werden konnte. Wohlan, Lentulus und Neipperg fanden beide Thore offen und am Nachmittag des 5. April vereinigten sie sich unter den Mauern von Neisse; mitten durch die zerstreuten Theile der preußischen Armee waren sie hindurch gekommen und den größten Theil derselben hatten sie von den auf dem linken Neisseufer stehenden Corps abgeschnitten. Das war die Folge davon, daß der Graf Schwerin seine Regimenter von Jägerndorf bis Jablunka in weitläufige Quartiere auseinandergelegt, in dem Jablunkapaß nach Ungarn zu große und ganz nutzlose Verschanzungen errichtet, während er Engelsberg gar nicht besetzt, das schon besetzte Zuckmantel aber wieder geräumt hatte; daß der König, da er den Fehler erkannte, nicht genügende Vorkehrungen traf, und schließlich, da Neipperg bereits im vollen Heranmarsche war, statt das ganze Corps Schwerins unmittelbar gegen Neisse heranzuziehen, selber mit 9 Bataillonen und 8 Schwadronen zu ihm marschirte, um in Jägern-

dorf zu seinem Schrecken zu erfahren, daß Neipperg ihn bereits überholt habe und auf dem besten Wege sei, sich wie ein Keil zwischen die durch die Neisse getrennten Theile seiner Armee einzuschieben.



Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes vom April 1741.

Es war am 2. April, als diese Nachricht durch Ueberläufer vom Regiment Liechtenstein aus dem nur ein paar Stunden von Jägerndorf entfernten Freudenthal eingebracht ward. Heftiges Gewehrfeuer, das aus dieser Richtung kam, bestätigte die Meldung, daß dort die ganze feindliche Armee versammelt und vielleicht im Anmarsch auf Jägerndorf selbst begriffen sei, wo Friedrich zu seiner Vertheidigung nicht mehr als 5 Bataillone mit 5 kleinen Feldkanonen um sich hatte. Jetzt war es mit allen Selbsttäuschungen des Grafen Schwerin zu Ende. Das Heer, an dessen Existenz er nicht glauben wollte, war gesammelt, eben der Gebirgsweg Freudenthal-

Engelsberg, den er bei Winterszeit, zumal nach dem starken Schneefall der letzten Tage, ungangbar glaubte und von dem er, selbst im Besitz der Hauptstraße Troppau-Jägerndorf, nichts meinte fürchten zu müssen, war die Anmarschstraße des Feindes geworden. Der gefürchtete Angriff geschah nicht, denn Neipperg ahnte nichts von der Nähe des Feindes. Um so schleuniger mußten die Regimenter nach der Neisse zu gesammelt, um so ungesäumter das linke Ufer gewonnen werden, damit Neipperg nicht Brieg entsetzte, in Ohlau die Geschütze und Magazine wegnahm und vielleicht gar in Breslau seinen Siegereinzug hielt. So vollständig wie möglich waren der König und sein Feldmarschall überrumpelt durch einen Feind, der sich weder durch Schärfe des Blicks, noch durch Schnelligkeit der Bewegung auszeichnete. Bis zu diesem 2. April hat es im preußischen Lager an allen zuverlässigen Nachrichten über Stärke und Stellung des Feindes gefehlt und das erklärt sich einmal aus der Ueberlegenheit der feindlichen Husaren, die den preußischen alles Kundschaften unmöglich machten, und sodann aus der tödtlichen Feindseligkeit der durch und durch katholischen Bevölkerung, die an dem Bandenkrieg im Gebirge eifrig Theil nahm und nach Kräften dazu beitrug, die Preußen zu hintergehen und in Hinterhalte zu locken. Diesen sehr wichtigen Umstand hatte der sanguinische Graf Schwerin augenscheinlich unterschätzt, als er in Oberschlesien sein Winterquartier nahm, wie wenn er in Freundesland sich befände und den Feind herankommen ließ, als läge Zeit und Ort des Angriffs zu bestimmen, jeden Augenblick in seiner freien Wahl.

Zum Glück wußte Neipperg nicht, welch großen Vortheil er in Händen hatte, als er am 5. April unter dem Jubel der Bevölkerung von Neisse sich mit Lentulus vereinigte, der ihm zwei Reitereiregimenter und Theile von zwei Infanterieregimentern zuführte. Oesterreichischerseits wird ihm die große Langsamkeit seines Marsches zum Vorwurf gemacht. Die Strecke von Engelsberg bis Neisse beträgt 7 Meilen; ohne schweres Geschütz und ohne ein einziges Gefecht hat er diese Strecke zurückzulegen volle sechs Tage gebraucht, und es wird schwer zu sagen sein, ob diese Langsamkeit sich durch den bedeutenden Schneefall allein erklärt,[1]) der der Gangbarkeit der an sich schlechten Gebirgsstraße jedenfalls nicht förderlich war. Sicher wäre seine Lage noch eine weit vortheilhaftere gewesen, wenn er, falls der Schnee das

1) Da auch den österreichischen Darstellern von Rothkirch bis Arneth von diesem wichtigen Umstand nichts bekannt ist, so sei aus einem hannoverschen Gesandtschaftsbericht v. Wien 8. April eine Stelle mitgetheilt: „Das in den verwichenen Feiertagen gehabte regnerische Wetter hat sich in eine so rauhe und harte Witterung verändert, daß Alles mit Schnee bedeckt ist, so daß man wegen der hiesigen auf dem Marsch nach Schlesien befindlichen Truppen nicht unbillig besorget gewesen, ob solche würden fortkommen können, zumal sie zum Theil solch enge Wege passiren müssen, daß wenn selbige, als insonderheit bei Zuckmantel, von den preußischen Truppen nur einigermaßen wären besetzt worden, fast unmöglich gewesen sein würde durchzubrechen. Man hat aber nunmehro die Nachricht, daß die diesseitige Armee den 5. in der Gegend von Neisse wirklich angelanget sei, nachdem sie wegen des vielen Schnees drei Tage Halt machen müssen."

gestattete, die 7 Meilen in drei Tagen machte, und schon am 2. April in Neisse eintraf, statt daß er an eben diesem Tage, freilich ohne es zu wissen, die Preußen in Jägerndorf alarmirte. Immerhin war seine Lage auch so schon vortheilhaft genug, er mußte nur Gebrauch davon zu machen wissen. Aber hier fehlte es eben; er selber gab seinen Vortheil aus der Hand und diese Thatsache wirft auf sein Verhalten auch in den Vortagen kein günstiges Licht. Am Nachmittag des 5. April war er in Neisse angekommen. Am Tage darauf berichtete er nach Wien dem Grafen Philipp Kinsky: „Weiß Ew. Excellenz aus diesen Gegenden nichts anderes zu erinnern, alß daß die Preußen hin und wieder sengen und brennen und ärger alß die Tartaren hausen; das arme Schlesien ist hiebey wohl zu bedauern, jedoch zu hoffen, daß Gott der Allmächtige hierinnen, wenn es Zeit, ein Mittler seyn wird".

Mit der Gemächlichkeit eines Schlenderers, der keinen Grund einsieht, warum er sich eilen soll, zieht er dann vor Grottkau, das er am 8. April Morgens 8 Uhr erreicht und dessen Commandant sich ihm mit 900 Mann Besatzung — es waren fast lauter unbewaffnete Rekruten — kriegsgefangen ergibt; der Meldung von diesem Erfolg, den er einfach durch Auffahren einiger Geschütze erreicht hat, fügt er die classischen Worte hinzu: „wiewohlen noch zur Zeit, die wahrheit zu bekhennen, keine partie genohmen, wohin mich mit dem Corpo eigentlich wenden werde."

Ohne eine Ahnung von der ungeheueren Gefahr, die er Friedrich bereiten konnte, da dieser in seinem Rücken die Neisse überschreiten mußte, und gleichfalls ohne Ahnung von der Wichtigkeit eines athemlos schleunigen Marsches auf Ohlau, wo des Königs ganzes Geschütz-, Munitions- und Proviantdepot war, marschirt er am 9. gemächlich, wie er gekommen ist, nach dem Dorf Mollwitz, zwei Stunden von Brieg, und geht da sorglos vor Anker. Dem Großherzog schreibt er am genannten Tage von dort: „nunmehro in der mitten stehe und in der überlegung begriffen bin, wie meine weitere Fürruckhung nach dem feindlichen mouvement und nach bewandtnus des terrains bewerkstelligen könne, oder was der Feind nach seiner jetztmahligen situation für eine partie nehmen wird."[1])

Davon also, daß der König ihm dicht auf den Fersen war, hatte er am Tag vor der Schlacht nicht die mindeste Kenntniß; er bekam sie auch am 10. nur kurze Zeit vor dem Kanonendonner, der ihm seinen Angriff dröhnend verkündigte. Die Billigkeit fordert eine Thatsache hervorzuheben, die in einer offenbar von ihm selbst veranlaßten Relation zu seiner Entschuldigung angeführt ist: „Anstatt bei unserer Einrückung in Schlesien wir in den katholischen Orten täglich von des Feindes Bewegungen durch das Landvolk Kundschaft erhalten, so haben wir deren keine bekommen, nachdem die Armee in die protestantischen Oerter fortgerückt."[2])

1) Arneth, I, 386. 2) Die Relation über die Schlacht vom 10. ist datirt den „12. April 1741" ohne Ortsangabe und ohne Unterschrift. Sie findet sich als

Transscription der auf dem Schlachtfelde von Hohenfriedberg von Friedrich dem Großen an den Staatsminister von Podewils geschriebenen Siegesnachricht:

Ce 4, du champ de bataille de Friedberg,
ce 4 de juin 1745.

Mon cher Podewils. Je vous mande en deux mots que nous venons de remporter sur l'ennemi une victoire complète. Nous avons 5000 prisonniers, 30 officiers, 5 ou 6 généraux, 66 drapeaux, 40 canons, 3 étendards, 8 pièces de timbales. Les Autrichiens ont laissé avec les Saxons 3 à 4000 morts et blessés sur le champ de bataille. Notre cavalerie a fait merveille, l'infanterie de même, tous les corps se sont distingués, tous ont combattu; enfin, rien n'a été renversé. L'action a commencé à 4 heures et a duré en tout jusqu'à onze. Truchses est tué, le pauvre colonel Kahlbutz, Massow de Hacke et Schwerin de mon régiment sont mal, Bertickow tué. Voilà notre perte, entre morts et blessés, 1200 hommes. Vous savez l'usage que vous devez et pouvez faire de cette nouvelle; j'ai bien tenu parole, tous et mes frères ont combattu comme des lions pour la patrie, jamais les vieux Romains n'ont rien fait de plus éclatant.

Adieu, veuille le Ciel que j'aie lieu d'être aussi content de la politique que des armes. Je suis votre fidèle ami

Federic.

Mon pauvre Buddenbrock est mal blessé.

ce 4 du Champs de bataille de friedberg

Mon cher Poudewels Je Vous Mande ce 4 de Juin 1745 en deux Mots que

Nous Venons de remportér sur L'Enemy Une Victoire Complete Nous avons 6000 prisonniers 30 officiers 5 ou 6 generaux 66. Drapeaux 40 Canons 3 etandarts 8 peres de Timballe Les Autrichiens ont Laissé avec les Saxsons 3, a 4000 Morts et blessé, sur Le Champs de battaille, Notre Cavalerie a fait Merveilles L'Infanterie de Même tout les Corps se sont Distingués tous ont Combatus, enfin rien n'a eté renversé, L'action a Comansé a 4 heures et a Duré en tout jusqu'a onze Truas est Tuée, Le pauvre Colonel Colbud, Massau de Hague et Schwenin de Mon Regiment sont Mal, beaucoup Tué, Voila notre perte entre Morts et blessé 1200 hommes Vous ferez l'usage que Vous devéz et pouvéz faire de Cette Nouvelle, j'ai bien tenu parolle, tout et Mes freres ont Combatus Comme des Lions pour La patrie, jamais les vieux Romains n'ont rien fait de plus eclatant

Adieu Veuille Le Ciel que j'aye lieu d'étre aussi Content De La politique que des armes, je suis Votre fidelle ami

Federic

mon pauvre bodenbrug est Mal Blessé

In den bangen, aufgeregten Tagen zwischen dem 2. und 10. April hat König Friedrich seine erste Probe als ein Feldherr bestanden, der nicht nöthig hat mit einem „Hofmeister in den Krieg zu ziehen" und nicht gut thut, der Richtigkeit des eignen Urtheils zu mißtrauen, weil ein an Dienst älterer und sogenannter Kriegserfahrung ihm überlegener General anderer Meinung ist. Die Gewißheit, daß der Feind ihm auf dem Marsch nach Neisse bereits voraus sein müsse, hatte er erhalten in dem Augenblicke, wo er Jägerndorf wieder verlassen wollte, um die nachdrückliche Berennung von Neisse unmittelbar in Angriff zu nehmen, denn der kriegserfahrene Feldmarschall Schwerin hatte die Ueberzeugung, die österreichischen Truppentheile seien weithin verzettelt längs der schlesischen Grenze von Ungarn bis nach Braunau in Böhmen hin, eine Einfallsarmee gebe es also gar nicht. Sofort fand Friedrich den rettenden Plan, den die völlig veränderte Sachlage verlangte. Was nun geschah, die getheilte Armee von Ober- und Niederschlesien her schleunigst bei der Neisse zu vereinigen, diesen Fluß im Rücken Neippergs an der sichersten Stelle zu überschreiten und mit Geschwindmärschen den gemächlich Einherziehenden zu fassen, bevor er unheilbaren Schaden thun konnte, das Alles war sein persönliches Werk und stellt der Geistesgegenwart des unerfahrenen Anfängers das günstigste Zeugniß aus. An demselben 8. April, da Neipperg aus Grottkau ehrlich schrieb, er wisse nicht, wohin er sich eigentlich wenden werde, ging Friedrich, nur drei Stunden von ihm entfernt, mit seiner ganzen oberschlesischen Armee bei Michelau unangefochten über den Fluß, und nahm hier die Divisionen Marwitz und Kleist, die von Schweidnitz und Brieg herkamen auf, nachdem der Erbprinz Leopold schon vorher zu ihm gestoßen war. Grottkau, in dem er Quartier nehmen wollte, war schon in den Händen der Oesterreicher und die Kenntniß dieser Thatsache genügte zu dem entscheidenden Entschluß. „Da ich," schrieb Friedrich am 11. an den Fürsten von Anhalt, „fürchten mußte, daß der Feind Ohlau angreifen und nehmen würde, worin meine ganze Artillerie, Munition und Magazine waren, so blieb kein anderes Mittel übrig, als den Feind anzugreifen. Dieser Entschluß wurde den 8. gefaßt, konnte aber den 9. wegen des vielen Schnees und nassen Wetters nicht ausgeführt werden, weil meine ganze Infanterie wäre unbrauchbar geworden."

Die Sonne des 10. April 1741 war hell und klar aufgegangen. Auf der schneebedeckten Heerstraße, die über Mollwitz nach Ohlau führt, rückte die preußische Armee, etwa 20,000 Mann in 31 Bataillonen und 35 Schwadronen mit 60 Geschützen, heran. Am frühen Morgen war sie in Pogarell und Alzenau aufgebrochen, und näherte sich gegen die Mittagsstunde einem Feinde,

Beilage eines hannoverschen Gesandtschaftsberichtes vom 19. April 1741 vor und ist bisher von niemand benutzt. Auch die unten zu erwähnende, gedruckte Relation in den Annalen des Kriegs und der Staatskunde sagt: der König war „durch die Einwohner von unseren Umständen wohl unterrichtet, indem dort Alles gut evangelisch, folglich auch gut preußisch ist".

der ruhig in seinen Quartieren lag und für diesen Tag einen Angriff weder erwartete, noch beabsichtigte.

Neipperg hatte in Mollwitz selber nur die Reiterei des Generals Römer bei sich, die Reiterei des Grafen Berlichingen lag in Bärzdorf, das Fußvolk aber in Laugwitz, beide vom Hauptquartier durch einen sumpfigen Bach getrennt. Die so gelagerte österreichische Armee zählte 18 Bataillone und 86 Schwadronen, alles in allem gleichfalls 19—20,000 Mann, aber mit nur 18 Geschützen. Die Streiterzahl war also fast ganz gleich, mehr als doppelt überlegen war die österreichische Reiterei, und ob dies Uebergewicht durch die größere Stärke des Fußvolks und die dreifach größere Anzahl der Geschütze der Preußen aufgewogen werden würde, das war eben die aufgeworfene Frage des 10. April. Die Schlachtebene selbst war der österreichischen Reiterei ebenso günstig als dem preußischen Fußvolk; die Grenadiere hatten einen Exercierplatz wie in Potsdam, ein Manöverfeld wie bei Tempelhof, die Kürassiere, Dragoner und Husaren eine Rennbahn, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Graf Neipperg und sein Stab saß bei der Suppenschüssel, die Mannschaften waren mit Abkochen beschäftigt, als um 12 Uhr über der Festung Brieg Raketensignale sichtbar wurden; Neipperg ließ Husaren ausschwärmen, um zu sehen was es gäbe, diese stießen alsbald mit der Husarenvorhut der Preußen unter Rothenburg zusammen und brachten die Nachricht, die ganze feindliche Armee rücke in Schlachtordnung zum Angriff heran. Wäre dieser Angriff sogleich erfolgt, so hätten die Regimenter Römers nicht einmal Zeit gehabt, die Pferde zu satteln, geschweige denn in Linie zu rücken; sie waren zersprengt, das Dorf genommen, ehe Berlichingen und das Fußvolk über den Bach herüber war. Aber der Angriff erfolgte nicht. Rothenburg sollte nur kundschaften, nicht angreifen, dem Befehl gehorsam, kehrte er um und langsam, methodisch ließ der König rechts vom Dorfe Pampitz seine Marschkolonnen in die Schlachtordnung einrücken; das Fußvolk stellte sich in zwei Treffen auf, das erste unter Schwerin, das zweite unter dem Erbprinzen Leopold, die Reiterei auf beiden Flügeln, an der Spitze des Ganzen die sechzig Geschütze. Der linke Flügel schien durch den Sumpf bei Pampitz genügend gedeckt; zur Deckung des rechten Flügels, dessen erstes Reitertreffen nach Hermsdorf ausschwenken und den linken österreichischen Flügel umfassen sollte, hatte Friedrich zweierlei vorgekehrt; zwischen die Schwadronen des ersten Treffens hatte er zwei Grenadierbataillone in Linie rücken lassen und senkrecht zwischen beiden Treffen hatte er drei weitere Grenadierbataillone aufgepflanzt.[1]) So glich die Aufstellung seines Fußvolks einem länglichen

1) Die Queraufstellung der drei Flankenbataillone zwischen den beiden Treffen hat Friedrich auf seinem eigenhändigen Schlachtplan sehr deutlich verzeichnet. Auf allen anderen Plänen, die mir aus späterer Zeit zu Gesicht gekommen sind, ist das sonderbarer Weise unterlassen worden, insbes. auch auf dem Kärtchen in Spruner-Menkes hist. Handatlas Nr. 46.

Viereck, welches links durch den Sumpf, rechts durch die drei Bataillone geschlossen war.

Erst um 2 Uhr war der Aufmarsch beendet, und nun ging's mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zum Angriff vor;[1]) die 60 Geschütze begannen ihr Geschwindfeuer auf Mollwitz, und mit fürchterlicher Wirkung fielen die Geschosse unter die kaum formirten Schwadronen des Generals Römer; sollte er still halten, bis die Bataillone des Fußvolks und die Schwadronen des Grafen Berlichingen gleichfalls in Linie ständen? Das war zuviel verlangt unter so verheerendem Feuer; statt seine tapferen Kürassiere und Dragoner nutzlos zusammenschießen zu lassen, warf er sie, auf flehentliches Bitten der Offiziere, auf den Feind. Mit rasendem Ungestüm stürzten die 36 Schwadronen auf die Dragoner Schulenburgs, die eben rechts abschwenken wollten und jetzt, wie von einer Windsbraut gefaßt, zurückgeworfen, durcheinander gewirbelt und nach allen Seiten zersprengt wurden. Die Carabiniers, die ihnen der König zur Hilfe sandte, wurden über den Haufen geworfen; ein Theil der Flüchtigen jagte von den Feinden verfolgt vor der Front vorbei, ein anderer stürzte sich in den Mittelraum zwischen beiden Treffen und riß die Gendarmen des Königs und diesen selber mit sich fort, ein dritter suchte hinter dem zweiten Treffen Schutz. Die Reiterei des rechten Flügels war wie vernichtet; das Fußvolk mitten in dichten Wolken von Reitermassen, die zu immer neuem Angriff heranstürmten, während auf dem linken Flügel die Reiterei des Grafen Berlichingen die acht Schwadronen des Obersten Posadowsky gleichfalls in die Flucht warf und sogar in die Linie des Fußvolks einbrach. In dem fürchterlichen Getümmel, das so rechts und links, innerhalb und außerhalb, vorwärts und rückwärts der ganzen Schlachtreihe tobte, entsank selbst festen Männern nicht der Muth, wohl aber der Glaube an den Sieg; „die meisten Generale," sagt Friedrich, „glaubten, Alles sei verloren," und das war vermuthlich der Augenblick, in dem Friedrich dem Drängen des Grafen Schwerin nachgab und eilends vom Schlachtfeld hinweg ritt. Inmitten des Wirbelsturms seiner eignen geschlagenen Reiterei ahnte er nicht, daß die Grenadierbataillone auf dem rechten Flügel, die er gleichfalls geworfen glaubte,[2]) Stand gehalten hatten wie Mauern, und daß an der Unerschütterlichkeit ihrer Haltung, an der fürchterlichen Wirkung ihres Schnellfeuers der fünfmalige Ansturm der feindlichen Reiterei zu Schanden werden sollte. Unbezwinglichen Festungen gleich, hatten die zwei Grenadier-

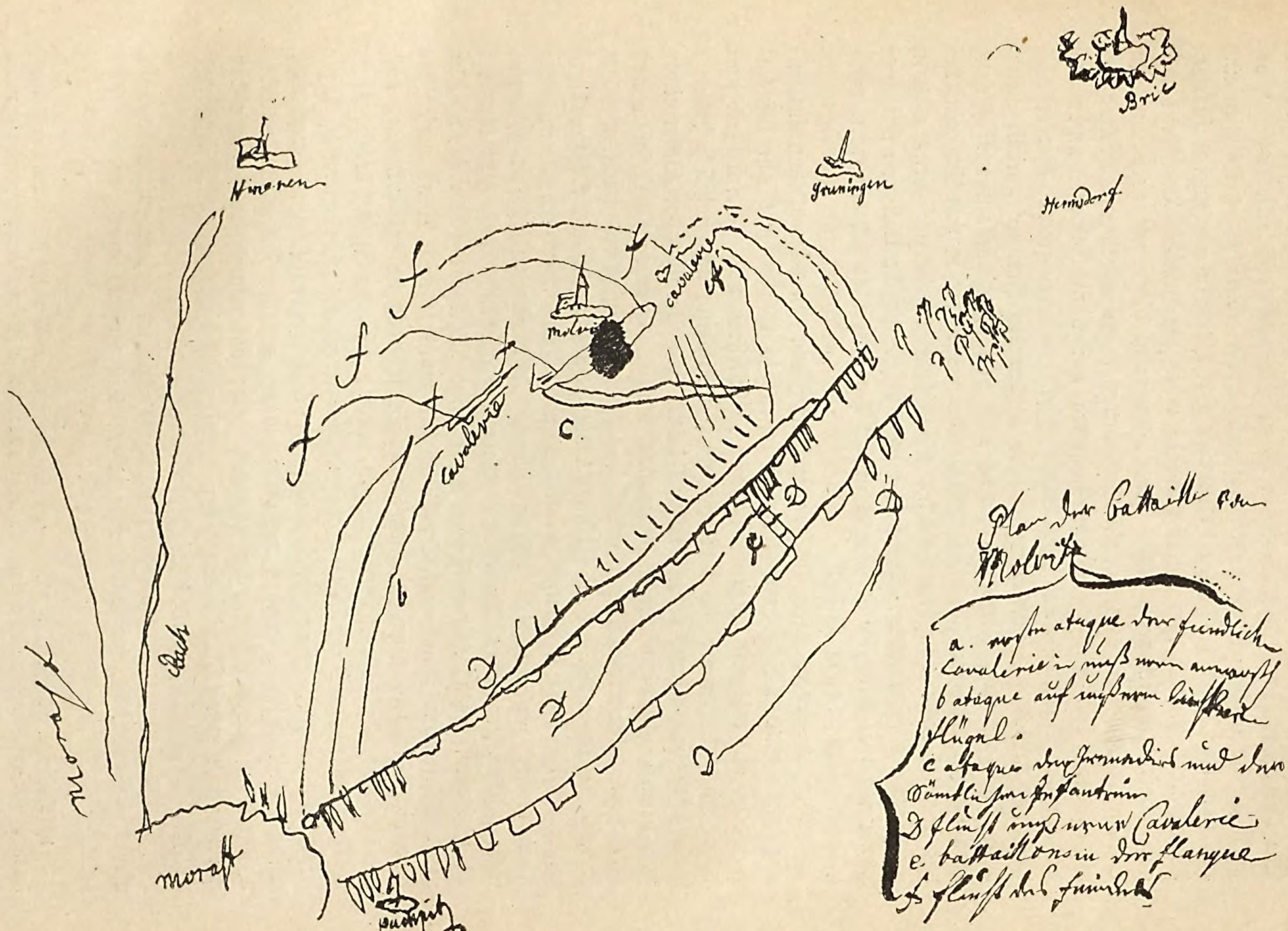
1) Um 12 Uhr hatte Neipperg, seiner eigenen Angabe zufolge, die erste Nachricht vom Anmarsch der Preußen; zwei Stunden brauchte Friedrich, wie er selbst sagt, um vor Mollwitz seine Gefechtsaufstellung zu vollenden. Folglich hat die Schlacht selbst nicht um 1 Uhr (Ranke, Droysen), sondern um 2 Uhr begonnen, wie Rothkirch in dem mehr erwähnten Aufsatz der Oesterr. M.-Z. II, 54 und Orlich I, 99 ganz richtig sagen. 2) Und dies mußte er, wenn, wie österreichischerseits aufrecht erhalten wird, ein Theil der nachsetzenden österreichischen Reiterei mit den Flüchtigen in den Mittelraum beider Treffen eingedrungen ist. Oesterr. M.-Zeitschr. II, 56.

bataillone rechts vom ersten Treffen, wie die drei Bataillone der Flanke mitten im Toben des Reitergefechts ihren Platz behauptet, die Glieder geschlossen gehalten gegen den Anprall der Versprengten, mit Bajonet und Schnellfeuer den Ansturm der Verfolger zertheilt. Immer wieder stürzten die Schwadronen des Generals Römer heran, diese eisernen Hecken zu durchbrechen; sie kamen bis an die Bajonette, dann warf sie ein zerschmetterndes Schnellfeuer unter Strömen von Blut in die Ebene zurück. Bei diesen Sturmversuchen fiel der tapfere General Römer; als sie aufhörten, war auch die Schlacht entschieden.

Die todesmuthigen Angriffe der Reiterei hatte das österreichische Fußvolk nicht unterstützt. Als jene geschlagen, zersprengt, in wilder Auflösung zurückkehrte, stand dieses noch da, wo es bei Beginn der Schlacht aufmarschirt war. In diesen Bataillonen gab es keine Veteranen mehr; was der Prinz Eugen von solchen hinterlassen hatte, war im letzten Türkenkriege und noch mehr nach demselben in den ungesunden Quartieren von der Pest hinweggerafft worden. Jetzt hatte Oesterreich nur junge, ungeschulte Rekruten, die das Schnellfeuer der Preußen in unbeschreibliche Bestürzung versetzte, die vollends verzweifelten, als ihnen die hölzernen Ladestöcke zerbrachen und so vielen das Schießen unmöglich ward. Sie warfen ihre Tornister auf die Erde, um sich gegen das schreckliche Feuer zu decken, einer suchte hinter dem andern Schutz, die Bataillone ballten sich zu regellosen, dicken Klumpen zusammen; vorwärts waren diese Haufen nicht zu bringen, aber sie wichen auch nicht, bis der Graf Schwerin, der nach Entfernung des Königs den Oberbefehl führte, sein ganzes Fußvolk mit gefälltem Bajonet unter klingendem Spiel zum letzten entscheidenden Angriff vorgehen ließ.

Ein österreichischer Offizier bezeugt den ergreifenden Eindruck, den dies Schauspiel auf ein rechtschaffenes Soldatenherz machen mußte, auch wenn es brechen wollte darüber, daß eben der Feind es bot.[1]) Ein prachtvoller Parademarsch auf dem blutüberströmten Schlachtfeld, nicht zum Spiel, zum fürchterlichen Ernst, aber so streng geschlossen, so mechanisch exakt und so nach

1) „Hierauf avancirte die feindliche Armee auf allen Seiten, — und ungeachtet ein Mann an dem andern, und ein Bataillon dicht an das andere geschlossen, auch hinter den beiden Treffen ein so starkes Corps der Reserve war, so überflügelte sie uns doch auf beiden Seiten Ich kann wohl sagen, mein Lebtag nichts Superberes gesehen zu haben; sie marschirten mit der größten Contenance und so nach der Schnur, als ob es auf dem Paradeplatz wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt und ihr Feuer ging nicht anders als ein stetiges Donnerrollen. Unsere Armee ließ nunmehr den Muth völlig sinken; die Infanterie war nicht mehr aufzuhalten, und die Kavallerie wollte nicht mehr Front machen; um daher die Armee nicht völlig zu sacrificiren, so nahm der Feldmarschall die Resolution, nachdem das Feuer unaufhörlich von 2 Uhr Nachmittags bis $^1/_4$ auf 8 Uhr gedauert hatte, sich hinter das Dorf Mollwitz und alsdann en faveur der einbrechenden Nacht, bis Grottkau zu retiriren.“ Die Relation ist aus Neisse, 14. April 1741 datirt und steht in den Annalen des Kriegs und der Staatskunde III, 99—107.



Friedrichs II. eigenhändiger Plan der Schlacht von Mollwitz. Facsimile-Nachbildung des durch v. Orlich aus dem Archive von Dessau veröffentlichten Originals.

der Schnur wie auf dem Exercierplatz, das war der Schlußakt des 10. April. Die österreichischen Bataillone ließen es zu keinem Kampf mehr kommen, obwohl die gefürchteteten Grenadiere sehr bald ihre Patronen verschossen und nur noch ihre Bajonette hatten. Aus dem ersten Treffen schwenkten ein paar Regimenter ab, aus dem zweiten ergriff eines die Flucht. Vergebens war alles Bemühen Neippergs und seiner Generale, die Leute auch nur zum Stehen zu bewegen, es war kein Halten mehr, der allgemeine Rückzug unabwendbar. Um 7 Uhr trat ihn Neipperg an: nicht verfolgt, unter dem Schutze der Dunkelheit und von Berlichingens Reiterei gedeckt, kam er nach Mollwitz zurück und marschirte an der Linken der Preußen vorbei, unterhalb Strehlens nach Grottkau, von da nach Neisse, wo er am 11. glücklich ankam. In Strehlen stand mit 8000 Mann der Herzog von Holstein, der das Unglück hatte, von den Befehlen seines Königs jedesmal wenn es galt, nicht erreicht zu werden, und der auch am 10. den deutlich vernehmbaren Kanonendonner von Mollwitz nicht gehört hatte, der für jeden andern mehr gewesen wäre als ein Befehl.

Wie er vorher, als er in Frankenstein stand, den General Lentulus unangefochten nach Neisse hatte kommen lassen, so ließ er jetzt den General Neipperg unter seinen Augen ebendahin zurückkehren und — ein österreichischer Darsteller ist es, der dies Verfahren militärisch unverzeihlich findet.[1])

Trotz des glimpflichen Rückzugs waren die Verluste der Oesterreicher sehr beträchtlich: die Reiterei zählte 638 Todte, worunter 30 Offiziere und 537 Verwundete, worunter 65 Offiziere waren. An Pferden waren 1017 todt, 699 verwundet. Vom Fußvolk waren 392 Mann (26 Offiziere) gefallen, 2328 (106 Offiziere) verwundet und 1448 „verloren". Der Gesammtverlust an Streitern betrug hienach 5343.[2]) Ebenso groß, wenn nicht größer, war der Verlust der Sieger. Friedrich selbst gibt ihn auf 2500 Todte, worunter der Vetter des Königs Markgraf Friedrich und General Schulenburg, und auf über 3000 Verwundete an. Wenn diese Ziffern nicht zu hoch gegriffen sind, so würde sich das daraus erklären, daß das österreichische Fußvolk den Verlusten, durch welche der Verlust der Preußen bei der Niederlage ihrer Reiterei mehr als wett gemacht worden wäre, durch seinen schleunigen, unverfolgten Rückzug glücklich entgangen ist. Aber nicht auf die Verlustziffern kam es an, ebenso wenig auf die 7 Kanonen und die 3 Fahnen, welche der Sieger erbeutet hatte; das Entscheidende war der unermeßliche moralische Eindruck, den der Verlauf dieses ersten Waffengangs zwischen Oesterreichern und Preußen machte.

Keines jener unberechenbaren Elemente, die im Kriege wirken und so oft die besten Pläne zu Schanden machen, kein Zufall irgend welcher Art

1) Oesterr. M.=Z. II, 61. 2) Oesterreichische Verlustliste. Beilage eines hannov. Gesandtschaftsberichts vom 6. Mai 1741. Die Ziffern der Histoire de mon temps sind zu hoch. Die bei Rothkirch, Oesterr. M.=Z. II, 61 sind zu niedrig.

und was mehr sagen will, auch keine Genialität der Führung hat hier den Ausschlag gegeben, einzig und allein die unvergleichliche Tüchtigkeit des Fußvolkes hat die schon verlorene Schlacht wieder hergestellt, der weit überlegenen Reiterei des Feindes den schon erfochtenen Sieg entrissen. Das Geheimniß der Entscheidung enthüllt jener österreichische Offizier, der noch in der Erinnerung ganz erfüllt von dem Anblick des letzten Aufmarsches der preußischen Grenadiere, nachdem er diesen geschildert, sagt: „da ließ unsere Armee den Muth völlig sinken, die Infanterie war nicht mehr aufzuhalten und die Cavalerie wollte nicht mehr Front machen.“ Das viel bespöttelte Kunstwerk des alten Dessauer hatte seinen ersten großen Tag erlebt. Wo Friedrich von diesen „lebendigen Batterien“, diesen „wandelnden Bastionen“ redet, hebt er bloß den exakten Mechanismus hervor, der dem Feldherrn in der Hand lag wie dem Steuermann das Ruder. Hier bei Mollwitz hatte jede Oberleitung, jeder Gesammtbefehl aufgehört, als diese „beseelten Maschinen“ ihr Werk verrichteten, unerschütterlich in der Nothwehr, unwiderstehlich im Angriff; eine Waffe zu Schutz und Trutz, die auch sich selber überlassen nicht versagte und in der Fülle ihrer inneren Widerstandskraft die Mittel fand, die schwersten Fehler der Strategen taktisch wieder auszugleichen.

Durch die wunderlichste aller Fügungen ist es geschehen, daß Friedrich selbst die Feuertaufe seiner Grenadiere nicht mit angesehen hat. Vom Schlachtfeld hinweg war er mit kleinem Gefolge nach Oppeln geritten, wo er um Mitternacht ankam. Die Stadt war eben von feindlichen Reitern besetzt worden; Friedrich wurde mit Flintenschüssen zurückgewiesen, Einige vom Gefolge, darunter Maupertuis, von den Oesterreichern gefangen genommen. Er selber sprengte mit dem Ruf davon: Lebt wohl, Freunde, ich bin besser beritten als ihr Alle. Als er am frühen Morgen in Löwen ankam, fand ihn ein Adjutant des Erbprinzen Leopold und meldete ihm den Sieg. In seinen Denkwürdigkeiten hat er des ganzen Zwischenfalls nicht gedacht und dem Feldmarschall Schwerin auch die Uebereilung nie verziehen, zu der er ihn verleitet.

„Man soll nie zu früh verzweifeln“ war eine der Lehren, die er von Mollwitz mit fort nahm. „Mollwitz,“ sagte er in der 'Geschichte meiner Zeit', „wurde meine Schule, ich stellte ernste Betrachtungen über meine Fehler an und zog später Nutzen daraus.“ Es lohnt sich, die unbarmherzige Selbstkritik hieher zu setzen, die Friedrich über seinen ersten Feldzug ausgesprochen hat: „Aus der Erzählung der Ereignisse selbst geht hervor, daß Herr v. Neipperg und ich gewetteifert haben, wer die größten Fehler machen könne, er oder ich. Der Oesterreicher erscheint überlegen im Plan und wir in der Ausführung; der Feldzugsplan Neippergs war einsichtig und tief gedacht: er dringt in Schlesien ein, er trennt unsere Quartiere, entsetzt Neisse und ist auf dem Punkt sich unserer Artillerie (in Ohlau) zu bemächtigen. Er hätte mich zu Jägerndorf abfassen und dadurch den ganzen

Krieg mit einem Schlage beenden können; in Neisse angekommen, konnte er das Corps des Herzogs von Holstein aufheben, welches eine halbe Meile von dort lagerte; mit ein wenig Wachsamkeit konnte er uns bei Michelau den Uebergang über die Neisse unmöglich machen, oder er hätte Tag und Nacht marschiren müssen, um Ohlau zu nehmen und mich von Breslau abzuschneiden;[1]) statt dessen läßt er sich überrumpeln in einer unverzeihlichen Sorglosigkeit und wird geschlagen durch seine eigene Schuld.

Meine Handlungsweise aber war noch weit tadelnswerther als die seine; ich werde rechtzeitig von den Plänen des Feindes unterrichtet und nehme keine Maßregeln, ihnen zu begegnen, ich vertheile meine Truppen in Quartiere, die zu weit entlegen sind, um raschen Zusammenschluß zu gestatten; ich lasse mich abschneiden vom Herzog von Holstein und setze mich der Gefahr aus in einer Stellung kämpfen zu müssen, wo ich im Fall des Unglücks keine Rückzugsstraße hatte und das ganze Heer verloren gewesen wäre; angekommen bei Mollwitz, wo der Feind in Cantonnirungen lag, unterlasse ich einen schleunigen Angriff, der die Quartiere dieser Armee getheilt und sie mitten entzwei gesprengt haben würde; ich verliere zwei Stunden, um mich methodisch zu formiren vor einem Dorfe, wo noch kein Oesterreicher zum Vorschein kam. Hätte ich jenen sofortigen Angriff gemacht, so wäre die ganze österreichische Infanterie in den Dörfern bei Mollwitz abgefangen worden, wie jene 24 französischen Bataillone im Dorfe Blenheim. Aber in der Armee gab es außer dem Feldmarschall Schwerin keinen erfahrenen General, die andern tappten im Finstern und glaubten Alles verloren, wenn sie sich vom alten Brauche entfernten. Was uns trotz all dem gerettet hat, war die Raschheit unserer Entschließungen und die ungemeine Pünktlichkeit, womit die Truppen sie ausführten." Und in der späteren Redaction sagt er bestimmter: „Was die Preußen eigentlich gerettet hat, war ihre Tapferkeit und ihre Mannszucht."

Die Gegenseite trug von Mollwitz die niederschmetternde Erinnerung hinweg, daß die einzige, wirklich ausgezeichnete Waffe der österreichischen Armee, die Reiterei, nachdem sie die feindliche im ersten Anlauf niedergerannt, zerschellt war an den lebendigen Mauern der Grenadierbataillone und vom eigenen Fußvolk im Stich gelassen nur eben noch den Rückzug vom verlorenen Schlachtfelde hatte decken können. Neipperg verzweifelte an der österreichischen Infanterie; er meinte, man solle 10,000 Sachsen oder noch besser Russen in Sold nehmen, denn auf das eigene Fußvolk sei gar kein Verlaß mehr, Jahre würden nöthig sein, um es wieder auf einen guten Fuß zu bringen und an Ordnung zu gewöhnen. Und doch hat sich dieses selbe Fußvolk nachher gegen Baiern und Franzosen rühmlich geschlagen, nur den Preußen war es nicht gewachsen. Zu seiner Entschuldigung wurde in

1) Dies Alles hat N. unterlassen, weil er eben, wie uns seine Berichte erkennen lassen, so „überlegen im Plan" nicht war, wie Friedrich annimmt.

Wien gesagt, die Bataillone seien so weit auseinander gelegt gewesen, daß sie eine Stunde und länger im Laufschritt hätten marschiren müssen, ehe sie an den Gefechtsort gelangen konnten und als sie hier, fast athemlos angekommen, durch das heftige Feuer der preußischen Geschütze empfangen worden seien, da sei nicht zu verwundern gewesen, daß sie „gestutzt" hätten.[1]) Auf tiefere Schäden weist der Aufsatz eines österreichischen Offiziers hin, der sich unter den Papieren der englischen Gesandtschaft in Dresden gefunden hat,[2]) da heißt es: „Man stelle sich vor, was es heißen will, wenn man bei Eröffnung eines Feldzugs urplötzlich 30—40 Unteroffiziere herstellen muß aus armseligen Bauern, Leuten, die weder lesen noch schreiben, ja nicht einmal die Waffen handhaben können, deren größter Theil aus Böhmen, Krainern und Friaulern besteht, die kein Wort deutsch kennen. Es kommt hinzu, daß $^{2}/_{3}$ der Leute, die ein Infanterieregiment bilden, Rekruten sind, die zum größten Theil erst seit vier Monaten dienen, nie einen Schuß abgefeuert haben und von ihrer Waffe nicht den mindesten Gebrauch zu machen verstehen. Eine selbstmörderische Art von Sparsamkeit hat den Soldaten das Pulver zu Schießübungen versagt und noch im letzten Jahre ist durch ein unerhörtes Rundschreiben des Hofkriegsrathes, das ich mir zum ewigen Andenken im Original aufbewahre, dem Regiment das Exerziren verboten worden, weil der Soldat davon zu müde werde und er nach soviel Strapazen und Krankheiten Ruhe haben müsse, bis eine bessere Zeit zum Exerziren komme. So ist es gekommen, daß mehr als die Hälfte der Infanterie des Grafen Neipperg nie einen Flintenschuß abgefeuert hatte. Man denke sich hinzu, daß seit dem Tode des Prinzen Eugen alle militärischen Anordnungen nicht mehr durch die Männer vom Militär, die einzigen, die die Sache verstehen, sondern durch die Schreiber, Referendare und ähnliche Leute getroffen worden sind. Einer der Hauptgründe des Verfalls der Infanterie aber ist die ganz jammervolle Beschaffenheit der Waffen, die sie hat; der tapferste Infanterist wird methodisch zum Feigling gemacht, wenn er ein Gewehr hat, von dem er nicht sicher ist, daß es auf 4 oder 5 Versager nur einmal Feuer gibt. Gewehre, die das Stück keine 4 Gulden kosten und von deren Preis auch noch der Verfertiger oder Lieferant seinem Gönner jedes Jahr ein beträchtliches Geschenk abgeben muß, können keine gute Waare sein." Hienach wird es niemand wundern, daß Neipperg auf jeden Angriff verzichtete und unter den Mauern von Neisse sich eingrub und mit Schanzen umgab, während Friedrich von seinem Feldlager bei Mollwitz aus die Berennung von Brieg begann — es ergab sich am 4. Mai — und seine Reiterei kriegstüchtiger zu machen suchte. Ein erster Lichtblick war das glänzende Reitergefecht bei Rothschloß am 17. Mai, in dem der Oberstlieutenant Ziethen mit seinen Husaren sich derart hervorthat, daß

1) Hannoverscher Ges.-Bericht, 13. Mai 1741. 2) Beilage einer Depesche von Villiers vom 10./21. Mai 1741. P. R. Office.

der König ihn zum Oberst ernannte und anordnete, das Regiment solle ferner seinen Namen führen.

Inzwischen war allerlei diplomatischer Besuch ins Lager gekommen, zuerst mit dem Marquis de Valory der Marschall Belleisle, dann der Hannoveraner Kriegsrath v. Schwichelt und Lord Hyndford. Bevor wir von ihren Geschäften reden, lassen wir uns von zweien derselben den Mann beschreiben, dessen Name eben jetzt in ganz Europa alle politischen und militärischen Kreise beschäftigt. Im Feldherrnzelt, inmitten des Heerlagers bei Mollwitz, fand der Marschall Belleisle einen König, wie er noch keinen gesehen, einen Monarchen, der auch als Soldat Alles in Allem war: „Er befehligt nicht nur seine Armee in allen wesentlichen Dingen, wie jeder andere General auch, er besorgt auch alle übrigen Hauptgeschäfte, die bei uns dem Maréchal des logis der Cavalerie und dem Majorgeneral obliegen, die Beschaffung der Lebensmittel, der Artillerie, das Geniewesen; den Angriffsplan auf Brieg hat er gemacht. Morgens 4 Uhr steht er auf, steigt zu Pferde und reitet von rechts nach links alle Posten und Umgebungen seines Lagers ab; den Offizieren aller Grade gibt er selber die Befehle und Weisungen, an ihn werden alle Meldungen abgegeben, alle Berichte erstattet. Man führt ihm sogar die Ueberläufer und Spione zu, die er ebenso ausfragt wie die Gefangenen; davon war ich selber gestern Abend und heute Morgen Zeuge. Gestiefelt ist dieser Fürst vom Aufstehen bis zum Schlafengehen; er trägt die gewöhnliche blaue Uniform und ist kenntlich nur durch seinen Orden und eine etwas reichere Epaulette als die seiner Adjutanten. Sein Bruder, der Prinz Wilhelm, und alle Obergenerale haben keine andre Kleidung als die auffallend einfache Uniform und ihre Röcke sind so kurz, daß sie Westen gleichen; die Mannszucht, die Unterordnung, die Pünktlichkeit im Dienst sind auf einen solchen Grad getrieben, wie ich das, obgleich ich vorbereitet war, kaum geahnt hatte; der Herzog von Holstein, erster Generallieutenant seiner Armee, hat mir gesagt, daß er 8 Monate des Jahres bei seinem Regiment sei und er hat es von Königsberg bis Schlesien Tag für Tag geführt wie ein einfacher Oberst; einen anderen Generallieutenant der Cavalerie habe ich eben gesehen, der es mit seinem Regiment ebenso gemacht hat, an dessen Spitze er in das Lager eingerückt ist. Auf die Pünktlichkeit, die bei den Offizieren unterer Grade herrscht, kann man schließen aus derjenigen, der sich die Generale, die Fürsten, der eigne Bruder des Königs unterwerfen, der seinen Dienst thut wie der letzte Offizier der Armee; was die Truppen angeht, so sind sie von einer solchen Schönheit des Wuchses, daß es kaum zu glauben ist."[1])

Das Bild, das der Kronprinz von dem streitbaren König eines streit-

---

1) Depesche von Belleisle an Amelot. Au camp de Molwitz, 27. Avril 1741; bei Ranke 27/28. S. 578.

baren Volkes in seinem Antimacchiavel gezeichnet hatte,[1]) bot der König wirklich dar, ein blaues Wunder für einen Franzosen, der vom Hofe Ludwigs XV. kam; der prunkende Höfling von Versailles glaubte sich mit einem Mal unter lauter Spartaner versetzt. Trotz aller französischen Aeußerlichkeiten erschien der Kronprinz dem Franzosen als die Verkörperung einer der seinigen so durchaus fremden Eigenart, daß er über jene Aehnlichkeit ganz hinwegsah, während der deutsche Beobachter, den wir jetzt befragen werden, meinte, man würde ihn, wenn man's nicht besser wüßte, eher für einen geborenen Franzosen, als für einen Landsmann halten.

Die Sache, um deren willen der geh. Kriegsrath Baron Aug. Wilhelm v. Schwichelt im März 1741 zu Friedrich gesandt ward, sowie der Mißerfolg seiner Bemühungen brachte es mit sich, daß seine Schilderung der Persönlichkeit des Königs Friedrich unwillkürlich eine einseitige ward; aber wir merken sehr deutlich, daß er einen tiefen, sehr tiefen Eindruck von derselben empfangen hat und vergebens strebt, sich ihrem Zauber zu entziehen. „Von seiner Person überhaupt," schreibt er, „muß jedermann gestehen, daß sie viel Annehmlichkeiten zeige. Seine ganze Gesichtsbildung ist gefällig. Das schwarzbraune Haar, welches er gemeiniglich in einen Zopf zu binden, allezeit aber mit vieler Sorgfalt, nach französischer Manier gekräuselt und mehrentheils stark gepudert zu tragen pflegt, steht ihm über die maßen wol. Wenn er lacht, so nimmt sein Mund eine Freundlichkeit an, die auch dem schüchternsten Menschen ein Herz macht, sich freimüthig mit ihm zu unterreden. Seine Augen sind mehr schwarz als braun. Aus ihrer durchdringenden Lebhaftigkeit urtheilt man sofort, daß kein andrer als ein erhabener und munterer Geist diesen Leib beseelen müsse. — Dadurch daß sich der König im härtesten Winter wie in heißesten Sommertagen allem Ungemach der Luft und Witterung bloß stellt, ist im Gesicht die Farbe ganz braun und verbrannt und die Haut verhärtet worden. Nur seine Hände sind noch sehr zart und weiß; und es scheint, als ob der König sich selber damit gefalle und um ihre Erhaltung mehr bekümmert sei, als sonst einem kriegerischen Herrn anständig gehalten werden möchte. Er trägt beständig Handschuhe und an den Fingern kostbare Ringe. Im Sprechen pflegt er viel Bewegungen damit zu machen. Die Leibesgestalt des Königs ist mittelmäßig, doch eher klein als groß zu nennen. — Er ist wohl gewachsen und seine ganze Stellung und Haltung gibt zu erkennen, daß er in den Leibesübungen, als Tanzen, Reiten u. s. w. sich viel Geschicklichkeit erworben habe. Die Art seines Ganges, welche sehr flüchtig und mit einer nachlässigen Art, den Kopf zu tragen, verbunden ist, würde den König entdecken, wenn er noch so fremd verkleidet wäre."

An dem Kronprinzen Friedrich war mancherlei aufgefallen, was sich bei dem König nicht mehr vorfand. Die Verwandlung des genießenden Schön-

1) S. S. 276.

geistes in einen Kriegsmann von antiker Sittenschlichtheit war vollständig. Der Kronprinz, erfuhr Schwichelt, hatte es geliebt, „ungemein prächtig in Kleidung einherzugehen". Jetzt war er nur noch in der Uniform seines Leibregiments zu sehen; dazu einen Hut mit Goldborte und weißer Straußfeder, wie er das allen Generalen vorgeschrieben. Von der Tafel des Kronprinzen wurde unserm Gewährsmann angegeben, sie sei äußerst „kostbar und delicat" gewesen. Auch das hatte sich geändert. „Ich thue ihr kein Unrecht," bezeugt er, „wenn ich sage, daß es zuweilen auf selbiger am nothdürftigsten gebrochen habe. Der König selbst nährt sich mit überaus Wenigem, da es mehr scheint, daß er bei einem Gericht koste, als davon esse. Anstatt daß er ehedem nichts als fremde, niedliche und künstliche Zurichtungen geliebt, so wählt er jetzt nur grobe und auf die einfältigste Weise zugerichtete Speisen."

In dem Benehmen des Königs fand Schwichelt den vollendeten Weltmann aus der französischen Schule; er läßt „so viel Anständigkeit in all seinen Sitten und Gebräuchen blicken, als bei einem Menschen, der in der belebten Welt für den artigsten und geschliffensten geschätzt wird, immer anzutreffen sein mag". Als sein Muster wurden sehr bald die französischen Manieren wahrnehmbar, und „in ihrer Nachahmung ist er auch wirklich so glücklich gewesen, daß jedermann, der, ohne ihn zu kennen, ihn sehen würde, ihn weit eher für einen gebornen Franzosen als für einen Deutschen halten dürfte".[1])

1) Die Aufzeichnungen Schwichelts bei Grünhagen, Friedrich d. Gr. und seine Umgebung im ersten schlesischen Kriege. Zeitschrift für preuß. Geschichte und Landeskunde. 1875. XII, 611 ff.

Viertes Buch.

Der österreichische Erbfolgekrieg.

I. Die englische Vermittelung.

Daß keine einzige von allen Mächten die Vergrößerung Preußens um ein Königreich gern sehen würde, verstand sich für Friedrich von selbst. Eine aber war unter diesen Mächten, die kein zwingender Grund abhielt, die durch sehr gewichtige Gründe sogar darauf angewiesen war, sich mit der vollzogenen Thatsache auszusöhnen und wenn nicht sofort nach der Besitzergreifung, dann doch spätestens nach der Entscheidung vom 10. April auf Grund der neuen Lage einen Frieden herbeizuführen, der einem sonst unvermeidlichen Weltkrieg vorbeugte. Diese Macht war England, und an König Georg II. von England hat Friedrich, im Vertrauen auf die Richtigkeit dieser Erwägung, seine allererste Eröffnung gelangen lassen. Bevor irgend einer der lauernden und forschenden Diplomaten in Berlin wußte, wohin seine Rüstungen zielten, bevor er auch nur den Marchese Botta zum ersten Mal empfangen hatte, schrieb Friedrich am 4. December 1740 an König Georg II. einen merkwürdigen Brief, der in kurzen knappen Zügen seinen ganzen Plan enthüllte und die Vermittelung Englands beim österreichischen Hofe in Anspruch nahm. Er sagte, er lasse seine Truppen in Schlesien einrücken, weil kein Zweifel daran sei, daß ein allgemeiner Wettlauf um die Erbschaft des verstorbenen Kaisers beginnen werde, daß Andere, wenn er nicht zuvorkäme, nach Schlesien greifen würden, einem Lande, auf dessen größten Theil sein Haus unbestreitbar gerechte Ansprüche habe, das er vermöge seiner Lage als das Bollwerk seiner angrenzenden Provinzen betrachten müsse. Mehr als Schlesien aber wolle er nicht, er wolle nicht den Sturz der österreichischen Monarchie, vielmehr deren Erhaltung und die Förderung ihres wahren Heils. Zu dem Zweck sei er bereit, mit England, Holland, Oesterreich, Rußland das engste Bündniß einzugehen, um das Gleichgewicht Europas zu erhalten, das Reichssystem zu schützen, die deutschen Lande Oesterreichs gegen jeden Angreifer zu vertheidigen und dem Herzog von Lothringen zur Kaiserwürde zu verhelfen. Für die Opfer, die ihm solche Verpflichtungen auferlegten, sei ganz Schlesien kein zu hoher Preis, namentlich wenn er in der Jülich-Berg'schen Sache Zugeständnisse mache, die nicht blos Holland sondern auch Oesterreich annehmbar sein würden. So bitte er um schleunige Einwirkung Englands auf die Entschließung des Hofes zu Wien, damit dieser sich über die Abtretung von Schlesien mit Preußen verständige. Sein Unternehmen sei schneidig,

aber das einzige Mittel, um Deutschland zu retten vor den neuen Verpflichtungen, welche der Hof zu Wien bereit sei gegenüber Frankreich einzugehen.[1]) In demselben Sinne wurde der Hauptmann Andrié in London am 6. und der bevollmächtigte Minister Graf Truchseß am 12. December angewiesen,[2]) nur daß der Erstere auch von dem Interesse der protestantischen Religion zu reden und der Letztere den deutschen Ministern des Königs im tiefsten Geheimniß als Preis für die unblutige Abtretung Schlesiens den Besitz der mecklenburgischen Pfandämter und die Säcularisation des Bisthums Osnabrück zu Gunsten Hannovers in Aussicht zu stellen hatte.

Was forderten die Interessen Georgs II. in seiner doppelten Eigenschaft als König von England und als Kurfürst von Hannover? Stimmten die Interessen Englands und Hannovers überein oder nicht? Und wenn das Erstere zutraf, sprachen sie für oder gegen Preußen? Wie sich zeigen wird, lag hier der ganz ausnahmsweise Fall vor, daß die Interessen beider Länder, die sich sonst fast immer widersprachen, augenfällig zusammenstimmten und mit einer Wucht, die nur Blindheit oder böser Wille verkennen konnte, für Preußen in die Wagschale fielen.

Was das Interesse Englands in dieser Sache gebieterisch verlangte, das ist mit überlegener Klarheit ausgesprochen in einer Rede von Wilhelm Pitt. Die ausgezeichnete Rede, die wir meinen, hat nur einen Fehler, den, daß sie nicht gehalten worden ist, als es galt, d. h. spätestens im April 1741, sondern erst als es viel zu spät war, nämlich im December 1743. Dieser Fehler hebt das Verdienst des Redners auf, nimmt aber seinen Gründen nicht das Mindeste von ihrem inneren Gewicht. Pitt sagte:

„Beim Tode des letzten deutschen Kaisers war es, das will ich zugeben, im Interesse dieser Nation, daß die Königin von Ungarn im Besitze der Länder ihres Vaters verblieb und ihr Gatte, der Herzog von Lothringen, Kaiser wurde. Dies war unser Interesse, weil es die beste Sicherheit bot für das Gleichgewicht der Mächte: aber ein anderes Interesse hatten wir nicht und auch dieses war uns gemein mit allen Mächten Europas, außer Frankreich. Wir hatten folglich die Vertheidigung desselben nicht auf uns allein zu nehmen und als der König von Preußen Schlesien angriff und der König von Spanien, der König von Polen und der Kurfürst von Baiern Ansprüche erhoben auf das Erbe des Kaisers, da hätten wir einsehen müssen, daß die Behauptung der Königin von Ungarn in dem Besitze aller Länder ihres Vaters unmöglich geworden war, namentlich da die Holländer sich weigerten, irgendwie anders als mit guten Diensten einzugreifen. Was mußten wir also thun? Das Ganze konnten wir nicht halten, lag es folglich nicht auf der Hand, daß wir, um einige der Ansprecher auf unsere Seite zu ziehen, ihr rathen mußten, einen Theil ihres Besitzes zu opfern? Darauf hätten wir bestehen müssen und der Ansprecher, den wir zuerst zu be-

1) P. C. I, 121—123. 2) Ebendas. S. 124 und 140.

friedigen hatten, war der König von Preußen; sein Anspruch war an Umfang der bescheidenste, er selbst einer der am meisten Neutralen und zugleich einer der mächtigsten Verbündeten, mit denen wir uns einlassen konnten. Aus diesem Grunde hätten wir der Königin von Ungarn rathen müssen, die Bedingungen anzunehmen, welche der König von Preußen bei seinem ersten Eintritt in Schlesien stellte: Nein, wir hätten darauf dringen müssen als Vorbedingung unserer Hilfeleistung gegen die übrigen Ansprecher. Hätten wir das gethan, so würde der Hof von Wien den Willen gefunden haben, nachzugeben, was er nachgeben mußte; und in diesem Falle würde die Königin von Ungarn, allen Einreden der andern Ansprecher zum Trotz — das glaube ich heute noch — im ungestörten Besitz aller übrigen Länder ihres Vaters geblieben sein und ihr Gatte, der Herzog von Lothringen, wäre Kaiser geworden."[1]) Wir kennen das Gewicht, das Bartenstein auf die Stimme Englands legte[2]) und können die Schlußfolgerung Pitts durchaus nicht zu kühn finden. Was im Oktober 1741 doch geschehen ist, hätte schon im April des Jahres geschehen können, wenn England seine Aufgabe verstand und ehrlich seines Mittleramtes waltete. In den Monaten der Zwischenzeit ist unsägliches Unglück entstanden, das verhütet werden konnte, wenn im April Friede und Bündniß im Sinne Friedrichs geschlossen ward.



William Pitt.
Nach dem Stiche von Corbutt; Originalgemälde von William Hoare.

Vom Standpunkte der Interessen Hannovers ist die Frage erwogen worden durch die Geheimen Räthe v. Münchhausen, v. Haus und v. Erffa, die am 1. März 1741 in der geheimen Rathsstube zu Hannover nachstehende Betrachtungen schriftlich niedergelegt haben.

1) Die ganze Rede steht in Anecdotes and speeches of the Earl of Chatham (1736—1778), London 1810. I, 98 ff. 2) S. S. 217.

Für ein mit Preußen zu schließendes Bündniß scheine zu sprechen: 1) Daß das Gleichgewicht Europas, worauf S. K. M. vornehmstes Augenmerk gerichtet sei, erhalten werden könne, auch wenn ein Theil von Schlesien in preußische Hände käme. 2) Daß hiebei einiges Interesse der evangelischen Religion eintrete, und solchem nicht entgegen sei, dem König von Preußen einen Fuß in Schlesien zu gönnen, indem das Haus Oesterreich sein Absehen auf die Unterdrückung der evangelischen Religion in seinen Landen zu richten gewohnt und eine Menge evangelischer Unterthanen in Schlesien sei. 3) Daß die Vergrößerung der preußischen Macht von den Nachbarn nicht zu wünschen, jedoch aber an der schlesischen Seite für S. M. Lande nicht so gefährlich sei. 4) Daß man nicht ohne Hoffnung sei, einen Vergleich zwischen Preußen und Oesterreich zu Wege zu bringen, wenn S. K. M. die Vermittelung übernähme. 5) Daß, wenn man auf die Sicherheit und Convenienz sehen will, solche bei einer Verbindung mit Preußen größer sei als bei einer mit Oesterreich, weil jenes mächtig und in guter Verfassung, und bei diesem das Gegentheil anzutreffen ist. 6) Daß die Situation S. K. M. teutschen Lande die preußische Feindschaft mehr als die österreichische gefährlich mache. 7) Da Preußen laut des von dem Geh.-R. v. Plotho[1]) geschehenen Antrags nichts als bona officia bei Oesterreich zum Vergleich verlange, so scheine eine solche Verbindung um so mehr gerechtfertigt zu sein, als sich streiten lasse, ob die schlesischen Händel als Bündnißfall zu erachten, da die pragmatische Sanktion die Rechte eines Dritten zu schmälern nicht verlange, mithin die Frage sei, ob die davon übernommene Garantie zu einem Weiteren als zur Aufrechthaltung der darin gemachten Erbfolgeordnung verbinde; 8) stehe nicht abzusehen, wie ohne Preußen zu gewinnen das teutsche Reichssystem aufrecht zu erhalten und verderbliche blutige Kriege abzuwenden sein würden; 9) sei sehr wahrscheinlich, daß Oesterreich selbst davon endlich überzeugt werden und sich mit Preußen setzen werde, in welchem Fall S. K. M. alles Verdienst und allen Vortheil verlieren und die preußische Feindschaft sich allein aufladen würde, daher denn 10) die zu übernehmende Vermittelung und die vorgängige Schließung eines Freundschaftsbündnisses mit Preußen (denn nur von einem solchen sei die Rede und ein Angriffsbündniß gegen Oesterreich würde gar nicht in Frage sein können) desto gerathener zu sein scheine, als, soviel das Ministerium absähe, schwer sein würde, der Macht des Königs von Preußen Widerstand zu thun, allermaßen 11) sodann nicht nur gewiß wäre, daß dieser sich allenfalls in französische, ja gar in türkische Hände werfen, und Hilfe suchen würde, wo er sie greifen könnte, sondern auch S. K. M. von dem Ministerium bereits allerunterthänigst vorgestellt wäre, wie wenig Rechnung auf russische und holländische Hilfe zu machen stehe, zumalen 12) die kursächsischen Consilia so weit aussichtig und verderblich zu werden

1) Anfang Februar nach Hannover gesandt. P. C. I, 188.

beginnen, daß wenn man in Dresden in dem Wege bliebe, solche noch mehr Unheil als die preußischen anrichten würden. Sollte man sich 13) mit Kursachsen embarquiren, so würden ganz unbillige Dinge behauptet werden müssen, woraus ein Krieg Aller gegen Alle entstehen würde, zumalen die Hoffnung zu einem zwischen demselben und dem österreichischen Hof zu stiftenden gutem Vernehmen, worauf man diesseits bisher gebaut, gänzlich verschwände. Dahingegen würde S. M. 14) bei einer Verbindung mit Preußen die Acquisition von den mecklenburgischen Pfandämtern und wahrscheinlich auch von dem Stift Hildesheim machen können, und obzwar 15) unstreitig sei, daß die Wohlfahrt des teutschen Reiches die Zusammenhaltung der österreichischen Macht und Länder erfordere, so scheine doch aus zwei Uebeln das geringste zu wählen und wenn eine Theilung ohne einen blutigen Krieg nicht gänzlich zu verhindern stehe, so sei es besser Preußen und Sachsen durch einen gütlichen Vergleich einigermaßen zu befriedigen, als Frankreich und Spanien von einem Krieg in Deutschland profitiren zu lassen, welcher Fall jetzo ganz nahe und hingegen das Uebel, so aus einer Schwächung Oesterreichs entstehen würde, entfernt sei, auch vielleicht nicht so groß sein dürfte, da das Exempel vorhanden wäre, daß Kaiser Leopold weder Italien, noch die Niederlande, noch so viel als seine Nachfolger in Ungarn gehabt und dennoch vermögend gewesen wäre, das teutsche Reich gegen Frankreich und die Türken zu schützen.[1])

So der Rath der Minister zu Hannover, die wir möglichst in ihrer eignen Sprache haben reden lassen. Den 15 zwingenden Gründen, welche für das Zusammengehen mit Preußen sprachen, haben sie allerdings acht Gegengründe folgen lassen, die aber nur Zweifel, keinerlei Behauptungen enthalten und offenbar keine andre Bestimmung haben, als dem Gutfinden des Souveräns auch die andre Seite zu zeigen und den Rathgebern den Rücken zu decken, wenn die Entscheidung doch anders fallen würde. Aber was sie eigentlich meinen und wollen, ist aus den 15 Absätzen und ihrem innern Zusammenhang unzweifelhaft klar zu erkennen.

Nahm man hinzu, daß diese Politik der Vermittelung ohne alle Gefahr, ohne jedes Opfer war, daß sie keinen Mann und keinen Schilling kostete, dafür aber die Gewinnung eines höchst streitbaren Verbündeten gegen Frankreich und sogar Vergrößerungen für Hannover in Aussicht stellt, so sollte man meinen, das englische Kabinet hätte nicht einen Augenblick darüber in Zweifel sein können, daß jede andre Politik als diese falsch und verderblich sein würde. Der Vertrag über die pragmatische Sanktion durfte es nicht irre machen, denn erstens hatte Friedrich die Erbfolge Maria Theresias gar nicht bestritten, sondern anerkannt und war sogar sie zu vertheidigen bereit, wenn in Schlesien seinem Rechte Genüge geschah, und zweitens hatten beide Seemächte aus dem Vertrag von 1731 durchaus keine unbedingte Verpflichtung

1) St.-A. zu Hannover.

zur Vertheidigung Oesterreichs hergeleitet, wie sie durch ihre Neutralität in dem Kriege aus Anlaß der polnischen Königswahl ganz unzweideutig an den Tag gelegt.[1]) Damals hatte sich Walpole auf die Unthätigkeit Hollands berufen. Dieselbe Berufung galt jetzt wieder, denn die Generalstaaten zeigten, so wie sie durch Friedrich, wegen ihrer in Schlesien angelegten Kapitalien beruhigt waren, nicht die mindeste Neigung, sich gegen Preußen ins Feuer hetzen zu lassen. Wichtiger war, daß sich die Lage Englands seit dem Ausbruch des Seekriegs mit Spanien gewaltig verändert hatte: sein dringendstes Interesse forderte, daß Frankreich gegen England nicht denselben Vorwand erhielt, den es 1733 gegen Oesterreich so erfolgreich benutzt hatte; um Frankreich abzuhalten, wenn nicht von einer Theilnahme am Seekrieg gegen England — dies zu verhüten war nicht möglich — so doch von einem Einfall ins Reich und einem Angriff auf das ohnmächtige Hannover, gab es kein sichereres Mittel, als schleunige Wiederherstellung des Friedens zwischen Preußen und Oesterreich und Stiftung eines machtvollen Bündnisses gegen Frankreich, dessen Grundlage dadurch gewonnen ward. In keinem Falle waltete irgend ein Hinderniß für England ob, der jungen Königin Maria Theresia und ihrem an England hängenden Staatssekretär Bartenstein die Lage, wie sie wirklich war, so dringend vorzustellen, daß sie rechtzeitig einsahen, was sie als es zu spät war doch einsehen mußten: auch eine bedeutende Abtretung in Schlesien sei ein geringes Opfer, um das Ganze zu retten, die Hilfe Englands aber mit seinen höchstens 24,000 Söldnern sei kein Ersatz für den Schaden und die Gefahr eines allgemeinen Kriegs um Sein und Nichtsein der Monarchie.

An der Macht des gesunden Menschenverstandes, oder vielmehr an dem natürlichen Scharfblick englischen Geschäftsgeistes müßte man verzweifeln, wenn Staatsmännern wie den beiden Walpole von alledem gar nichts eingeleuchtet hätte. Mit Genugthuung hören wir, daß gerade in der Zeit zwischen dem Tode Friedrich Wilhelms und dem Tode des Kaisers beide Walpole ihren alten Lieblingsplan von der Bildung einer festen Eintracht zwischen den so lang entfremdeten Häusern Braunschweig und Brandenburg mit dem Ernste aufgenommen haben, den ihnen die Rücksicht auf die vermuthliche Haltung Frankreichs in dem Seekrieg zwischen England und Spanien auferlegte. Endlich, heißt es, hatte der Minister das hartnäckige Widerstreben des Königs und das unsichere Schwanken des Kabinets überwunden. Auf sein Betreiben hatte Horace Walpole den Plan einer großen Verbindung gegen das Haus Bourbon ausgearbeitet, deren Seele der König von Preußen sein sollte, das Kabinet hatte den Plan gebilligt, er lag dem König zur Genehmigung vor, als — so wird hinzugefügt — der Tod des Kaisers und der Czarin Anna, der Erbanspruch Baierns und vollends der Einfall Friedrichs in Schlesien die ganze Lage Europas veränderte. Trotz-

1) S. S. 191.

dem soll das britische Kabinet die Königin Maria Theresia aufgefordert haben, die Freundschaft Friedrichs zu erkaufen durch Verzicht auf einen kleinen Theil ihrer Länder, um den Rest um so sicherer zu besitzen, die Königin aber habe nicht hören wollen, sondern unter Zurückweisung aller Vergleichsvorschläge einfach die vertragsmäßige Hilfe verlangt, und diese sei ihr dann auch „mit Rücksicht auf die laute Stimme der Nation und ihr Echo in den Reden der Opposition" im April 1741 gewährt worden, obgleich „nicht im Einklang mit den Wünschen und Ansichten des Ministers, der sich ernstlich um Herbeiführung eines Vergleichs bemüht hatte und dem nichts willkommen sein konnte, was die Unnachgibigkeit der Königin stärken mußte in einem Augenblick, da sie noch schwankend und unschlüssig war."[1]) Wäre diese Darstellung in allen Theilen richtig, so würde sie nur von neuem erhärten, wie sehr der einst allmächtige Minister seit seiner Fahnenflucht im Accisestreit und seit seiner Unterwerfung unter das Kriegsgeschrei der englischen Schmuggler und deren Wortführer im Unterhause die Wegsteuer des regierenden Staatsmannes verloren hatte. Allein sie ist nicht richtig. Mindestens haben den Gesinnungen Walpoles die Weisungen des Lord Harrington, noch mehr aber Aeußerungen und Handlungen des Königs so schroff als möglich widersprochen. Dem englischen Minister in Wien, Thomas Robinson, würden Weisungen in dem oben angedeuteten Sinne sehr erwünscht gewesen sein;[2]) aber er hat solche nicht erhalten. In einer Depesche vom 31. December schreibt er: Ich habe Alles gethan, um einen Bruch zwischen Oesterreich und Preußen hintanzuhalten, „wenn aber die beigeschlossenen Papiere in der Absicht geschrieben sind, aus dem König von Preußen einen ewigen und unversöhnlichen Feind zu machen, dann wird daraus mit Rücksicht auf die Zukunft für dieses Haus größeres Unglück hervorgehen, als der Verlust von fünf Schlesien". Das habe er vorher gesehen und deshalb bitte er wiederholt um seine Abberufung. Die Weisungen des Lord Harrington waren also weit davon entfernt, der Entmuthigung des Wiener Kabinets, d. h. dem raschen Friedensschluß mit Preußen zu dienen und das hat sich in den nächsten Monaten nicht gebessert, sondern verschlimmert, nicht wegen der „lauten Stimme der Nation", die in solchen Fragen unzurechnungsfähig war und außerdem wechselte wie Aprilwetter, sondern in Folge der höchst entschiedenen Eigenmacht, mit welcher König Georg II. in diese Dinge persönlich eingriff.

Der König ersah sich die Gelegenheit, seiner Autorität, die in England gleich null war, außerhalb Englands eine Domäne zu erobern, die von jener Zeit bis zu dieser Stunde eine seltsame Anomalie in dem parlamentarischen Staatswesen Englands bildet. Ueber die Köpfe seiner grenzenlos schwachen

---

1) Coxe, Walpole IV, 152—53 und 216. 2) S. die Anklage, welche Maria Theresia in einem Schreiben an ihren Londoner Gesandten Graf Ostein, 3. April 1741, gegen ihn erhebt. Arneth I, 391. Anm. 7.

Minister hinweg, hinter dem Rücken eines Parlaments, das außer für den Kampf um Ministerposten und Handelsinteressen nicht Sinn noch Ueberlegung hatte, trieb er europäische Politik auf eigne Faust, direkt gegen die Interessen Englands, gegen die Interessen Hannovers und gegen das Interesse auch Oesterreichs und Preußens, die ihm vertrauten und die er beide verrieth.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man liest, was dieser König durch den Grafen Ostein an Maria Theresia schreiben ließ. Aus seinem Munde meldete dieser am 27. Januar die Aeußerung: „Ich erkläre, daß ich mit aller meiner eignen Macht und mit den dänischen und hessischen Hilfstruppen gegen Preußen agieren werde.“ Desgleichen am 13. Februar: „E. K. M. sollen sich nur nicht mit Preußen vergleichen, man wird schon Mittel finden, den König in solche Enge zu treiben, daß Allerhöchst derselben der Schaden werde ersetzt werden, auch andre dabei sich des Ihrigen erholen könnten. Ihm, König von Preußen, müßte der Muth zu weiteren dergleichen Muthwillen benommen werden. Er, König von England, mache hierzu seinerseits alle möglichen Veranstaltungen.“[1]) Damit im Einklang schrieb Harrington noch am 28. Februar nach Wien: Vorbedingung jeder Hilfeleistung seitens der Seemächte sei, daß die Königin sich entschlossen zeige, „sich in keinen Vergleich mit den König von Preußen einzulassen, sondern sich aller Maßen bemühen werde, ihn aus Schlesien zu jagen“. Bei diesem Minister freilich schlug schon in ein paar Tagen der Wind völlig um. Am 5./16. März schickte er an Robinson eine Depesche, in der es hieß: der Kurfürst von Baiern, in dessen Land jetzt spanisches Gold massenhaft umläuft, macht Kriegsrüstungen im größten Umfang, die nur gegen Wien selbst berechnet sein können; ganze Banden französischer Truppen ziehen aus dem Elsaß nach Baiern unter dem Vorgeben, sie seien aus der französischen Armee desertirt, preußische Deserteure gehen denselben Weg. Solche Nachrichten und andre, an deren Richtigkeit der König nicht zweifeln kann, geben die Gewißheit, daß von den verschiedensten Seiten her Stürme im Anzug sind, die sich über dem Hause Oesterreich entladen und wenn nicht rechtzeitig vorgebeugt wird, unvermeidbar mit diesem Hause das Gleichgewicht der Mächte von Europa für immer begraben werden. Frankreich ist im Begriff die Maske abzuwerfen, offen gegen die Königin, für die Kaiserwahl des Kurfürsten von Baiern und dessen Ansprüche auf das ganze habsburgische Erbe in Waffen aufzutreten; es unterhandelt mit Preußen und schon ist ein Vertrag dem Abschluß nahe, worin es dessen Absichten auf Schlesien unterstützt und dafür dessen Unterstützung für den Gesammtumfang der bairischen Ansprüche gewinnt. Was folgt aus allem dem? Der dringende Rath, sich unter Vermittlung Englands mit Friedrich zu vergleichen, der bereit ist, sich mit Niederschlesien und Breslau zu begnügen und dann mit all seiner Kraft für Maria Theresias

---

1) Arneth I, 391. Anm. 7 u. 6.

Staaten und die Kaiserwahl ihres Gemahls aufzutreten.[1]) So der Minister, der mit einem Male wie umgewechselt war und im März einsah, was er schon im December hätte einsehen müssen. Welcher Art aber war die Politik, die der König selbst in eben diesen Märztagen trieb? Er schmiedete einen meuchlerischen Plan zur Theilung der preußischen Monarchie und stiftete eine Verschwörung mit Rußland, Sachsen und Oesterreich, um an den Staaten seines Neffen das Todesurtheil zu vollstrecken.[2]) Friedrich gewann Einblick in diese schmählichen Umtriebe. Am 2. April ließ er den Fürsten von Anhalt mit 30,000 Mann bei Göttin, südlich von Brandenburg, ganz dicht an der sächsischen Grenze ein Lager beziehen und dieser Wink mit dem Zaunpfahl übte auf die verwegenen Pläne des Grafen Brühl eine wunderbar abkühlende Wirkung aus, auch in Petersburg schlug die Stimmung um, das Ungewitter war zertheilt, als Friedrich die Schlacht von Mollwitz schlug, aber in die Politik des Königs Georg und seines kopf- und charakterlosen Ministers kam auch jetzt kein Sinn und Verstand, keine Ehre und keine Einheit.

Am 19. April hielt König Georg im Parlament eine welterschütternde Thronrede, in der er den Kreuzzug zur Vertheidigung der heiligen pragmatischen Sanktion verkündigte, den 12,000 Engländer mit 6000 Dänen und 6000 Hessen alsbald eröffnen würden und unter einem Strom thörichter Reden bewilligte das Parlament 300,000 Pfund Sterling Subsidien für Maria Theresia. Aber dies Aufwallen gesinnungstüchtiger Begeisterung hinderte nicht die Fortdauer einer schlechthin würdelosen Diplomatie. Während der König von England vor ganz Europa die Fahne eines Krieges bis ans Messer erhob, unterhandelte der deutsche Abgesandte des Kurfürsten von Hannover mit Friedrich, um gegen das Versprechen vollständiger Neutralität seines Herrn außer den mecklenburgischen Pfandämtern auch noch die Bisthümer Hildesheim und Osnabrück für Hannover herauszuschlagen. Danach kam im Namen desselben Königs von England, der eben mit dröhnendem Getöse nach Hannover auf den Kriegsschauplatz abgereist war, der Lord Hyndford, um seines Herrn gute Dienste anzubieten, damit die Königin Maria Theresia sich erweichen lasse, einige Herzogthümer in Schlesien aufzuopfern; aber ganz Niederschlesien mit Breslau, wie der König verlange, sei zu viel. Und gleichzeitig hetzten die englischen Gesandten Finch in Petersburg, Villiers in Dresden aus allen Kräften zum Kriege gegen Preußen.

Einzig und allein die heillose Diplomatie des Königs von England[3])

---

1) Harrington an Robinson 5./16. März 1741. P. R. O. 2) S. die Nachweise bei Droysen I, 225—26. 3) Ein sehr scharfes Urtheil über diese findet sich in einem Briefe von Robert Walpole an Trevor vom 15. Juli 1741, worin es heißt: Hätten wir den König von Preußen gewonnen, wäre es auch nur für sechs Monate, so würde diese Frist sowohl das Haus Oesterreich als England gerettet haben, der Cardinal hätte keinen ernsten Schritt gewagt, um die Länder des Hauses Oesterreich zu theilen oder dem Herzog von Lothringen die Kaiserkrone zu entziehen. Er hätte

trieb König Friedrich zu einem Schritte, den er freiwillig nie gethan haben würde, gegen den er sich Monate lang gesträubt und zu dem er sich erst entschloß, als er ein anderes Mittel der Nothwehr gegen die welfische Verschwörungspolitik nicht mehr hatte, am 5. Juni schloß er seinen Bundesvertrag mit Frankreich ab und dieser jagte das ganze trübe Gewölke auseinander und brachte den furchtbaren Ernst einer Lage ans Licht, über die man sich in Wien und London, in Petersburg und Dresden bisher gleichmäßig getäuscht.

Der Vertrag, über welchen der König erst mit dem regelmäßigen Gesandten Marquis de Valory, dann mit dem Marschall Belleisle unterhandelt, und den Podewils am 5. Juni zu Breslau mit dem ersteren unterzeichnete, hat in seiner schließlichen Fassung einerseits die Rechte, andererseits die Entschlußfreiheit Friedrichs vollauf gewahrt.

Der Vertrag[1]) zählte 8 Artikel und 4 geheime Separatartikel; in den letzteren lag der Kern desselben.

Im ersten der Geheimartikel gewährleistet Frankreich dem König von Preußen und all seinen Nachfolgern den ruhigen Besitz von ganz Niederschlesien mit Breslau; dagegen verpflichtet sich Preußen, in der neuen Provinz keine Veränderung zum Nachtheil der katholischen Religion vorzunehmen und tritt gleichzeitig zu Gunsten des Hauses Pfalz-Sulzbach und seiner Erben alle seine Rechte auf Jülich und Berg ab. Doch soll diese Abtretung erst dann in Geltung treten, wenn die Abtretung Niederschlesiens mit Breslau durch förmlichen Friedensvertrag von Seiten Oesterreichs zugestanden sein und dieser Vertrag die Gewährleistung Frankreichs, des Hauses Pfalz-Sulzbach, Spaniens, Schwedens und Baierns erhalten haben wird.

Im zweiten Geheimartikel verpflichtet sich Frankreich, zum Schutze Preußens gegen Rußland, das sich in allerlei feindliche Anschläge eingelassen hat, Schweden zum sofortigen Bruche mit Rußland zu treiben, während Preußen alsbald ein Bündniß mit Schweden zu schließen hat, welches diesem die Beruhigung gewährt, daß es in seinem Streben, Rußland die alten schwedischen Provinzen wieder zu entreißen, durch Preußen nicht gestört werden wird.

Im dritten Geheimartikel verpflichten sich beide Mächte, dem Kurfürsten von Baiern zur Kaiserwahl zu verhelfen.

---

gewühlt, intriguirt aber weder Geld noch Mannschaften zu solchem Zwecke aufgeboten. — But we have no great plan in view, or système suivi: we act by starts or fits; we will have this and that: another shall not have any thing without giving as what does not belong to us: the Dutch are good for nothing; such a prince is a rascal and such a minister a rogue; the pride and backwardness of Austria have made all offers and projects now a rope of sand: there are no two powers of a mind about measures to be taken to save England. Coxe, Memoirs of Lord Walpole II, 23—24.

1) Der ganze Text im Anhang der Mémoires du cardinal de Bernis I, 462—466. Zur Beurtheilung vgl. Droysen 274—278.

Im vierten verspricht Frankreich dem Kurfürsten von Baiern gegen Oesterreich mit allen Kräften beizustehen, ihn unverzüglich zu kraftvollem Auftreten in Stand zu setzen, ihm alle Hilfstruppen zuzusenden, die er zu seinem Schutze gegen jeden Angriff nöthig hat und in jedem Fall durch eine machtvolle Diversion beim Behaupten seiner Ansprüche behilflich zu sein.

Der französische Unterhändler Marquis de Valory[1]) bezeugt, daß Friedrich, solang er irgend Aussicht hatte, mit Oesterreich zum Verständniß zu kommen, von keinem Anschluß an Frankreich wissen wollte, daß erst die Entdeckung der meuchlerischen Liga, welche die Könige von England und Polen gegen ihn geschlossen, seinem Widerstreben ein Ende gemacht hat. Seine Selbständigkeit im Bündniß hatte er sich vollauf gewahrt. Der Verzicht auf Jülich und Berg kam ihm nicht schwer an, wenn er Niederschlesien mit Breslau dafür erhielt; die Uebertragung der Kaiserwürde auf das Haus Wittelsbach stimmte durchaus mit seinen Interessen im Reich; weitere Pläne Frankreichs gegenüber Oesterreich zu unterstützen, hatte er sich mit keinem Worte verpflichtet, und auch nur einen Tag länger im Bündniß zu bleiben, als bis Oesterreich Schlesien abgetreten, war er in keiner Weise gebunden. Immerhin hatte er von der Freiheit seiner Bewegung ein Erhebliches eingebüßt, als er nothgedrungen den Weltkrieg um die Kaiserwürde und die Erbfolge in Oesterreich entfesselte und mit dem Verlauf und Ausgang desselben sein eigenes Schicksal verknüpfte. Bis dahin hatte er das ganze Spiel in seiner eignen Hand gehabt. Den großen Krieg, der jetzt begann, hatte er nicht mehr in der Hand; wohin die unberechenbaren Wechselfälle dieses Krieges ihn führen würden, war am 5. Juni nicht vorherzusehen. Er versichert es uns ernstlich und wir glauben es ihm, denn es war sein Interesse, daß er um keinen Preis Oesterreich zertrümmern wollte, um danach mit den Kurfürsten von Baiern und Sachsen der Vasall Frankreichs zu werden. Was wollte der Cardinal Fleury und der Marschall Belleisle, der auf seiner Taschenkarte an dem Leichnam der österreichischen Monarchie unermüdlich kreuz und quer herumschnitt? Sie wollten vier Loose daraus machen, das größte mit Böhmen, Oberösterreich, Breisgau, Tirol sollte Baiern, ein zweites, Niederschlesien mit Breslau, sollte Preußen, ein drittes, Mähren und Oberschlesien, sollte Sachsen und den Rest sollte Maria Theresia haben. Auf das Gleichgewicht dieser so zurecht geschnittenen vier Mächte, sagt Friedrich, hätte Frankreich seine europäische Schiedsrichterstellung begründet, das wollte Friedrich nicht, das konnte er nicht wollen.[2]) Das hätte geheißen: „die Fesseln Oesterreichs brechen, um sich in die Frankreichs selber einzuschmieden". Aber der Lauf des Erbfolgekrieges gestaltete sich so, daß er, ohne es zu wollen, diesen Theilungsplänen dennoch dienstbar ward und sehr bald in eine Lage kam, in der er den vollständigen Sieg

1) Mémoires des négociations du Marquis de Valory. Paris 1820. I, 116—117.
2) H. d. m. t. c. 4.

der ihm verbündeten Franzosen, Baiern und Sachsen fast ebenso sehr fürchten mußte, als den der österreichischen Waffen.

Die große Aktion, welche Friedrich von seinem Schutzbündniß mit Frankreich erwartete, legte ihm eine peinliche Geduldsprobe auf: Woche für Woche verging, ehe das „unverzüglich" Erwartete und Verheißene nur in den Anfängen sichtbar ward. Aber unter seinen Feinden hatte schon das bloße Gerücht von dem geschehenen Abschluß Wunder gewirkt. König Georg war in Hannover, um sein pragmatisches Kreuzheer zu sammeln. In fassungsloser Bestürzung vernahm er die Kunde von einem Ereigniß, das seine schönsten Träume vernichtete. Es kam die Schreckenspost von dem vollständigen Scheitern des Angriffs, den Admiral Vernon im fernen Westindien auf Cartagena unternommen; von seinen 10,000 Mann Landungstruppen hatte er 8000 eingebüßt. Die 6000 Dänen kamen nicht, die 6000 Hessen ebensowenig und auch die 12,000 Sachsen blieben zu Hause. Verträge, Theilungspläne und Subsidien hatten plötzlich all ihren Zauber verloren. In Wien brachte Robinson die erste Nachricht von dem Breslauer Vertrag auf die Hofburg. Die Greise der Staatskonferenz „sanken in ihre Sessel zurück wie Todte". Walpole ließ bei Bartenstein die eindringlichsten Vorstellungen erheben, damit dieser seinen Widerstand gegen einen Ausgleich mit Preußen aufgebe.[1]) Aus Paris schrieb Wasner: 40,000 Franzosen seien im Marsch nach Baiern und Böhmen. Jetzt endlich gab Maria Theresia nach. Lord Hyndford ward beauftragt, dem König von Preußen Anträge zu machen und als Friedrich diese zurückwies, kam Robinson selber, um dem König ein österreichisches „Ultimatum" zu überbringen, von dem unbegreiflich ist, wie er sich überhaupt zu dessen Träger hergeben konnte. Im Lager zu Strehlen ward er am 7. August empfangen.

Robinson wird uns als ein Mann geschildert, den seine Leidenschaft, pathetisch von oben herunter zu deklamiren, allen zünftigen Diplomaten lächerlich machte und der von den Reizen der Königin Maria Theresia so erfüllt war, daß er sich im Lager zu Strehlen die Aeußerung entschlüpfen ließ, hätte der König von Preußen diese Frau gesehen, so würde er sich sterblich in sie verlieben und eher daran denken, die Zahl ihrer Kronen zu vermehren, als sie zu vermindern.[2]) Friedrich war auf den Mann vorbereitet und beschloß, ihm in seiner eigenen Münze zu zahlen.

In drei Staffeln rückte Robinson mit seinen Aufträgen heraus. Zuerst forderte er die Räumung von Schlesien gegen Zahlung von 200,000 Thaler. „Was," rief Friedrich, „hält man mich für einen Lump (gueux)?

1) S. den Brief an Robinson vom 25. Mai (5. Juni) 1741 bei Coxe, Memoirs of Lord Horatio Walpole II, 12ff. — Will Mr. Bartensteins fulsome compliments to the extraordinary zeal of the british nation, or pompous assurance of a readiness in the States to follow so generous an example increase 300,000 £ to a million, and make 10,000 men 30,000? Will the flourish of his pen conjure up new forces? 2) Valory I, 120.

Mit Geld will man mir ein Land abkaufen, das ich mit so viel Blut und Aufwand erobert habe? Und mit solcher Zumuthung beleidigt mich ein Hof, dessen Finanzen so zerrüttet sind, daß er nicht weiß, woher er für die dringendsten Bedürfnisse Geld schaffen soll? Nimmermehr, haben Sie Besseres nicht vorzuschlagen, so lohnt es nicht der Mühe, nur darüber zu reden." Dazu absichtlich theatralische Gesten als Ausdruck höchster Entrüstung.

Robinson trug sein zweites Gebot vor: den österreichischen Antheil von Geldern mit allem Zubehör und voller Souveränetät. Der König fragte Podewils: „Was fehlt uns denn noch von Geldern?" „So gut wie nichts, Majestät," lautete die Antwort.

„Auch das ist nichts als Bettelkram," sagte Friedrich dann zu Robinson. „Was, für solch ein Nest soll ich all meine gerechten Ansprüche auf Schlesien hingeben?"

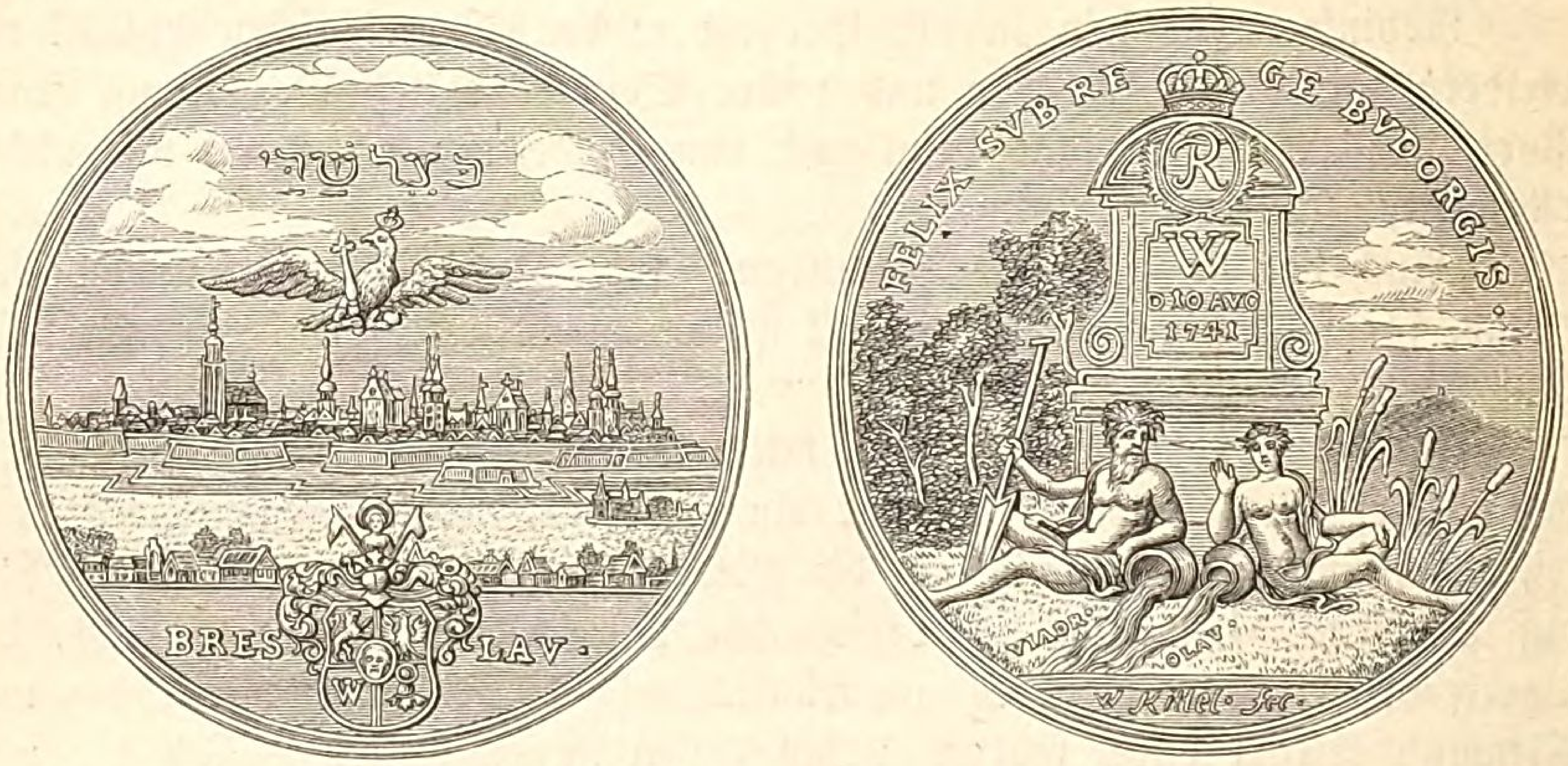
Als dann Robinson schließlich mit seiner letzten Reserve hervorkam und das Herzogthum Limburg bot, das ein so schönes, reiches, fruchtbares Land sei, da antwortete der König, auf die Niederlande habe er kein Recht, sondern auf Schlesien. Limburg zu verschenken habe Oesterreich kein Recht, der Barriere-Vertrag verbiete es ausdrücklich und die Generalstaaten, die noch Niemand gefragt habe, würden nichts davon wissen wollen. „Ich bin mich meinen neuen Unterthanen schuldig: ohne schwarzen Undank, ohne ehrlose Feigheit kann ich all diese Protestanten nicht verlassen, die mit ihren Gebeten, ihren Herzen mich nach Schlesien gerufen haben, um sie zu beschützen gegen die Verfolgungen der Oesterreicher, deren Rachsucht ich sie als Opfer hinwerfen würde. Mir selber bin ich mich schuldig und nie würde ich mich entschließen, durch schmähliche Selbsterniedrigung die Gefühle der Ehre zu verleugnen, mit denen ich geboren bin. Wenn es je geschehen sollte, daß ich mich soweit vergessen könnte, dann würden die Schatten meiner hochherzigen Ahnen aus ihren Gräbern steigen, sich an meine Fersen heften und mir zurufen: „Unglücklicher, erröthe vor Scham, du verräthst unser Recht auf Schlesien, verräthst deine Unterthanen, den preußischen Namen, deinen Ruhm, deine Mannesehre, du bist nicht mehr unser Sohn, nicht mehr unser Blut; geh, verkrieche dich in irgend eine Wildniß, wo man nicht weiß, was Tugend ist und nur Entehrte leben, die dir gleich sind. Nein, niemals soll man mir so etwas vorwerfen können, lieber ließe ich mich unter den Trümmern von Schlesien begraben, lieber stürzte ich mich mit meiner Armee in den Abgrund, als daß ich mich einer Handlung schuldig machte, die meiner Ehre und dem Ruhm des preußischen Namens entgegen ist."[1])

Ganz bestürzt zog Robinson ab.

---

1) Robinsons Bericht vom 9. August 1741 (am vollständigsten bei Grünhagen, Preuß. Jahrb. 1875. Bd. 36, S. 509 ff.) und der Bericht Friedrichs H. d. m. t. 1746, c. 3.

An demselben 7. August rückten Feldmarschall Schwerin und Prinz Leopold in der Stadt Breslau ein; Rath, Aelteste und Zünfte leisteten unverzüglich dem König von Preußen als ihrem König den Eid der Treue. Im Umsehen, ohne einen Tropfen Blut war das bisher neutrale Breslau eine preußische Stadt geworden, während über das gesammte pragmatische Lager ein Kriegssturm hinbrauste, dem schließlich keine Hoffahrt mehr Trotz bieten mochte.



Medaille auf die Eroberung von Breslau. Originalgröße; Silber.

Am 31. Juli waren baierische Truppen vor Passau erschienen und hatten die Stadt und die Festung Oberhaus besetzt. Am 4. August hatte Schweden Rußland den Krieg erklärt. Gleichzeitig sammelten sich zwei französische Heere, eines um nach Norddeutschland zu marschiren, ein zweites um den Baiern zu Hilfe zu ziehen, das letztere überschritt am 15. August den Rhein. Jetzt bat König Georg seinen Neffen flehentlich um Hilfe für sein theures Hannover und ließ Maria Theresia bestürmen, um jeden Preis mit Preußen Frieden zu machen. Auch Harrington war jetzt fest überzeugt, Preußen allein könne das Reich und den Protestantismus retten. Maria Theresia gewann die Begeisterung der Ungarn auf dem Reichstage zu Preßburg, aber Truppen gab diese Begeisterung nicht — zu Ende des Jahres waren von der ganzen Insurrektion nicht mehr als ein paar hundert Mann zur Armee abgegangen. Die einzige Armee Oesterreichs, die, welche unter Neipperg noch immer in Schlesien stand, konnten die Ungarn nicht frei machen. Das konnte nur ein Vergleich mit Preußen unter Abtretung von Niederschlesien. König Friedrich rettete Hannover, indem er ihm Neutralität erwirkte gegen die Zusage der kurbraunschweigischen Stimme bei der Kaiserwahl Karl Alberts: er rettete Oesterreich, indem er am 9. Oktober zu Klein-Schnellendorf mit General Neipperg die Abrede traf, kraft deren Oesterreich gegen Abtretung von Niederschlesien mit Neisse, das nur zum Scheine noch einige Zeit gehalten und belagert werden sollte, so lange Waffenruhe erhielt, als diese Abrede geheim blieb. Ueber die mündliche Abrede des Königs mit Neipperg hat Lord Hynd-

ford ein Protokoll aufgenommen, das von keinem der beiden Betheiligten vollzogen worden ist.[1]) Es war kein Vertrag und auch nicht der Vorläufer eines Vertrags, ein Vorgang, für den die Sprache der Diplomatie gar keine Bezeichnung hatte, für Maria Theresia aber in ihrer Bedrängniß von schlechthin rettendem Werthe.[2])

Dies die Geschichte der Vermittelung Englands, die damit anfing, daß sie ihre natürlichsten Aufgaben verleugnete, ihre schönsten Aussichten selbst zerstörte und damit endete, daß sie ohne Ehre und ohne Dank schließlich dennoch that, was sie ursprünglich mit Ehren und mit Gewinn sogar hätte thun können. Oesterreich aber, das so fest auf Englands Treue gebaut, war, wie Pitt sich ausdrückte, von diesem „aufs Eis geführt und dann schmählich im Stich gelassen worden". An dem österreichischen Erbfolgekrieg, dem England vorbeugen mußte und vorbeugen konnte, trug eine Politik den größten Theil der Schuld, die knabenhaft ungeschickt war in ihrem Handeln und tief treulos und unredlich in ihren Gesinnungen.

---

1) Droysen, S. 348—50. Der Text des Protokolls bei Garden, Histoire générale des traités de paix III, 262—264. 2) Der streng österreichisch gesinnte FML. Graf Rothkirch sagt von dieser Convention: „Als ein deutsch gesinnter, staatskluger Fürst wollte er (Friedrich) nicht Marien Theresien auf Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Ungarn beschränkt wissen, — nicht zugeben, daß das Haus Oesterreich, welches Jahrhunderte lang Deutschland gegen die ehrsüchtigen Pläne Frankreichs schützte, außer Stand gesetzt werde, es ferner zu thun und auf seinen Trümmern sich kleine Staaten erhöben, die unter sich, in herkömmlichem Zwist, unvermögend Frankreich zu widerstehen, nothwendig in Abhängigkeit von dieser Macht gerathen, und sie dadurch zur Herrschaft über Deutschland führen mußten. Es war ihm lieb, daß die Oesterreicher freie Hand bekamen, den Baiern und Franzosen zu widerstehen, um diesen Mächten zu zeigen, wie sehr sie der Preußen bedürften." Oesterr. M.-Z. II, 148.

II. Karl Alberts Kaisertraum und die Wiedererhebung Oesterreichs.[1])

Mit derselben Ausdauer, mit welcher Karl VI. auf Sammlung von Bürgen für seine pragmatische Sanktion bedacht war, hat der kurbairische Hof ein volles Menschenalter hindurch daran gearbeitet, sie zu untergraben; mit derselben Ausdauer, aber auch mit denselben grundverkehrten Mitteln. Weder Max Emanuel († 26. Febr. 1726) noch sein Sohn Karl Albert hat daran gedacht, durch sparsamen Hofhalt sich drückender Ueberschuldung zu entledigen, durch eine weise schöpferische Verwaltung die Hilfsquellen des Staates zu vermehren und, wie Friedrich Wilhelm I. in Preußen that, ein Heer zu schaffen, das seinen Gebieter zu einer Politik großen Stils befähigte. Auf französisches Geld, französische Hilfstruppen, französische Diplomatendienste hat insbesondere der letztere seinen ganzen Großmachtplan gebaut, so zuversichtlich gebaut, daß er sich fort und fort in prunkenden Hoffesten berauschte, während er die Armee unbedenklich verfallen ließ. Die ganze Art, wie dieser gutherzige, lebenslustige Fürst eine Aufgabe ergriff, deren furchtbaren Ernst er gar nicht ahnte, läßt eine Naivetät erkennen, die immer von neuem in Erstaunen setzt; jene Naivetät, der auf dieser Erde ein Gelingen nicht beschieden ist, so lange für Fürsten und Völker das unbarmherzige Schriftwort gilt: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen".

Wie Karl VI. seine Tochter Maria Theresia in dem festen Glauben aufwachsen ließ, daß ihr das ungetheilte Erbe des Vaters von Gottes und Rechts wegen zukomme, so hatte der Kurprinz Karl Albert von Baiern von Kindes Beinen an die Lebensregel empfangen, daß all sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet sein müsse, wenn der Kaiser ohne männliche Leibeserben sterbe, dem Hause Wittelsbach die Kaiserkrone und den Kern der österreichischen Monarchie als Hausmacht zu erwerben. Für diesen Plan hatte der Vater, Kurfürst Max Emanuel, schon 1714 in einem geheimen Vertrage die Unterstützung Frankreichs gewonnen, dieser Plan lag im Hinter-

1) C. Th. Heigel, Der österreich. Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII. Nördlingen 1877. — Jobez, La France sous Louis XV. v. III. — Geschichte des österreich. Erbfolgekrieges in der Oesterr. Militär-Zeitschr. III—IV. Wien 1827. — v. Arneth, Maria Theresia. Bd. II. Wien 1864.

grunde, als er die Hand der zweiten Tochter des Kaisers Joseph I., Maria Amalia 1722 für seinen Sohn gewann und das junge Paar unbedenklich alle Erbansprüche abschwören und die pragmatische Sanktion anerkennen ließ, denn seine eignen Ansprüche gründete er auf ältere Rechte, die nach seiner Auffassung durch das neue Hausgesetz nicht berührt wurden. Die unausgesetzte Verfolgung dieses Planes legte er dem Sohne, als dieser 1725 der gefeierte Gast Ludwigs XV. in Versailles war, in einem beweglichen Schreiben noch einmal dringend ans Herz: wenige Monate danach starb er und neunundzwanzig Jahre alt folgte Karl Albert in der Regierung, 26. Februar 1726.

Der junge Kurfürst handelte wie ihm sein Vater vorgeschrieben; am 12. November 1727 schloß er einen Bündniß- und Subsidienvertrag mit Frankreich ab; vier Jahre später (Herbst 1731) erhob er auf dem Reichstag im Verein mit Sachsen Protest gegen die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion durch das Reich; als er damit nicht durchdrang, schloß er mit dem Kurfürsten von Sachsen einen Freundschafts- und Bündnißvertrag zur gemeinsamen Wahrung der beiderseitigen Ansprüche auf das österreichische Erbe, und als sein Bruder, der Kurfürst Clemens August von Köln sich zu seinem großen Schmerz dem Kaiser anschloß, da unterrichtete er ihn von seinem festen Entschluß, im gegebenen Falle „als gerader Descendent und Erbe Ferdinandi Primi und seiner Gemahlin Anna" gegen das Erzhaus aufzutreten; dem Kriege, den er dafür mit Frankreich im Bunde unternehmen würde, auszuweichen, gebe es nur ein Mittel: das sei eine Doppelheirath zwischen seinen beiden Söhnen und den beiden Töchtern des Kaisers. Um seinen Bewerbungen Nachdruck zu geben, den widerstrebenden Kaiser einzuschüchtern, ließ er am 15. November 1733 durch seinen Gesandten in Versailles, den Prinzen von Grimberghen einen neuen Vertrag mit Frankreich abschließen und als die Vermählung Maria Theresias mit Franz von Lothringen (12. Februar 1736) die Doppelheirath vereitelt hatte, warf er sich auf den Gedanken, seinem Kurprinzen wenigstens die Hand ihrer jüngeren Schwester Maria Anna und mit dieser die Anwartschaft auf die deutschen Lande der österreichischen Hausmacht zu erwerben. Auch dieser Plan lief auf eine Theilung der Monarchie hinaus und schon deshalb war er, von dem Altersunterschiede der Erzherzogin und des Kurprinzen ganz abgesehen, für Karl VI. unannehmbar. Der Kaiser starb, bevor irgend ein Ausgleich gefunden war, aber auch mit Frankreich war Baiern nicht weiter als zu einer Verlängerung des Subsidienvertrags gelangt (16. Mai 1738), als Graf Perusa seinen Anwurf wagte.[1]) Wir kennen den Erfolg; die Niederlage des bairischen Erbanspruchs war eine vernichtende. Unter den in Wien versammelten Diplomaten hörte man hierüber, ohne Unterschied der Parteifarbe, nur eine Stimme und selbst Fleury schloß sich äußerlich der allgemeinen Verurtheilung an. Insgeheim allerdings ließ er dem Prinzen

1) S. S. 300.

Grimberghen die kräftige Unterstützung seines Hofes versprechen und er bewilligte ihm auch eine Zahlung von 400,000 Gulden Rüstungsgelder anstatt der Million, welche der Kurfürst verlangt hatte; aber ob von ihm in der Folge mehr als Geld und gute Worte zu erzielen sein würde, war im höchsten Maße zweifelhaft. Der Ausbruch des Seekriegs zwischen England und Spanien hatte die Lage Frankreichs gegen früher erheblich verändert. Schon im September 1740 hatte Fleury zugeben müssen, daß 22 französische Kriegsschiffe nach den amerikanischen Gewässern abgingen und im November hatte er in einem Manifeste England mit Kriegserklärung bedroht, wenn es seine Angriffe auf die spanischen Kolonien nicht einstelle. Der Krieg konnte also jeden Augenblick förmlich erklärt werden und angesichts dieser Lage hatte Frankreich wohl zu erwägen, ob ihm ein Doppelkrieg geboten sei oder nicht? Wohl hatte Frankreich ein Interesse daran, den Augenblick zur Schwächung Oesterreichs zu benutzen, aber sollte es marschiren lassen, um sich im Kurfürsten von Baiern eben das Gegengewicht wieder zu schaffen, das Oesterreich bisher gebildet? Wohl mußte ihm ein römischer Kaiser von Frankreichs Gnaden in der Person Karl Alberts lieber sein, als die Kaiserwahl des Lothringers, der vielleicht sogleich darauf ausging, sein lothringisches Stammland zurück zu erobern; aber war dazu Krieg nothwendig, war das nicht auf diplomatischem Wege mit den allbekannten Mitteln auch zu erreichen? Ging Frankreich nicht geradezu auf Eroberung deutscher Nachbarländer aus, so lag für seine Regierung zu einem kriegerischen Auftreten in Deutschland einstweilen nicht der mindeste Anlaß vor; die moralische Ermuthigung Preußens, die Geldunterstützung Baierns und Sachsens und der Kauf der geistlichen Kurstimmen für die Kaiserwahl reichte aus, um einen Brand zu entzünden und zu nähren, in dem ihm auf alle Fälle das Machtwort des Schiedsrichters sicher war, ohne daß deshalb auf weitergehende Entschließungen im Voraus verzichtet werden mußte. Solche Hintergedanken ließen sich freilich nicht eingestehen, denn Sachsen wartete auf Baiern, Baiern aber konnte ohne Aussicht auf französische Truppenhilfe nicht losschlagen und auch für seine umfassenden Pläne auf Preußen nicht rechnen; folglich durfte Baiern nicht auf den Verdacht kommen, daß es blos in den Krieg hinein gehetzt werden sollte, um wenn er fehlschlug im Stich gelassen zu werden. Und so erklärt sich die unglaubliche Doppelzüngigkeit, durch welche der Cardinal Fleury den ungeduldigen Kurfürsten von Baiern einerseits und die gläubig hoffende Maria Theresia andrerseits auf die Folter spannte. Zu einer anderen Politik als der des Brandstifters hinter dem Vorhang würde sich der achtundachtzigjährige Cardinal um so weniger entschlossen haben, als die innere Lage Frankreichs eben jetzt eine sehr schwierige geworden war,[1]) hätte

1) Tout est en état d'angoisse dans l'intérieur du royaume. Le mal s'accroit; les financiers ne veulent plus rien avancer schreibt d'Argenson am 4. Dec. 1740. Mémoires, Paris 1857. II, 199.

ihm nicht ein unternehmender Politiker das Departement der deutschen Dinge entwendet, wie ihm sieben Jahre früher die polnischen Dinge entwendet worden waren. Was damals Chauvelin gethan, that jetzt der Graf Belleisle.

Am 20. December war dieser ernannt worden, um als alleiniger Botschafter Frankreichs auf den Reichstag nach Frankfurt zu gehen, dessen Aufgabe die Wahl eines neuen Kaisers war. Was diese Ernennung bedeutete, hat der Marquis d'Argenson noch an demselben Tage mit richtiger Ahnung ausgesprochen. „Man hat gesagt, die Interessen des Friedens sind dem Manne anvertraut, der am meisten in Frankreich den Krieg will und vom Standpunkte seines Ehrgeizes aus mit Recht will, denn beim ersten Kanonenschuß soll er Marschall von Frankreich werden. — Dieser Mann wird in Deutschland mehr Ränke spinnen, als den Frieden pflegen. Seit kurzem erstaunt man über das Wachsen seines Einflusses am Hofe. Das kommt davon her, daß er sich für die deutschen Dinge ein System gebildet hat. Er hat für sein System Material von allen Seiten und einen Geist voll Feuer. Er ißt wenig, schläft wenig und denkt viel; das ist selten in Frankreich. Mit einem Worte, das er spricht, blendet er das Völkchen der Minister. Allem Anschein nach werden wir jetzt bald im Einverständniß mit Baiern sein und dann haben wir den Krieg. Wie unglücklich ist das Land, in dem wir leben."[1]) Das System des Grafen Belleisle ist uns in der Hauptsache schon bekannt;[2]) die Geschichte hat es gerichtet in einer Weise, welche die schlimmsten Befürchtungen der Friedensfreunde in Frankreich hinter sich ließ; die Laufbahn, die ihm die Verblendung des Hofes mit eben diesem System gestattet hat, gehört zu den Thatsachen, welche den Verfall der französischen Staatsleitung am grellsten beleuchten. Der Erfolg des militärischen Spaziergangs, den Friedrich von Preußen durch Schlesien gemacht, hatte die Kriegspartei in Versailles in einen förmlichen Taumel versetzt. Am 13. Februar 1741 ernannte der König sieben Marschälle von Frankreich, es war die erste öffentliche Ankündigung kriegerischer Absichten; der bekannteste unter den neu Ernannten war der jetzt 54jährige Graf Belleisle, der ein ganz tüchtiger Reiteroffizier war, die Lorbern des Feldherrn aber erst noch zu verdienen hatte.[3])

Mit der Bearbeitung der geistlichen Höfe von Mainz, Köln und Trier für die Wahl Karl Alberts begann der Marschall seine Thätigkeit als Wahlgesandter von Frankfurt aus; zu gleichem Zwecke begab er sich nach Dresden und von hier ins preußische Feldlager zu Mollwitz, wo er mit König Friedrich über die Grundlagen des Vertrages übereinkam, der sechs Wochen später von Valory unterzeichnet ward.[4])

Am 18. Mai erschien Belleisle auf Schloß Nymphenburg bei München, wo eben des Kurfürsten Hoflager war und kam hier gerade recht,

---

1) A. a. O. S. 200/201. 2) S. S. 345. 3) d'Argenson, Mém. II, 210/11. 4) S. S. 344.

um den glücklichen Abschluß von Unterhandlungen herbeizuführen, welche der spanische Gesandte Graf Montijo mit Graf Törring über ein spanisch-baierisches Kriegsbündniß gegen Oesterreich pflegte. Unter des Marschalls nachdrücklicher Vermittelung kam am 28. Mai 1741 das Vertragswerk zu Stande; Spanien versprach dem Kurfürsten monatlich 80,000 Gulden Kriegsgelder zu zahlen und außerdem eine einmalige Zahlung von 800,000 Livres zu machen, als Ersatz für den im spanischen Erbfolgekrieg erlittenen Schaden. Zweck des Bündnisses war, dem Kurfürsten von Baiern mit der Kaiserkrone einen zu vereinbarenden Theil der deutschen Lande Oesterreichs, und dem König von Spanien die italienischen Besitzungen desselben zu verschaffen. Dieser spanisch-bairische Vertrag vom 28. Mai ist der einzige, der zu Nymphenburg geschlossen worden ist; ein französisch-bairischer Vertrag aber ist zu Nymphenburg nicht geschlossen, sondern von den Feinden Baierns erfunden worden, um den Kurfürsten als einen Reichsverräther zu brandmarken, der dem König von Frankreich feierlich das Recht zugesprochen, deutsche Städte und Länder nach Belieben zu erobern und zu behalten, sich selbst aber ausdrücklich des Rechtes begeben habe, solche, wenn er Kaiser geworden, zurückzufordern. Daß dieser angeblich am 18. Mai zu Nymphenburg abgeschlossene und am 4. Juni zu Versailles ratificirte Traktat eine ganz plumpe Fälschung ist, haben zwei Forscher völlig unabhängig von einander mit inneren und äußeren Gründen schlagend dargethan;[1]) es ist unbegreiflich, daß trotzdem das Gespenst noch heute, sogar in ernsthaften Geschichtswerken umgeht. Hier seien nur die urkundlichen Thatsachen angeführt, die zeigen, daß gerade in den Tagen, in denen dieser Vertrag geschlossen worden sein soll, der Hof von Versailles jeden neuen Vertrag über die Verträge von 1714, 1727, 1733, 1738 hinaus ausdrücklich und entschieden abgelehnt hat, zum Verdruß des Marschalls Belleisle und zum großen Kummer des Kurfürsten.

Am 6. Juni 1741, also zwei Tage nach der angeblichen Ratifikation des angeblichen Vertrags, schrieb Belleisle von Nymphenburg aus an den Minister Amelot einen ausführlichen von mehreren Beilagen begleiteten Bericht, der für sich allein schon darthut, daß bis dahin gar kein neuer Vertrag zwischen Frankreich und Baiern kann geschlossen worden sein, denn er verlangt erst, was dieser schon gewährt haben soll. In dem Hauptbericht vom genannten Tage bezeichnet der Marschall als obersten Zweck, den sich der König von Frankreich gesetzt: zu verhindern, daß der Großherzog die Kaiserwürde erlange, zu bewirken, daß der Kurfürst von Baiern zum Kaiser erhoben und das Haus Oesterreich für immer gestürzt werde. Die Zeit sei

1) Droysen, der Nymphenburger Vertrag von 1741. Gelesen in der Berliner Akademie 10. Juli 1873 (Abhandlungen zur neueren Geschichte. Leipzig 1876. S. 227 ff. Der Text des gefälschten Vertrags ebendas. 256—262). C. Th. Heigel, Ueber den sogenannten Nymphenburger Traktat. Allg. Zeitg. 1873. Beilage Nr. 248/49. 5. u. 6. Sept. vgl. mit dessen österreich. Erbfolgestreit. S. 134 ff.

da, zur Erreichung dieses Zweckes die schneidigsten Mittel anzuwenden und mit Entschiedenheit gegen Oesterreich aufzutreten. Der König von Preußen sei zum Anschluß bereit, aber er wolle Beweise dafür, daß es Frankreich mit Unterstützung Baierns ernst sei. Der König von Polen zaudre nur, weil er an einen bairischen Feldzug gegen Oesterreich nicht glaube; ebenso der Hof zu Mainz, der an der französischen Hilfe zweifle: dieser Unglaube, dieser Zweifel sei allgemein und so lange diesem nicht durch Thaten ein Ende gemacht werde, sei an ein Schwinden der Sympathien für Oesterreich nicht zu denken. Thaten also will der Marschall sehen, zunächst bedeutende Zahlungen, und dann bedeutende Truppenhilfe; mit einer Million Gulden, entwickelt er in einer Beilage, sei dem Kurfürsten nicht geholfen, da die bairische Staatskasse die Mittel nicht habe, um eine große Armee zu unterhalten: es sei aber unumgänglich, wenigstens 50 Bataillone französischen Fußvolks und 20 Schwadronen Reiterei ins Feld zu stellen, solchen Feldzug müsse man entweder gar nicht oder mit genügender Sicherheit ruhmvollen Erfolgs beginnen. Von Mannheim aus schrieb Belleisle noch einmal am 11. Juni an Amelot, er möge die sofortige Auszahlung von drei Millionen an den Kurfürsten veranlassen. „In Bezug auf diese Geldfragen wäre angezeigt, daß der König eine Art Vertrag mit dem Kurfürsten abschlösse, oder daß dieser überhaupt etwas Schriftliches über Vermehrung und Dauer der Subsidienzahlung erhalte" — und nach dem zweiten Geheimartikel des gefälschten Vertrags wären dem Kurfürsten bereits am 18. Mai monatlich zwei Millionen Livres zugesagt gewesen!

Die weitgehenden Forderungen des Marschalls aber hat der Minister Amelot am 21. Juni abgelehnt und nur Aussicht auf ein Hilfskorps von 20,000 Franzosen, auf 2 Millionen Livres Zahlung und einen Vertrag darüber eröffnet. Der Marschall war mit diesem Bescheid so unzufrieden, daß er selber nach Versailles eilte; dort errang er in der entscheidenden Staatsrathsitzung vom 12. Juli[1]) einen vollständigen Sieg; ein Krieg großen Stils, der Ausmarsch zweier französischen Heere ward beschlossen, um mit Preußen, Baiern und Sachsen-Polen im Bunde die „Zergliederung" der österreichischen Monarchie vorzunehmen; den Verträgen, in welchen Frankreich die Anerkennung der pragmatischen Sanktion ausgesprochen, die Vertheidigung derselben gegen jeden Feind verheißen, ward nur das eine Zugeständniß gemacht, daß eine förmliche Kriegserklärung gegen Oesterreich unterbleiben und die französischen Truppen unter dem Namen „Hilfstruppen des Kurfürsten von Baiern" auftreten sollten. Belleisle schrieb am 21. Juli dem Kurfürsten: Alles sei gewonnen, am 15. August würde das Hilfsheer den Rhein überschreiten: „Besetzen Sie also Passau und sammeln Sie dort Lebensmittel, dieser erste Schlag wird den König von Preußen befriedigen." Aber Karl Albert wollte so ohne Deckung gegen mögliche Wechselfälle nicht vorgehen, er

1) Dies Datum entnehme ich der Notiz von d'Argenson, Mém. II, 226.

sandte einen Vertragsentwurf nach Versailles, um sich gewisse Bürgschaften für den Fall des glücklichen wie des unglücklichen Ausganges des Krieges zu verschaffen und Amelot antwortete am 9. August dem Prinzen von Grimberghen: ein neuer Vertrag sei ganz überflüssig; der in den alten Verträgen vorgesehene Fall sei eingetreten, den dort gegebenen Zusagen werde eben jetzt ausgibig Folge gegeben, neuer Versicherungen bedürfe es also nicht, höchstens von einem Abkommen in Bezug auf die Sicherheit und die Unternehmungen des Hilfsheeres könne die Rede sein — und lediglich ein Abkommen dieser Art, enthaltend neun Artikel über Oberbefehl, Verpflegung und Marschroute der Hilfstruppen, ist dann am 16. August zu Versailles durch Amelot und Grimberghen unterzeichnet worden. Der Kurfürst fand diese Abfindung durchaus ungenügend, und mit Recht. Auf die wichtigsten Artikel des Vertrags von 1727 war keine Rücksicht genommen. Daß der König von Frankreich den Unterhalt seiner Truppen zu übernehmen habe, war nirgends gesagt; welche österreichischen Gebietstheile im baierischen Besitz sein mußten, bevor die Hilfstruppen abziehen durften, ebenso wenig. Auf Treu und Glauben aber sich Frankreich anzuvertrauen, war nicht räthlich, seit man erlebt, daß dieses im Jahre 1739 hinter des Kurfürsten Rücken seinen Vertrag mit Oesterreich gemacht. Ohne sichernde Bürgschaften irgend welcher Art, aber auch ohne Verpflichtungen, die ihn entehrt haben würden, ist Karl Albert in das große Unternehmen eingetreten, in dem er nach kurzen Monden äußern Glanzes so schreckliche Wechselfälle erleben und schließlich ein so trauriges Ende finden sollte.

Für den Feldzug, den Karl Albert inzwischen mit seinem kleinen Heere eröffnet hatte, lag ihm eine schriftliche Anweisung Friedrichs von Preußen vor, datirt vom 29. Juni 1741 und durch den Ueberläufer Feldmarschall Graf von Schmettau ihm überbracht. Diese Anweisung verdient vollständige Wiedergabe, sie lautet: „Das Bündniß des Königs von Preußen zieht von dem Kurfürsten von Baiern einen großen Theil der feindlichen Streitkräfte ab: er kann daher niemals Vortheilhafteres thun, als wenn er seine Feinde angreift, so lange sie schwach sind. Um also einen großen Schlag zu thun, müßte er Passau, Linz einnehmen und längs der Donau geradenwegs auf Wien marschiren. Findet er Feinde auf dem Weg, so wird er sie mit leichter Mühe niederschlagen und indem er auf die Hauptstadt marschirt, schneidet er dem Baum Oesterreich die Wurzel ab und sein Sturz ist unausbleiblich. Außerdem trennt er Böhmen von Oesterreich, dadurch nimmt er diesem seine letzten Hilfsquellen und setzt es außer Stand, im nächsten Jahr zu fechten; wenn er dagegen die Operation noch länger verzögern sollte, so würden die Oesterreicher ein starkes Corps an ihre Grenze abrücken lassen; das würde den Krieg bedeutend erschweren und den Erfolg gefährden: es könnte sogar zu einem Wechsel des Kriegsschauplatzes führen, der statt in Oesterreich zu sein, wo er sein muß, sich dann leicht nach Baiern wenden könnte, was sehr nachtheilig wäre. Mein Rath wäre also, dieses große, ruhmvolle Unternehmen so bald als möglich zu beginnen und die Gunst der Zeit zu benutzen.

Auch wäre nöthig, mit dem König von Preußen ein Bündniß zu schließen, sich gegenseitig seine Eroberungen zu verbürgen mit einer Clausel, niemals, was auch geschehen könnte, Sonderfrieden zu machen."[1])

Die Richtigkeit dieser Anweisung leuchtete dem Kurfürsten ein. Durch das Drängen Friedrichs und seines Abgesandten ließ er sich bestimmen, noch vor Ankunft der Franzosen loszuschlagen; in der Nacht des 30./31. Juli rückte eine Abtheilung Baiern unter General Minuzzi von Schärding aus vor Passau, drang am Morgen in die Thore der unvertheidigten Stadt, besetzte sie und nahm alsbald auch die Feste Oberhaus ein, die der Fürstbischof von Passau auf die erste Aufforderung übergeben hatte; schon um die Mittagsstunde des 31. Juli konnte Minuzzi melden: „Passau ist unser und noch dazu ohne Blutvergießen". Vierzehn Tage später überschritt das französische Hilfskorps des Kurfürsten bei Fort Louis den Rhein; am 15. August eine erste Colonne von 10,000 Mann, in den nächsten Tagen folgten drei weitere nach, lauter Paradetruppen mit funkelnden Waffen und glitzernden Uniformen; ein überwältigender Anblick für die biedern Deutschen des schwäbischen Kreises, in dem die Atome der vielfarbigen Reichsarmee am buntesten durch einander lagen. Fünf Wochen ruhten die Baiern auf den Lorbern von Passau aus, um den unsäglich langsamen Anmarsch der französischen Hilfsvölker zu erwarten; „der Plan auf Wien," schrieb der Kurfürst am 10. August an Friedrich, „ist eine Idee, würdig des Herzens und Geistes Ew. Majestät, ich bewundere sie und brenne vor Begierde, sie auszuführen, aber leider fehlt mir — das schwere Geschütz". Endlich am 7. September begab er sich zu seinen Truppen, die bei Schärding lagen; am 11. brach er mit diesen auf, und von der Landesgrenze bei St. Wilibald aus sandte er einen Trompeter nach Linz, um die oberösterreichische Landschaft zur Unterwerfung unter den rechtmäßigen Erzherzog aufzufordern. Noch williger fast als die protestantischen Schlesier den Preußen, kamen Bauern, Bürger und Edelleute in Oberösterreich den einrückenden Baiern entgegen; am 14. September hatten diese Linz erreicht und die Stadtthore besetzt: bis hieher war nirgends Widerstand versucht worden; erst auf dem Wege nach der Enns kam es zu einigen unbedeutenden Scharmützeln mit Husaren; nachdem am 30. September auch die Enns überschritten war und so der Einmarsch in Niederösterreich begonnen hatte, kehrte der Kurfürst nach Linz zurück, um hier am 2. Oktober die feierliche Landeshuldigung entgegenzunehmen und diese fand statt unter einer Willfährigkeit der Bürgerschaft und der Stände, als hätte hier nie eine österreichische Obrigkeit bestanden. Mit weißblauen Bändern auf den Hüten trat die Bürgerwehr zusammen, um sich eine neue Fahne mit dem bairischen Wappen übergeben zu lassen. Ein Graf Starhemberg ritt dem Kurfürsten mit dem entblößten Schwert voran, ein Graf Hohen-

1) So der authentische Text in der P. C. I, 266/67. Abweichend in der H. d. m. t., c. 5.

fels hielt ihm den Steigbügel, beim Festzug, im Gottesdienst wie bei dem Banket war von einheimischen Edelleuten Alles erschienen, was nicht durch Hofämter an Wien oder Preßburg gefesselt war; selbst von den Prälaten fehlte nur einer, der krank war. Inzwischen hatte der unermüdliche Belle-isle in Frankfurt den Bündnißvertrag zwischen Baiern und Sachsen zu Stande gebracht, nachdem letzteres eingewilligt, als Abfindung aus der österreichischen Erbmasse Mähren mit dem niederösterreichischen Kreis Obermannhartsberg und Oberschlesien ohne Neisse anzunehmen (19. September 1741). Noch während des Huldigungsfestes zu Linz war die Nachricht gekommen, daß abermals 20,000 Franzosen bei Speier über den Rhein gekommen seien und den Marsch nach der Oberpfalz angetreten hätten: unter dem Leuchten der glücklichsten Gestirne ging Karl Albert durch Niederösterreich vor und am 21. Oktober stand er in St. Pölten, noch zehn Meilen von Wien, aber für den Marsch dorthin war es schon zu spät.

Vier Wochen früher hätte ein solcher glänzende Aussicht gehabt. Nach dem Urtheil österreichischer Fachmänner konnte Karl Albert am 26. September ohne Anstrengung mit einem stattlichen bairisch-französischen Heere in Wien eintreffen. Zu Wasser konnte aus Passau und Ingolstadt das Belagerungsgeschütz herangeführt sein; ob bei der Panik, die in Wien herrschte, Widerstand überhaupt versucht ward, war sehr zweifelhaft; länger als ein paar Tage hielten die Festungswerke, die im elendesten Zustande waren, sicher keinen Angriff aus. Der Fall der Hauptstadt aber entschied auch das Schicksal Böhmens, das abgeschnitten und von Truppen ganz entblößt war; König Friedrich, meint derselbe Gewährsmann, würde die Abkunft von Klein-Schnellendorf, durch die das Heer Neippergs frei ward, nicht geschlossen haben, und der moralische Eindruck des Erscheinens der bairischen Fahne auf den Wällen Wiens würde ganz unberechenbar gewesen sein.[1])

Weshalb hat der Kurfürst im September nicht gethan, was im Oktober nicht mehr möglich war? Weil die Franzosen, von denen er abhängig war, es nicht wollten und sie wollten es nicht aus demselben Grunde, aus dem er den Marsch wünschen mußte. Dem Grafen Schmettau fiel es nicht schwer, dem französischen Militärbevollmächtigten Marquis de Beauveau nachzuweisen, welch glücklichen Erfolg ein Sturm auf Wien haben würde; die Antwort war: „Ja, aber wenn wir Wien haben, braucht uns der Mann nicht mehr und das wäre durchaus gegen unsere Rechnung". Ganz ebenso dachte und handelte der Marschall Belleisle, der dem preußischen Kriegsplan aus allen Kräften entgegenwirkte. Dem Namen nach war Karl Albert Befehlshaber eines französischen Hilfsheeres, in Wahrheit war er Untergeneral des Marschalls Belleisle, der insgeheim durch den Kriegsminister förmlich ermächtigt war, je nach Bedarf das gerade Gegentheil dessen, was der Kurfürst anordnen würde, zu befehlen und befehlen zu lassen.[2]) Zu seinem tiefen

1) Graf Rothkirch in der österreichischen Militär-Zeitschrift III, 61. 2) Heigel a. a. O. S. 205 ff.

Schmerz wurde der Kurfürst inne, daß er als Werkzeug diente, wo er Werkmeister hatte sein wollen. „Die Franzosen," hat er später gesagt, „wollten nicht, daß ich Herr von Wien würde; ihr Gedanke war: den Einen durch den Andern zu schlagen und die Theilung des Löwen sich selber vorzubehalten."[1]) Auf Andringen, um nicht zu sagen auf Befehl der Franzosen, entsagte der Kurfürst dem Marsch auf Wien und wandte sich nach Böhmen. Unter den Mauern von Prag trafen mit den Baiern und Franzosen 21,000 Sachsen unter General Rutowsky zusammen; auf Andrängen des letzteren beschloß ein Kriegsrath der Verbündeten am 24. November, unverzüglich zum Sturm zu schreiten; in der Nacht vom 25./26. November wurde er von vier Seiten her zu gleicher Zeit unternommen und mit dem Morgengrauen war die ganze Stadt in den Händen der Stürmenden. Die 3000 Mann Besatzung ergaben sich kriegsgefangen, der Großherzog von Toscana hatte mit 40,000 Mann, worunter das Heer Neippergs war, Beneschau erreicht, er stand nur noch vier Meilen von Prag entfernt, als er die Hiobspost von dem Schicksal der Hauptstadt erhielt, deren Fall er mit etwas rascheren Märschen sehr wohl hätte hindern können. War es aber dazu einmal zu spät, so war der Beschluß, den der Kriegsrath jetzt faßte, links abzuschwenken, und durch starke Besetzung der Gegend zwischen Deutschbrod, Tabor, Bechin, Tein, Pisek und Strakonitz den Feind von Oberösterreich abzusperren, ganz gewiß der richtigste, den er wählen konnte. Der Erfolg hat das bewiesen. In Wien täuschte man sich darüber ebenso wie in Prag; das Geschrei, das dort über die Kopflosigkeit oder gar Feigheit der Generale erhoben ward, war um nichts begründeter, als die Siegeszuversicht, mit der man hier über den Abzug des Feindes höhnte. Kurfürst Karl Albert betrachtete sich als den Herrn des Landes, nahm am 7. December öffentlich den Titel eines Königs von Böhmen an und am 19. December fand unter berauschendem Prunk die Huldigungsfeier statt, an der sich 400 Reichsstände betheiligten. Dem Glück des König-Kurfürsten fehlte jetzt nur noch Eins, die Krone der römischen Kaiser; sie war ihm sicher, als er über Dresden nach München und von dort Anfang Januar nach Frankfurt reiste, aber sie schützte sein Land nicht vor unsäglichem Unheil. Am 24. Januar 1742 fand in der Bartholomäikirche zu Frankfurt die einstimmige Wahl Karl Alberts zum Kaiser statt und an demselben Tage fielen Linz und Passau wieder den Oesterreichern in die Hände; am 12. Februar ward unter Festlichkeiten aller Art die Krönung des Neugewählten vollzogen und zwei Tage darauf, am 14. Februar hielt der österreichische Parteigänger Menzel in München seinen Einzug, nachdem Hunderte von Dörfern und Flecken im Lande Baiern in Flammen aufgegangen waren unter den Händen der wildesten Kriegsvölker, die Oesterreich zu entfesseln hatte. Der Kaisertraum Karl Alberts endete in fürchterlichem Erwachen. Die Wiedererhebung der

1) Ranke S. W. 27/28. S. 465.



Karl VII. Deutscher Kaiser.

Nach dem Schwarzkunstblatt von J. A. Pfeffel (1674—1750);
Originalgemälde von Georg des Marés (1697—1776.)

Waffenmacht Oesterreichs hatte begonnen und das Stammland des eben gekrönten Kaisers wurde ihr erstes, wehrloses Opfer.

Während das Heer des Großherzogs von Toscana im oberen Böhmen die Preußen, Sachsen und Franzosen in Schach hielt, traten in Oberösterreich und Baiern Ereignisse ein, welche der gesammten Kriegslage die entscheidende Wendung gaben. Ein glücklicher Gedanke und ein schneidiger General haben zusammengewirkt, das Ungewitter zu zertheilen, unter dem Maria Theresia schien erliegen zu müssen. Der glückliche Gedanke war, mit den aus der Lombardei herbeigerufenen Regimentern in Oberösterreich und Baiern anzugreifen, während die Hauptmacht der Baiern und Franzosen in und um Prag versammelt war und der schneidige General, der diesen Plan ausführte, war der Feldmarschall Graf Khevenhüller, von sämmtlichen österreichischen Befehlshabern jener Tage der einzige, der mit wissenschaftlicher Bildung die rüstige Entschlossenheit des tapfern Soldaten und die Gaben des Feldherrn verband.

Sein Heer bestand aus etwa 16,000 Mann, wovon 8000 Mann Linieninfanterie, 4000 Mann Reiterei und 4000 Mann Warasdiner, Panduren und Grenzer von der Theiß und der Marosch waren. Seine erste That war die Zurückdrängung der Franzosen des Generals Grafen Segur, der Baiern des Generals Minuzzi aus dem Thale der Enns und ihre Einschließung in dem festen Linz, in dessen Umgebung er am 2. Januar 1742 den größten Theil seines Heeres versammelt hatte. In seinem Hauptquartier zu Wilhering traf am 21. Januar der Großherzog ein und überbrachte ihm das Bildniß der Königin und ihres Sohnes mit einem Handschreiben der ersteren, das auch hier seine Stelle finden mag, als Geistesdenkmal einer Fürstin, die wohl von sich sagen durfte: ich bin nur ein schwaches Weib, aber ich habe das Herz eines Königs. „Lieber und getreuer Khevenhüller,“ hieß es hier, „hier hast Du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben: was vermeinst Du, will aus diesem Kinde werden? Sieh, Deine gnädigste Frau erbietet sich Dir als einem getreuen Minister; mit diesem auch ihre ganze Macht, Gewalt und Alles, was Unser Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getrauest. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild; thue, was Du recht zu sein glaubst; sei blind in Verurtheilung der Meineidigen; folge Deinem in Gott ruhenden Lehrmeister in den unsterblichen Eugenischen Thaten und sei versichert, daß Du und Deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und allen Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, vor der Welt aber einen Ruhm erlangst. Solches schwören wir Dir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl. Maria Theresia.“ Im Beisein des Großherzogs beschloß der Kriegsrath am 22. Januar den Angriff auf den durch Hunger bereits mürbe gewordenen Feind. Eine kurze aber nachdrückliche Beschießung am Morgen des 23., ein wüthender Ansturm der Warasdiner und Panduren

auf die Vorstädte, die alsbald auf allen Seiten in hellen Flammen standen, hatte zur Folge, daß Segur Chamade schlagen ließ und durch einen Major um Capitulation anhielt. Unter überraschend günstigen Bedingungen wurde sie gewährt; mit der einzigen Verpflichtung, binnen Jahr und Tag nicht mehr gegen die Königin zu dienen, zogen Franzosen und Baiern mit Waffen, Gepäck und Geschützen am 24. Januar aus der Festung ab — zusammen 8100 Mann Fußvolk und 1500 Mann Reiterei. Und in denselben Stunden, da die Oesterreicher in Linz wieder einzogen, übergab der Bischof von Passau die Stadt sammt der Festung Oberhaus dem General Bernklau ohne Kampf. Oberösterreich war den Feinden entrissen: das war Khevenhüllers erster Erfolg, sein zweiter war die Eroberung von Baiern.



Graf Ludwig Andreas Khevenhüller.
Nach einem gleichzeitigen anonymen Kupferstich.

Noch während er mit dem Hauptheer Linz belagerte, hatten drei seiner Unterbefehlshaber den Krieg nach Baiern getragen. Es waren dies der Generalfeldwachtmeister v. Bernklau und die beiden tollkühnen Parteigänger Oberst Menzel und Franz v. d. Trenck. Menzel hatte mit seinen Theißer und Maroscher Grenzräubern schon am 8. Januar das feste Schärding besetzt, nachdem die schwache bairische Besatzung ohne Kampf aus diesem wichtigen Schlüsselplatz entlaufen war. Mordend und plündernd, sengend und brennend ergossen sich die wilden Steppenreiter über das wehrlose Land, während sein Kurfürst, der eilends nach der Feststadt Frankfurt mußte, zu seinem Schutze nichts hatte als entrüstete Proteste gegen so barbarische Kriegführung und flehentliche Hilferufe an den König von Preußen. Der Feldmarschall Törring wollte von Passau aus Schärding zurückerobern, aber

General Bernklau schlug ihn am 17. Januar in einem blutigen Gefecht, Schärding blieb den Oesterreichern, und eine Woche nach der Niederlage Törrings war auch Passau an sie verloren. Seitdem war an der Innlinie kein Widerstand gegen den Einmarsch der Hauptmacht mehr möglich. Dieser erfolgte Ende Januar. Am 30. rückte Khevenhüller nach Passau, seine Truppen besetzten Braunau und Burghausen; links der Donau rückte Trenck landeinwärts und nahm Deggendorf, Bernklau drang bis Landshut vor und schlug Törring ein zweites Mal. Inzwischen war FML. v. Stentsch mit einem neu gebildeten Heertheil aus Tirol herangekommen; am 12. Februar, dem Krönungstag des neuen Kaisers, brach er in Baiern ein. Traunstein und Rosenheim waren von ihm besetzt, als München aus Angst vor den Banditen Menzels mit diesem eine Kapitulation abschloß, die gegen eine Kriegsschatzung von 50,000 Gulden Leben und Eigenthum der Bürgerschaft sicherstellte. Menzel stand in München, Khevenhüller in Landshut; bis auf Straubing und Ingolstadt waren alle festen Plätze in den Händen der Oesterreicher und verwandelten sich in ebensoviel Bollwerke gegen den Landesherrn, das entwaffnete Land wurde von Panduren und Tolpatschen erbarmungslos mißhandelt und ausgesogen, während sein fürstlicher Herr als Kaiser Karl VII. in Frankfurt Gegenstand rauschender Huldigungen war. Seit der Einzugsfeier vom 30. Januar war dieser aus dem Festtaumel nicht herausgekommen, aber am 13. Februar schrieb er schmerzbewegt: „Meine Krönung ist gestern vor sich gegangen mit einer Pracht und einem Jubel ohne Beispiel, aber ich sah mich zu gleicher Zeit von Stein und Gichtschmerzen angefallen — krank, ohne Land, ohne Geld, kann ich mich wahrlich mit Hiob, dem Mann der Schmerzen vergleichen und kann nur auf Gott mein Hoffen setzen, auf ihn, der diese Uebel zuließ, der uns auch wieder Rettung senden kann.“

Der Schutzengel, auf den er hoffte, war Friedrich von Preußen, und dieser handelte auch zu seinen Gunsten, aber Rettung brachte er ihm nicht.

Die Giltigkeitsdauer der Abrede von Kleinschnellendorf (9. Okt. 1741) hatte Friedrich ausdrücklich von ihrer strengen Geheimhaltung abhängig gemacht. Nachweislich wurde das Geheimniß österreichischerseits gebrochen und zwar in der offenkundigen Absicht, Friedrich mit seinen bisherigen Verbündeten zu überwerfen.[1]) Friedrich war dadurch nicht im mindesten überrascht noch verstimmt, denn er gewann, wie er erwartet, die Freiheit seiner Entschließung wieder und konnte, an keinerlei Verpflichtung mehr gebunden, Gebrauch davon machen; das that er denn auch politisch und militärisch, politisch durch Beitritt zu dem Theilungsbündniß, das Baiern und Sachsen am 19. September zu Frankfurt gegen Oesterreich geschlossen und militärisch durch den Einmarsch in Mähren, der in Wien große Beunruhigung hervorrief.

---

1) Ranke a. a. O. S. 493ff. — Droysen, Friedrich der Große. I, 351.

In der Akte, durch welche Preußen am 1. November 1741 seinen Beitritt zu dem bairisch-sächsischen Theilungsvertrag erklärt, gewann es die Gewährleistung der beiden Kurfürsten für „all seine Lande, namentlich die neuerworbenen, Niederschlesien mit der Lisiere und die Grafschaft Glatz", es gewährleistete dafür auch den beiden Kurfürsten was sie besaßen und noch erobern würden, verpflichtete sich aber in keiner Weise, bei diesen Eroberungen mitzuwirken oder bis zu deren Gelingen im Bündniß zu bleiben. Baiern und Sachsen hatten sich wechselseitig verpflichtet, die Waffen nicht niederzulegen, bis sie sich in den Besitz der in Aussicht genommenen Gebiete gesetzt haben würden. Preußen hatte eine solche Verpflichtung nicht eingegangen.

Diesem Vertrage folgte am 4. November zu Breslau noch ein besonderer Vertrag mit Baiern, durch den Preußen außer der Garantie für Niederschlesien mit Breslau, Neisse mit der Lisiere von dem künftigen Kaiser für all seine Lande das ius de non appellando, d. h. die volle Gerichtshoheit, und das Recht der freien Werbung im Reiche erlangte, Karl Albert aber die ausdrückliche Garantie für Böhmen, Oberösterreich, Tirol, Vorderösterreich gewann, wohl gemerkt, wenn ihm gelang, diese Lande zu erwerben, beziehungsweise zu behaupten.

Noch vor Ende Oktober war Erbprinz Leopold von Glatz her in Böhmen eingerückt, um sich — den Franzosen zum Verdruß — in dem noch nicht ausgesogenen Lande Winterquartiere zu suchen; aus demselben Beweggrunde hatte Feldmarschall Schwerin Oberschlesien verlassen und war nach Mähren gezogen; hier hatte er am 27. December Olmütz besetzt und von hier aus unternahm Friedrich am 5. Februar 1742 die Diversion, durch die er dem unglücklichen Kaiser Karl VII. Luft zu machen hoffte.

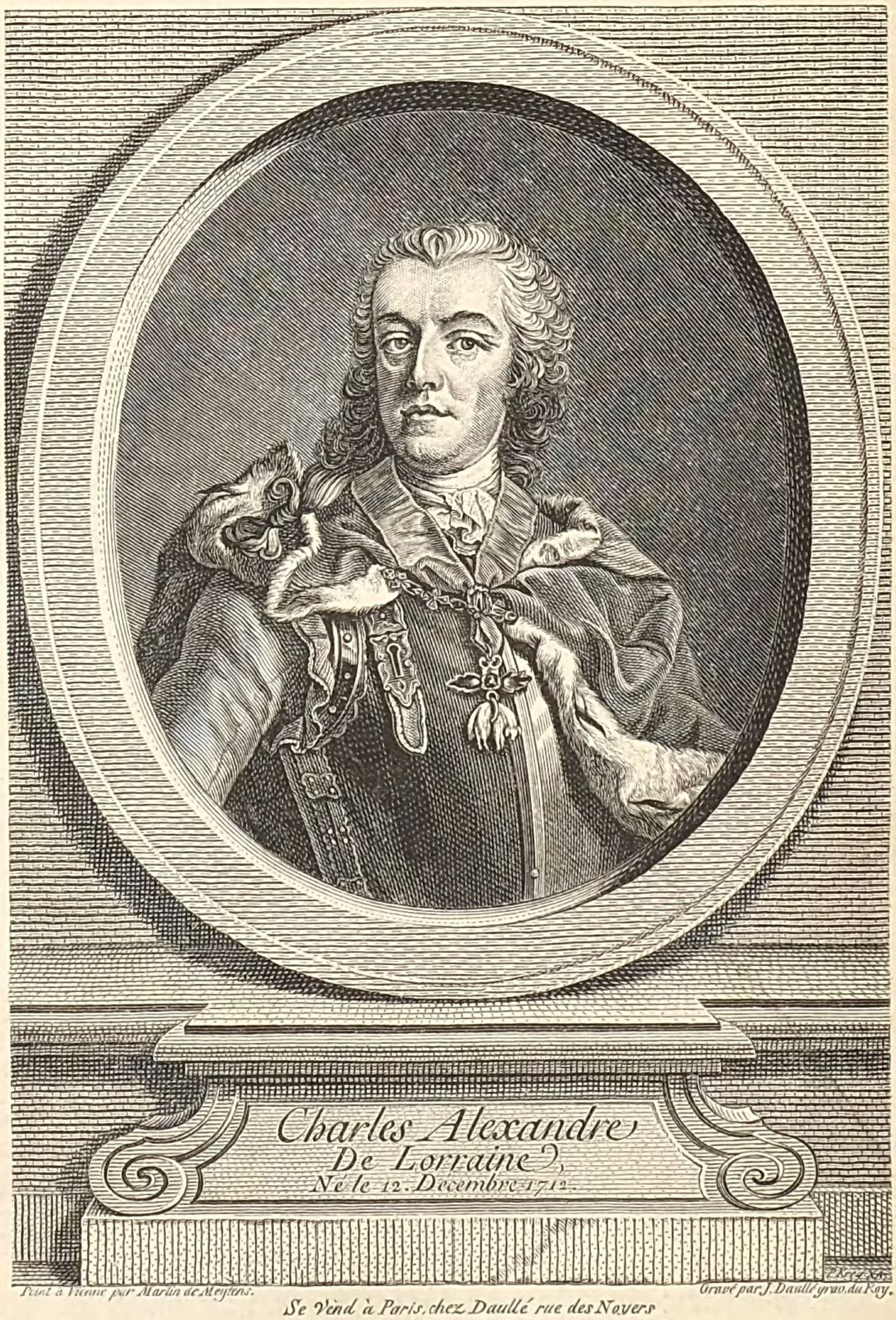
Durch persönliche Einwirkung auf den König von Polen, dessen Beichtvater Guarini und dessen Minister Graf Brühl, war ihm gelungen, sich der Mitwirkung der Sachsen zu versichern, denen ja Mähren einst zufallen sollte; am 5. Februar brach er in Olmütz auf, mit 30,000 Mann Preußen und Sachsen marschirte er der böhmischen Grenze zu, wo er am 15. Februar Iglau besetzte; seine Zietenhusaren schwärmten bis Stockerau und Korneuburg: in Wien herrschte größere Angst als zur Zeit, da der Anmarsch der Baiern und Franzosen befürchtet ward und Maria Theresia befahl Khevenhüller, sofort ein Armeecorps von 10—12,000 Mann nach Böhmen zu senden: „das Heil Unseres Erzhauses liegt an der Beschleunigung dieses Zugs" schrieb sie am 15. Februar. Mit tiefem Widerstreben fügte sich Khevenhüller diesem bestimmten Befehl; der Abmarsch eines ganzen Corps machte ihn zu jeder Offensive unfähig, gegen Friedrich aber glaubte er sei das Heer, das um Budweis so vortheilhaft aufgestellt war, vollkommen ausreichend und Wien selbst gegen einen Handstreich vollauf geschützt. Mehr als diese Schwächung Khevenhüllers, mit der aber dem Kaiser doch nicht geholfen war, hat Friedrich denn auch nicht erreicht mit seiner Diversion.

Entscheidendes hätte daraus nur hervorgehen können, wenn er selber geradenwegs auf Wien marschirte; das aber hat er unterlassen, weil er es eben nicht wollte. Der Zusammenbruch Oesterreichs, auch wenn er ihm noch möglich erschienen wäre, lag ja nicht in seinem Plan, folglich war sein Unternehmen gar nicht ernsthaft gemeint, es war ein Scheinmanöver, das Maria Theresia einschüchtern sollte, und völlig verfehlt, wenn es diese Wirkung nicht erzielte.

Kraft eines jener „Mirakel des Hauses Habsburg", über die sich Friedrich so oft zu beschweren hatte, trafen gerade jetzt die englischen Subsidiengelder im Belauf von 300,000 Pfund in Wien ein, die seit vielen Monaten erwartet, immer durch Transportschwierigkeiten aufgehalten worden waren; ihr Eintreffen machte der allerempfindlichsten Geldnoth ein Ende. In Ungarn war das Aufgebot (Insurrektion) endlich zu Stande gekommen; das Wiedererscheinen Friedrichs im Felde hatte auf die Rüstung wunderbar beschleunigend eingewirkt. So kamen dem Heere in Böhmen aus Baiern und Ungarn Verstärkungen zu, die ihm gegen jeden der drei Feinde eine erdrückende Uebermacht in Aussicht stellten und an der Spitze desselben stand jetzt ein Feldherr, dem Maria Theresia zutraute, daß er mit dem Feuer und der Kraft der Jugend der ganzen Kriegführung einen neuen Schwung verleihen würde.

Dieser Feldherr war ihr Schwager, der stattliche Prinz Karl von Lothringen, der freilich schon in den ersten Tagen seines Commandos bewies, daß man sehr jugendlich sein kann an Jahren und Temperament, ohne auch nur einen Funken von Feldherrngaben zu besitzen. Der jugendliche General, der so schöne militärische Aufsätze schrieb, zeigte im Feldlager eine geradezu mitleiderregende Unschlüssigkeit. „Wen soll ich angreifen, die Franzosen, die Sachsen oder die Preußen?" so fragte er unaufhörlich in Wien an und aus Wien kam ihm regelmäßig die allein angemessene Antwort: Das muß der Feldherr an Ort und Stelle wissen; nicht fragen, sondern schlagen ist seine Sache. Der Prinz versammelte in Neuhaus am 4. März einen Kriegsrath und der entschied: zuerst muß der stärkste Feind geschlagen werden, das sind hier die Preußen und Sachsen. Aber der Prinz beruhigte sich dabei nicht: er fragte noch den FML. Graf Brown, der wegen Krankheit dem Kriegsrath nicht beigewohnt, und der sagte: „im Gegentheil, schlagen wir die 12,000 Mann des Marschalls Broglie, dann ziehen die Sachsen von selber ab und die Preußen folgen ihrem Beispiel." Was thun? dachte der unglückliche Prinz; in seiner Noth fragte er neuerdings in Wien an und dort entschied gegen Bartenstein, der für den Angriff auf die Franzosen stimmte, der FM. Graf Königsegg, dem Maria Theresia beitrat, für den Angriff auf die Sachsen und Preußen. Der Eilbote aber, der diesen Befehl überbringen sollte, fiel preußischen Streifern in die Hände. Aus seinen Papieren erfuhr Friedrich das Vorhaben des Feindes, ihm mit der Hauptmacht von Böhmen auf den Hals zu gehen, während die ungarischen Truppen

ihm in die Flanke fallen sollten. Da auf die Sachsen kein Verlaß war, blieb ihm nichts übrig als Mähren zu räumen und sich nach Böhmen zu ziehen. Dies that er und langsam folgten ihm die Oesterreicher. Im Com-



Karl Alexander, Prinz von Lothringen.
Nach dem Stiche von Jean Daullé (1703—1763); Originalgemälde von Martin van Meytens (1695 oder 1698—1770).

mando der böhmischen Armee war wiederum eine Veränderung vor sich gegangen. Prinz Karl war selbst nach Wien geeilt, um sich einen strategischen Mentor auszubitten und diesen hatte er in der Person des greisen FM.

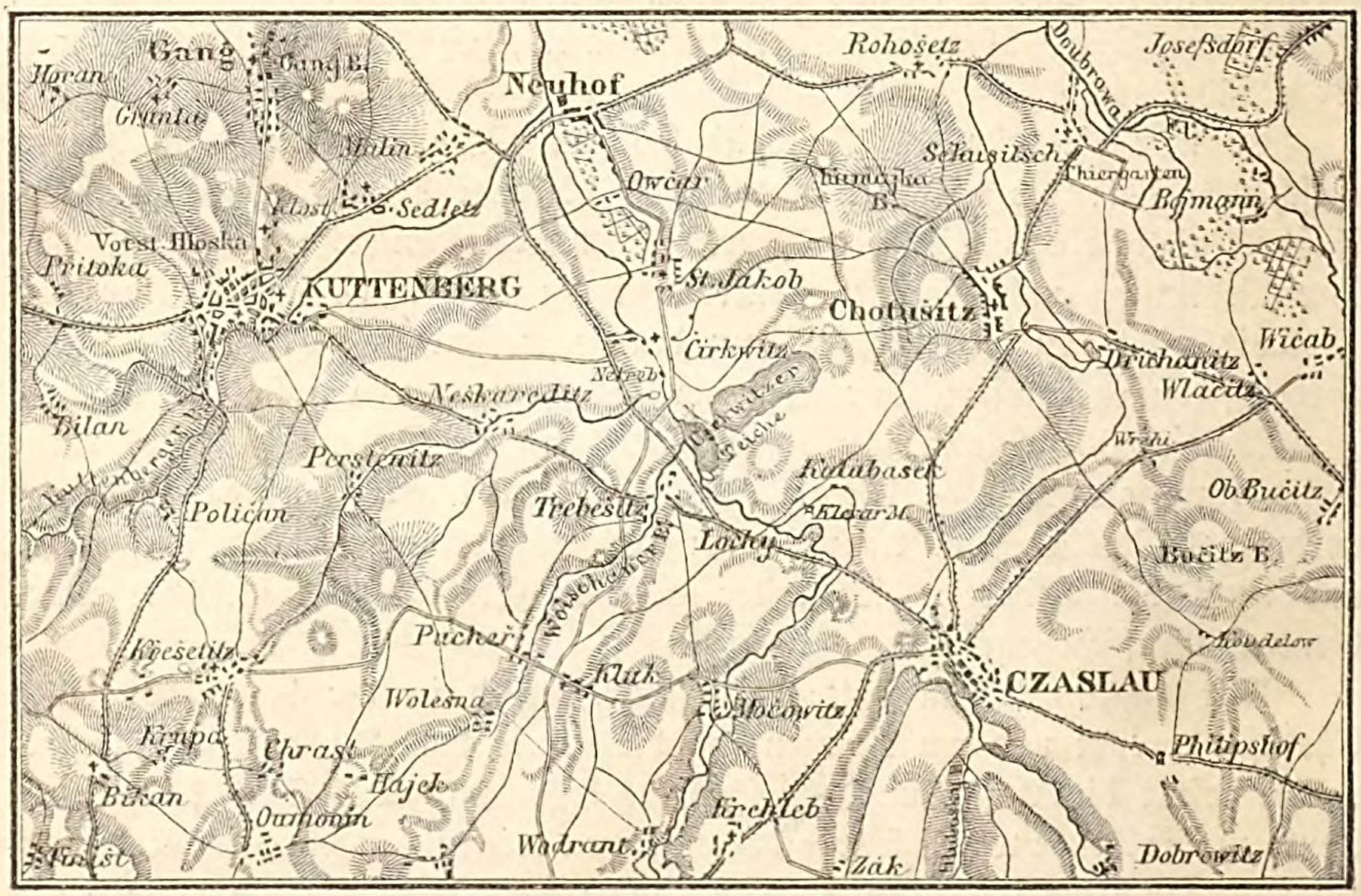
Graf Königsegg erhalten, der durch seine sprichwörtliche Bedächtigkeit das heiße Temperament des alten FM. Fürst Lobkowitz ermäßigen und mit dem Schatz seiner Erfahrungen der Unkunde des Prinzen zu Hilfe kommen sollte. So theilten sich drei Feldmarschälle in ein Amt, das seiner Natur nach nicht getheilt werden kann. Am 10. Mai 1742 beschlossen die drei Feldherren in einem Kriegsrath, der hart an der böhmischen Grenze im Kloster Saar stattfand, unverzüglich auf Prag zu marschiren und diese Stadt wieder zu erobern. Sie wußten, daß Friedrich bereits in Chrudim stand und nahmen an, daß er sich hinter die Elbe zurückziehen und so ihnen den Weg freilassen werde; andernfalls waren sie entschlossen, ihm eine entscheidende Schlacht zu liefern und eine solche fand am 17. Mai in der Ebene zwischen Chotusitz und Czaslau statt, nordwärts der großen Straße, welche aus Saar über Chotieborz, Willimow, Czaslau, Kuttenberg nach Prag führt.

Es war die erste, die Friedrich bis zum Ende geleitet und in Person entschieden hat: die erste, in welcher die Reiterei der Preußen sich ihrem Fußvolk völlig ebenbürtig, der österreichischen überlegen zeigte. Hierauf ruht ihre Bedeutung und hierauf allein; in ihren Folgen ist sie mit der von Mollwitz nicht von fern vergleichbar; denn zum Frieden waren beide Theile vorher schon entschlossen, nur über die Bedingungen waren sie noch uneins.

Mit 30,000 Mann der besten Truppen, die Oesterreich hatte, rückte Prinz Karl am Morgen des 17. Mai auf der leicht gewellten Hochebene nordwärts Czaslau zum Angriff vor: das Fußvolk in zwei Treffen, rechts und links die Reiterei, hier unter General Graf Batthyany, dort unter General Graf Hohenembs.

Mit 18,000 Mann hatte Erbprinz Leopold in der Nacht das Dorf Chotusitz erreicht und am Morgen auf die Kunde vom Anmarsch der Oesterreicher sofort die Aufstellung zur Schlacht begonnen. Das Dorf bildete sein Centrum, die Teiche von Czirkwitz deckten seinen rechten, der Park von Sehusitsch seinen linken Flügel. Beim ersteren langte der König mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen von Kuttenberg aus gerade noch rechtzeitig an, um den Erbprinzen gegen einen Ueberfall zu schützen. Der König war's, der mit der Reiterei des rechten Flügels den Kampf eröffnete, als der Erbprinz seine Schlachtaufstellung noch nicht vollendet hatte. In rasendem Ansturm warfen sich Buddenbrocks Kürassiere und Rothenburgs Dragoner auf den linken Flügel der Oesterreicher, sprengten deren Reiterei in wildem Getümmel auseinander, mußten aber vor dem Feuer der Infanterie wieder zurück. Inzwischen hatte der rechte Flügel der Oesterreicher einen wüthenden Angriff auf Chotusitz gemacht, das Dorf erobert, in Brand gesteckt und war bis ins Lager der Preußen vorgedrungen; um Lager und Dorf erhob sich nun ein blutiger, erbitterter Kampf, an dem alsbald auch das Fußvolk des Centrums mit größtem Nachdruck Theil nahm. Stundenlang schwankte die Entscheidung; da ließ König Friedrich seinen rechten Flügel auf einer Höhe in der Linken

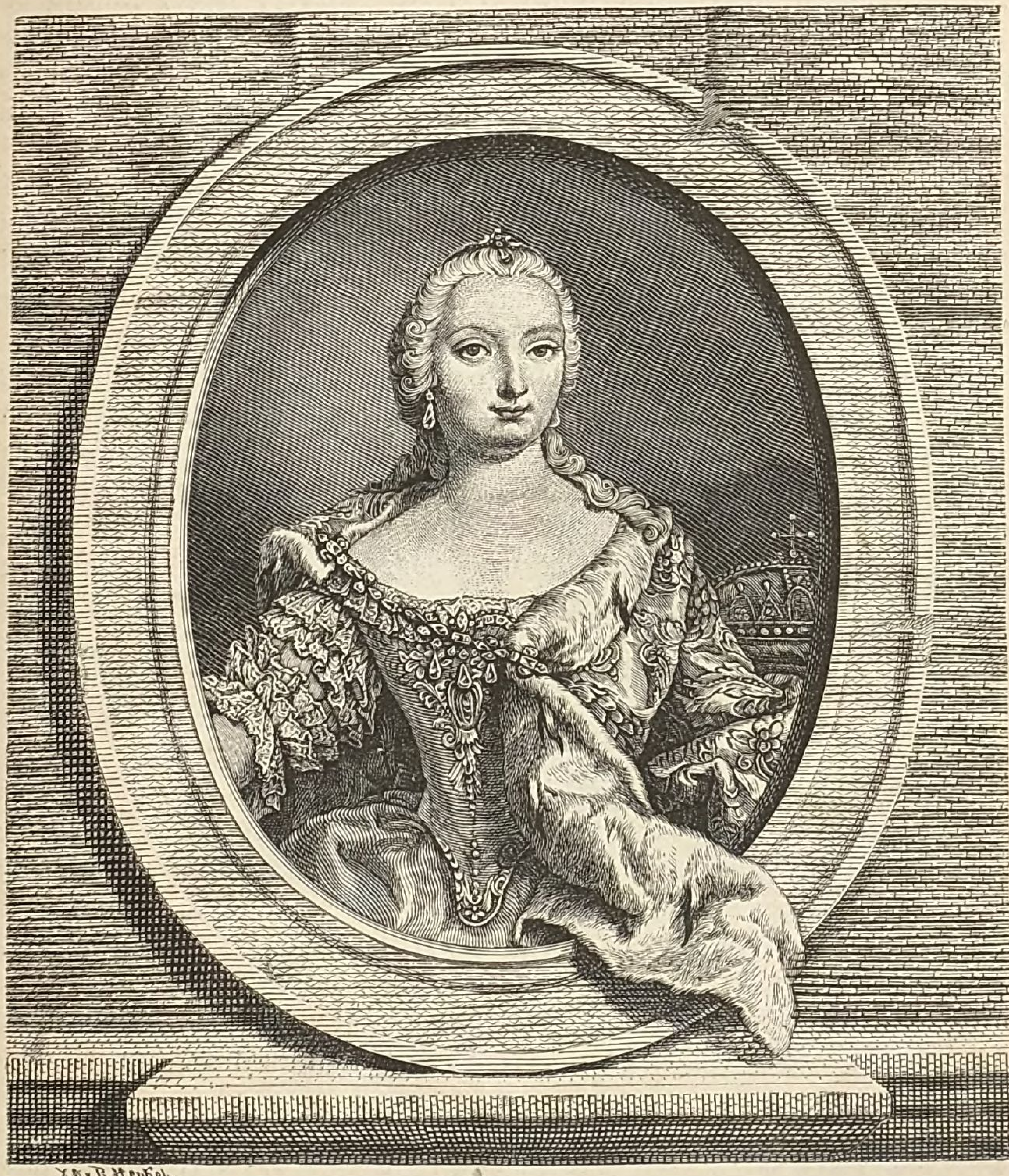
des Feindes aufmarschiren und hier aus 76 leichten Feldgeschützen ein Feuer eröffnen, das eine zerschmetternde Wirkung hatte. Der Kampf um Chotusitz hatte schon dadurch eine überraschende Wendung genommen, daß die Oesterreicher des rechten Flügels über dem Plündern des preußischen Lagers Schlacht, Befehle, Zucht, Ordnung, kurz Alles vergaßen; als jetzt das fürchterliche Geschützfeuer in die völlig ungedeckte linke Flanke fiel, sah Prinz Karl ein, daß er nicht mehr an den Sieg, nur noch an die Rettung eines sonst verlorenen Heeres zu denken habe und so that er, was er thun mußte. Um 12 Uhr ließ er zum Rückzug blasen, hinter Czaslau sammelten sich die zerrissenen Theile seines Corps und in Willimow machten sie Halt, von den Preußen nicht verfolgt.



Karte der Gegend: Kuttenberg-Czaslau-Chotusitz.

Die Stunde des Friedensschlusses hatte geschlagen; wäre daran noch ein Zweifel gewesen, die Kriegführung der Franzosen in Böhmen hätte ihn entfernt. Während die Hauptmacht der Oesterreicher den Preußen folgte, hätte Broglie gegen den Rest, der in Budweis stand, leichtes Spiel gehabt; er hatte nichts weiter unternommen, als daß er Frauenberg gegen einen Angriff des FM. Lobkowitz durch ein glückliches Treffen bei Sahay behauptete; nach der Schlacht von Chotusitz aber sah er der Vereinigung der beiden österreichischen Heere unthätig zu und ließ sich durch sie von Frauenberg auf Pisek und schließlich nach Prag zurückdrängen. Für solchen Verbündeten sich aufzuopfern, war eine Zumuthung, die selbst Belleisle, als er am 2. Juni bei Friedrich eintraf, nicht zu stellen wagte; am 11. Juni schloß Podewils mit Lord Hyndford zu Breslau den Vorfrieden ab. In dem fünften

Artikel des Vertrags trat Maria Theresia „das niedere und obere Schlesien bis auf Teschen, Troppau und das Land jenseits der Oppa und des hohen Gebirges, sowie die Grafschaft Glatz" für sich und ihre Nachkommen an den König von Preußen ab, wofür dieser allen Ansprüchen an die Königin, welcher Art sie sein mochten, entsagte.



Maria Theresia.
Nach dem Stiche von Jean Daullé (1703—1763). Originalgemälde, 1743, von Martin van Meytens (1695 oder 1698—1770).

Seit dem Frieden mit Preußen hatte die Fortdauer des Erbfolgekrieges keinen Sinn mehr. Der Marschall Belleisle sah sein „System" in Scherben auf der Erde; Sachsen war ohnmächtig, Baiern in den Händen Oesterreichs,

der Marschall Broglie in Prag wie in einer Mausefalle; der alte Fleury winselte förmlich nach Frieden und würde mit Freuden den Kaiser aufgeopfert haben, wenn er dafür den unversehrten Abzug der Armee Broglies hätte erkaufen können. Der Krieg hat noch sechs Jahre im größten Umfange fortgedauert und trotz ungeheuren Blutvergießens in den Machtverhältnissen der Betheiligten diesseits der Alpen nicht das Mindeste mehr, jenseits derselben nur sehr wenig verändert, das Ende war in der Hauptsache doch nur die allseitige Anerkennung der Lage, welche der Breslauer Vertrag vom 11. Juni 1742 festgelegt. Weshalb ist es nun, müssen wir fragen, im Sommer 1742 zu keinem Frieden gekommen?

Die Antwort ist, weil Maria Theresia ihn nicht wollte und weil ihr Kriegseifer genährt und unterstützt ward durch die Abenteurerpolitik König Georg II. von England und seines neuen Ministers Lord Carteret. Maria Theresia suchte Ersatz für Schlesien und bestand darauf, daß dieser auf Kosten Baierns gesucht werde; den Kurfürsten selber hoffte sie auf Kosten Frankreichs mit Elsaß, Lothringen und Burgund zu entschädigen, daraus folgte Fortdauer des Krieges mit Frankreich und Baiern. In Italien waren ihre Waffen im Bunde mit denen des Königs Karl Emanuel III. von Sardinien gegen die Spanier entschieden glücklich gewesen; die Verbündeten hatten sich im Juni 1742 des Herzogthums Modena bemächtigt und das Heer des Herzogs von Montemar zu einem Rückzug gezwungen, auf dem es durch Desertion und Krankheit fast die Hälfte seiner Mannschaften verlor. Um nun den immer ländergierigen Verbündeten nicht mit Stücken der Lombardei belohnen zu müssen, wollte sie Neapel und Sicilien wieder erobern und das letztere zur Entschädigung dem Hause Savoyen geben. Hieraus folgte Fortdauer des Krieges mit Spanien. Für beide Kriege standen ihr englische Subsidien, englische Schiffe und in den Niederlanden sogar auch englische Soldtruppen zur Verfügung. Ohne diesen mächtigen Rückhalt würde Maria Theresia die dringenden Friedensanträge Fleurys und Belleisles nicht so schroff von der Hand gewiesen und dem an sich begreiflichen Drange, den alten Sünder in Versailles so recht von Herzen büßen zu lassen für all' seine Hinterlist, nicht so leichthin nachgegeben haben. Die Fortdauer des Krieges in Böhmen und Baiern nun hat den französischen Waffen nichts als Schande und Unglück, den österreichischen dagegen nicht den kleinsten Lorber eingetragen.

Das vereinigte böhmische Heer stand unter Oberbefehl des Großherzogs Franz um Prag herum, mit dem Auftrag, die Franzosen, die darin waren, zu „vernichten". Der Großherzog besann sich vier Wochen, bevor er am 26. Juli mit der förmlichen Belagerung den Anfang machte. Broglie hatte schon durch zwei Ausfälle den Belagerern die empfindlichsten Verluste beigebracht, als Ende August die Schreckensnachricht kam, ein neues französisches Heer unter Marschall Maillebois sei trotz des englischen Heeres in Flandern unterwegs, um Prag zu entsetzen. Um dies Heer auf dem Marsche

zu schlagen, hob der Großherzog am 12. September die Belagerung von Prag auf, zog nach der böhmischen Grenze, rief Khevenhüller zu seiner Hilfe herbei, aber er schlug den Marschall Maillebois nicht, hinderte ihn auch nicht, in Böhmen einzurücken, sondern verlegte ihm nur den Weg nach Prag, und der Marschall fand sich in sein Schicksal. Nachdem er sich in der Umgegend von Eger etwas umgesehen, kehrte er am 27. Oktober nach der Oberpfalz zurück, wo er bei Neustadt an der Nab ein Lager bezog. An demselben Tage rückte Marschall Broglie mit einem Theil des französischen Heeres aus Prag aus, um über Sachsen nach Baiern zu ziehen, während Marschall Belleisle mit der Hauptmacht in der Stadt zurückblieb, unter deren Mauern jetzt Fürst Lobkowitz mit 17,000 Mann erschien, um den Franzosen endlich den Garaus zu machen. Aber dem Marschall Belleisle gelang es in der Nacht vom 16. zum 17. December, mit 11,000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reiterei aus der Stadt zu entkommen und unangefochten Tuchlowitz zu erreichen, bevor Lobkowitz auch nur ahnte, was geschehen war. Erst von hier ab verfolgten ihn die Husaren des Generals Festetics und vermehrten die Schrecken eines Rückzuges, der meist bei Nacht im Kampf mit Schnee und Eis und schrecklicher Kälte bewerkstelligt werden mußte, aber auch wirklich bewerkstelligt ward Dank der Willenskraft des Marschalls und der rühmlichen Ausdauer seiner Truppen. Als er am 27. December in Eger eintraf, hatte er 1500 Mann verloren, aber kaum die Hälfte der Geretteten konnte noch als diensttauglich angesehen werden. Zwei Tage früher, am 25. December, hatte der Oberstlieutenant Chevert, der mit 6000 Mann,



Marschall Belleisle.
Nach dem Stiche von Mellini; Originalgemälde von Maurice Quentin de la Tour (1703—1788.)

meist kranker oder invalider Soldaten in Prag zurückgeblieben war, kapitulirt; mit allen Kriegsehren durfte er abziehen, und am 2. Januar 1743 trat er mit 4000 Mann den Marsch nach Eger an; mehr als 2000 Franzosen lagen noch in den Spitälern von Prag.

Der Traum des Marschalls Belleisle war ausgeträumt; die Phantasien vom Juli 1741 hatten in einer wahren Katastrophe geendet. Sie hat der neunzigjährige Cardinal Fleury eben noch erlebt; am 29. Januar 1743 schloß er die Augen. Bis ins Vorzimmer des Sterbenden waren, wie d'Argenson bezeugt, die frechen Spottlieder und Epigramme gedrungen, in denen der Ekel der Pariser an diesem Regiment der Schande und des Unglücks sich Luft machte. Aber von Allem, was der Galgenhumor des im Unglück witzigsten aller Völker erfunden haben mag, kam an Lächerlichkeit nichts dem Worte gleich, das der König Ludwig XV. in vollem Ernste bei der Nachricht vom Tode Fleurys sprach; dies Wort lautete: „Meine Herrn, ich bin erster Minister".

III. Kriegspolitik und Kriegführung Georgs II.[1])

Nur um sich im Amt zu halten, hatte Robert Walpole zwei Kriege zugelassen, die er einen wie den andern innerlich verdammte; den Seekrieg mit Spanien wie den Kreuzzug für die pragmatische Sanktion hatte er dem Geschrei der Opposition, dem Strom einer mißleiteten öffentlichen Meinung und der unbesonnenen Abenteuerlust des Hofes gewissermaßen als Opfer dargebracht. Der Verlauf beider Unternehmungen mochte sein welcher er wollte, einem Minister, der so pflichtvergessen wider Ueberzeugung und Gewissen gehandelt, konnte nimmermehr Segen daraus erwachsen; denn jeder, auch der glücklichste Krieg bringt einem handeltreibenden Volke Lasten und Leiden aller Art, und hat es überdies ein Parlament mit einer rührigen, in ihren Mitteln nicht wählerischen Opposition, so kann daraus jeder Zeit ein Strang gedreht werden, um das Ministerium zu erdrosseln. Niemals aber kann die Regierung eines großen Landes sich ihrer Verantwortung mit der Ausrede entlasten: Das Alles haben wir vorausgesehen, Ihr habt es aber nicht anders gewollt. Eine Regierung hat nicht blos die Pflicht vorauszusehen, sondern auch die, ihrer Voraussicht gemäß zu handeln und eine parlamentarische Regierung so gut wie jede andere.

Der Seekrieg gegen Spanien ward nun von Anfang an vom hartnäckigsten Mißgeschick verfolgt.

Das Geschwader, mit welchem Commodore Anson am 18. September 1740 die Anker lichtete (fünf Kriegsschiffe und eine Schaluppe), um das Cap Horn zu umsegeln und Peru zu plündern, kam im März 1741 glücklich nach der Straße Le Maire, wurde aber bei Cap Horn von fürchterlichen Stürmen überfallen, zersprengt und zum Theil vernichtet. Mit nur drei Schiffen unternahm Anson, der sich hier als ein ganz ausgezeichneter Seemann bewährte, von der Insel Juan Fernandez aus erfolgreiche Streiffahrten wider spanische Schiffe, eroberte und plünderte die Stadt Paita im nordwestlichen Winkel der Küste von Peru; als er aber von hier aus nach

1) Coxe, Memoirs of the Kings of Spain. III. — Mahon, History of England. III. — Droysen, Friedrich der Große. II. — Ranke, S. W. XXIX. — Jobez, La France sous Louis XV. Vol. III. — Mémoires politiques et militaires composés sur les piecès originales recueillies par A. M. duc de Noailles, maréchal de France et ministre d'état. Par l'abbé Millot. Paris 1777. T. V.

Panama wollte, um über die Landenge von Darien hinweg dem Admiral Vernon die Hand zu reichen, der inzwischen Portobello erobert haben mußte, da erfuhr er durch spanische Gefangene die große Katastrophe, die diesen vor Cartagena getroffen hatte.

Am 20. November 1739 war Admiral Vernon mit 6 Kriegsschiffen vor Portobello (Puerto Velo) erschienen; am Tage darauf ließ er das „eiserne Schloß", ein kleines Fort am Eingange des Hafens, angreifen; ein kurzes Musketenfeuer vertrieb die spanische Bemannung aus den Batterien, die englischen Matrosen stiegen über die Mauern und nahmen den Platz ohne Mühe ein. Ein weiter aufwärts gelegenes Fort, welches die offene Stadt decken sollte, ergab sich am nächsten Tage nach wenigen Kanonenschüssen; Stadt, Hafen und Festung von Portobello war in den Händen der Engländer, die ganze sieben Mann dabei verloren hatten und mit der lächerlich geringen Beute von 10,000 Piaster wieder nach Jamaica zurückkehrten. Aus diesem Handstreich, der kaum der Rede werth war, machte die Opposition im Parlament eine glorreiche Waffenthat, weil Vernon ein Gegner Walpoles war, aus dem Unglück aber, das ihn nachher traf, einen Frevel des Ministers.



Englische Medaille auf die Einnahme von Portobello.

Um den Admiral zu weiteren Eroberungen zu befähigen, insbesondere den beiden Flotten gegenüber, die man aus Spanien und Frankreich in den westindischen Gewässern erwartete, rüsteten die Minister ein neues großes Geschwader aus, das Ende Oktober 1740 unter Oberbefehl des Sir Chaloner Ogle unter Segel ging. In Jamaica vereinigten sich die beiden Flotten, sie zählten zusammen 115 Fahrzeuge, worunter 30 Linienschiffe und außer 15,000 Matrosen 12,000 Mann Landungstruppen — eine Flottenmacht, wie sie in diesen Gewässern noch nie gesehen worden war. Im Kriegsrath setzte Vernon durch, daß ein Angriff auf Cartagena, den stärksten Platz des spanischen Amerika beschlossen ward.

Bei der außerordentlichen natürlichen Festigkeit des Hafens von Cartagena konnte ein Angriff ohne List und Ueberrumpelung hier überhaupt nicht gelingen und Admiral Vernon beging in seinem Uebermuth die grenzenlose Thorheit, sein Vorhaben dem französischen Statthalter von St. Domingo Monate bevor er es ausführte, mitzutheilen. Der setzte sofort die Spanier in Kenntniß und diese hatten in Don Sebastian, Marquis von Eslava hier einen ausgezeichneten Commandanten, der nichts unterließ, die Festungswerke zu verstärken, den schmalen Hafeneingang durch Ketten und versenkte Schiffe zu sperren, aus den Mannschaften der im Hafen liegenden Schiffe

und bewaffneten Sklaven sich ein Heer von 4000 Mann zu schaffen, auf die er sich verlassen konnte.

Am 4. März 1741 erschien das britische Geschwader vor dem Hafen. Bevor der Angriff geschah, hielten die Offiziere Kriegsrath und kamen glücklich zur Einigung über die wichtigste aller Fragen, nämlich, wie sie die Beute unter sich theilen wollten, die sie zu machen hofften. Wirklich gelang den Engländern, nach fünfzehn Tagen heftiger Beschießung und Verlust von 400 Mann das tapfer vertheidigte Fort am Hafeneingang (Boca Chica) zu erstürmen, und dadurch den Eingang in den Hafen zu erzwingen, während die Spanier das andere Fort Castillo Grande räumten, weil es nicht mehr zu halten war. Vernon sandte sofort ein Schiff ab, um die Jubelbotschaft nach England zu bringen, daß Cartagena erobert sei und das dankbare Vaterland ließ eilends eine Münze schlagen, auf der einerseits Cartagena, andrerseits Vernon abgebildet war mit der Umschrift: „Der Rächer der Ehre seines Landes". Aber die Sache war noch nicht fertig.

Die Landungstruppen der Flotte standen unter Befehl des Generals Wentworth, der sich mit dem Admiral Vernon schlecht vertrug. Eine auserlesene Abtheilung dieser Leute, bestehend aus 1200 Mann, ging am 19. April zum Sturm auf das Fort San Lazaro vor. Sie erkletterten die Höhe, auf der das Fort lag, als sie aber die Wälle ersteigen wollten, zeigte sich, daß die Sturmleitern zu kurz und die Faschinen und sonstigen Geräthe, welche das Aufsteigen erleichtern sollten, vergessen worden waren. Trotzdem wurde der Sturm heldenmüthig versucht und erst nachdem unter dem zerschmetternden Geschützfeuer des Feindes die Hälfte der Stürmenden gefallen war, der Rückzug angetreten, dem ein nachdrücklicher Ausfall der Belagerten folgte. Dieser Fehlschlag entschied das Schicksal des ganzen Unternehmens. Der Zwiespalt zwischen dem Admiral der Flotte und dem General der Truppen brach in helle Flammen aus, unter den letztern entstand in Folge des Klimas eine Seuche, die die 6600 Mann Streiter in zwei Tagen auf 3200 herunterbrachte; am 24. April beschloß der Kriegsrath den Rückzug nach Jamaica.

Auf der Insel Cuba glaubten die beiden unglücklichen Befehlshaber die Scharte von Cartagena wieder auswetzen zu können. Mit der Absicht St. Jago zu erobern, landeten sie in der Bucht von Guantanamo, der sie zum Andenken an ihre Anwesenheit sofort den Namen Cumberland ertheilten. Kaum aber hatte Wentworth über die Stärke von St. Jago die ersten Erkundigungen eingezogen, als er einsah, das Beste sei umzukehren und wieder zu Schiffe zu steigen; das geschah im Juni 1741.

Ende April war das Parlament aufgelöst worden, in dessen Mitte der Ruf: „Nieder mit Walpole" zum ersten Male parlamentarischen Ausdruck gefunden hatte; bevor das neue Parlament zusammentrat, war der Schiffbruch aller Unternehmungen der westindischen Armada Englands entschieden und außerdem der Kurfürst von Hannover mit seinem deutschen Stamm-

lande aus dem Krieg herausgeschlüpft, für den der König von Großbritannien am 19. April die Waffen, Geldmittel und Begeisterung Englands aufgeboten hatte.

Die Neutralität, welche Georg II., so wie die Folgen seines eignen Thuns sichtbar wurden, für Hannover zu erwirken gewußt hatte,[1]) warf einen sehr ärgerlichen Schein auf das Pathos der Thronrede für die heilige pragmatische Sanktion. Nur als Landesherr von Hannover hatte der König von England ein Interesse sich so tief in die deutschen Dinge einzulassen und nur vermöge der künstlichen Verflechtung englischer und hannoverscher Interessen, welche das Ministerium sich durch den König gefallen ließ,[2]) war die Bewilligung von 300,000 Pfund für den Krieg durchgesetzt worden, gegenüber einer Opposition, die gar keine Scheu trug zu sagen, was die Wahrheit war: „der Kurfürst von Hannover kann all seine Besitzungen verlieren, ohne Schaden oder Schande für den König oder das Volk von England".[3]) Kopflos war man in den Krieg getaumelt für eine fremde Sache und kaum war es Ernst geworden, da flüchtete sich der Kurfürst von Hannover unter die Neutralen; Hannover war heraus aus der Gefahr, England aber mit seiner Ehre und seinem Gelde an den Krieg geheftet.

Am 19. December war das neue Parlament in Westminster zusammengetreten. Die Angriffe, welche Walpole schon in der Adreßdebatte um Hannovers willen erfuhr, waren so heftig, und was mehr heißt, so wohl begründet, daß er auf einen Plan verfiel, der, wenn er ihn ernsthaft in Angriff nahm, seine Verwaltung vielleicht nicht rettete, seinem Namen aber einen unvergänglichen Glanz erwarb. Zum Sprecher Onslow sagte er in den letzten Tagen seiner Verwaltung: „Was würden Sie sagen, Sprecher, wenn diese meine Hand eine Botschaft des Königs an das Unterhaus brächte, in der er einwilligte, daß jedes Mitglied seiner Familie durch Gesetz unfähig erklärt würde, zugleich die Krone und das Kurfürstenthum zu erben und zu besitzen?" Onslow antwortete: „Das wäre wie eine Botschaft vom Himmel". Walpole sagte: „Es wird geschehen". Aber es ist nicht geschehen zum Schaden

1) 27. Sept. 1741. S. S. 349. 2) Die Hauptschuld hieran schiebt R. Walpole auf Lord Harrington. Von diesem schreibt er am 22. August 1741: Lord Harringtons correspondence is governed by all the art and skill of an old courtier. He discovers his masters desires, without explaining them freely and in confidence to others here, or giving his own opinion upon them. — Und am 16. Sept. 1741: — You yourself know, that the security of Hanover instead of being made the consequence of measures and operations was always put foremost. By a particular confidence between Lord Harrington and the king that point has employed, since their journey to Hanover, solely their attention there; and no confidence, no concert of measures, taken with the ministry here; but after things had been resolved by hanovrian counsels, ensnaring questions have been sent and asked, to procure a justification from hence, of what was resolved before at the place from whence these questions came, but particularly in regard to a neutrality. Coxe, Mem. of Lord H. Walpole. II, 27 u. 35/36. 3) Rede des Lord Gage, April 1741. Coxe, Rob. Walpole. IV, 224.

Englands, zum Unglück für Hannover und Deutschland, Preußen ganz insbesondere. Walpole wurde weniger durch seine Feinde gestürzt, als von seinen Freunden verlassen und dadurch bestimmt, sich selber aufzugeben. Die Abstimmungen, bei denen er in der Adreßdebatte und nachher bei den Wahlprüfungen in der Minderheit blieb, waren durchaus nicht principieller Natur; das Entscheidende war das augenscheinliche Erlahmen der Maschine, die früher so pünktlich ihren Dienst gethan, die sichtbare Vereinsamung eines Ministers, der unter seinen Genossen Charaktere nie zu ertragen, Talente nie zu verwenden gewußt und jetzt mit schwindender Kraft allein einem Schwarm rücksichtslos entschlossener Gegner Trotz bieten sollte. „Der Panik meiner Freunde habe ich nachgegeben," hat er später gesagt. Am 20. Februar 1742 wurde Walpole zum Earl of Oxford ernannt und am 22. legte er seine Aemter nieder.

Einige neue Leute rückten in die parlamentarischen Aemter ein; aber es waren Whigs wie ihre Vorgänger und Genossen, ein neues System brachten sie nicht mit, weder für innere, noch für äußere Dinge und doch war seit Jahren gegen Walpoles gesammte Politik mit einer Leidenschaft Sturm gelaufen worden, die nur ein vollständiger Wechsel nicht blos der Personen, sondern auch der Maßregeln, ja des ganzen Systems schien versöhnen zu können. Merkwürdig bei dem neuen Cabinet war nur das Eine, daß Pulteney nicht Premier desselben war. Ihm, dem gefeierten Haupt, dem gefürchtetsten Sprecher einer furchtbaren Opposition hatte der König sofort nach Walpoles Entlassung die Aemter des gestürzten Ministers, die Gesammtfülle der Regierungsgewalt antragen lassen. Pulteney lehnte ab, weil er zu oft vor dem Lande erklärt habe, daß er kein Amt als Minister annehmen werde, um jetzt mit sich selbst in Widerspruch zu treten. Ueber den Mann, der so handelte, war von zwei Urtheilen nur eines möglich; entweder hatte der Oppositionsmann Pulteney sich nicht überlegt, daß er mit jeder Kampfrede gegen den regierenden Minister die feierliche Verpflichtung übernahm, sobald ihn der König rief, die Verwaltung seines Landes besser zu führen als jener gethan, oder der glückliche Sieger glaubte selber nicht, daß er's besser machen könne als der besiegte Minister, und ergriff mit einer leeren Ausrede die Flucht vor der Verantwortung für sein eignes Thun. Befragt über die Vertheilung der Aemter, deren er selbst keines übernehmen wollte, schlug er keinen einzigen von seinem eignen Anhang, sondern lauter Whigs vor, und für den Schatz den Lord Wilmington, einen alten Mann von lächerlicher Unfähigkeit. Damit sprach er aus, daß er dem buntscheckigen Troß wuthschnaubender Tories und mißvergnügter Whigs, den er bisher geführt, wohl die Kraft der Opposition, nicht aber die der Regierung zutraute, dem Lande aber einen begabten Finanzminister nicht gönnte. Bis dahin hatte er die Rolle des Cato, dem die Konsequenz Alles, das Vaterland nichts ist, mit Strenge durchgeführt; mit vollendeter Selbstlosigkeit hatte er von sich und seinen Hintermännern Aemter und Pflichten fern gehalten.

Aber siehe, ganz leer wollte er doch nicht ausgehen; nachdem er dafür gesorgt, daß die Mißregierung, gegen die er seit Jahren das Land in seinen Tiefen aufgerührt, unter anderer Firma fortgesetzt ward, verlangte er von dem Hof, von dem irgend etwas anzunehmen ihm seine Ehre verbot, — die Erhebung zum Peer, und das erlangte er auch. Bis zum letzten Tag der Session wurde seine Ernennung aufgeschoben; als sie geschah, ging ein Schrei der Entrüstung durch die Nation. Der neue Lord, Earl of Bath hieß er jetzt, war ein todter Mann. Als er zum ersten Mal im Oberhaus erschien, ging Walpole, der neue Graf Oxford auf den Grafen Bath zu und sagte mit grausamem Hohn: „Da wären wir also, Mylord, die zwei verlorensten Kerle in ganz England." Der politische Selbstmord Pulteneys war die erste Genugthuung, die dem ehemaligen Minister Walpole zu Theil ward; die zweite war der vollständige Schiffbruch der parlamentarischen Untersuchung, welche ein aus seinen Todfeinden zusammengesetzter Ausschuß gegen seine Verwaltung anstrengte, die größte von allen aber, daß eben sein ganzes System im Gange blieb, nur befreit von der Opposition, die ihn persönlich gestürzt.

In einer Richtung ward es sogar auf die Spitze getrieben. An der Vertheidigung der pragmatischen Sanktion hatte Walpole nur sehr ungern und schließlich doch nur durch Subsidienzahlungen Theil genommen; der neue Staatssekretär des nördlichen Departements der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Carteret, aber stürzte sich kopfüber in den Krieg mit einer Leidenschaft und Gedankenlosigkeit, die geradezu unbegreiflich scheint und die als unverzeihlich bezeichnet werden müßte, wenn nicht das Parlament selber ebenso kopflos gewesen wäre wie seine Minister; ohne auch nur von einem Friedensversuch zu reden, bewilligte das Unterhaus auf Pulteneys Antrag eine Subsidie von 500,000 Pfund für Maria Theresia und für die Fortsetzung des Kriegs die kolossale Summe von mehr als 5 Millionen Pfund. Carteret setzte durch, daß 16,000 Hannoveraner in Sold genommen und nach Flandern geschickt wurden, um mit einem holländischen Heere im Bunde gegen Frankreich zu fechten, aber dies holländische Heer zeigte sich nicht, die Generalstaaten ließen mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die Bestürmungen Carterets von sich abgleiten; das britische Heer war in den österreichischen Niederlanden wirklich nichts weiter als eine sehr lästige Einquartierung von fremden Müßiggängern, deren ganze Beschäftigung in Essen, Schlafen und Zanken mit den Quartiergebern bestand. Von diesem Feldzug der Hannoveraner in Flandern sagte Pitt am 10. December 1742 im Unterhause: „Jetzt ist es handgreiflich geworden, daß dieses große, mächtige, gefürchtete Reich nur noch betrachtet wird als die Provinz eines armseligen Kurfürstenthums; daß in Folge eines von langer Hand gebildeten und unwandelbar festgehaltenen Planes diese Truppen nur gemiethet worden sind, um dieser unglücklichen Nation ihr Geld abzuzapfen; daß sie bisher weder Großbritannien noch Oesterreich vom mindesten Nutzen waren, ist offenkundig

und deshalb sieht Jeder, daß sie nur um Hannovers willen unterhalten werden."[1])

Aus allen Kräften hat Carteret die Kriegslust Maria Theresias angefeuert, nachdem durch den Friedensschluß mit Preußen das Bündniß gegen Oesterreich gesprengt, nach Eroberung Baierns und Einschließung der Franzosen in Prag jede Gefahr für die Monarchie beschworen und mithin die Zeit zur Vermittelung eines soliden Friedens gekommen war, den Baiern und Frankreich mit Freuden geschlossen haben würden und dem auch Maria Theresia, trotz des Verlustes von Schlesien, sich hätte bequemen müssen, wenn England ihr mit Entziehung jeder Unterstützung ernsthaft drohte. Mit dem unglücklichen Kaiser Karl VII. hat Carteret durch Lord Stair wirklich unterhandeln lassen und da jener, wie wir wissen, durch keinen Nymphenburger Vertrag an Frankreich gebunden war, so konnte er am 1. August 1742 seinem Unterhändler dem Grafen Seinsheim schreiben: „Es kann und muß dem Lord Stair genügen, was ich ihm sagen ließ und auf Manneswort betheure: daß ich mich von Frankreich trennen kann und will, unter der Bedingung friedlicher Räumung meines Landes und Ueberlassung eines anstoßenden österreichischen Gebietes mit den Grenzfestungen." Aber die Trennung Baierns von Frankreich genügte den Engländern nicht; sie stellten die unnatürliche Bedingung, daß der Kaiser selber mit gegen Frankreich fechte und das wies Karl VII. wie er mußte mit Entrüstung zurück. Er schrieb am 6. August 1742 an Graf Seinsheim: „Sie können dem Lord Stair meine Ueberraschung darüber ausdrücken, daß man mir einen Vertrag zu unterbreiten wagte, der jedem ehrlichen Mann widerstreben müßte, wie viel mehr einem Fürsten meines Hauses, einem Oberhaupte der deutschen Nation, mir, in dessen Adern nicht das Blut eines Verräthers rinnt! Man muß wichtige und ehrliche Gründe haben um Kriege zu beginnen und ich habe den gegenwärtigen Krieg nicht unternommen, ohne die Gründe reiflich erwogen zu haben. Jetzt aber Frankreich den Krieg machen, einzig aus dem Grunde weil seine Lage mißlich ist, das wäre nicht nur nicht ehrlich, das wäre auch eine Ungerechtigkeit sondergleichen, da jene Macht ja nur mir zu Liebe und in Vertheidigung meiner gerechten Sache in solche Lage gerathen ist; der Lord möge wissen, daß ich an Frankreich nicht ein Dorf als Lohn versprochen habe, daß diese Krone nur um meinetwillen in den Krieg eingetreten ist. Es ist wahr, durch Unthätigkeit und Lauheit gab es mir gerechten Grund zur Unzufriedenheit, obwohl es mich nicht so ganz im Stiche ließ, wie man glauben möchte; aber dessen ungeachtet könnte ich die Partei niemals unter anderen als solchen Bedingungen wechseln, die sich mit meiner Ehre vertragen."[2])

Die Klausel, die Karl VII. mit Recht zurückwies, zeigt, daß das eng-

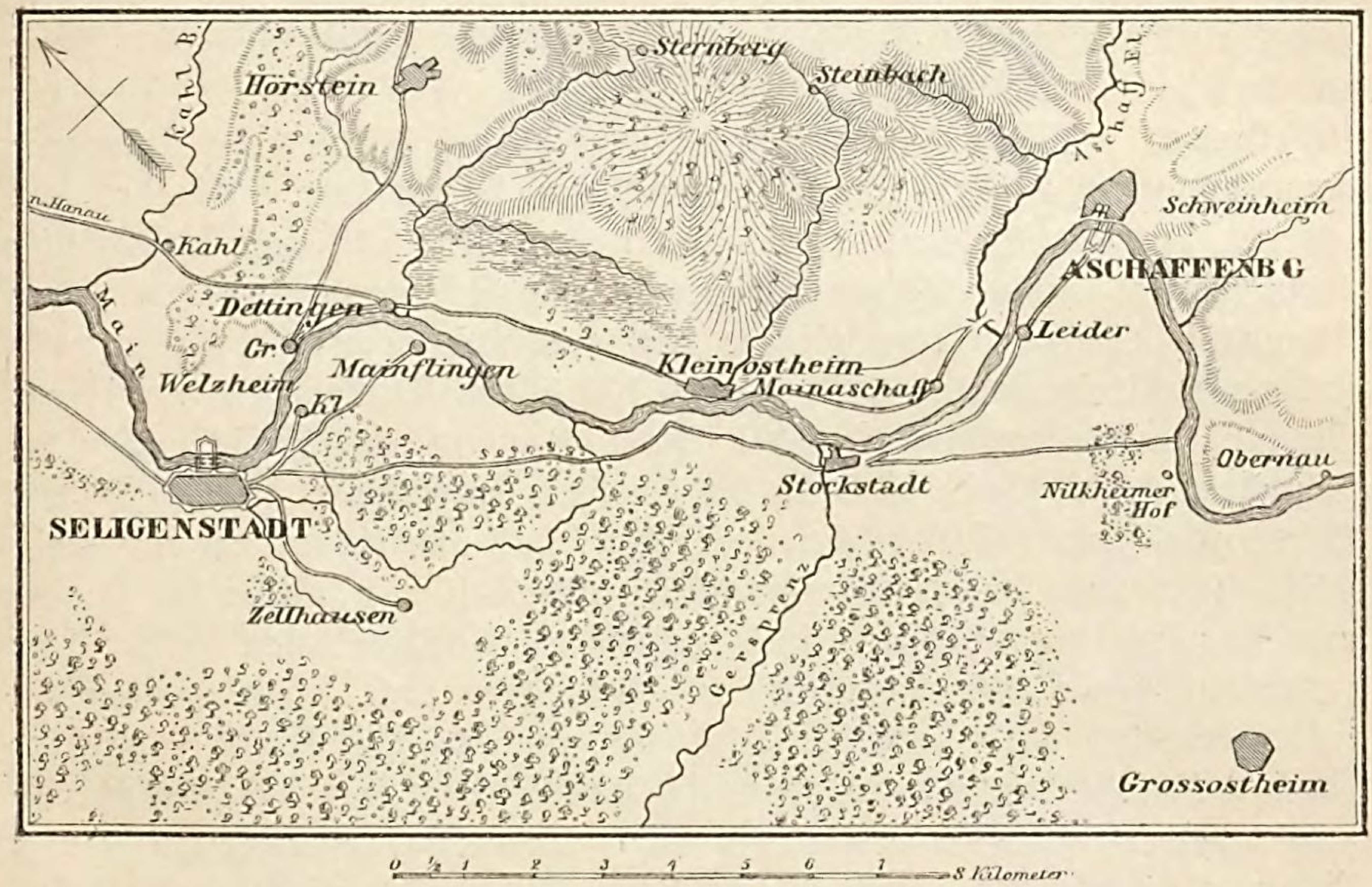
1) Anecdotes and speaches of the Earl of Chatham. I, 96. 2) Heigel in der Allg. Zeitg. 1873. Nr. 249.

lische Cabinet keinen Frieden, sondern lediglich die Ausdehnung des Krieges gegen Frankreich im Auge hatte, verblendet von ganz denselben Illusionen, die Maria Theresia damals beherrschten. Oesterreich hat davon keinen Vortheil gehabt, England aber hat sich in eine Politik der Abenteuer und Thorheiten verloren, vor deren Folgenwucht es nur durch seine insulare Lage geschützt ward. Für eine gesunde Festlandpolitik dieses Inselreichs gab es nur eine Richtschnur, von der es sich nie hätte entfernen sollen; sie hat Pitt in den Worten angegeben: wohl haben wir ein Interesse an der Erhaltung des Gleichgewichts in Europa, aber da wir am weitesten entfernt sind von der Gefahr, so sollten wir immer auch am freiesten sein von Eifersucht und die letzten, die in Angst gerathen.[1]) Nie hat England ärger gegen diese Vorschrift gesündigt, als da es unter Carteret dem Kriegstaumel Georgs II. sich unterwarf. Zwecklos wäre es, den verworrenen Gängen einer Politik zu folgen, in der Friedrich von Preußen nichts als gemeinschädliche Verrücktheit und Wilhelm Pitt — damals wenigstens — keinen Funken von Menschenverstand entdeckte; „unser früherer Minister," sagte Pitt, „dachte an nichts als Unterhandlungen, wenn er nur an Krieg, unser jetziger hat an nichts als Krieg gedacht, wo er nur an Unterhandlungen hätte denken sollen". Mit Gewalt sollte der Seestaat England als kriegführende Landmacht eine gebietende Rolle in Europa spielen, so wollte es die Eitelkeit des Königs Georg, den die Lorbern seines Neffen Friedrich von Preußen nicht ruhen ließen; so wollte es der Unverstand von Ministern, die nicht wußten, was Krieg heißt und nicht empfanden, was ein Land als Kriegsschauplatz empfindet.

Seit Jahr und Tag stand in den österreichischen Niederlanden eine pragmatische Armee, von deren Thaten die Welt nie etwas erfahren hatte. Allen Protesten Preußens und des Kaisers zum Trotz wurde diese im März 1743 ins Reich gezogen, ihr Rheinübergang bewirkte, daß das Domcapitel zu Mainz nicht den Bruder des Kaisers, sondern den Candidaten Oesterreichs, Graf Ostein, zum ersten Kurfürsten des Reichs erwählte, ihr Vormarsch nach dem Main, daß der Kaiser Frankfurt verließ, um in sein Land zu eilen, das eben jetzt unter dem erneuten, reißenden Vordringen der Oesterreicher ärger litt als je vorher; bei Frankfurt angekommen, ging die Armee vor Anker, blieb den ganzen Monat Mai unthätig in ihren Quartieren liegen; was sie vorhatte, wußte kein Mensch, wohl aber war klar, daß der einzige Grund ihres endlichen Abmarsches ein empfindlicher Mangel an Lebensmitteln war, für den man sich freilich in der Gegend des Spessart am allerwenigsten Abhilfe versprechen durfte. Von Hanau war die pragmatische Armee am 16. Juni nach Aschaffenburg aufgebrochen und dort im Lager zu Aschaffen-

1) I must lay this down as a maxim which this nation ought always to observe that though it be our interest to preserve a balance of power in Europe, yet, as we are the most remote from danger, we ought always to be the least susceptible to jealousy and the last to take the alarm. Rede vom December 1743. Anecd. I, 108.

burg traf König Georg II. bei dem Heere ein. Es zählte 16,000 Engländer, 16,000 Hannoveraner und 10,000 Oesterreicher; erwartet wurden noch 6000 Hessen und einige hannoversche Regimenter. Die Steitkraft belief sich also auf die ansehnliche Zahl von 42,000 Mann. Was die Armee gerade in Aschaffenburg wollte, ist nie ermittelt worden. Auch hier gab es sehr bald Hungersnoth, weil eben für die Verpflegung nicht das Mindeste vorgekehrt worden war. Zwischen den beiden Heerführern Lord Stair und Herzog von Aremberg bestand der bitterste Zwist, jener wollte immer blindlings geradeaus auf den Feind, der auf dem linken Mainufer stand, dieser wollte erst die Ankunft des hessischen und hannoverschen Nachschubs erwarten, vor Allem aber zu essen haben für die Mannschaften; das Ergebniß war ein planloses



Gegend von Aschaffenburg-Dettingen.

Hin- und Hermarschiren unter beständiger Hungersnoth, und daran änderte sich auch nichts, seit Georg II. selber beim Heere war; planlos war man nach Aschaffenburg gezogen, planlos marschirte man von dort wieder ab durch dieselben ausgesogenen Ortschaften zurück, durch die man gekommen war; in der Nacht vom 26./27. Juni wurde der Rückmarsch angetreten, ohne die mindeste Ahnung von den Dingen, die da kommen sollten.

Der Herzog von Noailles war mit seinem Heere auf dem linken Mainufer jeder Bewegung des Feindes aufmerksam gefolgt und hatte für die Vernichtung desselben einen Plan entworfen, der, wie Friedrich sagt, der größten Feldherrn aller Zeiten würdig war. Während die pragmatische Armee in Hader und Hunger bei Aschaffenburg lag, hatte der Marschall ein Fangnetz um sie hergelegt, das sich schloß, sowie ihr letzter Mann aus der Stadt

heraus war. Er hatte in aller Stille zwei Punkte, die ihre Rückzugsstraße beherrschten, besetzt: Seligenstadt auf dem linken, Dettingen auf dem rechten Mainufer; bei Seligenstadt hatte er zwei Schiffbrücken aufgefahren und außerdem zwei Furthen bereit, um seine Reiterei hinüberzubringen; längs des Stromufers östlich von Dettingen standen maskirte Batterien, um die Marschcolonnen des Feindes aus unmittelbarer Nähe mit Geschossen zu überschütten und ein Corps war bereit, um, sowie Aschaffenburg geräumt war, über die steinerne Brücke daselbst einzudringen und so die Einschließung des feindlichen Heeres zu vollenden. Von all dem hatte Georg II. nicht die mindeste Witterung, als er die Stadt verließ; sowie er in der freien Ebene war, befand er sich buchstäblich in einer Mausefalle; vor ihm und hinter ihm stand der Feind, links über dem Fluß dessen feuerspeiende Batterien, rechts die Vorberge des Spessart, durch die es kein Entweichen gab. Wenn Alles so zutraf, wie Noailles es angeordnet, dann gab es am 27. Juni ein Kesseltreiben zwischen Dettingen und Aschaffenburg, dessen Ende Untergang oder Gefangenschaft des ganzen pragmatischen Heeres war. Aber es kam anders. Die Hauptaufgabe des Tages hatte der Marschall, statt sie sich selbst vorzubehalten, seinem Neffen dem Herzog von Gramont übertragen, der sich an diesem Tage ebenso wie der Herzog von Harcourt den Marschallstab zu verdienen hoffte. Mit 25—30,000 Mann Kerntruppen war er am Morgen bei Seligenstadt über den Main gegangen, das Fußvolk über die Schiffbrücken, die Reiterei durch die Furthen bei Kleinwelzheim, und dem Befehl gemäß nach Großwelzheim marschirt, das unmittelbar an den Main stößt. Hier nun, zwischen Großwelzheim und Dettingen, stellte der Herzog von Noailles den Heertheil seines Neffen in Schlachtordnung auf. Eine Infanteriebrigade bildete den rechten Flügel; der linke lehnte sich an ein lichtes Gehölz, schräg nach Wasserlos hin, in der Mitte stand die Garde; vor der Schlachtordnung befand sich ein breiter und gefährlicher Sumpf und außerdem ein sehr tiefer Graben, zu dessen größerer Befestigung noch einige Schanzen aufgeworfen waren. Hier sollte Gramont den Feind stehenden Fußes erwarten, während Noailles auf das andere Mainufer zurückkehrte, um auch dort weitere Anordnungen zu treffen. Aber Gramont wartete nicht, schritt vielmehr durch das gegenüberliegende Defilée hindurch und griff den Feind jenseits Dettingen in einer Ebene an, welche kaum 10—1200 Schritt Front darbot, die einerseits durch den Main, andererseits durch einen Wald begrenzt war und versäumte auch diesen Wald zu besetzen.

Arglos zogen die drei Abtheilungen der pragmatischen Armee einher, voran die Hannoveraner, dann die Engländer, schließlich die Oesterreicher. Der König fuhr im Wagen hinter seinen Hannoveranern, als ihm gemeldet ward, seine Vorhut sei durch ein starkes Corps französischer Reiterei angefallen worden, gleich darauf, das ganze französische Heer habe den Main überschritten und stehe in Schlachtordnung vor ihm. Der König stieg zu Pferde, um voranzustürmen, das Geschützfeuer des Feindes begann, sein Pferd

wurde scheu und hätte ihn vielleicht mitten in die Feinde hineingetragen, wenn nicht einem seiner Stallmeister gelungen wäre, es anzuhalten. Georg stieg ab und stellte sich zu Fuß an die Spitze eines seiner Bataillone, das auf einer Anhöhe beim Sternberg — die Stelle wird noch gezeigt — Posto gefaßt: den linken Fuß voran, den linken Arm straff an der Seite, den rechten mit dem Degen in der Faust vorgestreckt, ungefähr wie ein Fechtmeister dasteht, wenn er zeigt, wie man die Quart schlägt. Und in dieser Haltung blieb er stehen, bis die Schlacht gewonnen war. Irgend einen Befehl hat er nicht ertheilt. Während die Hannoveraner im Gefecht waren, kamen der Herzog von Aremberg und der Marschall von Neipperg herbei und stellten ihre Oesterreicher, so gut es in der Eile ging, in Schlachtordnung auf. Die Enge des Schlachtfeldes zwang sie, 6—8 Treffen hinter einander zu bilden. Die Reiterei der Maison du roi stürmte auf die dichten Streiterhaufen los, und brach, Alles zu Boden werfend, durch vier Treffen hindurch, aber weiter kam sie nicht; immer dichter und undurchdringlicher schob sich das feindliche Fußvolk nach. Die unausgesetzten Angriffe hatten sie selbst in Unordnung gebracht, das Vordringen immer neuer Feinde machte ihr unmöglich, sich wieder zu sammeln; das Regiment Styrum warf sich endlich auf die schon gelockerten Schwadronen und zwang sie zum Rückzug. Dies war der Anfang des Unglücks der Franzosen. Eine grobe Uebereilung des Oberfeldherrn führte ihre Niederlage herbei. Um die Linke des Feindes vom Main vollends abzudrängen, ließ Gramont die französischen Garden seines rechten Flügels wider die Oesterreicher vorbrechen. Er überlegte sich nicht, daß nun die französischen Uferbatterien, die dem Feinde großen Schaden gethan, schweigen mußten, während er seine eigenen Bataillone gleichzeitig dem Gewehrfeuer der Oesterreicher und dem Geschützfeuer der Engländer preisgab. Und es waren junge, ganz unerprobte Mannschaften, die beim ersten Vorbrechen, ehe sie nur selber von den Waffen Gebrauch machen konnten, durch einen Hagel von Geschossen getroffen wurden; eine jähe Panik ergriff die Rekruten: Aufbruch, Umkehr und wilde Flucht war das Werk weniger Augenblicke; was die erste Salve der Oesterreicher nicht niedergestreckt, das stürzte nach dem Fluß, in dem viele Flüchtlinge ertranken, oder nach der Armee zurück, um auch dort Verwirrung und Schrecken zu verbreiten und dies war die Entscheidung; ein Ereigniß war eingetreten, das bei dem Temperament französischer Truppen überhaupt schwer heilbar, bei den Garden in ihrer damaligen Beschaffenheit gar nicht wieder gut gemacht werden konnte. „Die Schlacht," sagt ein französischer Bericht, „hatte drei Stunden gedauert und da die Infanterie nicht mehr vorwärts zu bringen war, mußten wir den Rückzug antreten." Die Reiterei hatte Wunder der Tapferkeit verrichtet und war dennoch zurückgeworfen worden; das Fußvolk aber war geschlagen worden, bevor es noch selber zum Schlagen kam und damit war das letzte Wort gesprochen.

Der Rückzug der Franzosen ging durch denselben Engweg, der am Morgen

so unbesonnen durchschritten worden war; „in Dettingen angekommen," sagt derselbe Bericht, „hätten wir Halt machen und den Kampf von neuem beginnen müssen; hier hatten wir eine breitere Ebene, wo unsere Reiterei sich frei bewegen konnte: während wir hier den Feind beim Austritt aus dem Walde angriffen, hätte der andere Theil unseres Heeres von Aschaffenburg aus ihn im Rücken fassen müssen und so hätte er seinen flüchtigen Sieg theuer bezahlt. Statt dessen ging der Rückzug Hals über Kopf über den Main, der Feind aber eilte, die nun frei gewordene Straße zurückzulegen: er durchschaute die Gefahr und benutzte die Gunst der Stunde; ohne ihre Verwundeten aufzulesen, ohne an Plünderung des Schlachtfeldes zu denken, ja mit Zurücklassung sogar eines großen Theiles ihrer Fuhrwerke marschirte die Armee nach Hanau zu, um so rasch wie möglich über die Posten Dettingen und Seligenstadt hinaus zu kommen, die ihnen so gefährlich gewesen waren und noch viel gefährlicher werden konnten."[1]) Auf die Frage, warum Noailles an eine Erneuerung der Schlacht unter so günstigen Umständen nicht gedacht, antworten seine Berichte an den König: das Fußvolk war aus Rand und Band; keine Mannszucht, keine Ordnung, kein Gehorsam, nichts von dem, was dem Feinde aus einer anscheinend hoffnungslosen Lage geholfen hatte, war bei dieser Truppe zu finden; „es thut noth, Sire, daß bei den Truppen der alte Geist, wie ich ihn kannte, wieder belebt, die Disziplin wieder hergestellt werde; das ist eine Lebensfrage für die Erhaltung Ihrer Krone und das Heil Ihres Staates".

Der Tag von Dettingen kostete den Franzosen 4—5000 Todte und Verwundete,[2]) darunter eine auffallend große Zahl von Offizieren; in der Sprache der Pariser hieß die Schlacht alsbald „der Tag der zerbrochenen Marschallstäbe", mit Rücksicht auf die Hoffnungen, welche den Herzogen von Gramont und von Harcourt zu Schanden geworden waren; die französischen Garden aber bekamen den Spottnamen: „Mainenten", wegen der Schwimmübungen, die sie am 27. Juni im Main angestellt.

In die Ehre des Tages theilten sich das Fußvolk der Hannoveraner und Oesterreicher — der Antheil der Engländer am Kampf war kaum nennenswerth; — die Tapferkeit und Mannszucht dieser Truppen hat die Fehler einer unglaublich kopflosen Führung gut gemacht. Ueber diese Führung gab es kein anderes Urtheil, als es Wilhelm Pitt in den berühmten Worten fällte: „Diese Schlacht kann ein glückliches Entrinnen genannt werden,

1) Relation de la bataille de Dettingen unter den Papieren des Staatsarchivs zu Hannover („König Georgs II. Campagnen am Rhein, insbes. die Schlacht bei Dettingen betr."). Benützt ist außerdem die Darstellung der Histoire de mon temps c. 8, welche die authentischen Mittheilungen des Prinzen Louis von Braunschweig verwerthet. Auf eigner Erkundung des Terrains beruht die Darstellung von J. W. Chr. Steiner, „Beschreibung der Schlacht von Dettingen am 27. Juni 1743 mit einem Plane". Aschaffenburg 1820. Später zu Darmstadt 1834 neu erschienen. 2) 4000 gesteht der französische Bericht zu.

aber ich werde nie zugeben, daß sie mit dem Namen eines Sieges beehrt werde."[1])

In denselben Tagen hatte sich das Schicksal des Marschalls Broglie und mit ihm das des Kaisers entschieden.

Unaufhaltsam hatten die Armeen des Prinzen Karl und des Feldmarschalls Khevenhüller die Franzosen von der Isarlinie der Donau zugedrängt. FML. Graf Daun hatte sie erst aus Dingolfing, dann aus Landau (beide rechts der Isar) hinausgeworfen; am 27. Mai war ihnen das uneinnehmbare Deggendorf (links der Donau) durch FML. Graf Brown entrissen worden. Und während sich jetzt das Heer des Fürsten Lobkowitz von der Oberpfalz her mit dem Hauptheer des Prinzen Karl vereinigte, um die Unterwerfung Baierns zu vollenden, zog Broglie, an jedem Erfolg verzweifelnd, von Ingolstadt nach Donauwörth und meldete von dort aus dem Kaiser, er sei entschlossen mit dem ganzen französischen Heere den Rückmarsch nach Frankreich anzutreten. Am Tage der Schlacht von Dettingen, 27. Juni, schloß der bairische Feldmarschall Seckendorf mit Khevenhüller im Kloster Niederschönfeld einen Neutralitätsvertrag ab, der Baiern von den Franzosen trennte und den Prinzen Karl in Stand setzte, mit den Siegern von Dettingen vereinigt den Krieg nach Frankreich selbst zu tragen. Dort sollte Elsaß, Lothringen und die Freigrafschaft Burgund erobert werden, um den Kurfürsten von Baiern zu versorgen, während sein Land als Ersatz für Schlesien an Oesterreich fiel.

So der Sommernachtstraum des Lord Carteret und der Königin Maria Theresia; im Augenblicke, da es Ernst werden sollte, war er schon verflogen.

Zunächst kam es zu keiner Vereinigung der beiden Heere, weil Prinz Karl sich nicht unter den Oberbefehl Georgs II. stellen wollte; dann aber kam es auch nicht einmal zu einem gleichzeitigen Vormarsch der getrennten Armeen, weil König Georg mit seinen 50,000 Mann durchaus nicht von der Stelle wollte, so lange der Marschall Noailles am Main stand. So mußte Prinz Karl den Marsch nach dem Rhein auf eigene Faust antreten, dadurch zwang er auch den Marschall Noailles zum schleunigen Rückzug, und nun endlich verständigten sich die Verbündeten in einem Kriegsrathe zu Hanau, 27. Juli, über einen gemeinsamen Marschplan, der, wie Khevenhüller aussprach, die unfehlbare Folge haben sollte, daß die Armee der Verbündeten in Elsaß, Lothringen und Burgund ihre Winterquartiere nahm. Ueber alle Vorstellung beschämend hat der Verlauf diese prahlerisch angekündigten Absichten Lügen gestraft.

Die pragmatische Armee war in der ersten Hälfte August bei Biebrich über den Rhein gegangen und hatte sich dann auf mehrere Wochen bei Worms in Quartiere gelegt; erst auf die Nachricht, daß die Franzosen ihre Linien an der Queich freiwillig geräumt, setzte sie sich am 25. September

1) Anecdotes I, 121.

wieder in Marsch und kam bis Speier, von dort aber war sie nicht weiter vorwärts zu bringen. Die pragmatische Armee lag noch in Worms, als Prinz Karl erst bei der Insel Rheinach, dann bei Rheinweiler vergeblich versuchte über den Rhein zu kommen (3. und 4. September) und dann immer ohne Erfolg nach besseren Uebergangspunkten spähte. Das Heer des Marschalls Coigny, der im oberen Elsaß befehligte, hätte nur durch einen wuchtigen Vorstoß der pragmatischen Armee vom Rhein entfernt werden können; diese aber wagte nicht einmal den schon einmal geschlagenen Marschall Noailles anzugreifen, der im unteren Elsaß stand, und doch gesteht dieser in seinen Denkwürdigkeiten selber zu: „Hätten die Feinde bessere Generale gehabt, wäre der König von England weniger unschlüssig und die Jahreszeit minder vorgerückt gewesen, so wären vielleicht große Unfälle eingetreten." Zwischen ihm und dem Marschall Coigny bestand ein sehr übles Verhältniß; ohne Plan und Zusammenhang wehrte einer wie der andere nur eben die nächste Gefahr ab; ohne Hoffnung auf Erfolg wagte der Erstere sogar, einige Abtheilungen angriffsweise vorzuschicken, um den König Georg zu beunruhigen, und wollte es kaum glauben, als er vernahm, der letztere habe alsbald den Rückzug angetreten; aber es war wirklich so, schon am 10. Oktober war König Georg aufgebrochen, und ehe der Monat zu Ende ging, war er schon wieder bei Biebrich über den Rhein zurück; nun konnte Prinz Karl an einen Rheinübergang gar nicht mehr denken, er legte seine Heertheile in Winterquartiere, und Noailles wünschte Ludwig XV. Glück, daß es bei den Feinden keinen Eugen, keinen Marlborough und keinen Starhemberg gab, sonst würde der Feldzug ein anderes Ende genommen haben.[1])

Das klägliche Scheitern des ganzen Feldzugs wider Frankreich war schon so gut wie entschieden, als Lord Carteret angezeigt fand, England von neuem durch zwei Verträge aufs Unbestimmte hinaus an die Kriegspläne Maria Theresias zu schmieden. Beide Verträge wurden in Worms geschlossen und durch sie allein ist der Aufenthalt des pragmatischen Hauptquartiers daselbst bedeutungsvoll geworden. Der erste derselben brachte am 13. September 1743 die Bündnißverhandlungen zum Abschluß, welche seit vielen Monaten zwischen Oesterreich und Sardinien schwebten und verpflichtete England, die italienischen Eroberungspläne beider zu unterstützen; der zweite, „Convention" genannt, knüpfte am 14. Oktober d. J. das Verhältniß Englands und Oesterreichs enger, und bestimmte die Hilfeverpflichtungen des ersteren strenger und ausgedehnter, als das jemals vorher geschehen war. Bei beiden Abkünften aber walteten Hintergedanken ob, die der Wortlaut des Textes nur ungenügend verhüllte.

Am 8. Februar 1743 hatte das östreichisch-sardinische Heer unter Feldmarschall Graf Traun und Graf Aspremont dem spanischen Heere unter General Gages bei Camposanto (in der Nähe des Panaro) eine empfind-

1) Mémoires polit. et mil. V, 385—387.

liche Niederlage beigebracht, und dieser glänzende Sieg schien die gänzliche Vertreibung der Bourbonen vom italienischen Boden in sichere Aussicht zu stellen. Zur Erreichung dieses Zieles verpflichteten sich zu Worms Sardinien mit 45,000 Mann, Oesterreich mit 30,000 Mann, England durch ein starkes Geschwader im Mittelmeer und eine jährliche Subsidienzahlung von 200,000 Pfund Sterling an Sardinien mitzuwirken. Zur Entschädigung für seine Opfer sollte Karl Emanuel, unter Verzicht auf alle seine Ansprüche auf das Herzogthum Mailand, Stadt und Gebiet von Vigevano, alles Land rechts vom Tessin und Lago Maggiore, das links vom Po belegene Gebiet von Pavia mit Bobbio und Piacenza mit Gebiet bis an die Nura erhalten; außerdem das Marquisat Finale, das der Republik Genua gehörte; an diese hatte es Karl VI. verkauft.

Diese Abtretungen aber sollten nicht eher rechtskräftig werden, als bis der allgemeine Friede in Italien und Deutschland nicht allein, sondern auch zwischen England und Spanien geschlossen wäre. Gelang es aber bis dahin auch Neapel und Sicilien zu erobern, so sollte ersteres und das stato delli presidii an Oesterreich, Sicilien an Sardinien fallen.

Das waren die Bestimmungen, welche die im Vertrag genannten Mächte allein angingen: von zwei Artikeln ließ sich ein Gleiches nicht behaupten. Der zweite Artikel erneuerte sämmtliche Verträge, welche die pragmatische Sanktion sammt dem ganzen Besitzstand Oesterreichs bis zum letzten Versailler Vertrag vom 3. Februar 1739 gewährleisteten, that aber des Vertrags von Breslau, welcher Preußen in den Besitz Schlesiens gesetzt, mit keiner Silbe Erwähnung und das verrieth die Absicht der drei Mächte, zur Wiederherstellung des österreichischen Besitzstandes auf den Fuß von 1739 zusammenzuwirken. Der 13. Artikel aber verpflichtete den König von Sardinien, falls von Spanien keine Gefahr mehr drohe, auf Erfordern Oesterreichs zur Sicherung der Lombardei seine eigenen Truppen marschiren zu lassen, damit die Königin „eine desto größere Anzahl ihrer Truppen in Deutschland verwenden könne;“ eine entsprechende Verpflichtung ging Maria Theresia gegenüber Sardinien ein, falls dieses von Feinden bedroht ward.[1]) Wohin dies zielte, war klar und wurde noch klarer dadurch, daß König Georg II., der sich im Vertrag zu Breslau verpflichtet hatte, dem König von Preußen jeden von ihm geschlossenen Vertrag mitzutheilen, unterlassen hat, ihm diesen bekannt zu geben, während er ihn in London und im Haag eröffnen ließ. Friedrich von Preußen gesteht, daß in der Stunde, da er diese beiden Wormser Artikel kennen lernte, sein Entschluß, von neuem das Schwert zu ziehen, gefaßt gewesen sei. Von der Convention, welche Carteret dann noch am 14. Oktober mit Baron Wasner abschloß, hat er nichts erfahren.

Lord Carteret ging darin für England die unglaubliche Verpflichtung ein, der Königin „so lange der Krieg und das Bedürfniß dauere“ eine jähr-

1) Der Wortlaut der beiden Artikel in der H. d. m. t., c. 9.

liche Subsidie von 300,000 Pfund Sterling zu zahlen und außer allen früheren vertragsmäßigen Verpflichtungen insbesondere „die Zusagen zu erfüllen, welche Ihrer Majestät der Königin von Ungarn bei Gelegenheit des Friedens von Breslau gemacht worden sind mit Bezug auf einen billigen Ersatz für das Vergangene und die Sicherheit für die Zukunft und für den Fall, daß der König von Preußen jemals den genannten Frieden brechen sollte".[1])

Den Wortlaut der in Breslau geschehenen Zusagen kennen wir nicht. König Friedrich glaubte, was ihm von guter Hand mitgetheilt worden war, daß König Georg unmittelbar nach jenem Frieden der Königin Maria Theresia einen Brief geschrieben habe, worin die Worte vorkamen: ce qui est bon à prendre est bon à rendre.[2]) Sicher ist, daß Georg II. mit Carteret und seinen Diplomaten, ebenso wie Maria Theresia mit ihren Räthen die Abtretung Schlesiens lediglich als eine „zeitweise", als eine keineswegs unbedingt geschehene, sondern als eine solche angesehen haben, deren Giltigkeit mindestens in dem Augenblick aufhören werde, wo sicher geworden sei, daß Oesterreich ein vollwichtiger Erfolg nicht werde beschafft werden können. Jener Friede war noch nicht geschlossen, Maria Theresia widerstrebte noch, als der Vermittler Hyndford 23. Mai 1742 an Lord Carteret die höchst bezeichnenden Worte schrieb: Die Königin von Ungarn thut Unrecht, wenn sie des Königs Forderungen nicht bewilligt. Ich meine, sie sollte um so weniger abgeneigt sein, diese einstweiligen (temporary) Abtretungen zu bewilligen, als sie durch Gewalt erzwungen und durch einen doppelten Treubruch von seiner Seite herbeigeführt sind. Denn keine Macht im Himmel und auf Erden kann das Haus Oesterreich tadeln, wenn es das Vergeltungsrecht (ius talionis) anwendet, um bei geeigneter Gelegenheit diese Landschaften wieder zu erobern.[3]) Die Gesinnungen des englischen Hofes Preußen gegenüber waren unwandelbar dieselben; all seine Handlungen, insbesondere auch die Verträge zu Worms müssen aus dem Grundsatz erklärt werden, welchen derselbe Hyndford in seinem Berichte vom 27. April 1744 aussprach: „Es muß überall der Zweck der englischen Staatskunst sein, das Haus Brandenburg zu erniedrigen. So lange diesem unersättlich ehrgeizigen Fürsten die Flügel nicht beschnitten sind, wird es für die Freiheiten Deutschlands und die Ruhe Europas so gefährlich bleiben, als selbst Frankreich."[4]) Mehr als er selber wußte, war Pitt im Recht, wenn er von dem Wormser Vertrage — er kannte nur den ersten — sagte: „Ich möchte, er könnte aus unserer Geschichte gestrichen werden; denn dieser Vertrag ist einer der zerstörendsten, ungerechtesten und lächerlichsten Verträge, die wir je geschlossen".[5])

---

1) — les assurances qui ont été données à S. M. la Reine de Hongrie à l'occasion de la paix de Breslau touchant une juste satisfaction pour le passé et la sureté pour l'avenir et qu'enfin au cas que le Roi de Prusse vînt jamais à rompre la dite paix etc. Droysen II, 225. Anm. 2) Friedrich an Podewils im Haag, 12. Februar 1745. P. C. IV, 45. 3) Raumer, Beiträge II, 159–60. 4) Raumer, ebendas. S. 194. 5) Anecd. I, 124.

IV. Ludwig XV. in Flandern, Friedrich II. in Böhmen.

Der Vorfriede von Breslau (11. Juni 1742) hatte die Umrisse der nunmehr preußischen Provinz Schlesien angegeben; als die Unterhandlung über den definitiven Frieden begann, entstand lebhafter Streit über die Auslegung der Worte „jenseit des hohen Gebirges und der Oppa“; außer der Oppa, welche die Preußen allein kannten, wiesen die Oesterreicher ein anderes Flüßchen nach, welches gleichfalls Oppa heiße und, wenn dieses gemeint gewesen war, dann fiel Jägerndorf nicht dem preußischen, sondern dem österreichischen Loose zu. Friedrich verzichtete schließlich auf Jägerndorf, aber ein schmerzender Stachel blieb zurück. Noch ein anderes bedeutsames Zugeständniß machte er, um rasch zum Frieden zu kommen. Zu Breslau schon hatte er sich verpflichtet, „in Schlesien die katholische Religion in den Verhältnissen aufrecht zu erhalten, in welchen sie sich unter dem Hause Oesterreich befand, unbeschadet jedoch der vollen Gewissensfreiheit der protestantischen Religion in Schlesien und der Rechte des Souveräns;“ man sollte meinen, dies hätte ausgereicht. Aber im Berliner Frieden (28. Juli) ließ sich Friedrich noch den Zusatz gefallen: „jedoch so, daß S. M. der König von Preußen sich der Rechte des Souveräns nicht bedienen wird zum Schaden des status quo der katholischen Religion in Schlesien“.[1]) Dieser Zusatz war für den Besitzstand der schlesischen Katholiken an Kirchen und Kirchenvermögen von entscheidender Wichtigkeit. Hierzu kam noch ein Geldopfer von 1,700,000 Thaler zur Tilgung der englischen und holländischen Anleihen, für welche Schlesien verpfändet worden war und König Friedrich trat in den unanfechtbaren Besitz einer Provinz ein, welche seinem Staate etwa 650 Quadratmeilen und wenigstens 1,200,000 Einwohner zubrachte, sein Machterbe also nach Umfang und Bevölkerung um ein gutes Drittel vermehrte.

Monate, bevor dieser Vertrag zum Abschluß kam, hatte Friedrich Niederschlesien bereits in preußische Verwaltung genommen und mit ebensoviel

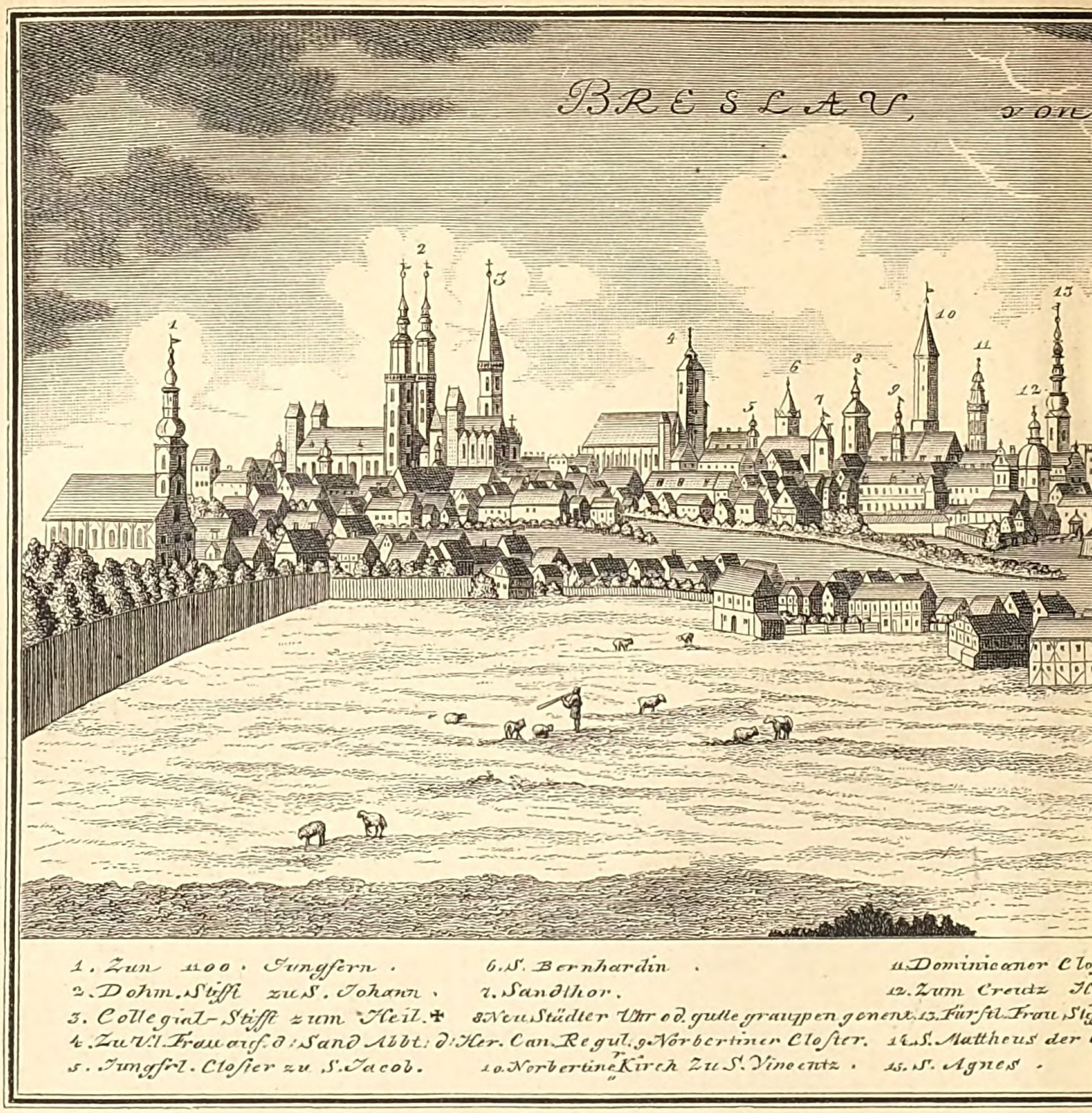
1) Le roi de Prusse s'engage à maintenir en Silésie la religion catholique dans les conditions où elle se trouvait sous la maison d'Autriche, sans déroger toutefois à la liberté entière de conscience de la religion protestante en Silésie et au droit du souverain; de sorte pourtant que S. M. le roi de Prusse ne se servira des droits du souverain au préjudice du status quo de la religion catholique en Silésie. Art. 6. Garden III, 269.

Offenheit der Sprache als Entschiedenheit des Handelns die Mittel und Grundsätze kundgegeben, von deren Anwendung er die vollständige und dauernde Einverleibung dieses neuen, schönen Landes hoffte. Für seine Behandlung der religiösen Fragen waren die Worte maßgebend, die er am 29. Oktober 1741 an den Fürstbischof von Breslau schrieb, nachdem dieser seine Unterwerfung ausgesprochen hatte: „da die Ruhe der freien Religionsübung nach der Meinung der Menschen einen Theil ihres Glückes ausmacht, so werde ich mich nie von dem einmal gefaßten festen Entschlusse entfernen, jede Religion in ihren Rechten und Freiheiten zu schützen. Die Zänkereien der Priester gehören nicht ins Ressort der Fürsten und gedankenloses Streiten um Scheingründe oder Silbenstechereien, die denkender Köpfe nicht würdig sind, wird mich nie verleiten, Partei zu nehmen zwischen den verschiedenen Lagern, die in der Mehrzahl der Fälle aus Fanatismus und Thorheit wider einander wüthen."[1] Die Einrichtung der bürgerlichen Verwaltung erfolgte gemäß dem Programm, das Friedrich am 7. November 1741, dem Tage nach der Huldigungsfeier in Breslau, vor einer Versammlung

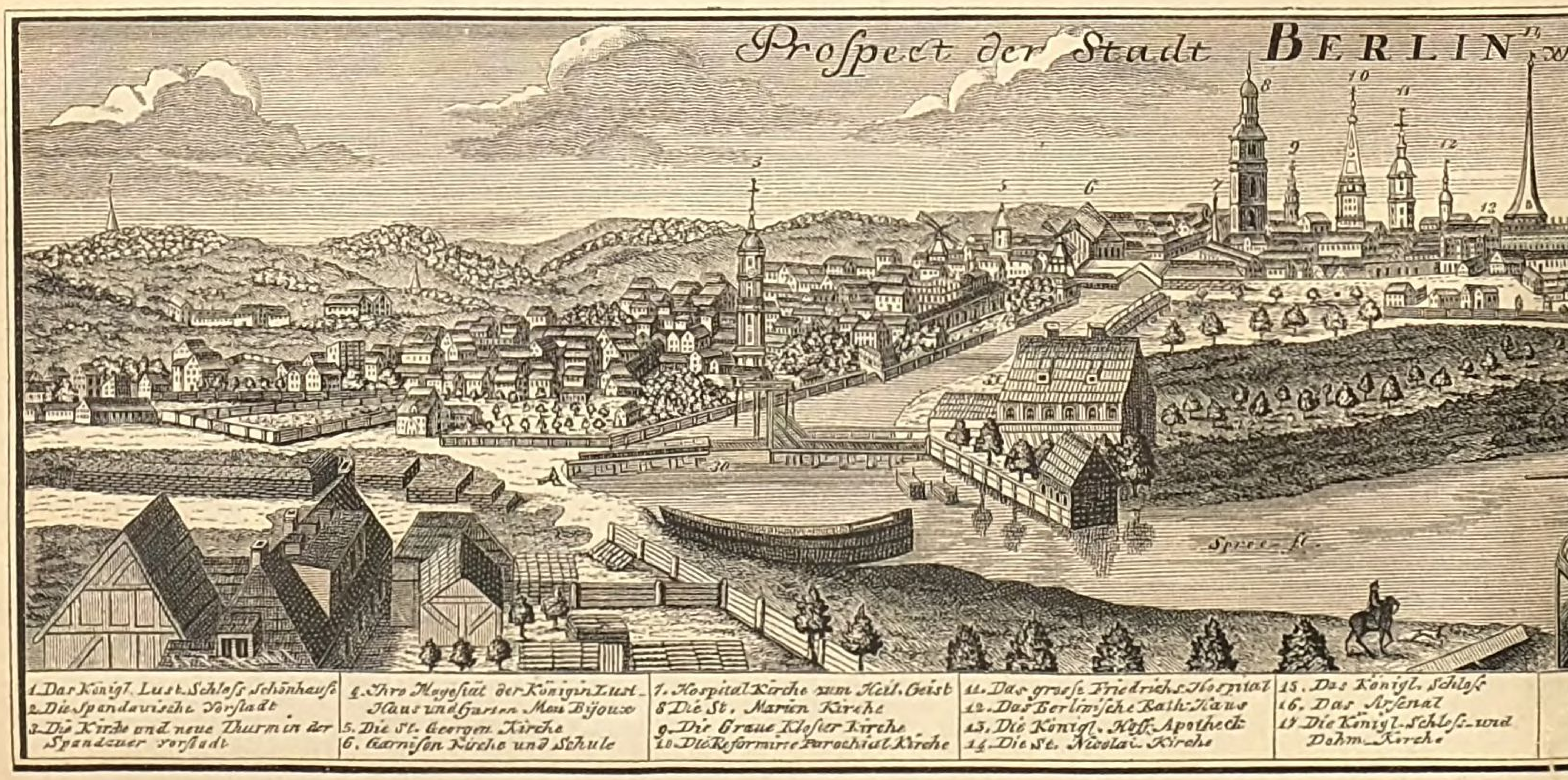


Friedrich II.
Nach dem Stiche vom Jahre 1746 von G. F. Schmidt (1712—1775); Originalgemälde von Antoine Pesne (1684—1757).

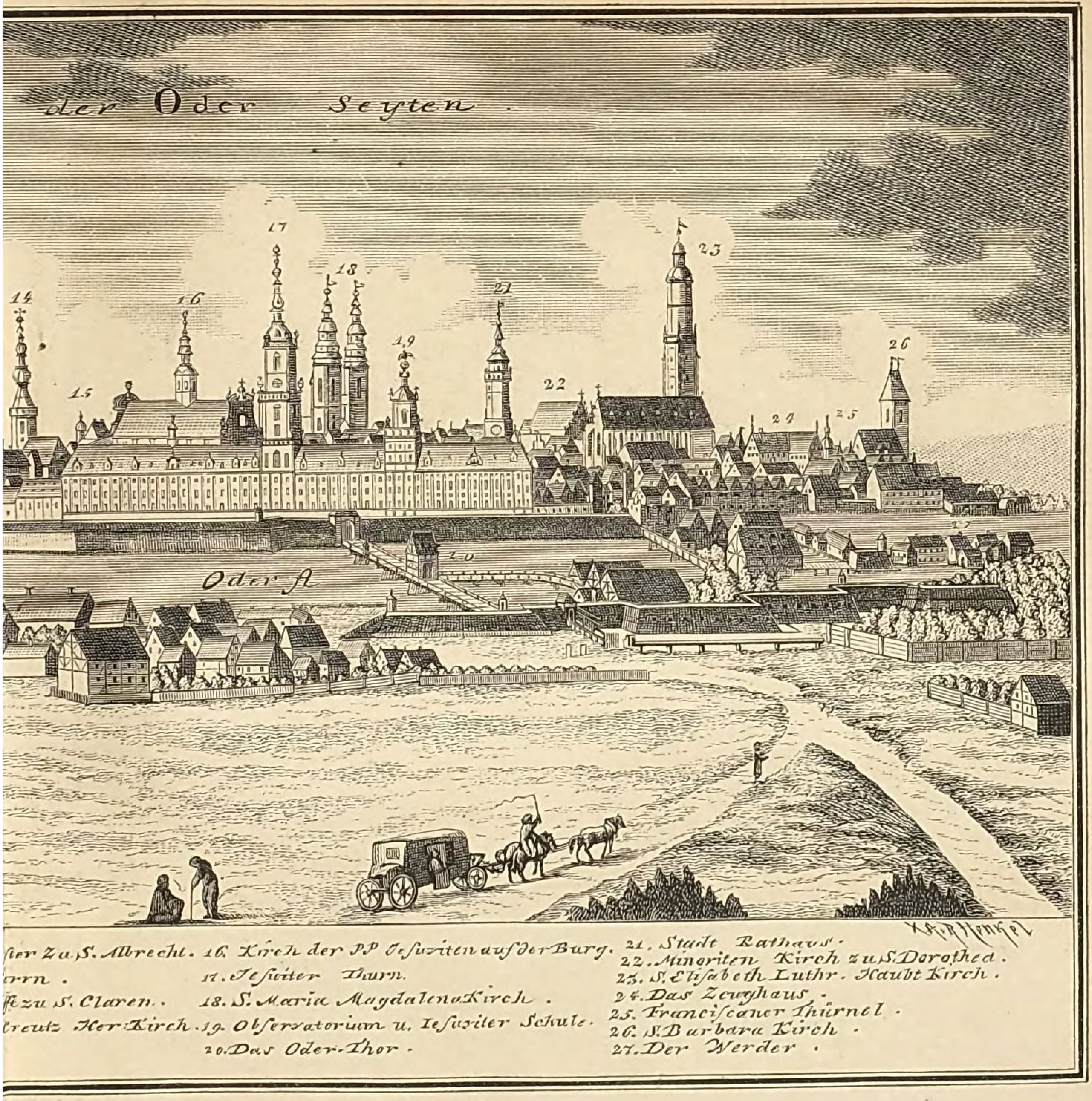
1) La tranquillité de l'exercice libre de la religion faisant selon l'opinion des hommes une partie de leur félicité, je ne me départirai jamais de la ferme résolution que j'ai prise de maintenir chaque religion dans ses droits et ses libertés. Les querelles des prêtres ne sont pas du ressort des princes et des disputes frivoles pour de vains argumens ou de jeux de mots indignes de têtes pensantes ne me séduiront jamais pour être partial entre les différents partis



Ansicht von Breslau. Facsimile aus: F. B. Wer



Facsimile einer am Fuße eines Stadtplanes



mer, Scenographia Urbium Silesiae; vom Jahre 1732.



...ns von 1737 befindlichen Ansicht von Berlin.

schlesischer Stände entwickelt hatte.[1]) Die Rechtspflege sollte in Schlesien durch die Schlesier selbst geübt werden und demgemäß wurden in Breslau und Glogau zwei Justizcollegien unter dem Namen „Oberamtsregierungen" errichtet, zu denen 1744 ein drittes in Oppeln hinzutrat, alle drei bis auf je ein brandenburgisches Mitglied zusammengesetzt aus schlesischen Edelleuten. Gleichfalls dem heimischen Adel entnommen wurden die 35 Landräthe für Niederschlesien, zu denen nachher noch 16 für Oberschlesien hinzutraten. Das Vertrauen des Königs auf die Loyalität seiner neuen Unterthanen mußte ebenso groß sein als das Vertrauen dieser auf die Dauer der neuen Herrschaft, um das mühelose Zustandekommen solcher Organisationen zu erklären, zu einer Zeit, da über das endgiltige Schicksal des Landes ein Friedensvertrag noch gar nicht vorlag. Sicherlich war es einzig und allein die Rücksicht auf das Interesse des Dienstes, wenn Friedrich das Finanzwesen und die eigentlichen Regierungsgeschäfte einstweilen ausschließlich altpreußischen Beamten vorbehielt; denn hier galt es eine Arbeit, für die Schlesien eben geeignete Kräfte noch nicht hatte und nicht haben konnte.

Schon Ende November 1741 begannen die beiden Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau ihre Thätigkeit, und der eine der beiden Präsidenten, v. Münchow, Sohn jenes Kammerpräsidenten, unter dem Friedrich einst zu Küstrin gearbeitet, wurde am 2. April 1742 als Minister für Schlesien an die Spitze der gesammten Landesregierung gestellt. Das erste große Werk der preußischen Finanzverwaltung war die Neuordnung des Steuerwesens, die auf Grund eines neuen Katasters unter Benutzung und Verwendung der österreichischen Vorarbeiten schon im Mai 1743 für Niederschlesien, im Oktober und November für Oberschlesien und die Grafschaft Glatz zu Stande kam. Die Steuerfreiheit von Adel und Clerus hatte ein Ende, die gesammte Bevölkerung erfuhr zum ersten Male, was allgemeine Steuerpflicht, gerechter Steuerausschlag', aber auch strenge Einziehung der Steuern bedeute, der gesammte Etat für Schlesien wurde auf 3,265,000 Thlr. festgesetzt und im Laufe eines Menschenalters nur um etwa 300,000 Thlr. gesteigert; ein Anschlag, der bei den reichen Hilfsquellen des Landes als ein sehr mäßiger anerkannt werden mußte. Nur die Einführung des Cantonswesens, das dem Lande ganz fremd war, erregte anfangs Unzufriedenheit; die zwangsweise Rekrutenaushebung auf dem flachen Lande, welche den einzelnen Regimentern je in bestimmten Kreisen zustand, wurde schwer empfunden und die Thätigkeit der preußischen Werbeoffiziere, welche auf den Fang von Freiwilligen ausgingen, war hier nicht säuberlicher als anderwärts; es dauerte einige Zeit, bis die Bevölkerung sich gewöhnte, Deserteuren nicht

qui pour la plupart du tems sont furieux les uns contre les autres par fanatisme et par folie. Th. Mommsen, Friedrich d. Gr. u. das katholische Vicariat in Berlin. Preuß. Jahrb. 39, 146 (1877).

1) Ranke, S. W. 27/28, S. 551 ff. — Grünhagen, die Einrichtung der preuß. Herrschaft in Schlesien. Preuß. Jahrb. 1880. 46, S. 1 ff.

mehr zur Flucht, sondern ihren Häschern zur Ergreifung derselben zu verhelfen; war es doch nur der scherzhafte Ausdruck einer sehr ernsten Wahrheit, wenn der Controverspredigcr von St. Matthias zu Breslau in einer seiner Kapuzinaden sagte: Zu den zehn Geboten haben wir Schlesier noch drei neue hinzu bekommen: du sollst nicht räsonniren, du sollst die Steuer zahlen und du sollst die Ausreißer der Armee nicht entwischen lassen. Am meisten enttäuscht mochten die schlesischen Protestanten sein, die das Erscheinen der Preußen mit so warmer Begeisterung begrüßt hatten. Wohl gewannen sie unbeschränkte Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes, aber von den vielen hundert Kirchen, die ihnen einst von den Jesuiten gewaltsam entrissen worden waren, gewannen sie keine zurück, selbst die Stolgebühren mußten sie an die katholischen Ortspfarrer weiter zahlen, die 200 Prediger, die bis Ende 1742 ins Land kamen, um die Seelsorge in den wiederauflebenden evangelischen Gemeinden zu übernehmen, mußten von den Gemeinden dotirt werden und in Bauernhäusern, Reitschulen, Scheunen u. s. w. Gottesdienst halten, bis die Gemeinden auf eigene Kosten 200 neue Kirchen gebaut hatten.

So verlangte es die strenge Auslegung der Schlußworte von Artikel 6 des Berliner Friedens. Wenn trotzdem die katholische Geistlichkeit in Schlesien noch unzufriedener war als die evangelische, so lag die Schuld daran nicht am König und auch nicht an dem Fürstbischof von Breslau, dem Cardinal Philipp Ludwig von Sinzendorf, denn zwischen dem König und dem Cardinal bestand seit Juli 1742 das beste Einvernehmen. Der König beanspruchte als Landesbischof auch seiner katholischen Unterthanen das Ernennungsrecht für die höheren geistlichen Würden und der Cardinal erhob nicht die mindeste Schwierigkeit. Kraft dieses Ernennungsrechtes richtete Friedrich am 17. December 1743 einen amtlichen Erlaß an den Cardinal, der lautete: „Der heilige Geist und Ich haben im Verein beschlossen, daß der Prälat Schaffgotsch zum Coadjutor von Breslau gewählt werde und diejenigen Ihrer Domherren, welche sich dem widersetzen, werden betrachtet werden als solche, die ihre Seelen dem Hof zu Wien und dem Teufel verschrieben haben und die, wenn sie dem heiligen Geist widerstreben, sich der schwersten Verdammniß aussetzen". Der Cardinal antwortete am 25. December 1743: „Das innige Einvernehmen zwischen dem heiligen Geist und Ew. Majestät ist für mich etwas ganz neues: mir war nicht einmal bewußt, daß Sie Bekanntschaft gemacht hatten. Ich wünsche, daß er dem Papst und den Domherren Erleuchtungen sende, die Ihren Absichten gemäß sind."[1]) Mit Hilfe des Cardinals hat er am 16. März 1744 die Wahl des Grafen Philipp Schaffgotsch zum Coadjutor des Bisthums Breslau wirklich durchgesetzt, ohne Ahnung, daß er mit dieser Wahl einen Mißgriff beging, der sich aufs Empfindlichste bestrafen sollte. Auch auf den Plan des Großkanzlers Cocceji, für die preußischen

1) Mommsen a. a. O. S. 148. Anm.

Katholiken der östlichen Provinzen ein katholisches Vicariat in Berlin zu errichten, war der Cardinal eingegangen; er selbst war zu dieser Würde ausersehen und zeigte sich bereit dem König den Amtseid zu schwören mit der ausdrücklichen Klausel, daß er Entbindung von diesem Eid weder begehren noch annehmen werde. Die Aufgabe dieses katholischen Vicars sollte sein, den katholischen Clerus der östlichen Provinzen von jeder auswärtigen Kirchengewalt unabhängig zu machen und zu erhalten. An der entschiedenen Ablehnung des Papstes Benedikt XIV. (Schreiben an den Cardinal vom 27. April 1743) ist der Plan gescheitert, und schließlich ganz fallen gelassen worden.

Mit derselben rastlosen Thätigkeit, mit der er an der Neuordnung Schlesiens arbeitete, hat sich Friedrich in diesen Jahren auch an dem Gang der Welthändel betheiligt, aber Erfolge waren ihm überall versagt. Es gelang seinen eifrigen Bemühungen nicht, Oesterreich und England zum Frieden zu stimmen und es gelang ihm auch nicht die Lage des unglücklichen Kaisers zu erleichtern. Der Plan, die Hausmacht desselben zu vergrößern durch Säcularisirung der Bisthümer Salzburg, Eichstädt, Freising, Regensburg, Passau und Einverleibung der Städte Augsburg, Regensburg, Ulm mußte kaum gefaßt, wieder aufgegeben werden; der Gedanke, durch eine Neutralitätsarmee das Eindringen des pragmatischen Heeres zu hindern, scheiterte ebenso wie jedes Bemühen, unter den zunächst bedrohten Reichsständen irgend eine feste Verbindung zu schaffen, die unerwarteten Erfolge der englischen und österreichischen Waffen im Sommer 1743 führten vielmehr eine Lage herbei, die dem König den Gedanken an eine neue, nothgedrungene Schilderhebung nahe legte und als er im Februar 1744 den Wortlaut des Wormser Vertrags vom 13. September 1743[1]) kennen lernte, da war, wie er selbst sagt, sein Entschluß alsbald gefaßt.

Die Gründe, die seinen Entschluß bestimmt haben, sind nicht so durchsichtiger Natur, um dem Betrachter beim ersten Blicke einzuleuchten. Die wichtigsten Voraussetzungen seines Kriegsplans sind so vollständig zu Schanden geworden, daß man hieraus allein schon eine Verurtheilung seines ganzen Vorgehens glaubte folgern zu können. Hierzu kommt, daß von den Gründen, die ihn seinem eignen Geständniß zufolge wirklich bestimmt haben, in seinem Kriegsmanifeste[2]) kein einziger aufgeführt vielmehr ausdrücklich gesagt ward: „Der König hat mit der Königin von Ungarn durchaus keine besondere Streitsache auszumachen, er ficht nur für den Kaiser und die Freiheiten des Reichs". Damit schien Friedrich selbst bekannt zu haben, daß er im Augenblick, da er losschlug, einen zwingenden Grund zum Kriege nicht hatte; eine Pflicht eigner Nothwehr hatte er selbst abgeleugnet. In Wahrheit kann heute Niemand mit voller Bestimmtheit sagen, ob Friedrich sich nicht politisch,

---

1) S. S. 387. 2) Exposé des motifs qui ont obligé le Roi de donner des troupes auxiliaires à l'Empereur. Staatsschriften. S. 432 ff.

moralisch und militärisch besser gestanden hätte, wenn er den Angriff auf Schlesien, den er voraussah, abwartete, statt ihn durch einen vor der Oeffentlichkeit sehr unzulänglich erklärten Vorangriff selber herauszufordern. Nur Eines kann mit voller Zuversicht als gewiß angenommen werden: der Angriff Oesterreichs zum Zweck der Wiedereroberung Schlesiens wäre, sobald es mit Frankreich fertig war, nicht ausgeblieben; einerlei was Friedrich that oder unterließ. Schon allein die Einverleibung Baierns, die einer Eroberung von Elsaß und Lothringen auf dem Fuße gefolgt wäre,[1]) hätte Friedrich nicht dulden können, ohne eine Art von fahrlässigen Selbstmord zu begehen. Erreichte er durch seinen zweiten Krieg nichts weiter, als daß Baiern bairisch und Schlesien preußisch blieb, so war das nach Lage der Sache vollkommen genug.

Schon im Februar 1744 hat Friedrich seinen Ministern eine Zusammenstellung der Thatsachen vorgelegt, aus welchen er den bestimmten Schluß zog, daß Oesterreich und England einig seien in der festen Absicht, ihm bei erster Gelegenheit Schlesien wieder zu entreißen,[2]) daß sie die Abtretung nur bewilligt hatten, um ihn von seinen Verbündeten zu trennen und so lang getrennt zu halten, bis sie in der Lage waren, ihn, den Alleinstehenden, mit Uebermacht zu bewältigen. Keine dieser Thatsachen konnte geleugnet werden; nur an der unmittelbaren Dringlichkeit der Gefahr, an der Räthlichkeit eines nicht durchaus nothgedrungenen Losbruchs waren Zweifel möglich, wie sie denn auch freimüthig ausgesprochen worden sind. Die Thatsachen, die Friedrich kannte, lassen sich heute vervollständigen durch solche, die er nicht kannte.

Hieher gehört der zweite Wormser Vertrag, die Convention vom 14. Oktober 1743, die wir sammt den Gesinnungen, die damals das englische Cabinet erfüllten, schon kennen gelernt haben.[3]) Hieher gehört vor allen Dingen das sächsisch-österreichische Bündniß vom 20. December 1743, das sich in seinen Hauptartikeln als ein ganz unschuldiges Vertheidigungsbündniß darstellte, in seinen Geheimartikeln aber als Grundlage eines sehr gefährlichen Complotts gegen Preußen entlarvte.[4]) Darin war Rußlands und Englands Beitritt vorgesehen für eine Coalition, die auf die Zertrümmerung Preußens hinauslief und der Bündnißfall derart bestimmt, daß Oesterreich der Heeresfolge Sachsen-Polens unbedingt sicher war. Als Zweck dieser ganzen Politik hat ein sächsischer Bericht vom 2. Januar 1744 ganz richtig angegeben: „Dem König von Preußen auf den Leib zu gehen, so lange er noch erschöpft sei und Frankreich in Schach zu halten, bis man die Fürsten unschädlich gemacht, die sich dieser Krone verkauft hätten."

Noch mehr als Friedrich damals wußte, lag vor, um das stolze Schluß-

1) Nur zum Zwecke der Enteignung und Entschädigung Karl Alberts war diese Eroberung überhaupt geplant. S. S. 370. 2) Das Exposé des Königs mit den Bedenken der Minister in der Polit. Correspondenz III, 35 ff. vgl. mit der Hist. d. m. t., c. 9. 3) S. S. 388. 4) Droysen II, 227 ff.

wort zu rechtfertigen, mit dem er seine Auseinandersetzung mit den Ministern beendigte: „Ich räume ein, daß der Grundsatz richtig ist: chi sta bene, non se muove; aber man muß eine augenblickliche Sicherheit unterscheiden von einer dauernden. Ich habe hinreichend dargethan, daß der König von Preußen in einer Lage ungewisser Spannung ist, daß die Pläne gegen ihn geschmiedet, die Batterien aufgepflanzt sind und daß man nur auf den Augenblick wartet, wo man die Arme frei haben wird, um ihn anzufassen. Gerade diesem Augenblick gilt es zuvorzukommen. Der Krieg also, den der König von Preußen suchen muß, ist ein nothgedrungener, um den bösen Absichten seiner Feinde zuvorzukommen; die bösen Absichten, von denen ich spreche, sind nicht verborgen, sondern authentisch, klar und augenfällig. Wenn seine Lage zum Angriff nicht sehr günstig ist, so muß er wissen, daß sie um so ungünstiger werden wird, je länger er wartet, muß aus der Noth eine Tugend machen und sein schlesisches Werk krönen, indem er dieser Eroberung Festigkeit und Sicherheit verleiht."[1])

Ein großes, alle früheren weit überragendes Ziel im Auge hat er diesem Kriege eine Vorarbeit gewidmet, die dem Gelingen desselben umfassende Bürgschaften sichern sollte; leider bot sich seinem Plane keine andere Grundlage dar als ein neuer Anschluß an Frankreich, mit dessen Unzuverlässigkeit er schon einmal so bittere Erfahrungen gemacht hatte.

Dort freilich schien seit dem Tode des Cardinals Fleury Alles anders geworden. Am Hofe zu Versailles äußerte sich ein Geist der Entschiedenheit und Unternehmungslust, der alle Welt überraschte, Engländer und Holländer geradezu entsetzte. Die Politik leisetretender, scheinheiliger Doppelzüngigkeit schien verabschiedet, um einer Politik offener, durchgreifender That Platz zu machen. Ein feuriges Weib, die Herzogin von Chateauroux hatte in Ludwig XV. den Ehrgeiz entzündet, es Friedrich von Preußen gleichzuthun und dem ritterlichen Volk der Franzosen das lange entbehrte Beispiel königlicher Mannheit zu geben. Ludwig XV., eben noch mit Leidenschaft der löblichen Kunst — des Stickens hingegeben,[2]) nun plötzlich an der Spitze eines Cabinets, das mit vollen Segeln dem Weltkriege zutrieb und bald danach in eigener Person an der Spitze eines Heeres, das erobernd in Flandern einfiel, begleitet von einem protestantischen Marschall, dem Grafen Moritz von Sachsen — das war in der That ein Schauspiel, wie wenn die Welt aus den Fugen gegangen wäre.

Der Anfang des Umschwungs war ein Vertrag, wie Frankreich noch keinen geschlossen, der ihm unabsehbare Kriegspflichten auferlegte und nicht die mindeste Gegenleistung gewährte, oder auch nur in Aussicht stellte. Der Bündnißvertrag, den Ludwig am 25. Oktober 1743 zu Fontainebleau mit König Philipp V. von Spanien schloß, erfüllte die kühnsten Ehrgeizträume der Königin Elisabeth. Frankreich verpflichtete sich, England und

1) P. C. III, 42. 2) Mém. d'Argenson II, 203 ff.

Sardinien den Krieg zu erklären und gegen beide Mächte so lange fortzuführen, bis Don Carlos im ungefährdeten Besitz von Neapel und Sicilien, für Don Philipp ganz Mailand, Parma und Piacenza erobert sein würde, Spanien aber Gibraltar, womöglich auch Minorka, zurück erhalten hätte und den Engländern ihre neue Colonie Georgien zerstört sei. Bis dahin kein Friede und wäre es unter den lockendsten Bedingungen.[1]) So grimmig war man in Fontainebleau über den „Abfall Sardiniens" im Vertrage von Worms, daß man in kopfloser Rachsucht über die einfachsten Regeln der Vorsicht und der Klugheit hinwegstürmte: Frankreich wurde der Landsknecht der unersättlichen Ländergier des spanischen Hofes, wie es später der Landsknecht Maria Theresias ward.

Dieser Vertrag von Fontainebleau war das Meisterstück der Minister Amelot und Maurepas und ein Beleg der Art von Anarchie, welche mit der angeblichen Selbstregierung Ludwigs XV. eingetreten war. Der erstere, ein gelehrter Pedant, in allen praktischen Dingen unmündig wie ein Knabe, war an der Spitze der auswärtigen Geschäfte sieben Jahre der Schreiber des Cardinals gewesen und seit dessen Tode der Schreiber des Grafen Maurepas geworden, des leichtsinnigsten aller Höflinge, der von seinem Departement, der Marine, gar nichts, von der großen Politik aber womöglich noch weniger verstand.[2]) Wie der König aber seine Selbstregierung auffaßte, zeigt die Thatsache, daß er von diesem Vertrage mit einer Unbefangenheit, deren nur er fähig war, nachher dem Marquis d'Argenson gestand: er habe ihn — gegen seinen Willen unterzeichnet.[3]) Der greise Marschall Herzog v. Noailles hatte dem 33jährigen Monarchen so vortreffliche Lehren gegeben, als er mit Fleury sein Ein und Alles verlor. Ganz so wie Ludwig XIV. den Herzog von Anjou angewiesen, als dieser nach Spanien ging, um König zu werden, gab Noailles erschöpfend an, wie ein richtiger König der Franzosen es anzustellen habe: „Wenn Sie genöthigt sind, Krieg zu führen, stellen Sie sich an die Spitze Ihrer Armeen. Verlassen Sie die Geschäfte nie um Ihres Vergnügens willen. Hören Sie Alle, aber entscheiden Sie selbst. Lassen Sie sich nicht regieren; seien Sie selbst der Herr. Dulden Sie keinen Günstling und keinen ersten Minister. Hören, befragen Sie Ihr Conseil, aber entscheiden Sie. Gott, der Sie zum König gemacht, wird Ihnen alle erforderliche Einsicht geben, so lange Sie guten Willen haben." Wer solche Sprache versteht, der braucht die Predigt nicht und wer sie braucht, dem hilft sie nichts. Nicht einmal in den Elementen seines Handwerkes hatte der Cardinal Fleury seinen Zögling unterwiesen; eine Natur, deren bescheidene Gaben nur in angestrengtester Arbeit ein leidliches Mittelmaß hätten erreichen können, hatte er absichtlich von allem Lernen, von jeder ernsthaften Thätigkeit ferngehalten. Ein Kopf, dem die

---

1) Noailles, Mémoires VI, 135—138. — Garden III, 297—300. 2) Mém. d'Argenson III, 1 ff. (Amelot); II, 347 ff. (Maurepas). 3) Ebendas. II, 387.

nöthigsten Kenntnisse abgingen, eine Seele, die beherrscht war von weibischer Bigotterie, ein Körper, den die Gewohnheitslaster des Müßiggangs zerrüttet hatten: das war die Ausstattung, über die Ludwig XV. verfügte, als ihm das Vorbild seines Urgroßvaters zur Nacheiferung vor Augen gestellt ward. Mehr als ein Strohfeuer konnte die Willensanstrengung nicht sein, zu der er sich jetzt aufraffte und mehr als eine Fratze auch eine Nachahmung nicht, die mit so kläglich unzulänglichen Kräften unternommen ward.

Was diesem König vorübergehend ein männliches Ansehen lieh, war das Werk eines Weibes, der schon genannten Herzogin von Chateauroux und ihres Vertrauten, des Marschalls Noailles und man muß sagen, eine Zeitlang war der Hof von Versailles wie umgewandelt, sein Auftreten nach außen geradezu martialisch. In den Februar- und Märztagen 1744 geschahen Dinge, die sich ausnahmen wie Zeichen und Wunder einer plötzlich zurückgekehrten Riesenkraft. Die englische Mittelmeerflotte, 30 Linienschiffe stark, hielt in Toulon seit Jahr und Tag eine französisch-spanische Flotte von zusammen 27 Schiffen belagert. Am 19. Februar brach diese Flotte plötzlich auf und lieferte den Engländern mit großer Tapferkeit am 22. Februar eine Seeschlacht, die sie, wenn nicht als einen Sieg, doch als einen Erfolg betrachten durften, denn die Blockade hörte fürs erste auf. In denselben Tagen hatte der Admiral Roquefeuille im Canal eine Kriegsflotte von 29 Linienschiffen gesammelt und war mit dieser Macht nach Dünkirchen gesegelt, wo eine große Transportflotte auf ihn wartete, um unter seinem Schutz die erste Abtheilung von 50,000 Mann schlagfertiger Truppen nach England hinüberzusetzen. Groß war die Angst in London; denn die Schutzflotte war der feindlichen an Zahl nicht gewachsen, die Streitmittel zu Lande geradezu kläglich, und kein Mensch konnte wissen, ob die Elemente wieder so hilfreich sein würden, wie in den Tagen der spanischen Armada: da kam am 5. März ein Nordoststurm, der die französische Flotte auseinanderwirbelte und die schon eingeschifften 9000 Mann Landungstruppen zwang, ans Land zurückzukehren.

Am 15. März erließ Ludwig XV. die feierliche Kriegserklärung wider England; am 26. April die gegen Oesterreich und am 3. Mai reiste er zu seinem Heere nach Flandern. Mit leichter Mühe nahmen die Marschälle Noailles und Moritz von Sachsen die Grenzplätze ein, die gar nicht oder sehr schlecht vertheidigt wurden: Courtrai fiel am 18. Mai, Menin am 5., Ypern am 25. Juni, Furnes am 11. Juli in ihre Hände. Mehr als über diese wohlfeilen Lorbern freuten sie sich darüber, daß der König sich endlich von dem Serail zu Choisy losgerissen hatte und, wie es schien, zur ernsten Mannesarbeit entschlossen war. Ganz glücklich schrieb der Marschall von Sachsen am 4. Juni: „Der König gewinnt einen wüthenden Geschmack an diesem Handwerk und es scheint, daß er nie so wohl seine Macht empfunden hat. In der That, es ist ein schönes Schauspiel für einen jungen Monarchen, den die Jagd an Anstrengungen gewöhnt hat, sich als den Herrn

zu erblicken, der einem ritterlichen Volk gebietet, das danach glüht, ihm zu gefallen, mehr als das: dem er selbst gefallen will. Nach Kräften hat der verstorbene Cardinal Alles entfernt, was den Ehrgeiz eines Monarchen entzünden konnte; aber die Feinde Frankreichs waren so thöricht, ihn aufzurütteln."[1]) Die Freude hat nicht lange gedauert; nach wenig Wochen schon erschien die Herzogin von Chateauroux mit ihrer Schwester im Feldlager, und die groben Schweizer sangen vor dem Zelte des Königs: Ah! madame Enroux, Je deviendrai fou, Si je ne vous baise! Der Entrüstung der Armee mußte er das Opfer bringen, sich von neuem von den Damen zu trennen; nicht lange und in Dünkirchen traf er wieder mit ihnen zusammen. Hier bekam er die Schreckenspost von dem Rheinübergang des Prinzen Karl von Lothringen; jetzt eilte er nach Metz, die Herzogin ihm nach, und hier, wo das Volk bereits murrte über sein skandalöses Zusammenleben mit der Maitresse, befiel ihn am 8. August ein bösartiges Fieber, das seinem Erstlingsfeldzuge ein Ende machte.[2])

Am dritten Jahrestag seines ersten Bündnisses mit Frankreich, am 5. Juni 1744, hatte Friedrich II. ein zweites Mal mit Ludwig XV. abgeschlossen. Sein Generalmajor, Graf Rothenburg, seit März in Versailles, hatte dort beim König, der Herzogin von Chateauroux und deren Berathern, den Herzogen von Richelieu und von Noailles mit solchem Geschick operirt, daß schon Anfang Mai die Grundzüge des Bundesvertrags im Reinen waren. Als Ludwig nach Flandern ging, wußte er, daß ihm Friedrich den Rücken decken werde, falls Karl von Lothringen den Rhein überschritt. König Friedrich selbst hatte die Zusage Ludwigs, daß, wenn er durch seinen Einbruch in Böhmen das österreichische Heer vom Rhein wegzog, dieses von den Franzosen mit aller Macht verfolgt werden sollte. Dies waren in dem Vertrag, welchen am 5. Juni Rothenburg in Paris unterzeichnete, die einzigen Bestimmungen, die unmittelbar praktische Bedeutung hatten.

Am Abend des 30. Juni war Trenck mit seinen Panduren bei Schreck ganz unvermuthet über den Rhein gekommen und hatte das Lager der Baiern im ersten Anlauf erstürmt. Am 1. Juli folgte Nadasdy mit seinen Husaren, am Tage darauf Prinz Karl; am 3. Juli war der Uebergang der gesammten Armee vollendet. Lauterburg und Weißenburg ergaben sich sofort. „Endlich, mein theurer Bruder," schrieb Karl dem Großherzog, „sind wir im Elsaß;" wären wir nur auch schon in Lothringen, mag er hinzugedacht haben. Um sich zunächst eines festen Punktes in seinem Rücken zu bemächtigen, beschloß er das Fort Louis zu erobern. Dorthin wandte er sich, während König Ludwig aus Flandern herbeieilte und Marschall Coigny von Mainz her, wo er den Uebergang des Prinzen erwartet hatte, auf Weißenburg heranzog. Zabern war von Nadasdy erstürmt, die Vortruppen der Oesterreicher hatten sich durch die Baiern und die Franzosen bis in die Nähe Straß-

1) Mém. de Noailles. VI, 43. 2) Mémoires de Richelieu. VII, c. 1.

burgs durchgeschlagen, da kam die Nachricht vom Einbruch der Preußen in Böhmen, und ohne einen Befehl aus Wien abzuwarten, berief der Prinz am 20. August einen Kriegsrath, welcher sofortige Rückkehr über den Rhein beschloß. Am Nachmittag des 23. August begann bei Beinheim der Uebergang und am frühen Morgen des nächsten Tages war, vom Feinde nirgends gestört, das ganze Heer wieder auf der rechten Seite des Stromes.

Auf die erste Kunde vom Rheinübergang der Oesterreicher schrieb König Friedrich an Ludwig XV.: „Mein Herr Bruder. Ich vernehme, daß der Prinz Karl in den Elsaß eingedrungen ist; das genügt mir, um über meine Operationen zu entscheiden; den 13. August werde ich an der Spitze meines Heeres auf dem Marsche sein und Ende desselben Monats werde ich vor Prag stehen. Ich setze mich über viele Rücksichten hinweg und beschreite vielleicht einen ziemlich gefahrvollen Weg; aber ich will Ew. Majestät Beweise der Anhänglichkeit und der Freundschaft geben, die ich für Sie hege. — In der Lage, in der ich mich befinde, muß ich mit dem größten Freimuth zu Ew. Majestät reden, denn unsere Interessen sind enger und unzerreißbarer verknüpft als je. Gewiß fühlen Sie, daß unser ganzes System auf drei große Schläge berechnet ist, welche zu gleicher Zeit fallen müssen; der erste ist der Einfall in Böhmen und Mähren; der zweite ist der Marsch der kaiserlichen und der französischen Truppen längs der Donau nach Baiern und der dritte, den ich als den Hauptartikel ansehe, ist die Absendung eines Truppencorps in das Land Hannover. Auf die beiden letzteren Punkte rechne ich zuversichtlich, sonst sage ich Ihnen voraus, daß unser ganzes Geschäft verloren ist.“ — Nachdem er für den Oberbefehl in Baiern den Marschall Belleisle, für den in Westfalen den Marschall von Sachsen vorgeschlagen, gibt er als Hauptgrund der Unfälle der Franzosen in Baiern an, daß die Generale eine durchaus verfehlte, defensive Kriegsweise beobachtet hätten. „Es ist immer besser, angreifend zu verfahren, selbst wenn man sich in der Minderzahl befindet. Oft läßt sich der Feind durch Kühnheit verblüffen und Vortheile entreißen; so haben der große Condé, Turenne, Luxembourg, Catinat gehandelt und dadurch, daß sie in den meisten Fällen offensiv verfuhren, haben sie den französischen Truppen unsterblichen Ruhm und sich selbst einen Namen erworben, der erhaben ist über Zeit und Neid. Nur auf Ew. Majestät wird es ankommen, die Dinge wieder auf diesen Fuß zu bringen; Sie haben gezeigt, was ein weiser, klarblickender Fürst an der Spitze seiner Truppen vermag; befehlen Sie Ihren Generalen, überall den Feind zu schlagen und er wird geschlagen werden.“ In demselben Sinne schrieb Friedrich an Noailles, um auch diesem recht eindringlich vorzustellen: „in unseren Operationen muß Alles Nerv sein; nicht ein Augenblick darf in Unthätigkeit verloren werden“.[1]) Nicht ganz zwei Wochen nach diesem Schreiben

1) Beide Briefe sind datirt Potsdam, 12. Juli 1744. Pol. Corresp. III, 207—209 und 210.

schloß der preußische Bevollmächtigte, Geheimrath von Klinggräffen, zu Frankfurt mit dem kaiserlichen Minister Graf Törring einen geheimen Vertrag ab, worin sich Preußen verpflichtete, dem Kaiser ganz Böhmen zu erobern und Oberösterreich zu verschaffen, und der letztere sich verbindlich machte, außer dem österreichischen Schlesien dem König von Preußen beträchtliche Theile des nordöstlichen Böhmens (Kreis Königgrätz, Stadt Kollin mit Zubehör, Herrschaft und Stadt Pardubitz, Kreis Bunzlau und einen Theil des Kreises Leitmeritz) abzutreten.[1])

Ueber diesen Vertrag mit König Friedrich schrieb Kaiser Karl VII. in sein Tagebuch: „Mit großer Selbstüberwindung habe ich mich dazu entschlossen, aber die Härte des Wiener Hofes hat mich dazu gezwungen. Dieser Hof geht schlechthin auf die Vernichtung des Hauses Baiern aus und um es zu retten, gab es kein anderes Mittel, als mich aufs Engste und für immer mit dem König von Preußen zu verbinden, welcher als der mächtigste und unversöhnlichste Feind des Hauses Lothringen betrachtet werden muß; was mir an den neu eingegangenen Verpflichtungen die größte Ueberwindung kostete, war, daß ich dem genannten König den ganzen Theil von Böhmen abtreten mußte, der jenseits der Elbe liegt; aber ich habe dabei für die Interessen unserer katholischen Religion die bestimmtesten Sicherheitsvorkehrungen getroffen; sie hat in dem neu ergriffenen System keinerlei Schaden zu fürchten."[2])

Im schroffsten Widerspruch mit diesen Abmachungen wie mit den Beweggründen, welche Friedrich dem Minister Graf Podewils für seinen Kriegsentschluß angegeben,[3]) stand die Sprache, in welcher er sein Vorgehen vor der Welt beleuchten ließ. Am 28. Juli sandte er seinem bevollmächtigten Minister Grafen Dohna in Wien einen Erlaß, in welchem dieser angewiesen ward, den österreichischen Ministern anzukündigen, er habe sich entschlossen, dem Kaiser eine Anzahl Hilfsvölker zu senden, weil er nicht länger gleichgiltig mit ansehen könne, „daß nachdem man das Oberhaupt des Reiches aller seiner Erblande bis auf den letzten Flecken beraubet, man nunmehro auch dessen Truppen von dem teutschen Reichsboden verjaget und ihn dergestalt, so zu reden, mit Stumpf und Stiel auszurotten und zu vertilgen" im Begriffe stehe.[4]) Und in dem Kriegsmanifest fanden sich sogar die Worte: „Der König hat durchaus keinen eignen Streithandel mit der Königin von Ungarn. Er erhebt durchaus keine Forderung an sie, er will nichts für sich und tritt nur in der Eigenschaft eines Verbündeten in einen Streit ein, welcher einzig die Freiheiten des Reiches angeht; und der offene Krieg, den

1) Der Frankfurter Vertrag vom 24. Juli 1744 bei Garden III, 308 bis 311. Die sogenannte „Frankfurter Union", welche am 22. Mai 1744 zwischen dem Kaiser, König Friedrich, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem König von Schweden in seiner Eigenschaft als Landgraf von Hessen geschlossen worden war, sei hier nur beiläufig erwähnt; denn nennenswerthe Folgen hat sie nicht gehabt. 2) Tagebuch Kaiser Karls VII. aus dem Jahre 1744. Herausgegeben von L. Häusser in den Quellen und Erörterungen zur bairischen und deutschen Geschichte. VIII. München 1860. S. 343. 3) S. 395, vergl. Droysen II, 290/91. 4) Preuß. Staatsschriften S. 469.

die Königin an Deutschland erklärt hat mittelst der Feindseligkeiten, welche ihre Truppen in demselben begangen haben, wäre ein hinreichender Grund, gäbe es nicht noch andere, um das Verfahren S. M. zu rechtfertigen. Wenn der König sich jetzt aus diesen Gründen gezwungen sieht, Gewalt anzuwenden, so geschieht es mit Bedauern und nach Erschöpfung aller Mittel gütlichen Ausgleichs. — Mit einem Wort, der König verlangt nichts und seine persönlichen Interessen sind nicht in Frage; zu den Waffen greift S. M. nur, um dem Reich die Freiheit, dem Kaiser die Würde und Europa die Ruhe zurückzugeben."[1])

Diese Sprache setzte bei den Höfen von Wien und Dresden-Warschau mehr Gutmüthigkeit voraus, als dort erfahrungsmäßig zu finden war. Der nächste Zweck derselben war offenbar, im Namen von Kaiser und Reich den freien Durchmarsch durch Sachsen zu erwirken. Derselbe wurde auch erreicht, aber nicht deshalb, weil der sächsisch-polnische Hof diesem Appell an seine reichspatriotische Gesinnung nicht hätte widerstehen können, sondern weil der Kurfürst von Sachsen in Warschau war und seine Regierung in Dresden geschehen ließ, was sie nicht hindern konnte. Bevor ein Befehl des Königs von Polen zur Stelle sein konnte, war Friedrich bereits mit den drei Haupttheilen seines Heeres durch Sachsen hindurch in Böhmen eingerückt, während Graf Schwerin mit dem vierten, dem schwächsten, von Schlesien aus auf Prag marschirte.

Auf dem weißen Berge vor **Prag** trafen die vier Säulen des preußischen Heeres 80,000 Mann stark am 2. und 3. September zusammen. Nachdem das Belagerungsgeschütz angekommen, wurden am 10. September die Laufgräben eröffnet. Am 12. erstürmte Graf Schwerin die Befestigungen auf dem Ziskaberge und die Beschießung, die nun von hier aus auf die Stadt gerichtet wurde, hatte den Erfolg, daß der Commandant Graf Harsch sich am 16. September mit der ganzen Besatzung kriegsgefangen ergab. Bevor der Monat zu Ende ging, waren auch **Tabor** und **Budweis** von den Preußen besetzt; Böhmen lag zu den Füßen des Königs: ob aber und wie lange er Böhmen behaupten konnte, hing ab von der Frage, was die Franzosen dem Prinzen Karl zu thun gestatteten, was nicht.

Anfang Juli hatte Graf Podewils dem ungestüm voraneilenden König zu bedenken gegeben: sein ganzer Plan sei auf zwei sehr unsichere Voraussetzungen gebaut, auf die Ehrlichkeit und Festigkeit Frankreichs, auf die Freundschaft und Unthätigkeit Rußlands; wenn nur eine derselben versage, so könne ihm der Krieg mehr als Schlesien kosten. Frankreich habe Alles zu gewinnen und wage gar nichts. Sei Preußen einmal im Kampfe, so werde Frankreich nach eigenem Belieben verfahren, in Flandern nehmen, was es bekommen könne, am Rhein aber in der Defensive bleiben und ruhig den Dingen zuschauen, die sich in Böhmen entwickeln würden, wo Friedrich allein die ganze Macht Oesterreichs werde zu bekämpfen haben. Zu einem rettenden Sonder-

---

1) Exposé des motifs qui ont obligé le Roi de donner des troupes auxiliaires à l'Empereur. Preuß. Staatsschriften S. 445, 447.

frieden aber werde man ihm nicht ein zweites Mal die Hand bieten, nachdem er den ersten so gebrochen und denen Recht gegeben, die da meinten, auf Verträge mit Preußen sei überhaupt kein Verlaß.[1]) Buchstäblich ist die Vorhersagung des Ministers eingetroffen. Fast unter den Augen des Herzogs von Noailles und seiner überlegenen Armee hatte Prinz Karl den Rückzug nach dem Rhein und den Uebergang über den Strom bewerkstelligen können. Kein Vorstoß auf Hannover, kein Vormarsch nach der Donau fand statt. Völlig ungehindert konnte Prinz Karl durch Baiern nach der böhmischen Grenze ziehen; am 24. September hatte er diese bei Waldmünchen erreicht, am 2. Oktober vereinigte er das Corps des Grafen Batthyany zu Mirotitz mit der Armee und am 21. und 22. Oktober stießen zu dem österreichischen Heere bei Wosseczan 20,000 Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels: Alles in Allem 70,000 Mann, denen Friedrich mit nur 60,000 gegenüberstand. Zu zählen pflegte er seine Feinde nicht. Mit felsenfestem Vertrauen auf die Unbesiegbarkeit seiner Grenadiere rückte er am 24. Oktober aus seinem Lager bei Konopischt hervor, um dem Feinde trotz der Ueberlegenheit seiner Streiterzahl eine Schlacht anzubieten. Mit Sonnenuntergang hatte er die Gegend von Marschowitz erreicht, wo das feindliche Heer aufgestellt war. Diese Aufstellung aber erwies sich am nächsten Morgen als unangreifbar. „Die Oesterreicher standen," erzählt Friedrich selbst, „auf einem halbkreisförmigen Berge, dessen linke Seite sich unserer Rechten zukehrte und ihre rechte Flanke war ganz von uns entfernt. In dem Thal, am Fuße des Berges, war ein Morast, durch welchen ein sumpfiger Bach floß. Auf ihrer äußersten Linken sah man einige große Teiche, welche ihre ganze Flanke deckten, denn sie reichten bis in ihren Rücken. Wir unsrerseits fingen an, uns auf dem Berge ihrer Mitte gegenüber aufzustellen, aber das Terrain auf unserer Rechten war so eng, daß man kaum 6 Bataillone hätte in Schlachtordnung stellen können, und selbst wenn das gelang, konnte man sie nicht vorrücken lassen wegen des Abgrundes, welcher die beiden Heere trennte. Unser Centrum war noch unbeweglicher, denn es war durch einen Hügel und zwei beträchtliche Bodensenkungen vom Feinde getrennt. Nachdem diese Stellungen erkundet waren, wäre es eine ganz unverzeihliche Vermessenheit gewesen, unter solchen Umständen ein Gefecht zu beginnen."[2]) Friedrich ließ sein Heer ins Lager zurückkehren, der Feind sah dem zu, ohne sich zu rühren. Prinz Karl ließ sich durch den Grafen Traun überzeugen, daß es des Wagnisses einer Schlacht nicht bedurfte, um König Friedrich aus Böhmen hinauszubringen. Die Verweigerung einer Schlacht in diesem wie in jedem künftigen Falle war dazu ein unfehlbares Mittel. Schon waren

1) Droysen II, 290—91. Ungern vermißt man im dritten Bande der Polit. Correspondenz den Abdruck der von Droysen benutzten pièce que S. M. m'a remise pour la parcourir à Charlottenburg le 3. Juillet 1744. 2) Relation de ma campagne 1744. Am 18. December an den König von Frankreich gesandt. Pol. Corr. III, 343—355.

Budweis, Tabor, Frauenberg mit zusammen 3000 Mann preußischer Besatzung trotz tapferen Widerstandes der Mannschaften von den Oesterreichern wieder genommen, als Friedrich aus Mangel an Lebensmitteln sein Lager auf das rechte Ufer der Elbe nach Bohdanetz verlegen mußte. Als ihm hier am 19. November nicht gelang, den Uebergang der Oesterreicher über den Strom zu hindern, mußte er den ganzen Feldzug als verloren, die Räumung von ganz Böhmen als unabwendbar betrachten. Ende November wurde der allgemeine Rückzug angetreten und in musterhafter Ordnung vollzogen In drei Säulen, über Braunau, Trautenau und Glatz marschirten die Preußen nach Schlesien ab. Ohne eine einzige Schlacht hatten die Oesterreicher in einem zweimonatlichen Feldzug das Königreich Böhmen zurückerobert und zum ersten Mal hatte ihr gefürchtetster Gegner politisch und militärisch sein ganzes Spiel verloren.

Allen Briefen des Königs, allen Bestürmungen seines Abgesandten, des Feldmarschalls Grafen Schmettau zum Trotz hatte die französische Kriegsleitung keine der Verpflichtungen vom 5. Juni erfüllt. Die Krankheit des Königs entschuldigte nicht die Fahrlässigkeit des Herzogs von Noailles, der die Oesterreicher so glücklich entrinnen ließ. Nach seiner Wiedergenesung sagte Ludwig zum Kriegsminister Graf d'Argenson: „Schreiben Sie in meinem Namen dem Marschall v. Noailles, daß während man Ludwig XIII. zu Grabe trug, der Prinz von Condé eine Schlacht gewann".[1]) Aber der Feldzug, den er dann im österreichischen Breisgau unternahm und der zur Einnahme des festen Freiburg führte (6. November) war für den Gang des großen Krieges ganz ebenso bedeutungslos, als der blutige Sieg, welchen die Spanier unter dem Infanten Philipp im Verein mit den Franzosen unter Prinz Conti bei Coni über den König von Sardinien davongetragen hatten (30. September). Der Tag von Coni hatte nur die eine Folge, daß das österreichische Heer des Fürsten Lobkowitz, das fünf Monate in einem Lager bei Nemi gestanden und nur einmal, in der Nacht vom 10./11. August, einen Ueberfall auf das spanisch-neapolitanische Heer in Velletri gewagt hatte, auf den Hilferuf des Königs von Sardinien den Rückzug antrat und in dem Dreieck Pesaro, Fano, Urbino in Winterquartiere ging. Nicht durch die Hilfe der Oesterreicher, sondern durch die Tapferkeit des Commandanten Baron Leutrum wurde das schwer bedrängte Coni dem König von Sardinien gerettet. Am 22. Oktober 1744 gaben die Spanier und Franzosen die Belagerung dieses Platzes auf und die letzteren nahmen in Savoyen, Nizza, Provence und Dauphiné Winterquartiere.[2])

Wichtiger als all diese Kriegsereignisse waren für die Verbündeten vom 5. Juni zwei Todesfälle: am 8. December 1744 starb die Herzogin von Chateauroux und am 20. Januar 1745 starb Kaiser Karl VII. Jene war die Stütze der preußischen Sache am französischen Hofe gewesen und dieser nahm alle Pläne der neuen Reichspolitik des Königs Friedrich mit ins Grab.

1) Gemeint ist die von Rocroy 19. Mai 1643. 2) Arneth II, 355—383.

V. Fontenai und Hohenfriedberg.

Im Jahre 1743 hatte König Georg II. gegenüber dem Parlament und gegenüber dessen regierendem Ausschuß, dem Ministerium, eine persönliche Machtstellung erreicht, die zur Zeit da das Thronfolgegesetz gemacht wurde, kein Brite, welcher Farbe er immer angehörte, für möglich gehalten hätte. Vom 21. April d. J. an, da er das Parlament vertagt hatte und nach Hannover reiste, bis zu seiner Rückkunft am 15. November hat er die gesammte Festlandpolitik Englands auf eigene Faust gemacht, Krieg geführt und Verträge geschlossen mit weitreichenden Verpflichtungen, ohne daß Minister und Parlament daheim mehr davon erfuhren, als in allen Zeitungen zu lesen war. Der einzige Minister, der ihn begleitete, der Staatssekretär des Departements des Nordens, Lord Carteret diente seinen Launen mit wahrem Fanatismus in der Sache und einer Rücksichtslosigkeit in den Formen, die in England noch nicht erlebt worden war. Mit einer Mischung von Staunen und Grauen folgte Robert Walpole, jetzt Lord Oxford, den schwindelnden Wegen, die dieser „stolze Abenteurer" blindlings einschlug und blindlings verfolgte. „Vor nichts zurückschrecken," schrieb er, „um den König zu gewinnen, ihm nachgeben in all seinen unseligen Schwächen und nicht sehen, daß er sich verstrickt in einem Labyrinth von Erwartungen, die nicht in Erfüllung gehen können — das verdient keinen besseren Namen als „Verblendung".[1]) Mit Entrüstung aber gewahrten die Minister, wie ihr College sie behandelte, als wären sie nicht vorhanden, als gäbe es kein Parlament, vor welchem sie mit einstehen mußten für das, was er that, ohne sie zu fragen, kein England, das ein Recht hatte Rechenschaft zu fordern für schrankenlos eigenmächtiges Verfügen über sein Geld, seine Waffen und seine Ehre. Lord Carteret zog einen dichten Schleier um sein und des Königs Thun. In der Regel schrieb er gar nicht, wenn er schrieb, so meldete er wortkarg Dinge, die alle Welt wußte. Den Vertrag von Worms vom 13. September und die Convention vom 14. Oktober mit ihren unerhörten Verpflichtungen[2]) schickte er ohne vorherige Anfrage fertig zur selbstverständlichen Genehmigung ein, ein Verfahren, das der Herzog von Newcastle „höchst befremdlich, widerrechtlich und unverzeihlich" fand,

1) Brief an Pelham 20. Okt. 1743. W. Coxe, Memoirs of the administration of Henry Pelham (2 vols. London 1829) I, 103. 2) S. S. 387/88.

wenn er auch hinzusetzen mußte, von diesem Manne sei Anderes nicht zu erwarten gewesen. Die Zumuthung, diese Nachconvention einfach anzunehmen und dadurch England zu einer jährlichen Subsidienzahlung von 300,000 Pfund zu verpflichten, so lange als Maria Theresia danach ein „Bedürfniß" haben werde, erschien den Ministern denn doch zu stark. Der Lordkanzler erklärte, an eine solche Vertragsurkunde werde er das Siegel von England nicht anlegen, worauf Carteret erwiderte, so wird der König selbst es thun. Nach mehreren sehr lebhaften Sitzungen verwarf die Mehrheit des Ministerraths den ursprünglichen Entwurf, von dem nur die Subsidienzahlung auf die Dauer des Kriegs übrig blieb. Auch von den „Zusagen", welche Maria Theresia zur Zeit des Vorfriedens von Breslau gemacht waren,[1]) hat keiner der Minister außer Carteret etwas gewußt.[2])

Ein Mann der Opposition brauchte diese geheimen Vorgänge gar nicht zu kennen; was alle Welt wußte, bot einer vernichtenden Kritik des gesammten Waltens von Carteret Stoff genug. Wilhelm Pitt hat sie im December d. J. geübt, in einer Rede, aus der wir schon mehrfach Stellen entlehnt haben.[3]) An der gerechten Empörung über diese nach Geist und Verfahrensweise gleich unverantwortliche Politik ist im Schoße des Ministeriums selbst ein Zwiespalt erwachsen, der zum Sturze des Lord Carteret führen mußte, wie fest auch der König persönlich sich an diesen Minister angeklammert hielt.

In der Zusammensetzung des Cabinets war, noch als der König mit Carteret im Feldlager war, eine wichtige Veränderung eingetreten. An Stelle des verstorbenen Lord Wilmington war, nachdem Pulteney, jetzt Lord Bath, nun doch aber vergeblich versucht hatte, dessen hochwichtiges Amt zu erlangen, Heinrich Pelham unter dem 16. August 1743 erster Lord des Schatzes, d. h. nach dem Brauche, der seit Walpole galt, der erste Minister, das eigentliche Haupt der Verwaltung geworden. Diesem (geb. 1696) standen sein älterer Bruder Thomas Pelham, Herzog von Newcastle (geb. 1693) als Staatssekretär des Departementes des Südens und der hochbegabte Lordkanzler, Philipp Yorke, jetzt Lord Hardwicke eifrigst zur Seite, als er auf ein Einlenken in den Festlandwirren und die Beseitigung eines Ministers hinarbeitete, der auch dann keine nüchterne Politik trieb, wenn er ausnahmsweise nicht betrunken war. Der Lordkanzler war's, der auf den Wunsch des Herzogs von Newcastle den Sturm auf die Festung eröffnete; es geschah durch eine ausführliche Vorstellung gegen Carterets Leitung der auswärtigen Geschäfte, die er im September 1744 entwarf, im Oktober zum Abschluß brachte.[4]) Der Herzog von Newcastle übergab dies Schriftstück dem König am 1. November mit der Erklärung, daß es seine, seines

1) S. S. 388. 2) Duke of Newcastle to the Lord Chancellor 24 Oct. 1743. Coxe, Pelham I, 475. vgl. mit Introduction to Mr. Yorkes Parliamentary Journal ebends. 478. 3) S. S. 336. 4) Abgedruckt bei Coxe, Pelham I, 177—185.

Bruders, des Lordkanzlers und mehrerer andrer Mitglieder des Cabinets Ansichten enthalte. Der König gab die Denkschrift nach ein paar Stunden zurück ohne eine Silbe der Gegenäußerung. Seine Antwort bestand darin, daß er dem vom Lordkanzler verfaßten Entwurf einer Thronrede für das nächste Parlament eigenhändig einen Zusatz anfügte, worin er versicherte, daß er in keinen Frieden willigen werde, „bis all seine Verbündeten befriedigt seien". Dieser Zusatz sprach seinen und Carterets eigensten Gedanken aus. Von den Pelhams und ihrem Anhang ward er deßhalb aufs Entschiedenste bekämpft und dahin abgeschwächt, daß der König nur erklärte, er werde seine Verbündeten nicht verlassen. Erst jetzt machte Carteret, der seit dem Tode seiner Mutter Graf Granville hieß, Anstalt, die Gegner, mit denen er nicht länger im Amte bleiben konnte, aus dem Sattel zu heben durch Bildung eines neuen Cabinets aus den Reihen der Opposition, aber die Pelhams waren ihm schon zuvorgekommen.

Im Stellenhandel und Stimmenwerben waren sie Meister; Walpole hatte seine Herzensfreude an so gelehrigen Schülern in der Kunst, den Parlamentarismus durch richtige Behandlung der Parlamentarier unschädlich zu machen. Die Führer der Opposition selber erstickten alles unzeitige Reden der Ihren von Grundsätzen und Reformen, das ja seinen Zweck erreicht hatte, wenn sie zur Gewalt kamen. Der Herzog von Bedford, die Lords Chesterfield und Gower, die Herren Pitt und Lyttleton wollten nichts von Bedingungen hören, die einzelne ihrer Genossen stellten, um einen Widerruf der Siebenjährigkeitsakte, ein wirksames Aemtergesetz für das Haus der Gemeinen und einen Umschwung in der äußeren Politik durchzusetzen. Ohne alle Bedingung schlossen sie sich den Pelhams an, und als nun Graf Granville kam, um ihnen Erbietungen zu machen, da erklärten sie, so lange er im Amt bliebe, sei keiner von ihnen zu haben.[1]) Von Allen verlassen wandte sich erst Granville, dann der König selbst an den greisen Lord Orford, aber der rieth einfach: Unterwerfung unter den Willen der Mehrheit des Cabinets, und nun erfuhr der König, empfindlich wie noch nie, seine vollständige Ohnmacht gegenüber einem Cabinet, das nicht mehr blos eine Mehrheit, sondern das ganze Unterhaus auf seiner Seite hatte. Noch am 23. November senkte er die Waffen und erklärte dem Lordkanzler seinen Entschluß, Graf Granville zu entlassen. Am 24. gingen die Siegel des Staatssekretärs in die Hände des Lord Harrington über, den der König sich gefallen ließ und seine Collegen im Cabinet aufs dringendste empfohlen hatten. Das neue Ministerium war noch nicht fertig, als das Parlament am 27. Nov. zusammentrat, um die von den Pelhams verfaßte Thronrede zu hören, die allgemeinen Beifall fand; der König glaubte, mit der Aufopferung seines Lieblingsministers habe er genug gethan. Als ihm nun noch die bittersten Gegner seiner hannoverschen Hauspolitik, Lord Chesterfield und W. Pitt zur Ernennung vorgeschlagen wurden, gerieth er

1) Coxe, Pelham I, 188.

außer sich. Mit Bezug auf den ersteren erklärte er dem Herzog von Newcastle: „Er soll nichts haben. Ich befehle Ihnen, mich mit solchem Unsinn nicht weiter zu behelligen. Wenn ich auch gezwungen worden bin, mich von denen zu trennen, die ich liebte, so wird man mich doch dahin niemals bringen, daß ich die in meine Dienste nehme, die mir widerwärtig sind." Aber sein Widerstreben half ihm nichts; nicht bloß Chesterfield, noch viele Andere, die ihm tief verhaßt waren, mußte er anstellen, bis die „Verwaltung auf breiter Grundlage" (broad bottom administration) fertig war; nur gegen Pitt war er unerbittlich. Dem hatten die Pelhams den Posten des Kriegssekretärs versprochen und dieser ließ sich, als der Widerspruch des Königs schlechterdings nicht zu überwinden war, auf bessere Tage vertrösten. In der sicheren Aussicht auf spätere Ernennung wurde er ein treuer Verbündeter der neuen Regierung und blieb es auch, als diese mit noch vermehrtem Eifer genau denselben Weg einschlug, den er bisher mit so viel dröhnendem Pathos und so guten Gründen verurtheilt hatte. Denn das ist das Merkwürdigste an diesem ganzen Umschwung, daß er gerade wie 1742 wiederum kein Wechsel des Systems, sondern blos ein Wechsel der Personen war.

König Friedrich athmete auf. Nach dem unglücklichen Feldzug in Böhmen war der Sturz seines erbittertsten Gegners ein erster tröstlicher Lichtstrahl; in den wärmsten Worten ließ er durch seinen Gesandten in London dem Lord Harrington, den Brüdern Pelham seine Glückwünsche und die Hoffnung aussprechen, daß nun endlich die Interesseneinheit der protestantischen Mächte Großbritannien und Preußen zu ihrem vollen Rechte gelangen und den vereinten Bemühungen beider die Herbeiführung des Friedens gelingen werde.[1]) Was König Friedrich hoffte, fürchtete Georg II.; aber beide sollten sich geirrt haben.

Am 5. Januar 1745 stand der Lordkanzler vor dem tieferbitterten Monarchen, um denselben mit den Ereignissen der letzten Tage auszusöhnen durch die ganz bestimmte Erklärung, daß die neugebildete Verwaltung ganz und gar nicht gegen den Krieg, sondern sehr entschieden für ihn sei. Erst nach dieser Erklärung brach der König ein minutenlanges Schweigen, aber nur um seinem Verdruß Ausdruck zu geben über die Vergewaltigung, die ihm widerfahren war. „Ich habe Alles gethan," sagte er, „was Sie von mir verlangten. Ich habe all meine Gewalt in Ihre Hände gelegt und ich denke, Sie werden schon den vollsten Gebrauch davon machen." „Die Vertheilung der Aemter," antwortete der Lordkanzler, „ist nicht genug, wenn Ew. Majestät sich Mühe gibt der Welt zu zeigen, daß Sie Ihr eignes Werk mißbilligen." „Mein Werk!" rief der König. „Man hat mich gezwungen, bedroht." Und als der Lordkanzler nachher sagte: „Ihre Minister, Sire, sind nur Ihre Regierungswerkzeuge," da antwortete der König mit bittrem Lächeln: „Hier-

1) An Andrié 20. Dec. 1744. P. C. III, 368 ff.

zulande sind die Minister der König."[1]) Dies war richtig in allen inneren Angelegenheiten des Landes, nicht aber in dessen europäischer Politik. Wie mächtig in dieser der Kurfürst von Hannover war, wie leicht es ihm wurde, den hohen Rath der englischen Nation außerhalb zu allen möglichen Abenteuern hinter sich herzuziehen, wenn er nur dem Hausrecht des Parlamentarismus sich unterwarf, das zeigte sich jetzt mit einer Klarheit, die uns geradezu verblüfft. Carteret war gestürzt worden, weil man ihm mit Recht vorwarf, daß ihm England nichts, Hannover Alles sei und die erleuchteten Patrioten, die ihn beerbten, trieben dieselbe verschrieene hannoversche Politik mit einem Feuereifer, einer Konsequenz und einer Verschwendung von Subsidiengeldern, die alles bisher Erlebte weit hinter sich ließ. Der ganze Unterschied war nur der, daß es jetzt hieß: Wir schüren den Weltkrieg im größten Stil, um desto rascher und sicherer zum Weltfrieden zu gelangen.[2])

Frankreich und Preußen erschienen dieser Politik als die wahren Feinde der nach Frieden schmachtenden Welt. Um sie niederzuwerfen und zu vereinsamen, ihnen die Verbündeten zu entreißen und neue Feinde auf den Hals zu hetzen, ward keine Ausgabe gescheut,[3]) kein Mittel unversucht gelassen.

Die erste charakteristische That des Ministeriums war der Abschluß eines seit lange vorbereiteten Vertrags mit Oesterreich, Holland und Sachsen, dem beizutreten auch Rußland und Polen eingeladen werden sollten. Am 8. Januar 1745 unterzeichnete der englische Gesandte am sächsischen Hofe, Villiers, mit Graf Brühl für Sachsen, dem Grafen Esterhazy für Oesterreich und Cornelius Calkoen für Holland zu Warschau eine Vertragsurkunde, kraft deren der Kurfürst von Sachsen sich verpflichtete, mit 30,000 Mann gegen Preußen wie gegen Frankreich zu fechten, für eine Subsidienzahlung von jährlich 100,000 Pfund Sterling, die England, und 150,000 Gulden, die Holland zu zahlen versprach.[4])

---

1) Die ganze Unterredung bei Coxe, Pelham I, 199—203. 2) Habit and custom bring people to any thing, and I think I may say, that we Englishmen are the soonest lured to adopt an absurdity and to mistake our interest, of any people in the world. We are credulous and fickle to a fault; often pleas'd without knowing why; and discontented without knowing wherefore. Mit diesen Worten hatte Lord Chesterfield in seinem berühmten Pamphlet Natural reflections on the present conduct of his Pruss. Majesty (Pr. Staatsschriften I, 597—617) im Herbst 1744 die Unberechenbarkeit der öffentlichen Meinung seines Landes in allen auswärtigen Fragen gegeißelt. Jetzt zeigte er als Minister, daß die regierenden Staatsmänner davon keine Ausnahme machten. 3) Nach Coxe, Pelham I, 225 hat England im Jahre 1745 an Subsidien gegen Frankreich und Preußen gezahlt:

an die Königin von Ungarn	500,000	Pfund Sterling;
an den König von Sardinien	200,000	= =
an den Kurfürsten von Sachsen	100,000	= =
an den Kurfürsten von Köln	24,299	= =
an den Kurfürsten von Mainz	8,620	= =
Alles in allem	832,919	Pfund Sterling.

4) Garden III, 319—321.

In einem geheimen Artikel, welcher Holland unbekannt blieb, verpflichtete sich der Kurfürst von Sachsen außerdem die Kaiserwahl des Großherzogs von Toscana aus allen Kräften zu betreiben. Zu mehr als zur Theilnahme an den Subsidienzahlungen Englands ließen sich die Generalstaaten nicht fortreißen. Als England immer von neuem auf einer förmlichen Kriegserklärung gegen Frankreich bestand, antworteten sie mit der Frage: weshalb, so lange der Kurfürst von Hannover selber neutral bleibt, während die kurfürstlichen Truppen unter Befehl des Königs von England und auf Kosten Englands im Felde stehen?

Die zweite bezeichnende That dieser Politik war die Entlassung der Hannoveraner aus dem Dienste Englands und ihre Ueberweisung in die Dienste Maria Theresias, deren Subsidien dafür um den ganzen erforderlichen Betrag von 200,000 Pfund erhöht, nunmehr auf die enorme Summe von 500,000 Pfund gebracht wurden. Die Entlassung der Hannoveraner aus dem englischen Sold war eine Pflicht der Ehre und des Gewissens für die Patrioten, die seit Jahren über diese Miethlinge ganze Ströme von Haß und Verachtung ausgegossen hatten; ihre einfache Ueberweisung in den Dienst Oesterreichs war ein Gebot der Ergebenheit gegen den König und der Logik, welche besagte, wer Krieg führen will, muß Truppen haben. Die Fortzahlung des englischen Soldes für eben diese an Oesterreich überlassenen Truppen war durch dieselbe Logik gefordert; das ganze Manöver aber war so durch und durch englisch und parlamentarisch, daß W. Coxe, der es uns erzählt, aufrichtig entzückt ist von der rettenden Staatsweisheit, die einen so glücklichen Ausweg aus einer peinlichen Klemme gefunden hatte.[1]) Den Nachweis, daß diese gesammte Politik grundverschieden sei von derjenigen, die er früher bekämpft, führte im Unterhause Wilhelm Pitt mit der ganzen Kraft, welche sonst nur das tiefe Bewußtsein einer gerechten Sache einzugeben pflegt.

Die dritte bezeichnende That des „neuen Ministeriums mit den alten Maßregeln" war die Vermittelrng des Friedens zwischen Maria Theresia und dem jungen Kurfürsten Max Joseph von Baiern. Durch den Vertrag zu Füssen erhielt dieser am 22. April 1745 gegen Verzicht auf alle seine österreichischen Ansprüche und die Zusage der bairischen Kurstimme für die Kaiserwahl des Lothringers den Wiederbesitz seines Landes und Subsidien für die Ueberlassung seiner Truppen an die Seemächte. Seit seinem Amtsantritt hatte Lord Harrington den König Friedrich gespeist mit Friedenshoffnungen und Zusagen der guten Dienste Englands. Aber Alles, was er that und thun ließ, athmete Krieg und Preußenhaß. Der Vertrag von Füssen traf Friedrich wie ein Donnerschlag; denn er vernichtete seine ganze Reichspolitik, und riß ihm den einzigen Verbündeten in Deutschland von der Seite, der ihm mit Frankreichs Hilfe die Flanke deckte. Graf Podewils

1) Pelham I, 214.

ließ sich dadurch zu Boden werfen. Der König tröstete sich mit der Hoffnung auf das Gelingen seiner Unterhandlungen in England, denn von den Maulwurfsgängen dieser Politik war er nicht unterrichtet. Aber auch er verhehlte sich nicht, daß wenn ihm auch „diese Saite auf dem Bogen" versagte, seine Lage eine verzweifelte war. „Wenn Alles," schrieb er seinem verzagenden Minister, „sich gegen mich erklärt, so will ich lieber mit Ehren untergehen, als auf Lebenszeit Ruhm und Ansehen verwirken. Es war mein Stolz, mehr als ein Anderer zur Größe meines Hauses beigetragen zu haben; eine hervorragende Rolle habe ich unter den gekrönten Häuptern Europas gespielt; all die Verpflichtungen, die ich dadurch persönlich übernommen habe, bin ich entschlossen zu erfüllen um den Preis meines Glückes und meines Lebens. — Mein Entschluß ist gefaßt. Was Sie auch unternehmen könnten, mich irre zu machen, wird vergebens sein. Welcher Schiffskapitän, der sich von Feinden umringt sieht und nachdem er Alles gethan, sich zu befreien, keine Hoffnung auf Rettung mehr hat, wäre feig genug, die Lunte nicht ins Pulverfaß zu werfen und dadurch den Feind in seiner Erwartung zu täuschen? Denken Sie daran, daß die Königin von Ungarn, ein Weib, nicht verzweifelt hat an ihrem Stern, als der Feind vor Wien stand und ihre blühendsten Provinzen überschwemmt hatte. Und Sie könnten nicht einmal so viel Muth haben wie dieses Weib, während wir noch keine Schlacht verloren, keine Schlappe erlitten und durch einen glücklichen Streich höher steigen können, als wir je gestanden haben?"[1])

Sein einziger Verbündeter war der König von Frankreich; wenn aber dieser im neuen Kriegsjahr gerade so verfuhr wie im alten, so brachte auch dies Bündniß keine Hilfe, sondern nur neue Enttäuschung und vielleicht unheilbare Entfremdung. Nach 17 Monaten „Selbstregierung" des Königs, d. h. vollständiger Anarchie im auswärtigen Amt, hatte Frankreich am 18. November 1744 wieder einen Minister des Auswärtigen erhalten. Es war der Marquis d'Argenson, der ältere Bruder des Kriegsministers Graf d'Argenson, der geistvolle eigenartige Denker, dem wir schon im Club de l'Entresol begegnet sind.[2]) Aus seinen Denkwürdigkeiten ersehen wir, daß der neue Minister einen wohlüberlegten Plan hatte und daß dieser Plan hinauslief auf eine kraftvolle allseitige Defensive, welche in Italien (Savoien und Nizza), in Deutschland (Freiburg und Breisgau) und Flandern (Menin, Ypern, Courtrai, Furnes) behauptete, was die französischen Waffen in Besitz hatten, nutzlosen Kriegsabenteuern insbesondere in Flandern entsagte, und in solch imposanter Haltung entweder einen für Frankreich und seine Verbündeten, Spanien, den Kaiser und den König Friedrich, vortheilhaften Frieden erzwang oder der nothgedrungenen Fortsetzung des Krieges eine feste Basis gewährte.[3])

---

1) Hauptquartier Pomsdorf 27. April 1745. P. C. IV, 134. 2) S. 88.
3) Mém. III, 21.



Marschall Moritz von Sachsen.
Nach dem Stiche vom Jahre 1745 von J. G. Wille (1715—1808);
Originalgemälde von Hyacinthe Rigaud (1659—1743).

Ludwig XV. aber verwarf diesen Plan und bestand darauf, daß der Eroberungskrieg in Flandern allem anderen vorzugehen habe; die Anhäufung

der französischen Heeresmassen an dieser Stelle und die Einstellung des Krieges in Deutschland hatte zur Folge, daß der junge Kurfürst von Baiern in verzweifelter Bedrängniß seinen Sonderfrieden mit Maria Theresia machte, Friedrich aber den verbündeten Sachsen und Oesterreichern in Schlesien allein gegenüberstand. Ludwig XV. wollte den Genuß eines glorreichen Feldzugs haben und er hatte ihn.

Den Oberbefehl über das Heer in Flandern erhielt der Marschall von Sachsen, der obwohl an der Wassersucht schwer krank, ohne Aufschub sich zur Armee begab. Voltaire sah ihn eben vor dem Aufbruch und konnte angesichts seines leidenden Aussehens die Frage nicht unterdrücken, wie er in solchem Zustande an Abreisen denken könne; die Antwort lautete: Es handelt sich nicht um Leben, sondern um Aufbruch. Am 15. April 1745 kam er in Valenciennes an, mitten unter den Vorbereitungen für den Feldzug bestand er am frühen Morgen des 18. die Operation des Bauchschnittes, um sich das Wasser abzapfen zu lassen und war einige Stunden darauf wieder mit den Generalen bei der Arbeit, als ob nichts geschehen wäre. Am 19. war er in Maubeuge, wo er die Hauptmasse seiner Truppen sammelte. Während nun, wie beabsichtigt war, der Feind von hier aus einen Angriff auf Maas und Charleroi vermuthete, ließ er links und rechts der Schelde sämmtliche Theile seines etwa 80,000 Mann starken Heeres in die Nähe von Tournai zusammenrücken und nachdem er mehrere Brücken über den Fluß geschlagen, eröffnete er in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai die Laufgräben wider die Wälle dieses Bollwerks von Flandern. Bei Brüssel stand das Heer der Verbündeten etwa 50,000 Mann stark unter Befehl des Herzogs von Cumberland versammelt. Engländer und Hannoveraner bildeten die eine, holländische Soldtruppen unter Befehl des Fürsten von Waldeck die andere Hälfte. Dazu kamen außer zwei Freikompagnien acht Schwadronen österreichischer Dragoner und Husaren, der kleine Rest des Heeres, das im Jahre 1743 der Herzog von Aremberg nach Deutschland geführt hatte. Dem Oberbefehlshaber zur Seite standen General Ligonier, der Sohn eines nach England ausgewanderten Franzosen und der österreichische Feldmarschall Graf Königsegg. Auf die Nachricht von der begonnenen Berennung des festen Tournai brach diese Truppenmacht, die am 30. April schon Hal (an der Senne) erreicht hatte, nach Soignies auf und wandte sich dann westwärts, unmittelbar dem Feind entgegen, um diesen zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. „Ich gestehe," sagt Königsegg, „daß wenn die klägliche Art, wie die Holländer ein Jahr vorher ihre Festungen vertheidigt hatten, mich nicht für Tournai ein gleiches Schicksal hätte befürchten lassen, ich vielleicht lieber den Angriff auf den Feind verzögert hätte, bis dieser sich einige Zeit vor einem so festen Platze mürbe gemacht; aber diese Furcht hat uns genöthigt, ohne Verzug zu handeln."[1])

---

1) Relation de l'action de l'11e de May 1745. Arneth, Maria Theresia III, 415.

Dieser Vormarsch führte die Verbündeten am 9. Mai bis nach Maubray, zwei Stunden von Tournay, wo sie ein Lager bezogen, gerade gegenüber der Linie Antoin — Fontenai — Barry, hinter der die Franzosen standen.

Die Aufstellung der Franzosen legte sich quer wie ein Riegel über die Ebene, welche die Verbündeten nach Tournai hin zu durchschreiten hatten. Der Marschall hatte sie sehr gut gewählt und sehr stark befestigt. Der rechte Flügel der Franzosen lehnte sich an die Schelde, als Bastion diente ihm das Schloß Antoin und zu seinem Schutze waren außerdem auf dem andern Scheldeufer sechs Sechszehnpfünder aufgefahren. Auf gleicher Linie seitwärts, nur 450 Klafter von Antoin entfernt, schloß sich das Dorf Fontenai an. Der Zwischenraum war durch Redouten gesperrt, in Fontenai selbst die Häuser verbrannt, die Kirche aber mit dem Kirchhof sehr stark verschanzt und mit mehreren Geschützen versehen. In dem Dreieck Fontenai, Barry, Ramecroix war ein dichter Wald, der Bois de Barry, mit Redouten und Batterien bewehrt: das Ganze ein verschanztes Lager von außerordentlicher Stärke, dem Anschein nach unangreifbar, unüberwindlich. Im schlimmsten Fall bot die mit Kanonen sehr stark befestigte Scheldebrücke von Calonne eine gesicherte Rückzugsstraße; hier im Rücken des rechten Flügels befand sich der König Ludwig mit dem Dauphin, als am Morgen des 11. Mai die große Schlacht von Fontenai begann.

Um die sechste Morgenstunde dieses Tages brachen die Verbündeten auf, rechts die Engländer und Hannoveraner, links die Holländer. Eine wüthende Kanonade aus den französischen Geschützen begrüßte sie. „Gleichwohl," erzählt Königsegg, „rückten wir vor, in so stolzer Haltung und mit so heiterem Muthe der Mannschaften, daß wir auf den Sieg hoffen durften. Trotz sehr breiter und tiefer Hohlwege, welche die Ebene durchschneiden, kamen beide Flügel bis auf 200 Schritte dem Dorfe Fontenai nahe, das sich gerade vor der Mitte unseres Heeres befand. Alles kam darauf an, den Kirchhof und einige Verschanzungen in diesem Dorfe zu nehmen. Ich bat den Herzog von Cumberland und den Fürsten von Waldeck, ihn jeder mit seinem Flügel von zwei Seiten her anzugreifen. Alsbald ließ der Herzog ein Bataillon seiner schottischen Hochländer vorgehen, die mit der größten Seelenruhe angriffen und von zwei andern englischen Bataillonen unterstützt wurden. Der Fürst von Waldeck schickte auch einige holländische Bataillone vor, diese aber machten sogleich vor dem Musketenfeuer aus dem Dorfe Kehrt; der Feind konnte jetzt sein ganzes Feuer auf die Engländer richten und diese waren nun außer Stande, das Dorf zu nehmen."[1])

In dieser Lage des Gefechtes faßte der Herzog von Cumberland den tollkühnen Entschluß, mit seinen Engländern und Hannoveranern allein zwischen der Redoute des Waldes von Barry und dem Dorfe Fontenai hindurch

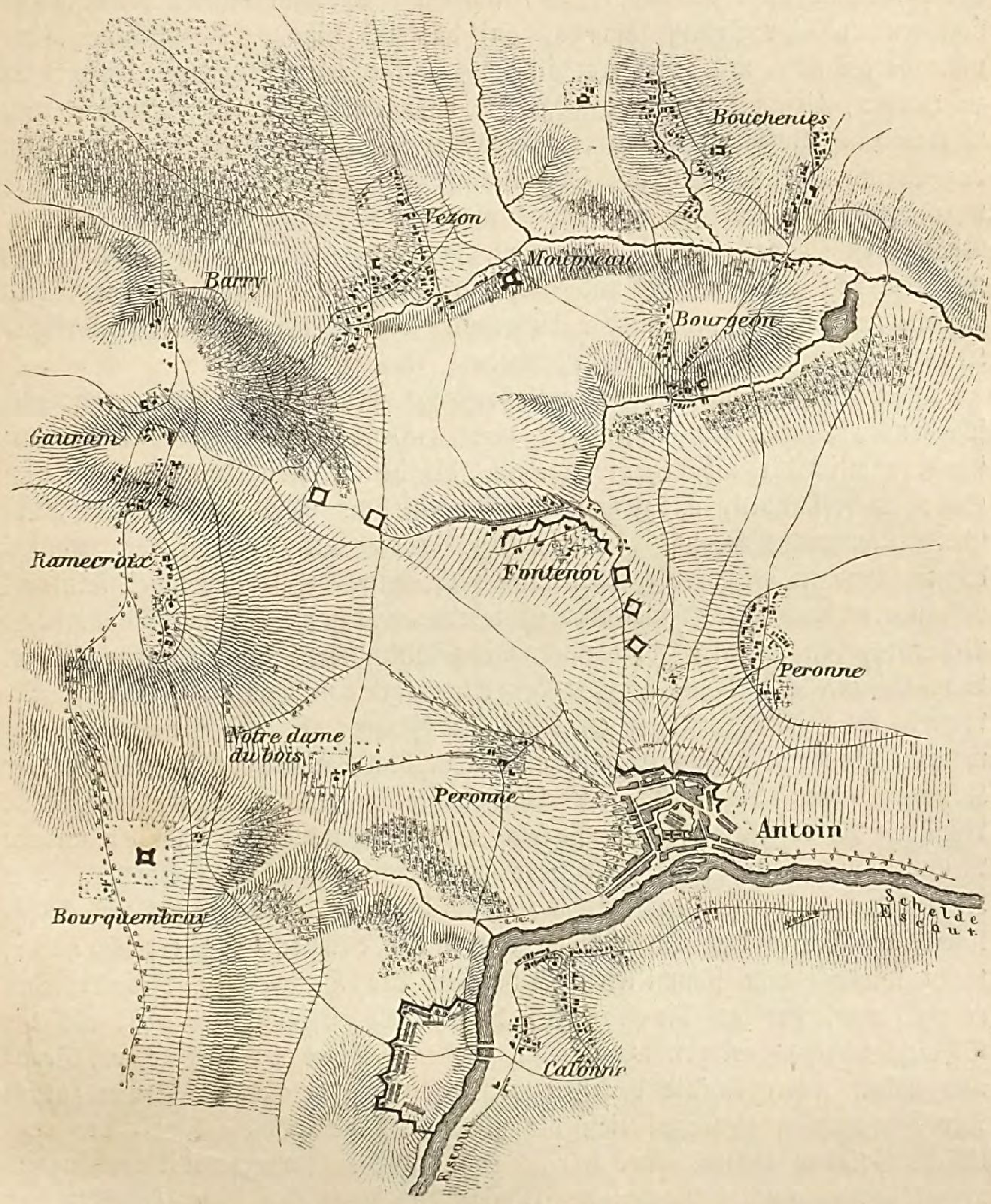
1) Ebendas. S. 416.

mitten in die französische Armee einzubrechen. Was nun geschah, hat sich den Franzosen aufs Allertiefste eingeprägt. Nach einem Berichte, welchen der Marquis d'Argenson auf dem Schlachtfelde selbst niedergeschrieben, hat es Voltaire erzählt[1]) und ihm dürfen wir um so vertrauensvoller folgen, als seine ganze Darstellung ein Hymnus auf die Feinde ist, denen seine Landsleute erst in elfter Stunde den schon errungenen Sieg wieder entrissen haben.

Voltaire erzählt: „Der Boden stieg steil an; ein tiefer Hohlweg mußte durchschritten, das ganze Feuer von Fontenai und von der Redoute her mußte ausgehalten werden. Das Unternehmen war halsbrechend, aber es gab keine Wahl, als entweder den Kampf aufzugeben oder diesen Durchbruch zu versuchen. Die Engländer und Hannoveraner rückten mit dem Herzog vor, fest ohne ihre Reihen zu lockern, ihre Kanonen über die Fußwege hinter sich herziehend; er formirte sie in drei ziemlich enggeschlossene Treffen, jedes vier Mann hoch; so drangen sie vor auf einem Terrain von etwa 400 Klaftern Breite unter dem zerschmetternden Feuer der feindlichen Batterien. Ganze Glieder fielen rechts und links; die Gefallenen wurden sofort ersetzt und die Geschütze, die sie vor Fontenai und die Schanzen schleppten, antworteten der französischen Artillerie. In diesem Zustande marschirten sie stolz einher 6 Geschütze vorauf, 6 andere mitten in ihren Linien." Hinter der Anhöhe, die sie zu ersteigen hatten, erwartete sie feindliches Fußvolk: 4 Bataillone französische Garden, mit zwei Bataillonen Schweizer zur Linken, dem Regiment Courten zur Rechten und zwei andern Regimentern in der Nähe. Das „Rollfeuer" der Engländer und Hannoveraner that seine fürchterliche Wirkung. Die Franzosen waren kaum zum Schießen gekommen, als sie bereits drei Bataillonssalven hinter einander erhalten hatten. Eine einzige Charge warf von den Garden 19 Offiziere und 381 Mann, von den Schweizern 11 Offiziere und 209 Soldaten todt oder verwundet zu Boden. Der Oberst Courten, sein Oberstlieutenant, 4 Offiziere, 75 Soldaten waren getödtet, 14 Offiziere und 200 Soldaten schwer verwundet. Was nicht getroffen war, stob in wilder Auflösung auseinander. Die Engländer und Hannoveraner hatten jetzt Fontenai und die Schanzen hinter sich. Gemäß der Beschaffenheit des Terrains und in Folge der Beschießung von links und rechts war das Corps, vorher in drei Treffen formirt, zu einer langen, dichten Säule geworden, „fast unerschütterlich durch ihre Masse, und noch mehr durch ihren Muth;" gleich einer wandelnden Batterie schmetterte diese feuerspeiende Colonne Alles nieder, was sich ihr entgegenstellte; das Regiment d'Aubeterre, das Regiment des Königs gingen nacheinander vor und wurden wie alle andern nach ihnen mit schrecklichen Verlusten zurückgewiesen. Ein gleiches

1) Siècle de Louis XV. I. c. 15 (oeuvres complètes XXVIII). In den Jahren zwischen 1745—1750 hat Voltaire das Terrain der Schlacht selber aufgesucht und sorgfältig studirt, daher die genauen Angaben der Entfernungen.

Schicksal hatte die Cavallerie, die der Marschall jetzt vorschickte und die vier Schwadronen Gensdarmerie, die eben von Douai in Hast herangeritten kamen. „Enggeschlossen marschirte die Colonne über Todte und Verwundete beider Theile hinweg; sie glich einem einzigen Körper bestehend aus 14,000



Gegend von Fontenai.

Mann.“ Auf französischer Seite herrschte jenes fürchterliche Durcheinander, das einer vollständigen Niederlage vorherzugehen pflegt. Wo wie hier immer nur einzelne Regimenter, einzelne Schwadronen auf eigene Faust vorstürmten, um ihre beste Kraft hoffnungslos zu verbluten, da war viel Heldenmuth und

ritterlicher Sinn, aber keine Einheit, kein Zusammenhang und keine Leitung mehr. Der kranke Marschall von Sachsen leistete das Uebermenschliche; man sah ihn bald zu Wagen, bald zu Pferd, im schrecklichsten Feuer, im ärgsten Getümmel; als Soldat hat er heldenmüthig ausgedauert, aber als Feldherr hat er, wenn nicht den Kopf, doch sicher die Uebersicht und die Wegsteuer verloren und im Erfolg kam das auf dasselbe hinaus. Dem König, der nahe daran war, mit dem Dauphin von der Masse der Flüchtigen fortgerissen zu werden, ließ er sagen, er möge sich eilends über die Scheldebrücke nach Calonne in Sicherheit bringen, während er thun werde, was er könne, um der Verwirrung zu steuern. Der König soll geantwortet haben: „O, ich weiß gewiß, daß er thun wird, was nöthig ist; ich aber bleibe, wo ich bin.“ Der Marschall gab den Tag verloren, er dachte nicht mehr an den Sieg, nur noch an den Rückzug und hatte schon Befehl erlassen, Fontenai und Antoin zu räumen, als in der Umgebung des Königs ein tumultuarischer Kriegsrath die letzten Mittel der Rettung erwog.

Der Herzog von Richelieu soll derjenige gewesen sein, dem in der entscheidenden Stunde einfiel, was sich von vornherein eigentlich von selbst verstand, nämlich die unbesiegbare Colonne, die den Flinten, dem Bajonet, dem Säbel widerstanden, mit Kanonen zu beschießen. Voltaire erzählt: „Der Generallieutenant Herzog von Richelieu, welcher als Adjutant des Königs diente, kam in diesem Augenblicke an. Er hatte die Colonne bei Fontenai rekognoscirt und ohne verwundet zu werden das ganze Schlachtfeld beritten. Athemlos, den Degen in der Hand, mit Staub bedeckt kam er herangeritten. Was bringen Sie Neues, fragte der Marschall von Noailles; was ist Ihr Rath? Was ich Neues bringe, sagte der Herzog, ist, daß die Schlacht gewonnen ist, wenn man nur will, und mein Rath ist, daß man sogleich vier Kanonen gegen die Front der Colonne auffahren lasse; während diese Artillerie sie erschüttert, wird sie von der Maison du Roi und den andern Truppen umzingelt; man muß über sie herfallen wie die Schnitter. Der König war der Erste, der diesem Einfall beitrat.“ Verwirrung und Kopflosigkeit mußte in dem Stabe dieser Armee den höchsten Grad erreicht haben, wenn wirklich von sämmtlichen Generalen der Herzog von Richelieu der einzige war, der an die Kanonen dachte und selbst dieser erst, als die Schlacht nahezu verloren war. Das zündende Wort war gesprochen, Feuer und Leben kehrte in die der Verzweiflung nahe gekommene Armee zurück. Der Herzog von Pequigni ließ die vier Geschütze auf die Front der englischen Colonne richten. Der Herzog von Richelieu sprengte mit verhängtem Zügel davon, um im Namen des Königs das Vorrücken seiner Haustruppen zu befehlen. Der Prinz von Soubise sammelt seine Gensdarmen, der Herzog von Chaulnes seine Chevauxlegers; 4 Schwadronen der Gensdarmerie rücken rechts der Maison du Roi vor, die berittenen Grenadiere reiten an der Spitze, die Musketiere eilen im Geschwindschritt voran. Was noch von kampffähigen Regimentern vorhanden war, schloß sich diesem letzten entschei-

denden Angriff an und diesem widerstand die Colonne nicht. Zu gleicher Zeit in der Front mit Kanonen beschossen und in beiden Flanken mit großer Uebermacht ungestüm angegriffen, hätte sie nur dann sich behaupten können, wenn ihr die Holländer über Antoin her Luft machten. Aber diese waren nicht mehr vorwärts zu bringen. In wenig Minuten war der bisher unerschütterliche Körper der tapferen Truppe von allen Seiten durchbrochen. Es gelang ihm, die Glieder wieder zu schließen, aber der Rückzug war unvermeidlich und in derselben stolzen Haltung wie der Vormarsch, ward er angetreten. „Sie verließen," sagt Voltaire, „das Schlachtfeld ohne Tumult, ohne Verwirrung und wurden mit Ehren besiegt."

Der Sieg der Franzosen bei Fontenai war, wie der Siegs Georg II. bei Dettingen, eine glückliche Rettung, nichts weiter; kein Erfolg der Kriegskunst, kein Triumph überlegener Tapferkeit und ebenso wenig eine jener Entscheidungen, welche den Frieden erzwingen. Wohl war durch die Schlacht der Fall von Tournai entschieden — die Stadt ergab sich am 22. Mai, die Citadelle, eines der besten Werke Vaubans, am 19. Juni — und durch den Fall von Tournai auch der aller übrigen Plätze: Gent ward am 10. Juli genommen; Brügge öffnete seine Thore am 18., Oudenarde am 21. Juli; Dendermonde, Ostende und Nieuport am 12., 23., 30. August, Ath endlich am 8. Oktober. Der Festungskrieg war die einzige Kriegsweise, in der die Franzosen wirklich noch tüchtig waren und hier hatten sie es überdies mit lauter verfallenen und sehr schlecht vertheidigten Werken zu thun. Aber auf die kriegführende Hauptmacht Oesterreich machte der Verlust Flanderns nicht den mindesten Eindruck und für König Friedrich waren die französischen Waffenthaten gerade so viel werth, als etwa „ein Sieg an dem Ufer des Skamander oder die Einnahme von Peking" gewesen wäre.

Eben in den Tagen, die der Schlacht von Fontenai gefolgt sind, schloß Kurfürst August von Sachsen mit Oesterreich einen geheimen Theilungsvertrag gegen Preußen ab, der die vollständigste Niederwerfung der preußischen Waffenmacht zur Voraussetzung hatte,[1]) und zu Anfang des folgenden Monats hatte Friedrich gegen Sachsen und Oesterreicher in einem blutigen Waffengang seine Provinz Schlesien zu behaupten. Mit einem Heere von mindestens 70,000 Mann war der Prinz Karl von Lothringen am 27. Mai 1745 von Königsgrätz aus über Jaromirz und Johnsdorf in Schlesien eingerückt; am 29. hatten sich unter dem Herzog von Weißenfels mindestens 20,000 Sachsen zu Landshut mit ihm vereinigt und schon am 1. Juni sah er von den Höhen bei Freiburg aus, daß das feindliche Heer ganz in der Nähe zwischen Schweidnitz und Jauernik gelagert war. Ein Spion brachte die Nachricht, der König habe vor, bei Annäherung des Feindes sich auf Breslau zurückzuziehen und Prinz Karl glaubte dieser Nachricht; wie im Jahr vorher aus Böhmen,

1) Traité de partage éventuel du 18. Mai 1745. Oeuvres de Frédéric le Gr. IV, 40—42.

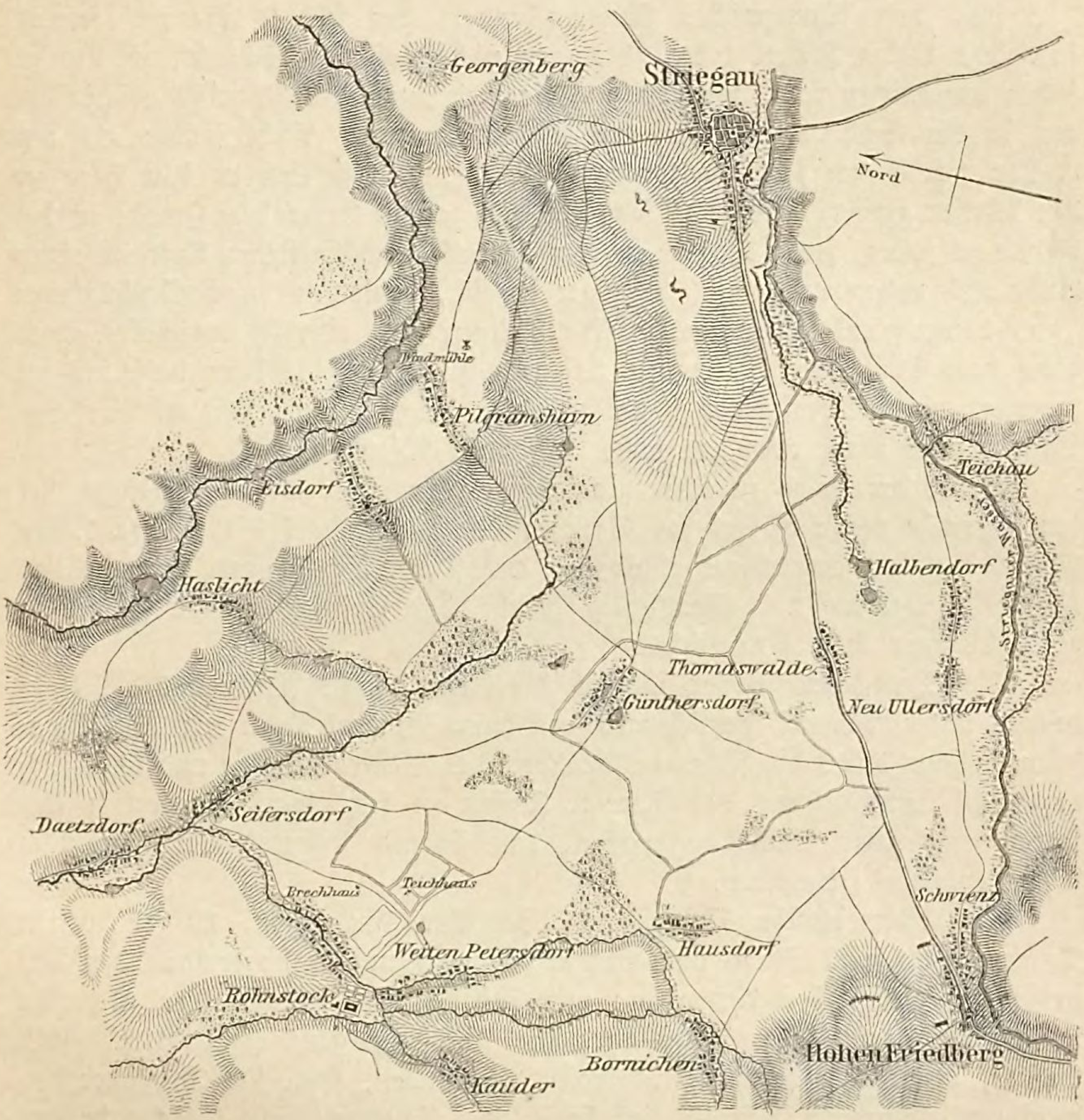
glaubte er Friedrich jetzt auch aus Schlesien hinaus zu manövriren. Der Spion war offenbar vom General du Moulin erkauft, dem der König befohlen hatte, Alles zu thun, was den Feind zu diesem Glauben bringen könne. Die List gelang vollständig, denn die Oesterreicher und Sachsen waren „voll lächerlicher und für die preußische Nation entehrender Vorurtheile"[1]). Bei Baumgarten, links an Bolkenhain, rechts an Quolsdorf gelehnt, bezog Prinz Karl ein Lager und auf einer Höhe bei Hohenfriedberg, wo er seine Vorhut aufgestellt hatte, hielt er am Morgen des 3. Juni einen Kriegsrath ab, der einmüthig mit ihm der Ansicht war, der Feind werde nicht angreifen, sondern auf Breslau zurückgehen, der Herabmarsch in die Ebene sei deshalb unverzüglich anzutreten. Noch am Nachmittag wurde er begonnen und am Abend stand das österreichische Heer zwischen Eisdorf und Hohenfriedberg; der Prinz selbst hatte in Hausdorf sein Hauptquartier genommen. Die Sachsen lagerten bei Pilgramshain. Am nächsten Morgen sollte der gemeinsame Marsch auf Striegau angetreten werden, das der König, glaubte man, bis dahin verlassen haben mußte, um sich auf Breslau zurückzuziehen.

Hinter den Höhen zwischen Jauernik und Striegau, dem Feinde nicht sichtbar, hatte inzwischen das ganze preußische Heer, etwa 60,000 Mann stark, Aufstellung genommen. Kein Trommelschlag, kein Trompetensignal, kein Lebenszeichen irgend welcher Art verrieth dem Feinde seine Nähe; während des 31. Mai, des 1., 2., und 3. Juni hatte Friedrich all die Gebirgsausgänge erforscht, welche der Feind in die Ebene herunter zu durchschreiten hatte und als er am Nachmittag des 3. Juni die langen Säulen der Sachsen und Oesterreicher aus dem Gebirge herauskommen sah, da sagte er frohlockend: „Jetzt sind sie da, wo wir sie haben wollen". Um 8 Uhr Abends ließ er die ganze Armee auf Striegau marschiren, die Vorhut des Generals du Moulin auf den Höhen jenseits der Stadt Posto fassen. Um die Mitternachtsstunde war Alles kampfbereit an Ort und Stelle, „ohne Lärm und ohne Feuer zu machen;" um 2 Uhr am Morgen des 4. Juni stellte der König mit den Generalen den Schlachtplan fest, und eine halbe Stunde später ward zum Angriff aufgebrochen.

Um 4 Uhr begann die Schlacht; ein erbitterter Kampf des rechten Flügels der Preußen mit den Sachsen bei Pilgramshain eröffnete sie. GL. Rothenburg stürzte sich mit den Kürassieren auf die sächsische Reiterei, warf ihr erstes Treffen über den Haufen, mußte aber, durch ihr zweites Treffen in der Seite angegriffen, wieder zurück; diesem zweiten Treffen brachte der General Stille mit seinen Dragonern von den wieder gesammelten Kürassieren unterstützt eine vernichtende Niederlage bei. Die Reiterei der Sachsen war in völliger Auflösung vom Kampfplatz verschwunden, als um 6 Uhr ihr Fußvolk in den entscheidenden Kampf trat. In einem Wäldchen sehr vortheil-

1) Relation de la campagne du Roi en Silésie. Pol. Corr. IV, 183; vgl. Arneth III, 73.

haft aufgestellt, zur Seite lebhaft feuernde Batterien, vor sich Gräben, Hecken und Moräste, wehrte sich diese Infanterie mit hartnäckiger Tapferkeit. 15 Bataillone ließ Friedrich zum Angriff vorgehen. Dem Prinzen Moritz gelang es, den Feind aus dem schützenden Gehölz hinauszudrängen, aber hinter demselben, zwischen Gräben und Dämmen leistete er mit Kartätschen- und Gewehr-



Die Gegend von Hohenfriedberg.

feuer, Bajonet und Kolben einen verzweifelten Widerstand. Die preußischen Grenadiere thaten Wunder der Tapferkeit, des verheerenden Feuers nicht achtend stürmten sie mit dem Bajonet über Gräben, Dämme, Moräste hinweg, bis der Feind auf einen Klumpen zusammengeballt war und nun kam die Entscheidung. „Die Sachsen," erzählt Friedrich, „machten aus ihrer Infanterie einen Triangel, um sich zurückzuziehen, aber der GL. Rothenburg hieb mit dem Küraſſierregiment Prinz von Preußen das ganze Regiment

Schönberg in Stücke, der Oberstlieutenant Jasinski von den Gardes du Corps und der Major Froideville metzelten zwei Compagnien sächsischer Grenadiere nieder, der Triangel wurde zerrissen und alle Sachsen vollständig geschlagen."[1])

Die erste der beiden Schlachten des 4. Juni, die gegen die Sachsen, war nach fast drei Stunden heißen, blutigen Ringens gewonnen; es begann die zweite, die gegen die Oesterreicher des Prinzen Karl.

Aus dem fürchterlichen Kanonendonner, der seit 4 Uhr auf seinem äußersten linken Flügel tobte, hatte er nicht auf eine Schlacht, in der er selber angegriffen war, sondern auf die Eröffnung des Angriffs geschlossen, den ja die Sachsen auf Striegau machen wollten. Nicht früher als um 5 Uhr wurde ihm klar, was vorging, und nun erst ließ er sein Heer zu den Waffen greifen, aber statt jetzt mit dem ganzen Heere dem Feinde in die Flanke zu fallen, bevor derselbe in dem überall durchschnittenen Terrain seinen Aufmarsch vollenden konnte, begnügte er sich, denselben durch Geschützfeuer zu erschweren und als er dann seine Reiterei zum Angriff vorschickte, fand diese das Striegauer Wasser zu tief und zu breit, die Ufer desselben zu sumpfig, um hinüberzusetzen,[2]) während für die preußische Reiterei hier eine Schwierigkeit kaum oder gar nicht vorhanden schien.

Bevor der Prinz zu einer planmäßigen Angriffsbewegung gelangte, fiel der siegreiche rechte Flügel der Preußen bei Güntersdorf über seinen linken Flügel her, die Grenadiere erstürmten das Dorf, die Reiterei sprengte das Fußvolk auseinander. Gleichzeitig wurde des Prinzen rechter Flügel in einen blutigen Kampf verwickelt.

Am Striegauer Wasser sah sich die österreichische Reiterei, 56 Schwadronen unter General Berlichingen, erst durch General Kyau mit 10 Schwadronen, dann durch die Reserve-Cavallerie des General Zieten und schließlich durch 15 Schwadronen des General Nassau in sechs Mal erneuertem Ansturm mit solcher Wucht angegriffen, daß sie mit schweren Verlusten nach Thomaswaldau zurückjagte.

Das österreichische Fußvolk, 24 Bataillone im ersten, 19 im zweiten Treffen, hielt noch Stand und wehrte die mehr und mehr ermattenden Angriffe der preußischen Grenadiere mit äußerst wirksamen Salven ab. Da fanden diese erschöpften Bataillone eine Ablösung ganz eigner Art. GL. Geßler, der bisher unthätig in Reserve gestanden, setzte die Dragoner des Regiments Baireuth in Trab, ließ sie in zwei Colonnen, jede 5 Schwadronen stark, in Schwadronsfront zwischen der Infanterie durchreiten und stürzte sich dann mit der ganzen Reitermasse auf den Feind. Die Wirkung dieses Anpralls war unwiderstehlich, überwältigend, niederschmetternd. In Zeit von noch nicht einer halben Stunde waren zwanzig Bataillone über den Haufen geworfen, die Regimenter Baaden, Marschall, Grünne, Thüngen, ein Bat.

---

1) Relation etc. P. C. IV, 185. Vgl. die höchst anschauliche Schilderung bei Droysen II, 488ff. 2) Arneth III, 76.

Giulay, Leopold, Kollowrath, Daun und Neipperg auseinander gesprengt, in Stücke gehauen, 2500 Mann gefangen genommen, 66 Fahnen erbeutet:[1]) „eine That," sagt Friedrich, „die unerhört ist in der Kriegsgeschichte, deren Erfolg verdankt wird den Generalen Geßler und Schmettau, dem Oberst Schwerin und dem braven Major Chasot, der sich in drei Schlachten durch Tapferkeit und Haltung gleich sehr hervorgethan hat."

Um 8 Uhr war auch die zweite Schlacht der denkwürdigen Morgenstunden des 4. Juni entschieden, das preußische Heer hatte sich mit Ruhm bedeckt in allen seinen Theilen, insbesondere die Reiterei eine Ueberlegenheit an den Tag gelegt, der nichts verglichen werden konnte. König Friedrich hatte den ersten, wahrhaft großartigen Sieg erfochten; die Armee dankte ihn seiner ausgezeichneten Führung, er selbst der unvergleichlichen Tüchtigkeit seiner Generale und seiner Truppen. Sein Herz war voll Jubel, aber ohne Hoffahrt. „Ich bleibe der," schrieb er am 10. Juni an Podewils, „der ich gewesen bin; vorübergehende Erfolge berauschen mich nicht, ich denke nicht minder ernstlich an das Wohl des Vaterlandes und der Armee. Fürchten Sie nicht, daß ich mich in meinen Entschlüssen überstürze. — Ich führe den Krieg nur, um zum Frieden zu gelangen und Sie können überzeugt sein, daß ich zu sehr Philosoph bin, um dem Ungestüm meiner Leidenschaften zu folgen, wo so ernste Dinge in Frage sind und das Wohl des Staates auf dem Spiele steht. Ich bekenne, die Freude ist groß bei uns über den Ruhm, den jeder bis auf den letzten Soldaten herunter erworben hat, aber wir treten darum nicht aus den Schranken der Mäßigung und den Grenzen des Menschenverstandes heraus."[2])

1) v. Orlich II, 179/80. 2) Pol. Corr. IV, 189/80.

VI. Der Ausgang des Kriegs.

Der glänzende Sieg vom 4. Juni brachte Friedrich den Frieden nicht, nach dem ihn so sehnlich verlangte. Das Bündniß von Warschau bestand fort. Maria Theresia und August von Sachsen-Polen waren kriegslustiger als je; nach Kriegselend und Menschenleben fragten sie nicht und Geld schickte England in Hülle und Fülle. Der Eifer König Georgs II. ward allerdings gedämpft durch das unvermuthete Erscheinen des Prinzen Karl Eduard und seine begeisterte Aufnahme bei den Schotten, aber König Friedrich gewann dabei nichts als sein Versprechen, auf Grundlage des Friedens von Breslau bei Oesterreich und Sachsen für einen neuen Friedensschluß vermittelnd einzutreten. Die Convention, die am 26. August 1745 von Harrington und Andrié zu Hannover unterzeichnet ward, bot England als wirksame Unterhandlungsmittel den Verzicht Preußens auf jede Geldentschädigung wie auf Vergrößerung über die Grenzen von Breslau hinaus und die Stimme Brandenburgs für die Kaiserwahl des Lothringers; für Preußen aber war der Vertrag ein völlig werthloses Stück Papier, so lange Oesterreich und Sachsen mit englischem Gelde trotzig und kampfbereit nach wie vor im Felde standen. Gerade drei Tage nach dem Abschluß in Hannover, am 29. August, kam zwischen diesen beiden Höfen ein neues Geheim-Bündniß zu Stande, in welchem sie sich zur nachdrücklichsten Fortsetzung des Krieges gegen Preußen verpflichteten und zwar nicht mit einer Truppenhilfe von bestimmter Ziffer, sondern mit ihrer gesammten Macht.[1]) Und die vollständige Vereinsamung Friedrichs offenbarte sich, als allen Protesten seines und des pfälzischen Gesandten entgegen am 13. Sept. auf dem Wahltag zu Frankfurt der Großherzog von Toscana mit 7 Stimmen zum Kaiser gewählt ward. Mehr als die Behauptung dessen, was ihm schon der Vorfriede von Breslau zugesprochen, durfte Friedrich auch im allerglücklichsten Falle nicht zu hoffen wagen und selbst dieses sollte er, entblößt von jeder fremden Hilfe, einzig und allein den Waffenthaten seines heldenmüthigen Heeres zu danken haben.

Nicht um zu erobern, sondern um sein Heer auf Unkosten des Feindes zu verpflegen, war Friedrich nach der Schlacht von Hohenfriedberg vorübergehend wieder in Böhmen eingerückt, und Ende September — er war schon

1) Abgedruckt bei Arneth III, 422—424.

auf dem freiwilligen Rückmarsch nach Schlesien begriffen — widerfuhr ihm, was ihm noch nicht widerfahren war: ein Gegner, der sich zu allem Andern eher als zum Ueberfall fähig gezeigt, überfiel ihn wirklich und zwang ihn von überaus vortheilhaften Stellungen aus zu einem Kampf der Nothwehr, zu dem er sich aus dem Stegreif entschließen mußte.

Mit 19,000 Mann lagerte Friedrich zwischen der oberen Elbe und der Aupa, nicht weit östlich von dem Dorfe Soor, als Prinz Karl mit 32,000 Oesterreichern und Sachsen in der Nacht des 29./30. Sept. die Höhen besetzte, welche das preußische Lager vorn und auf dessen rechter Seite hinter Burkersdorf umgaben. Rein zufällig — denn mehr als die üblichen Plänkeleien mit den Husaren des „ewigen Nadasdy" war in den letzten Tagen nicht vorgefallen — hatte Friedrich auf den frühen Morgen des 30. Sept. den Aufbruch aus dem Lager zum Abmarsch nach Trautenau angeordnet und in Folge dieses Befehls, nicht in Erwartung eines Angriffs, war um 5 Uhr sein ganzes Heer zum Marsch bereit. Eben um diese Stunde brachten die Husaren die Nachricht, daß sich auf den Höhen hinter Burkersdorf große Massen feindlicher Reiterei zu zeigen begannen. Der König überzeugte sich selbst von der Richtigkeit dieser Meldung und sofort war sein Entschluß gefaßt, dem feindlichen Ueberfall durch eigenen Angriff zuvorzukommen. Augenblicklich trat die ganze Mannschaft unters Gewehr, die Bataillone nahmen sich kaum die Zeit, die Zelte abzubrechen, geschweige denn an die Sicherung des Gepäcks zu denken. „Man dachte," sagt Friedrich, „nicht an die Zahl des Feindes, nicht an die Gunst seiner Stellung, man dachte nur an Kampf und Sieg."

Unter fürchterlichem Feuer der feindlichen Geschütze formirte sich die Reiterei des rechten Flügels. Mit 12 Schwadronen stürzten sich Feldmarschall Buddenbrock und General v. d. Goltz auf das erste Treffen der feindlichen Reiterei, sprengten es auseinander und warfen die Trümmer auf das zweite Treffen; der ganze linke Flügel der feindlichen Cavallerie ward geschlagen und in einen Wald geschleudert, in dem er verschwand, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Jetzt stürmten die Grenadiere den Berg, auf welchem die große Batterie stand und nahmen ihn beim dritten Angriff. Das feindliche Fußvolk, das sich so in der Flanke gefaßt sah, verließ die Geschütze und zog sich durch einen Hohlweg auf eine andere Höhe zurück, während ein Theil desselben sich in ein Gehölz warf, das die Preußen durchschreiten mußten, um ihn von neuem anzugreifen. Erst als auf dem rechten Flügel der Erfolg sichtbar war, ließ Friedrich, das Bataillon Kalckstein voran, den ganzen linken Flügel in den Kampf eintreten und die Schlacht wurde allgemein.[1])

---

1) Friedrichs eigene allerdings nur summarische Beschreibung vom 1. Okt. 1745 s. P. C. IV, 293—297. Ausführlicher in der Histoire de mon temps von 1746. S. 395/96.

Den Höhen von Burkersdorf, um die der erste Kampf tobte, westlich gegenüber standen auf einer andern Höhe, welche seitdem den Namen „Bataillenberg" hat, 21 österreichische Schwadronen unter FML. Graf Preising. Die Aufgabe dieser Reitermasse wäre gewesen, dem vorwärts stürmenden Feinde in die linke Flanke zu fallen; aber die Regimenter Württemberg, Preising, Philbert rührten sich, aller Befehle ungeachtet, nicht vom Platze.[1]) Gegen 11 Uhr war auch diese Höhe durch den linken Flügel der Preußen erstürmt und ihr Sieg war entschieden auf der ganzen Linie.[2]) „Der gestrige Tag," schrieb Friedrich am 1. Okt. an Podewils, „war sehr heiß; von den vier Schlachten, die ich gesehen habe, war es die, in der mit der größten Erbitterung gestritten worden ist. Ich war in gewisser Beziehung überrumpelt worden, aber durch rasche Entschlossenheit habe ich den Fehler wieder gut gemacht. — Danken wir der Vorsehung, die die Sache so glücklich für uns gewendet hat."[3])

Auch dieser blutige Tag brachte den Frieden nicht. An den Höfen von Wien und Dresden schien das Fieber der Rachsucht zu wachsen mit jeder Niederlage. Noch ernstlicher als im August sprach Robinson im Oktober zum Verzicht auf Schlesien, noch bestimmter drohte er mit der Versagung jeder ferneren Subsidienzahlung.

Maria Theresia widerstand. Die Hoffnungen auf unmittelbare russische Hilfe zerschlugen sich vollständig. Geheime Unterhandlungen mit Frankreich eröffneten wenig Aussicht; mit Bartenstein blieb die Kaiserin — so nannte sie sich seit der Krönung ihres Gemahles am 4. Oktober — bei dem unwandelbaren Programm: Schlesien, „das Juwel des Hauses Oesterreich" dürfe in den Händen Preußens nicht gelassen werden; allüberall sonst seien Opfer möglich, wie empfindlich sie auch seien, dieses aber könne nicht gebracht werden.

Der König von Polen vollends hatte sich schon Anfang September durch den Herzog von Weißenfels überzeugen lassen, alles Unglück der verbündeten Waffen rühre einzig und allein davon her, daß man sich bisher stets in der Wahl des Angriffszieles vergriffen habe; statt sich wie bisher in Böhmen und Schlesien schlagen zu lassen, müsse man sich endlich aufraffen, den Feind ins Herz zu treffen. Von Leipzig über Torgau nach Berlin, das sei die gerade Straße zum Sieg, die der Kern der sächsischen Armee zuversichtlich einschlagen könne, wenn ein Theil der österreichischen Rheinarmee den Fürsten von Anhalt bei Halberstadt vernichte und der Prinz Karl dem König Friedrich bei seinem schleunigen Rückmarsch aus Schlesien durch die Lausitz zuvorkomme, um ihn bei Frankfurt an der Oder anzufallen. Am Abend des 14. November wurde dieser herrliche Kriegsplan in einer Conferenz zu Dresden näher festgestellt. Theil nahmen für Oesterreich der

1) Arneth III, 117. 2) Näheres bei Rothkirch, Oesterr. Mil.-Zeitschrift 1825. IV, 3 ff. — v. Orlich II, 234 ff. — Ranke S. W. XXIX, 189 ff. — Droysen II, 555 ff. Nur über die Vorgänge auf dem rechten Flügel der Preußen läßt sich aus den verschiedenen Berichten ein klares Bild gewinnen. 3) P. C. IV, 291/92.



August III. von Polen, Kurfürst von Sachsen; in polnischer Tracht.
Nach dem Stiche von L. Zucchi (1704—1779); Originalgemälde von Louis de Silvestre (1675—1760).

Gesandte Graf Esterhazy und der General Graf Grünne, dessen Corps bei Gera angekommen war, für Sachsen der Minister Graf Brühl, der General Graf Rutowski, der Legationsrath v. Saul und von allen Strategen der unentbehrlichste, Pater Guarini, der Beichtvater des Königs. Prinz Karl sagte sein pünktliches Erscheinen in der Lausitz zu, Graf Grünne übernahm auf Guben vorzugehen und Rutowski wollte am 20. November den Einbruch in die Mark Brandenburg beginnen. Noch hatte keine dieser Bewegungen stattgefunden, als ein Courier aus Petersburg anlangte, dessen Meldungen den ganzen Plan wieder über den Haufen stießen. Die Czarin Elisabeth erklärte, sie werde die zugesagte Hilfe nicht leisten können, wenn man mit dem Angriff auf die altpreußischen Lande den Anfang mache, da sie sich nur wegen Schlesiens verbunden habe, deßhalb solle Sachsen sich darauf beschränken, den Oesterreichern zur Wiedereroberung Schlesiens zu verhelfen. In diesem Falle wolle Rußland außer seinem Hilfscorps wenn nöthig eine noch größere Truppenzahl zur Verfügung stellen, aber vor dem — nächsten Frühjahr würden die Russen nicht marschiren können.[1]) Für eine minder kopflose Gesellschaft, als sie der Dresdener Kriegsrath versammelt hatte, würde diese letztere Ankündigung vollständig ausgereicht haben, um die Warnung der Kaiserin Elisabeth einfach unter den Tisch fallen zu lassen. So aber machte sie durchschlagenden Eindruck; der Marsch der Sachsen auf Berlin ward aufgegeben; bei Leipzig sollte nur ein Beobachtungscorps stehen bleiben, Rutowski aber mit Prinz Karl in der Lausitz sich vereinigen, um mit diesem König Friedrich von der Mark Brandenburg abzuschneiden, während das Corps des General Grünne für den Marsch auf Guben und von da in die Kurmark bestimmt blieb.

Nur von dem ursprünglichen Plan, nicht von dessen plötzlicher Aenderung war Friedrich unterrichtet,[2]) als er schleunige Maßregeln zum Schutze seiner Hauptstadt traf, dem Fürsten von Anhalt befahl, sein Corps neuerdings bei Halle zusammenzuziehen und dann selbst nach Schlesien eilte, um von dort aus vor oder mit dem Feind in der Lausitz anzukommen.

Er kam im rechten Augenblick, um die Vereinigung des Prinzen Karl mit den Sachsen durch einen Schlag zu vereiteln. Am 23. November hatte

1) Arneth III, 143 nach den Schreiben von Esterhazy und Graf Brühl vom 19. Nov. 1745. 2) Und zwar durch den schwedischen Gesandten in Berlin Rudenschöld, dem das Geheimniß durch den schwedischen Gesandten in Dresden Wulwfenstjerna schriftlich mitgetheilt worden war. Arneths Zweifel an der Wahrheit dieser Ueberlieferung (III, 145, 440. Anm. 20) erledigen sich durch die urkundliche Mittheilung in der Pol. Corresp. IV, 385. Vorcke berichtet am 23. Dec. Rudenschöld bitte den König de ne point laisser remarquer au ministre de Suède à Dresde, le sieur Wulwfenstjerna, que V. M. ait vu les lettres et avertissemens, que celui-ci avait donnés au sieur Rudenschöld, touchant le plan et les pernicieux projets que les Autrichiens et les Saxons avaient formés contre les états de V. M. Und Friedrich schrieb an den Rand: C'est trop tard, car je lui ai déjà marqué ma reconnaissance.

er die Queiß bei Naumburg überschritten und um die Mittagsstunde überfiel er bei Groß-Hennersdorf eine sächsische Heeresabtheilung unter General Buchner, die nach kurzem tapferen Widerstande theils niedergehauen, theils gefangen ward; dies Gefecht hatte zur Folge, daß Prinz Karl schleunigst mit seinem ganzen Heere sich rückwärts nach Böhmen wandte, dessen Grenze er, von den Preußen nachdrücklich verfolgt, schon am 28. November glücklich hinter sich hatte. „Alles geht nach Wunsch," schrieb Friedrich am 25. an Podewils; „wenn die Sachsen nicht ganz mit Blindheit geschlagen sind, so können wir gleich Frieden haben, denn ich verlange von ihnen nichts."[1]) Am Abend des 29. kannte König August durch eine amtliche Eröffnung des englischen Gesandten Villiers das Anerbieten, welches Graf Podewils im Auftrag des Königs gemacht hatte. Friedrich bot sofortige Räumung Sachsens an, wenn König August einfach der Convention von Hannover beitrat und versprach, die Oesterreicher aus seinem Lande zu entfernen und ihnen in Zukunft keinen Durchzug weder gegen Schlesien noch gegen eine andere seiner Provinzen mehr zu gestatten. Nach dem ersten Artikel des Vertrags vom 29. August durfte der König von Polen keinen Sonderfrieden schließen; ganz korrekt antwortete er, daß er bei aller sonstigen Geneigtheit der Convention von Hannover ohne Einvernehmen mit Oesterreich nicht beitreten könne,[2]) und dann flüchtete er eiligst aus dem Lande, um in Prag den Ausgang der Entscheidungsschlacht zu erwarten, die zu schlagen der Graf Rutowski ausdrücklich beauftragt war.

Die Aussichten der verbündeten Waffen waren, seit Prinz Karl wieder nach Sachsen gekommen war, günstig genug. Westwärts von Dresden stand das sächsische Heer Rutowskis mit den Oesterreichern des Grafen Grünne, zusammen etwa 32 000 Mann; von Pirna her kamen am 14. December die 24,000 Oesterreicher des Prinzen Karl bis dicht vor die Stadt marschirt, und das Heer des Fürsten Lobkowitz hatte am 11. December die sächsische Grenze überschritten.

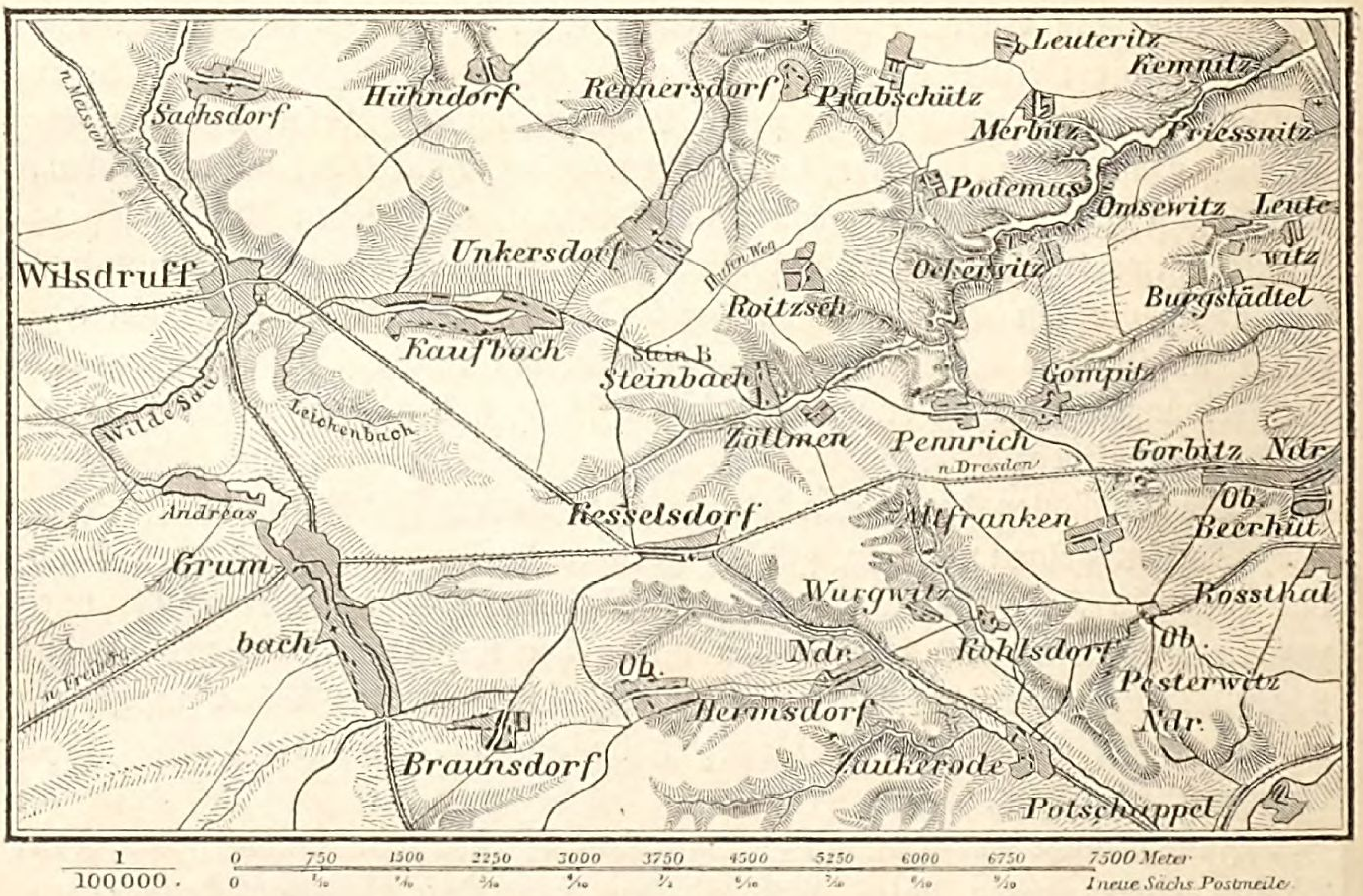
Zum Schutze der Hauptstadt gegen den Fürsten von Anhalt, der eben Meißen eingenommen hatte, während das Heer Friedrichs auf der andern Seite der Elbe in Bereitschaft stand, hatte Rutowski auf der großen Straße, die von Meißen über Wilsdruff nach Dresden führt, seine Aufstellung genommen, genau entsprechend derjenigen, welche sein Halbbruder, der Marschall von Sachsen, bei Antoin und Fontenai vorwärts Tournai genommen hatte. Solche Aufstellungen bei verschanzten, mit Batterien bewehrten Dörfern, waren, bemerkt Friedrich,[3]) Mode geworden seit dem Tag von Fontenai; auch die Oesterreicher hatten bei Soor und Burkersdorf das Experiment gemacht.

An der Stelle, wo die beiden aus Wilsdruff und Freiberg nach Dresden

---

1) P. C. IV, 348. 2) Der Wortlaut der Antwort bei Arneth III, 441.
3) Histoire de mon temps, c. 13.

führenden Straßen sich vereinigen, liegt das Dorf Kesselsdorf, nordöstlich von diesem das Dorf Zöllmen, hinter dem letztern das Dorf Pennerich. Bei diesen drei Dörfern hatte Rutowski die Hauptmasse der Sachsen aufgestellt, von Pennerich an bis nach Ockerwitz und Priesnitz zu standen die Oesterreicher des Grafen Grünne. Die genannten fünf Dörfer liegen sammt und sonders rechts von dem Sumpfbach, welcher innerhalb sehr abschüssiger, theilweise felsiger Ufer von Kesselsdorf bis Priesnitz der Elbe zuläuft und der Zschonengrund heißt. Das hochgelegene Kesselsdorf bildete den Schlüssel der ganzen Aufstellung; die Höhen in der Nähe waren mit drei Batterien, zu 20, 8 und 6 Geschützen, besetzt. Um dies Dorf entspann sich der erste blutige Kampf des 15. December.



Gegend von Kesselsdorf.

Der greise Fürst Leopold von Anhalt hatte in den letzten Tagen wegen der Langsamkeit seines Vormarsches von König Friedrich so viel ungnädige Befehle, so viel verletzende Aeußerungen zu lesen bekommen, daß er entschlossen war, entweder durch einen glänzenden Sieg den alten Schlachtenruhm wieder herzustellen oder den Tag nicht zu überleben. Nachdem er die Stellung des Feindes erkundet, beschloß er, den Stier bei den Hörnern zu fassen und frischweg die Batterien von Kesselsdorf zu stürmen. Um Mittag hatte er sein ganzes Heer in Schlachtordnung aufgestellt und mit dem Commando „im Namen Jesu Marsch!" befahl er den Angriff. Die drei Grenadierbataillone Kleist, Münchow, Plotho eröffneten ihn; ihnen folgten die drei Bataillone seines eigenen Regiments als zweites Treffen. Unter den Klängen

des Dessauer Marsches rückten die tapferen Grenadiere mit geschultertem Gewehr heran. Ein fürchterliches Feuer aus Kanonen, Haubitzen und Musketen warf sie unter schrecklichen Verlusten zurück; das Regiment Anhalt ging vor und hatte dasselbe Schicksal. Beim zweiten gemeinsamen Angriff beider Treffen kamen die Grenadiere bis unter die Mauern und Hecken des Dorfes und fingen schon an die eisbedeckte Höhe hinanzuklimmen; aber das Kartätschenfeuer war so mörderisch, daß sie auch dieses Mal geworfen wurden; ihr Rückzug wurde zur Flucht und diesem Anblick widerstanden die Feinde nicht. Neun Bataillone österreichischer und sächsischer Grenadiere brachen aus ihrer unangreifbar geschützten Stellung hervor, um die Fliehenden zu verfolgen; in demselben Augenblick mußten die Batterien in Kesselsdorf ihr Feuer einstellen, um nicht die eigenen Leute zu tödten; im Eifer der Verfolgung lösten die Bataillone sich auf und dies war ihr Verderben.

Mitten im ärgsten Getümmel, von den Fliehenden und ihren Verfolgern umtobt, hielt der alte Dessauer; drei Kugeln hatten seinen Mantel schon durchlöchert, unerschrocken dem Tod ins Auge schauend, ersah er jetzt den Augenblick der Wendung und ergriff kaltblütig das Mittel des Sieges. Auf seinen Befehl stürzten sich die Dragoner des Obersten Lüderitz auf die österreichischen und sächsischen Grenadiere, hieben nieder, was sie erreichten, versprengten, was nicht Stand hielt. Mit den in wilder Auflösung nach Kesselsdorf Zurückeilenden zugleich kam General Lehwaldt mit zwei Bataillonen Jeetze dort an, nahm die große Batterie, trieb die sächsische Reiterei mit Gewehrfeuer zurück und richtete die eroberten Geschütze auf die Reiterei des österreichischen Generals Sybilsky, der nun auch zurückwich.

Unterdessen hatte des Fürsten jüngster Sohn, Moritz, mit den Bataillonen des linken Flügels das Eiswasser des Zschonengrundes durchwatet, den spiegelglatten Felsenrand auf der andern Seite erklommen; den Degen in der Faust, stürmte er mit zwei Bataillonen Prinz von Preußen auf das nächste sächsische Regiment, warf dieses zurück, drängte dann mit dem Regiment Bonin das zweite Treffen der Sachsen auf Pennerich zu und warf den Feind mit einem dritten Stoß auch aus Pennerich hinaus; der Rest des sächsischen rechten Flügels stand noch bei Zöllmen; ihn warf Prinz Georg von Darmstadt mit seinem Regiment zum Dorfe hinaus.[1]) Bei Dunkelwerden war die Schlacht zu Ende, die Sachsen in allgemeiner Flucht nach Dresden: kaum daß ihnen die Oesterreicher des Generals Grünne, die an der Schlacht nicht Theil genommen, dahin folgen konnten. Der Feldmarschall Rutowsky war wie niedergeschmettert durch sein Mißgeschick; er dachte nicht daran, mit den Oesterreichern, die Prinz Karl bei Dresden in Schlachtordnung aufgestellt hatte, einen neuen Waffengang zu unternehmen, er zog

1) Die beste Schilderung der Schlacht und des Schlachtfeldes bei Droysen II, 626—631.

mit ihnen auf Pirna zurück, während König Friedrich am 18. December mit zehn Bataillonen in Dresden seinen Einzug hielt.

In den Stunden der Niederlage von Kesselsdorf war Graf Harrach in Dresden eingetroffen; Maria Theresia hatte ihn abgesandt, um mit dem dortigen französischen Gesandten Vaulgrenant einen Frieden zu schließen, der Friedrich seines letzten Verbündeten berauben, sie selbst aber der Nothwendigkeit eines Friedensschlusses unter erneuertem Verzicht auf Schlesien überheben sollte. Harrach war angewiesen im Nothfall Ypern und Furnes zu opfern und nur, wenn die äußerste Gefahr es gebieterisch verlange, sich mit dem König von Preußen in Friedensunterhandlungen einzulassen.[1]) Als solche äußerste Gefahr betrachtete man die Möglichkeit, daß Sachsen auf Kosten Oesterreichs mit Preußen Sonderfrieden und mit diesem und Frankreich Bündniß schloß, wie schon einmal im Jahre 1741. Graf Harrach erschien als der richtige Mann für diese Sendung; er galt für einen der fähigsten Diplomaten seines Landes und gab, wie seine Berichte zeigen, an gediegenem Preußenhaß seiner Gebieterin nicht das mindeste nach. Daß dieser Mann sich nicht eher mit Friedrich einlassen werde, als bis er wirklich fürchten mußte, sonst „zwischen zwei Stühlen zur Erde zu fallen", das war gewiß. Noch am Abend des 15. December, als die ganze Stadt durch die Flüchtigen von Kesselsdorf mit grenzenloser Angst und Verwirrung erfüllt ward, eröffnete er mit Vaulgrenant die Friedensunterhandlung. Zu erheblichen Opfern war er ermächtigt, größere getraute er sich auf eigene Gefahr nachzugeben wenn nur der Friede mit Preußen sicher abgewehrt ward. Aber was der Franzose verlangte, war unmöglich. Außer Parma, Piacenza und der Anwartschaft auf Guastalla verlangte er auch Pavia mit Gebiet, endlich Tortona und Alessandria für Don Philipp. Das ging zu weit. Harrach brach ab, zumal als er merkte, daß Frankreich auch auf der Abtretung Schlesiens bestand,[2]) die gerade durch Opfer in Flandern und Italien abgewehrt werden sollte. Tief unglücklich meldete er am 16. December aus Pirna sein Mißgeschick und setzte hinzu: „Die Augen möchte ich mir auskratzen darüber, daß ich derjenige sein soll, welcher unserer erhabenen Kaiserin und all ihren Nachkommen die Ketten ewiger Knechtschaft schmiedet."[3])

Was er sonst über die Verzweiflung der Sachsen, ihre Erbitterung gegen die Oesterreicher und die handgreiflich erwiesene Unfähigkeit des Prinzen Karl meldete, war der Art, daß die Kaiserin sofort am 19. December ihre Minister berief und nach kurzer Berathung ihm den Befehl sandte, ohne Säumen mit Preußen abzuschließen auf Grundlage des einfachen Beitritts zur Convention von Hannover. Und auf dieser Grundlage kam denn auch am 25. December 1745 der Doppelfriede Preußens mit Oesterreich und Sachsen in Dresden glücklich zu Stande. Mit dem Grenzreceß von 1742 wurde Schlesien dem König von Preußen von neuem feierlich gewährleistet,

1) Arneth III, 159. 2) Ebendas. III, 160. 3) Ebendas. III, 443. Anm. 56.

dies Mal ohne die arglistigen Vorbehalte, mit welchen Lord Hyndford den Vorfrieden von Breslau mundgerecht gemacht hatte, aber keineswegs mit der Absicht, in dem neuen Vertrag einen unumstößlicheren Rechtsboden anzuerkennen, als in dem alten. Dies zeigt sehr deutlich ein direkt gegen Preußen gerichteter Geheimartikel des Vertheidigungsbündnisses, welches Maria Theresia am 2. Juni 1746 mit Rußland schloß und von dem wir noch hören werden. Das zeigt noch deutlicher der Eifer, mit dem sie zwei Jahre später während der Friedensunterhandlungen zu Aachen einer europäischen Gewährleistung Schlesiens für Preußen sich widersetzte.

Nothgedrungen that Maria Theresia ein zweites Mal Verzicht auf Schlesien, wiederum um wie 1742 ihr Hauptheer gegen andere Feinde verfügbar zu machen: es galt den Spaniern und Franzosen Oberitalien zu entreißen, das sie im Jahre 1745 fast vollständig erobert hatten, weil das österreichische Heer überall zu schwach war, um den König von Sardinien im Kampf gegen die Ueberzahl der Feinde aufrecht zu erhalten.

Mit seinem spanisch-neapolitanischen Heer war General Gages April 1745 aus dem Kirchenstaate aufgebrochen, hatte den Apennin überschritten und Ende Juni auf dem Gebiete der Republik Genua sich mit dem französisch-spanischen Heere unter Don Philipp und Marschall Maillebois vereinigt. Auf Grund eines am 7. Mai zu Aranjuez geschlossenen Vertrags[1]) trat die Republik Genua den gegen Oesterreich verbündeten Mächten Frankreich, Spanien und Neapel bei, um sich in dem Besitz des Marquisates Finale zu behaupten, dessen Abtretung an Sardinien Maria Theresia in dem Wormser Vertrag vom 13. September 1743 rechtswidrig zugesagt hatte.[2]) Der Beitritt Genuas verstärkte das verbündete Heer um 10,000 Mann und eine starke Artillerie. Mit im Ganzen 70,000 Mann eröffneten Gages und Maillebois den Feldzug um die Mitte August. Während Piemontesen und Oesterreicher zusammen 50,000 Mann stark unthätig bei Bassignano lagerten, nahmen die Franzosen Tortona, die Spanier Piacenza, Parma, Pavia und bedrohten Mailand. Um dieses zu decken, brach das österreichische Corps des Generals Schulenburg schleunigst aus dem Lager von Bassignano auf, kaum war es fort, als die Spanier zurückkamen und nun mit dem ganzen verbündeten Heere über den König Karl Emanuel herfielen, der am 28. September vollständig geschlagen und auf Casale zurückgeworfen ward. Alessandria, Valenza, Casale, Asti wurden nach einander genommen, nur die Citadelle von Alessandria widerstand, von den Franzosen belagert. Am 19. December zog der Infant in Mailand ein und am 26. December unterzeichnete der Minister des Königs von Sardinien mit einem französischen Bevollmächtigten zu Turin die Präliminarien eines Friedens, durch den der Marquis d'Argenson Oesterreich für immer von der Halbinsel auszuschließen gedachte. Das ganze links vom Po gelegene Gebiet von Mailand sollte der König von

1) Garden III, 325 ff. 2) S. S. 387.

Sardinien erhalten, die rechts des Stromes gelegenen Stücke sollte er mit Parma, Modena und Genua theilen. Das so von Oesterreich befreite Italien sollte dann wie Chauvelin schon 1733 beabsichtigt hatte, einen italienischen Bund bilden mit einem Reichstag, wie der deutsche war, und die fremden Fürsten, die in Italien regierten, durch das formelle Verbot, außerhalb der Halbinsel Kronen zu haben und zu erben, zu Italienern gemacht werden.[1]) Der Plan scheiterte an dem Veto eben der Macht, welche nach diesem Plan thatsächlich die Erbschaft Oesterreichs in Italien angetreten haben würde. Der Hof zu Madrid verwarf die Präliminarien von Turin mit größter Entrüstung, denn die Königin Elisabeth verlangte auch Mailand für ihren zweiten Sohn. Karl Emanuel, der vielleicht nur um die schwer bedrängte Citadelle von Alessandria zu retten sich in diese Verhandlungen eingelassen, griff zur Selbsthilfe, als er durch seine Präliminarien nicht einmal den Waffenstillstand mit Frankreich erlangen konnte. GL. Baron Leutrum, der tapfere Vertheidiger Conis, unternahm am 6. März 1746 einen kühnen Handstreich auf das von den Franzosen besetzte Asti. Am Morgen des 8. war er im Besitz des Platzes, die französische Besatzung ergab sich kriegsgefangen und als er nun zum Entsatz von Alessandria heranrückte, zogen die Spanier von der Festung ab; das Bollwerk von Piemont, das den ganzen Winter sich heldenmüthig gehalten hatte, war gerettet. Maria Theresia aber schickte ihm 30,000 Oesterreicher zu Hilfe. Binnen Kurzem waren den Spaniern ihre sämmtlichen Eroberungen wieder entrissen und am 16. Juni erlitt das spanisch-französische Heer bei Piacenza durch die Sarden und Oesterreicher eine vollständige Niederlage. Drei Wochen nach diesem blutigen Tage, am 9. Juli starb König Philipp V. von Spanien, sein Nachfolger Ferdinand VI. schickte sofort einen neuen General zu seinem Heere in Italien mit dem Befehle, dasselbe unverzüglich nach Nizza zurückzuführen. Mit den Spaniern zogen auch die Franzosen ab; am 17. September waren beide Heere wieder jenseits des Var und schon am 6. September hatte sich das von seinen Verbündeten schmählich im Stich gelassene Genua den Oesterreichern ergeben.

Bevor wir die italienischen Dinge weiter verfolgen, besprechen wir die merkwürdige Episode der englischen Geschichte, welche in der Schlacht von Culloden am 27. April 1746 ihren Abschluß gefunden hat.[2]) Nur mit tiefer Beschämung kann das stolze England des letzten großen Jakobitenaufruhres gedenken, der die allmächtige Whigherrschaft überfiel wie ein Dieb in der Nacht und die Erbärmlichkeit des Geschlechts, das der gesättigte Parlamentarismus erzogen hatte, in geradezu erschreckender Weise vor der Welt enthüllte.

Die durch eigene Schuld zu Grunde gegangene Dynastie der Stuarts hatte in Karl Eduard, dem ältesten Sohn des in Rom lebenden Präten-

1) d'Argenson, Mémoires III, 26 ff. 2) Mahon III, c. 27. 28. 29.

denten noch einen Sproß getrieben, der wohl würdig war, dem einstigen Glanze seines Hauses vor dem gänzlichen Verlöschen ein letztes ehrenvolles Aufleuchten zu bereiten.

Von sieben Freunden begleitet, mit 4000 Louisd'or in der Tasche, landete Karl Eduard am 4. August 1745 auf einem französischen Schiffe an der Westküste des schottischen Hochlandes und rief die mächtigsten Clanhäuptlinge der Bergschotten Cameron von Lochiel, Alexander Macdonald, Mac Leod u. a. mit ihren Hintersassen zu den Waffen für die gerechte Sache des Königs Jakobs VIII. Keiner hatte ihn gerufen oder erwartet und keiner widerstand dem Zauber seines Wesens, seiner Beredsamkeit, seiner durch und durch ritterlichen Natur. Von Wuchs ein Athlet, der seine ganze Umgebung überragte, in der Haltung voll Adel, im Benehmen von erobernder Liebenswürdigkeit, dabei ein schneidiger Soldat, dem seine sieggewohnten Waffenbrüder bald nachrühmen durften, daß er's verstehe, „von einer trocknen Brodrinde zu leben, auf Erbsenstroh zu schlafen, in vier Minuten zu Mittag zu essen und in fünf Minuten eine Schlacht zu gewinnen“ — so schien der fünfundzwanzigjährige Prinz zu einem Volkshelden geschaffen, wie ihn Schottland seit Robert Bruce nicht mehr gesehen. Sein Zug auf Perth, von dort auf Edinburg war ein Triumphzug, der seinen Anhang jeden Tag um ganze Schaaren vermehrte; mit einem unblutigen Handstreich bemächtigte er sich der Hauptstadt des Landes und am 1. Oktober vernichtete er bei Preston Pans an der Spitze von 2500 Mann das gleich starke Heer des Generals John Cope in einem mörderischen Gefecht, das die



Karl Eduard Stuart.
Nach dem Stiche vom Jahre 1744 von Jean Daullé (1703—1763).

ungestüme Tapferkeit der Hochländer ohne Geschütz und Reiterei in 5—6 Minuten entschied. Ein unsäglicher Schreck ging durch England, als diese Hiobsposten sich verbreiteten. Die Regierung selber zitterte, als sei der jüngste Tag gekommen. Eines ihrer muthigsten Mitglieder, Heinrich Fox, schrieb damals: „Wade behauptet und meines Erachtens mit Recht, England gehört dem, der zuerst kommt. Wenn Sie mir sagen können, ob die 6000 Holländer und die 10 Bataillone Engländer, oder ob 5000 Franzosen und Spanier die Ersten sein werden, so kennen Sie unser Schicksal." Und ein paar Tage später: „Gott sei Dank, die Franzosen sind nicht gekommen. Wären aber vor einer Woche ihrer 5000 in irgend einem Theil der Insel gelandet, so würden sie, davon bin ich fest überzeugt, das ganze Königreich ohne Schlacht erobert haben."

Wenig Wochen später trat der Prinz seinen Vormarsch auf London an. Mit 6000 Mann brach er auf; das feste Carlisle ergab sich mit seiner ganzen Besatzung. Widerstand gab es nirgends, freilich auch keinen Anschluß, aber in Manchester wenigstens einen begeisterten Empfang, und als das Heer bis Derby vorrückte, in London eine Panik, die jeder Beschreibung spottete. Der 6. December a. St. ist unter dem Namen „der schwarze Freitag" als ein Tag des Schreckens den Engländern unvergeßlich geblieben.[1]) Das festeste Bollwerk der Dynastie Hannover, die Bank von England ward von Tausenden und Tausenden von Menschen gestürmt und schien zusammenbrechen zu müssen unter dem Taumel allgemeiner Seelenangst. Der Herzog von Newcastle war rathlos und für Niemand sichtbar; der König Georg hatte alle Kostbarkeiten gepackt und die Fahrzeuge zur Abfahrt auf der Themse bereit. Kaum kann bezweifelt werden, daß ein Handstreich auf London geglückt und dann auch die Ausrufung von Jakob Stuart erfolgt wäre, aber freilich ebensowenig, daß die alte Herrschaft nur wieder aufleben konnte, um demnächst im Bürgerkrieg von neuem unterzugehen. Das haben die schottischen Häuptlinge tief gefühlt, die am Morgen nach der Ankunft in Derby dem Prinzen erklärten: Unser Vormarsch nach England war von Anfang an gegen unseren Wunsch. Wir haben uns dazu verstanden nur, weil uns zweierlei in Aussicht gestellt war, ein englischer Aufstand und eine französische Landung. Aber keines von beiden Ereignissen ist eingetreten, folglich bleibt nichts übrig, als schleunige Umkehr nach Schottland. Den Tod im Herzen fügte sich der Prinz dem einstimmigen Verlangen der Führer seines Heeres. Der Rückzug ward angetreten. Der Herzog von Cumber-

---

1) In Fieldings True patriot Nr. 17 findet sich unter dem 17. Dec. 1745 eine Schilderung des verblüffenden Eindrucks, den die Erfolge der „armen, nackten, hungrigen, waffenlosen Sclaven" aus den Hochlanden machten und am Schluß die Stelle: Who can consider such things as these and retain the least doubt, whether he shall impute them to a judgment inflicted on this sinful nation; especially when, in the second place, we must allow such judgment to be most undoubtedly our due? (Works of Henry Fielding ed. Roscoe, London 1841, S. 669.)

land verfolgte die Schotten, wurde aber bei Clifton nachdrücklich zurückgeschlagen; eine noch empfindlichere Niederlage erlitt General Hawley in dem Gefecht bei Falkirk und erst nachdem ein großer Theil der Hochländer sich in die Heimath zerstreut hatte, gelang dem Herzog von Cumberland bei Culloden, den Rest der Mannschaften des Prinzen in einer blutigen Schlacht zu vernichten (16./27. April 1746); dieser Sieg war der Anfang eines grausamen Vertilgungskriegs gegen die rebellischen Clans des Hochlandes, in dem sich der Herzog von Cumberland den Beinamen des „Schlächters" verdiente. Inzwischen hatte das regierende England den ersten Moment des Aufathmens nach ausgestandener Todesangst benutzt, um sich in aller Stille ein überaus seltsames Schauspiel zu geben. König Georg war außer sich über den Schimpf, den die namenlos unfähige Verwaltung der ihm verhaßten Brüder Pelham über sein Haus gebracht, er faßte den Entschluß sich von einem Cabinet zu befreien, das sich stark genug erwiesen, ihn zu tyrannisiren, nicht aber, England und seinen König vor Gefahr und Schande zu bewahren. Mit den Lords Bath und Granville dachte er eine neue Verwaltung zu bilden, die sein Gepräge trug und als die Minister in Wiederholung ihres oft gestellten Verlangens für Wilhelm Pitt ein Amt forderten, ließ er ihnen durch Lord Bath am 17. Februar erklären, daß er diese Anstellung verweigere und auch auf dem Festlande andere Maßregeln zu ergreifen gesonnen sei. Nun trat das ganze Ministerum zurück und der König beauftragte die Lords Bath und Granville, ein neues zu bilden. Aber das erwies sich unmöglich. Kein Mensch wollte in die neue Verwaltung treten, wie ein Mann hielt das Parlament zu seinen bisherigen Führern. Von neuem mußte sich der König den Herzog von Newcastle gefallen lassen, von dem er sagte, ein deutscher Kleinfürst würde ihn nicht einmal zu seinen Kammerherrn machen und außerdem auch noch Wilhelm Pitt die Stelle eines Viceschatzmeisters von Irland, nachher die des Kriegszahlmeisters übertragen. Abermals hatte er erfahren, daß in diesem Lande die Minister König seien. Lord Granville aber lachte und zechte weiter wie bisher: mit Behagen gestand er, das Unternehmen sei Tollheit gewesen, aber ihn würde es nichts kosten, den Scherz gleich noch einmal zu machen.[1])

Von den britischen Truppen, die jetzt in England Wichtigeres zu thun hatten, verlassen, von den holländischen schlecht oder gar nicht, von den nachträglich herangekommenen Oesterreichern unglücklich vertheidigt, wurden die österreichischen Niederlande eine leichte Beute der Franzosen. Am 21. Februar 1746 nahm der Marschall von Sachsen, nach dreiwöchentlicher Belagerung Brüssel ein. Mit 90,000 Mann erschien Ludwig XV. im Mai wieder auf dem Kampfplatz. Antwerpen ergab sich am 30. Mai, im Juli fielen Mons und Huy, Charleroi am 2. August, Namur am 30. September und am

1) Coxe, Pelham I, c. 9.

11. Oktober schlug der Marschall von Sachsen bei Rocoux das aus Oesterreichern, Holländern, Engländern, Hannoveranern und Hessen bestehende Heer des Prinzen Karl aufs Haupt. Die Franzosen waren Meister über ganz Belgien; die Ueberlegenheit ihrer Waffen war nicht mehr zu erschüttern, sie sollte nur immer vollständiger werden, so daß nachher der einfache Entschluß des Königs, auf all seine Eroberungen zu verzichten ausreichte, den allgemeinen Frieden zu begründen.

Der Schauplatz der Entscheidung lag fortan in den Niederlanden, eben dort, wo das Uebergewicht der Franzosen schlechthin unbestreitbar war. Im Süden erblühte den Waffen der Piemontesen und Oesterreicher kein Segen mehr: ein gemeinsamer Einfall, den sie Ende November 1746 in die Provence unternommen, wurde, bevor noch die Belagerung von Antibes beginnen konnte, gelähmt durch den Aufstand der Genuesen, die sich der Tyrannei der Oesterreicher unter dem Marchese Botta d'Adorno mit Gewalt entledigt hatten (5.—10. December 1746). Ein französisch-spanisches Heer unter dem Chevalier Belleisle trieb zu Beginn des neuen Jahres die Oesterreicher und Piemontesen nach der Riviera zurück. Mit französischer Hilfe behaupteten sich die Genuesen gegen die österreichischen Belagerer, die am 18. Juli abziehen mußten und der Sieg, den am 19. Juli eine piemontesisch-österreichische Abtheilung auf der Höhe des Col d'Assiette über den Chevalier de Belleisle davontrug, blieb ohne jede bedeutende Folge.

Desto Entscheidenderes war inzwischen im Norden geschehen. Um den Frieden zu erzwingen, der auf den Conferenzen zu Breda schlechterdings nicht zu Stande kommen wollte, hatte Ludwig XV. einen Einfall in das holländische Flandern beschlossen. Während der Marschall von Sachsen das verbündete Heer in Südbrabant festhielt, brach Graf Loewendahl mit einer starken Abtheilung der französischen Armee am 17. April 1747 über die völlig wehrlose Grenze und nahm in weniger als vier Wochen Eecloo, Ysendick, Sas van Gent und sechs andere Festungen ein, die einst die Spanier und selbst Vauban aufgehalten hatten. Holland war wieder einmal in Noth, wie 1672, und wie damals erhob das Volk, den „Edelhochmögenden" zum Trotz, die alte Fahne der Oranier als die Fahne der Rettung und des Sieges. Eine unwiderstehliche Bewegung der Massen zwang die Magistrate der Städte, die Staaten der Provinzen, die Statthalterwürde zu erneuern, die zum letzten Mal im Jahre 1703 abgeschafft worden war. Der Statthalter von Friesland, Wilhelm IV. Friso, Prinz von Oranien, aus der Linie Nassau-Diez, ward zuerst in Ter Veere zum Generalstatthalter ausgerufen (25. April 1747); alle Städte von Seeland folgten; Rotterdam und Delft konnten nicht widerstehen und im Haag konnte nur das schleunige Entfalten der oranischen Flagge Scenen verhüten wie die, denen einst die Gebrüder de Witt zum Opfer gefallen waren. Am 4. Mai fand die Wahl des Prinzen zum Statthalter, Capitän und Großadmiral der vereinigten Niederlande statt und im Oktober wurden diese Würden dem Hause Nassau, selbst in seiner weiblichen Linie,



Wilhelm IV. Friso, Prinz von Oranien.
Nach dem Kupferstiche vom Jahre 1753 von Jac. Houbraken (1685—1746);
Originalgemälde vom Jahre 1751 von Reg. Gall.

als erbliches Eigenthum zugesprochen.[1]) Damit war Holland auf länger als ein Menschenalter hinaus in die Reihe der halbmonarchischen Staaten eingetreten, aber seiner Noth war damit nicht geholfen. Die 35,000 Mann Soldtruppen, die seit dem letzten Kriege in Flandern in Frankreich kriegs-

1) Voltaire, Siècle de Louis XV. c. 23 (Oeuvres 28).

gefangen waren, konnte man nicht von heute auf morgen ersetzen und in dem neuen Statthalter war der Feldherr womöglich noch unfähiger als der Staatsmann. Am 2. Juli 1747 schlug der Marschall von Sachsen das verbündete Heer bei Laufeld in einer mörderischen Schlacht und am 16. September erstürmte Loewendahl die für unbezwingbar gehaltenen Werke von Bergen-op-Zoom. Schon im Juli hatte der Marschall von Sachsen durch General Ligonier, der bei Laufeld gefangen worden war, Frieden anbieten lassen auf Grundlage der wechselseitigen Rückgabe aller Eroberungen, aber weder England, noch Oesterreich, noch Holland wollten ernstlich vom Frieden hören. Durch einen Vertrag vom 30. November 1747 sicherten sich England und Holland ein russisches Hilfscorps von 37,000 Mann für den nächsten Feldzug; in einem weiteren Vertrage vom 26. Januar 1748 versprachen sich Oesterreich, England, Sardinien, Holland neue ungeheure Truppenzahlen für beide Kriegsschauplätze;[1]) aber aus diesen Versprechungen wurde nichts, insbesondere Holland war so erschöpft und bat in London so dringend um Almosen, daß dort die Kriegspartei allen Muth verlor, und als nun der Marschall von Sachsen am 13. April mit zwei Armeen vor Mastricht zog, ohne daß die Verbündeten die mindeste Aussicht hatten, den Platz zu retten, da war es der Herzog von Cumberland selber, der dringend zum Frieden rieth und meinte, man müsse Gott danken, daß er so wohlfeil zu haben sei. Dies war er in der That, sobald England und Holland sich mit Frankreich allein verständigten und dadurch die andern Mächte, insbesondere Oesterreich und Spanien zum Frieden zwangen. Aus solch einer Verständigung des englischen Bevollmächtigten Lord Sandwich, des holländischen, Grafen Bentinck, mit dem französischen, Grafen St. Severin d'Aragon, gingen die Friedenspräliminarien hervor, welche von den Genannten am 30. April 1748 auf dem Congreß zu Aachen unterzeichnet wurden.

Die wichtigsten Bestimmungen derselben waren:

1. Alle Eroberungen werden wechselseitig zurückgegeben: außer sämmtlichen niederländischen Plätzen gab Frankreich auch Madras in Indien zurück, das La Bourdonnais erobert hatte, und bekam dafür die Insel Cap Breton am St. Lorenzbusen wieder, deren sich die Engländer bemächtigt hatten.

2. Dünkirchen darf wohl zu Lande, aber nicht auf der Seeseite befestigt sein.

3. Die Herzogthümer Parma und Guastalla, und die Stadt Piacenza erhält Don Philipp von Spanien; falls er ohne männliche Erben stirbt, oder dadurch, daß sein Bruder Don Carlos den spanischen Thron besteigt, die Krone von Neapel erlangt, fallen Parma und Guastalla an Oesterreich, Piacenza an den König von Sardinien.

4. Der Herzog von Modena und die Republik Genua (Finale) erhalten ihre Länder zurück.

---

1) Garden III, 364/65.

5. Dem König von Sardinien bleibt Alles, was ihm durch den Vertrag von Worms zugesprochen worden ist, außer Piacenza und Finale.

6. Der Asientovertrag wird zu Gunsten Englands auf 4 Jahre erneuert (so viel Zeit galt der auf 30 Jahre abgeschlossene Vertrag noch, als der Krieg mit Spanien ausbrach).

7. Der 1717 zwischen Frankreich und England geschlossene Vertrag wegen Gewährleistung der protestantischen Erbfolge wird erneuert.

8. Das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz werden dem König von Preußen gewährleistet. Mit Ausnahme dieser Abtretungen sowie derjenigen zu Gunsten des Königs von Sardinien und des Don Philipp werden die Bestimmungen der pragmatischen Sanktion erneuert und bestätigt.[1])

In allem Wesentlichen unverändert sind diese Bestimmungen in den Definitivfrieden übergegangen, der am 18. Oktober 1748 von den Bevollmächtigten der Seemächte und Frankreichs unterzeichnet wurde, und dem nach einander am 20. Spanien, am 23. Oesterreich, am 25. Genua, am 28. Modena und schließlich am 7. November auch der König von Sardinien beigetreten sind. Am schwersten ist Maria Theresia der Beitritt geworden. All ihre Träume von 1742 und 1743 waren zerronnen; ihr Machterbe war es am Ende, das diesseits und jenseits der Alpen die Kosten des Friedens tragen mußte und nicht einmal das war gelungen, die europäische Garantie dieser Abtretungen durch Sonderverträge abzuwenden. Nur einen Erfolg hatte Graf Kaunitz in Aachen davon getragen: die Friedensurkunde enthielt keine ausdrückliche Erneuerung des Barrierevertrags von 1715, der den österreichischen Niederlanden den Handel vernichtet, mit dem Doppeldruck holländischer und österreichischer Besatzungen nicht einmal die nothdürftigste Sicherheit gegen Frankreich geschaffen und für all dieses die österreichische Verwaltung noch mit einer jährlichen Subsidienzahlung von 500,000 Thalern an die Generalstaaten belastet hatte. Die holländischen Besatzungen kehrten allerdings in die Barriereplätze zurück, aber die Subsidienzahlungen hörten auf und die Handelssperre, welche die Seemächte diesem einst so blühenden Nachbarland auferlegt, machte einer Verkehrsfreiheit Platz, unter der Gewerbfleiß, Handel und Wandel in Belgien einen überraschenden Aufschwung nahm. Vom Jahre 1749 datirte dies Land seine Rückkehr in die Reihe der arbeitenden, erwerbenden Kulturvölker.[2])

1) Coxe, Pelham I, 417; vgl. mit dem Briefe des Lord Sandwich an Newcastle 1. Mai 1748 ebendas. 496—500. 2) Gachard, Histoire de la Belgique au commencement du XVIII. siècle. Bruxelles 1880. Appendix § 1—4.

Fünftes Buch.

Geistesarbeit der Friedensjahre.

I. d'Argensons Demokratie in der Monarchie.

Das letzte Aufflackern der monarchischen Empfindung ihres Volks erblicken die Franzosen in der tiefen Gemüthsbewegung, die sich bei der Kunde von dem Erkranken des Königs in Metz in den Augusttagen 1744 in ganz Frankreich so rührend kund gab. Am 8. August hatte der König zu fiebern angefangen: das Uebel nahm den Charakter eines sogenannten Faulfiebers an und in der Nacht des 14. war der Kranke dem Tode nahe. Die Wirkung der Nachrichten, die davon in die Oeffentlichkeit drangen, hat uns Voltaire dramatisch geschildert: „Angst und Verzweiflung eilte von Stadt zu Stadt; aus der ganzen Umgebung von Metz strömten die Völker herbei; die Straßen wimmelten von Menschen aller Stände und Lebensalter, die durch die Widersprüche ihrer Meldungen die allgemeine Unruhe vermehrten. Die Lebensgefahr des Königs erfuhr man in Paris zur Nachtzeit; man steht auf, alle Welt läuft lärmend hinaus, ohne zu wissen wohin: die Kirchen öffnen sich mitten in der Nacht: man fragt nicht mehr nach Tageszeit, Schlaf, Wachen, noch Essen. Paris war außer sich; alle Häuser, in denen hochgestellte Männer wohnten, waren beständig von Volksmassen umfluthet; in allen Gassen sammelten sich Menschenhaufen an, das Volk rief: „wenn er stirbt, so geschieht es, weil er uns zu Liebe ausmarschirt ist". In den Kirchen redeten sich die Leute an, fragten sich, ohne daß einer den anderen kannte. Mehrmals kam es vor, daß der Priester, der für die Genesung des Königs betete, den Gesang durch Weinen unterbrach und das Volk ihm antwortete durch Schluchzen und Wehgeschrei. Der Courier, der am 19. August die Kunde von der Genesung des Königs nach Paris brachte, ward vom Volk umarmt und fast erstickt: man küßte sein Pferd und führte es im Triumph einher. Alle Straßen hallten wieder von dem Freudenschrei: „Der König ist gesund!" Als man dem Monarchen erzählte, welch ein Freudenjauchzen der allgemeinen Verzweiflung gefolgt war, da war er bis zu Thränen gerührt und von einer Empfindung ergriffen, die ihm Kraft verlieh, stand er auf mit dem Ruf: „Ach, wie süß ist es, so geliebt zu werden! Und was habe ich gethan, um es zu verdienen?" So ist das französische Volk: erregbar bis zum Taumel, ohne Maß in den Aeußerungen seiner Liebe, wie in denen seines Grolles."[1])

1) Siècle de Louis XV. c. 12. (Oeuvres 28. 125/126.)

Ludwig „der Vielgeliebte" so lautete das Schlagwort, das damals ein Straßendichter Namens Vadé in die Mode brachte; die Zeit da es entstand ging rasch vorüber und die Pariser, die die Rührung dieser Augusttage gesehen, ahnten nicht, daß schon sechs Jahre später, im Mai 1750, in ihrer treuen Stadt ein grimmiger Pöbelaufstand toben sollte, in dem der schöne Beiname des Königs für immer unterging.

Ludwig XV. war nicht der Mann, die Liebe seines Volkes festzuhalten, sich ihrer würdig zu machen durch aufopfernde Hingabe an den Dienst seines Landes. Auch das französische Volk fing an zu verlangen nach einem Königthum der Arbeit und der Pflichttreue, und er war zu keinem anderen fähig als zu dem des Genusses und der faulen Schlemmerei. Die militärischen Spaziergänge, die er in Flandern machte, erschienen sehr bald als das was sie waren, als flüchtige Unterbrechungen des Seraillebens, die ihm einen aufregenden Zeitvertreib, dem Lande aber für völlig unfruchtbare Lorbern die empfindlichsten Verluste an Geld und Menschenleben brachten, und den leidenden Völkern neue unerschwingliche Lasten auferlegten.

Der Friede von Aachen wurde zu einem Wendepunkt in der Geschichte der französischen Monarchie. Einen Krieg, der reich gewesen war an theuer erkauften Siegen beschloß er mit vollständigem Verzicht auf alle ihre Früchte; durch diesen Ausgang ward der Krieg verurtheilt als ein Werk des Leichtsinns und des frevelhaften Uebermuthes. Feste zur Verherrlichung dieses Friedens nahmen sich aus wie ein Hohn auf die zahllosen Opfer, die der Krieg gefordert. Mit eiskalter Zurückhaltung sahen die Pariser diesen Festen zu, kaum ein Vive le roi ward vernommen, und als während des Feuerwerkes vor dem Stadthause viele der Schaulustigen elend verunglückten, die Soldaten aber die Verwirrung unter der Masse benutzten, um Bürgerstöchter zu rauben und zu vergewaltigen, da hörte man Stimmen auf den Straßen von Paris, wie sie selbst 1720 kaum vernommen worden waren. Die Presse warf Flugblätter und Holzschnitte unter das Volk, die sich in den bittersten Angriffen auf den König und die Pompadour, seit December 1745 seine Maitresse, überboten.

Auf einem dieser Holzschnitte erschien der König als ein Sträfling, dessen Rücken von der Königin von Ungarn mit Schlägen bearbeitet wird; England ruft: „nur immer rüstig zugeschlagen!" und Holland fügt hinzu: „er giebt Alles wieder heraus". Auf einem andern Blatt erschien der König in Ketten, auf der einen Seite von Frau v. Pompadour, auf der andern von seinem Minister Puisieux gehalten und den Prügeln der Fremden übergeben. Weit empfindlicher als hier im Bilde wurde der König durch Verse gezüchtigt; da gab es Standreden wie diese: „Ehrloser, feiger Verschwender der Güter deiner Unterthanen, der du die Tage zählst nach den Leiden, die du zufügst — eine Zeit lang warst du Gegenstand unserer Liebe, weil deine Laster noch nicht ruchbar waren. Jetzt wirst du sehen, wie unser Eifer nachläßt mit jedem Tage und die Flamme der Empörung unsere Herzen schwellt. Mit Kriegen ohne Frucht erschöpfst du deine Staaten, Generale hast du



König Ludwig XV. von Frankreich.

Nach dem Stiche von Joh. Georg Wille; Originalgemälde von Joh. Kasp. Heilmann.

nicht gehabt, bald werden dir die Soldaten fehlen. Wer von den Hanswursten, die mit dir regieren, wird in dir noch ferner seinen König anerkennen? Deine Schätze sind die Beute ihrer tollen Verschwendung; sie plündern deine Unterthanen, schöpfen deine Finanzen aus, weniger um dir langweilige Freuden zu erneuern, als um ihr eigenes schamloses Gelüste zu stillen. — Verzweiflung herrscht in allen deinen Städten, du wirst keine Seelen mehr finden, die feil genug wären, um deine angeblichen Heldenthaten zu preisen. — Heut baut man dir umsonst ein Standbild, nach deinem Tode wird das Volk es stürzen. Von Gewissensbissen gefoltert mußt du zur Grube fahren; der Aberglaube, dessen blasse Fackel in der Asche deines Herzens das Flämmchen der Angst entfacht, folgt dir, öffnet dir die Hölle, das Einzige, was du fürchtest."[1])

Der König und seine Maitresse waren außer sich, noch mehr als über die tödtlich verletzenden Angriffe selbst, darüber, daß die Urheber derselben unauffindbar waren und deshalb straflos bleiben mußten. Freilich, wenn die Absender der Pfeile wider die Pompadour nicht entdeckt wurden, so hatte das seinen guten Grund. Die vernachlässigte Königin hatte ihre herzliche Freude an Allem, was dem Buhlweib ihres treulosen Gatten wehe that. Um sie sammelte sich ein kleiner Gegenhof, an dem der Minister Maurepas durch Epigramme voll schonungsloser Bosheit auf die Pompadour Gediegeneres leistete, als je in seinem Marinedepartement. Als seine Schuld offenbar war, wurde er am 14. April 1749 trotz seiner sechsunddreißigjährigen Dienste als Staatssekretär durch ein Handschreiben des Königs entlassen und nach Bourges verbannt. Das war der erste politische Sieg der Frau von Pompadour; der Finanzminister Machault gewann dadurch freie Hand, sich an einem großangelegten Reformplan zu versuchen, dessen Scheitern endgiltig bekundete, daß die Monarchie zu rettenden Thaten der Gesetzgebung unfähig geworden war. An dem Widerstande der Privilegirten des Adels und des Clerus wurden auch die nothwendigsten Reformmaßregeln zu Schanden. Die Masse der Steuerzahler aber war durch nichts mehr zu gewinnen, denn sie wußte, was immer für den Staat gefordert und im Namen desselben vielleicht auch wirklich erzielt ward, ward dennoch vom Hofe verschlungen. Mit keiner neuen Steuer, wie sie heißen, wie ergiebig sie sein, wer immer sie zahlen mochte, war dem Staat oder dem Volk geholfen; es ging Alles unter in dem unersättlichen Schlund der „Anarchie der Verschwendung", welche die Pompadour eröffnet hatte, bevor sie sich der großen Politik bemächtigte. Jeder Anlauf die Finanzen gründlich zu bessern, vermehrte die Feinde des Königthums und häufte die Niederlagen seiner Autorität; mit der Stadt Paris aber kam der Hof im Mai 1750 geradezu auf den Kriegsfuß und seitdem war die Hauptstadt Frankreichs der Sitz einer erklärten Meuterei der Geister, über die das Königthum nie mehr Herr geworden ist.

---

1) Jobez, La France sous Louis XV. IV, 142—143.

Seit dem Ende des Krieges litt Frankreich unter einer schweren Landplage: die verabschiedeten Soldaten zogen zu Tausenden als verwilderte Wegelagerer durch das Land; alle Tage hörte man von Diebstählen, Plünderungen, Raubüberfällen und Straßenmorden, durch die das entfesselte Gesindel die Bevölkerung in Schrecken setzte. Die Polizei veranstaltete Treibjagden auf alle Landstreicher beiderlei Geschlechts, lieferte die Einen auf die Galeeren und ließ die Andern auf Schiffe packen, um sie als Pflanzer nach Louisiana zu schicken. Den Eifer der Häscher zu spornen, wurde für jede Haftnahme eine Prämie gezahlt und als die strebsamen Diener der Obrigkeit mit den unanständigen Leuten fertig waren, vergriffen sie sich an den anständigen, um der Prämien nicht verlustig zu gehen. Im December 1749 war es in Folge davon soweit gekommen, daß in Paris kein Dienstbote mehr wagte, Abends über die Straße zu gehen. Knechte und Mägde, Knaben und Mädchen von Kleinbürgern und Handwerkern verschwanden massenhaft; den vermöglicheren Eltern wurde im Vertrauen gesagt, für so und soviel Livres könnten sie ihre Kinder wieder haben; die armen erfuhren nie, was aus den Ihrigen geworden war, bei ihnen ging die Rede, der König nehme Bäder in Kinderblut, um seine durch Ausschweifungen zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Als schließlich am 16. Mai 1750 auf offener Straße am hellen lichten Tage Kinder aufgegriffen und gewaltsam weggeschleppt wurden, da stürzte sich das erbitterte Volk auf die Agenten der Polizei; es kam zu einer zweitägigen Revolte, die nur mit Mühe wieder beschwichtigt werden konnte. Während derselben vernahm man den Ruf: Auf nach Versailles, verbrennen wir das Schloß, das mit dem Schweiß des Volks gebaut worden ist. Die Pompadour, die zur Stadt gefahren kam, mußte, kaum ihres Lebens sicher, in Eile umkehren vor den wüthenden Volkshaufen. Der König aber, der eben über Paris nach Compiegne hatte fahren wollen, erklärte seinen Höflingen, er würde die Pariser strafen, indem er um die Stadt herumfahre. „Wie," sagte er, „ich sollte mich diesem Gesindel zeigen, das mir nachgesagt hat, ich sei ein Herodes!" Den Umweg, den er nahm, um Paris nicht zu berühren, nannte man seitdem chemin de la révolte. Drei Rädelsführer starben am Galgen, die Ruhe kehrte zurück, aber ein schmerzender Stachel blieb; die Nachwehen dieser Maitage sind nie verwunden worden.[1]) Eben um diese Zeit hat sich die Abkehr der Geister von diesem Königthum auf immer entschieden.

Der einzige unter Ludwigs XV. Ministern, der fähig gewesen wäre, Plan, Zweck und Zusammenhang in die europäische Politik Frankreichs zu bringen, der Marquis d'Argenson war schon nach etwas über zweijährigem Wirken am 7. Januar 1747 wieder entlassen und der Muße zurückgegeben worden, der wir so überaus schätzbare Zeugnisse über den Geistesgang des französischen Volkes in dieser folgenreichen Epoche verdanken.

---

1) Jobez a. a. O. IV, 158—165.

Ein prophetischer Blick war diesem Manne eigen. Im Jahre 1733 schreibt er die merkwürdigen Sätze nieder: „Die Engländer haben in Nordamerika weite, reiche, wohlverwaltete Besitzungen; sie haben dort ein neues England, ein Parlament, Gouverneure, Truppen, weiße Bevölkerung im Ueberfluß, Reichthümer, Gesetze und was schlimmer ist, eine Marine. Ich sage, eines schönen Morgens werdet Ihr erleben, daß diese Besitzungen sich trennen von England, sich erheben und einrichten als unabhängige Republik, wie das Holland gegenüber Spanien gethan hat. Schon weigern diese englischen Pflanzer den Gehorsam, sie haben einen Willen für sich. Die Weißen, die dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, denken immer da zu bleiben. Was von Europa kommt, wendet sich insgesammt dorthin. Könnten sie nicht eines Tages, wenn das Maß voll ist und ihnen nichts anderes mehr übrig bleibt, sagen: Was haben wir davon, uns von diesem europäischen England regieren zu lassen? Seien wir Herren im eigenen Hause, arbeiten wir künftig nur für uns selbst. Was würde dann geschehen? Wird man's glauben? Dieser Staat, wohl vertraut mit unseren Künsten, immer in Verbindung mit uns durch die Vollkommenheit seiner Marine, würde sich in kurzem ganz Amerikas und namentlich der Goldgruben bemächtigen. In der That, welch ein Unterschied zwischen einer Regierung von Lohnarbeitern und einer solchen, die für sich selbst und auf eigenem Grunde arbeitet. Welch reißende Fortschritte werden diese Völker in allen Stücken machen, wenn sie erst vollkommen unabhängig sind. Ich weiß, daß die Engländer ihre Colonien mit Mäßigung regieren; aber da diese Mäßigung eine nothgedrungene ist, müssen sie nicht weniger zittern um ihren Besitz. Das fühlen die Colonien sehr wohl. Die Unterthanen wissen nicht lange Dank für mildes Regiment: wo die Dankbarkeit aufhört, beginnt die Verachtung. Im übrigen entscheidet lediglich ihr eigener Vortheil, wenn es sich darum handelt, Gut in Besser zu verwandeln."[1])

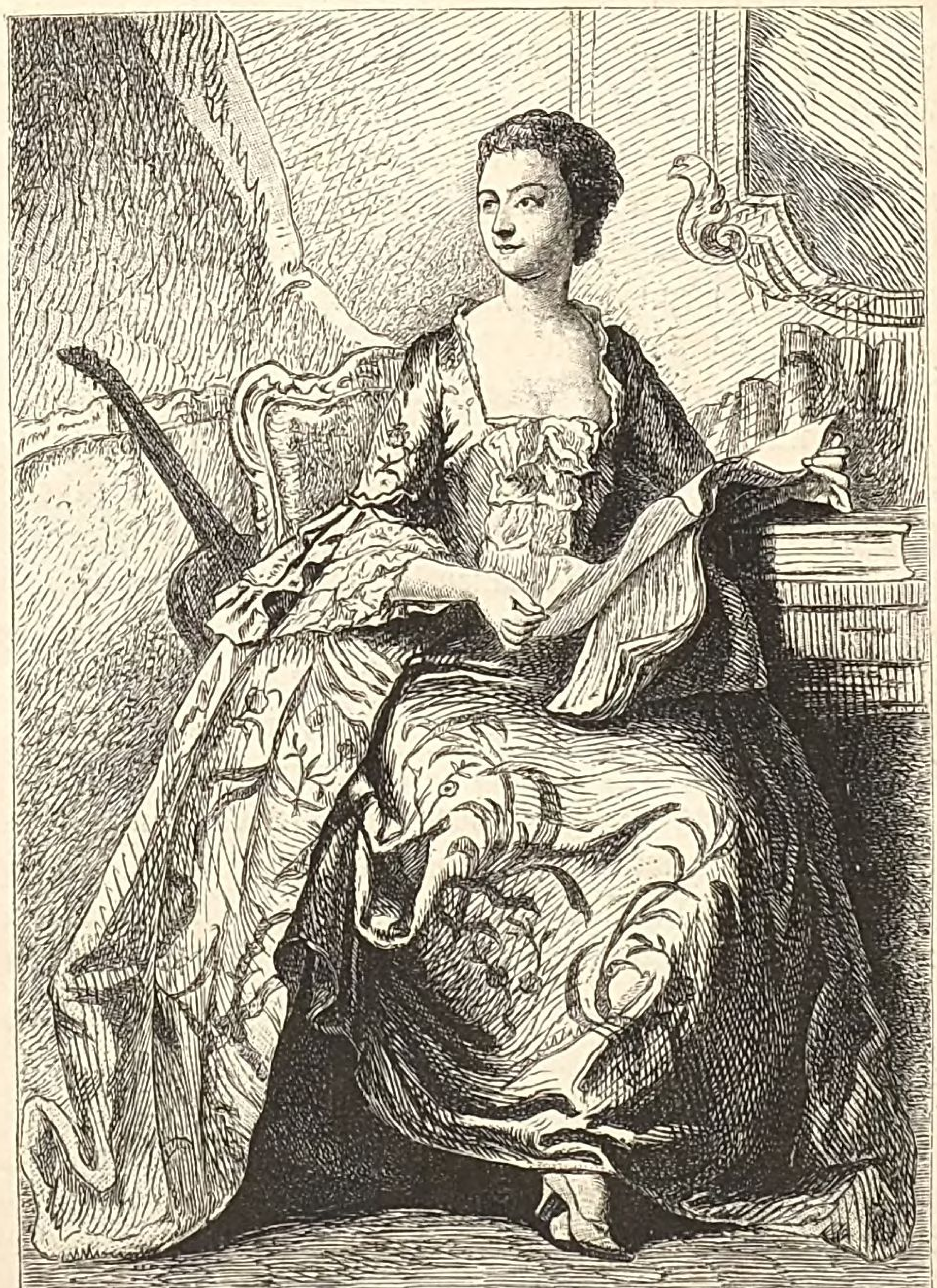
Also noch vor Turgot hat d'Argenson nicht blos den Abfall der Amerikaner,[2]) sondern auch die Errichtung einer großen transatlantischen Republik in voller Klarheit vorausgesehen und vorausgesagt.

Noch packender ist, was er über Zustand und Zukunft seines Landes in den ersten Jahren der Herrschaft der Marquise de Pompadour niederschreibt. d'Argenson sieht Frankreich auf dem geraden Wege zu einer allgemeinen Katastrophe. „Die Anarchie kommt mit großen Schritten; bald wird der König nichts mehr sein als der Balken in der Fabel. Wenn das so weitergeht, so wird man auf ihn springen und nach Befehlen nicht mehr

---

1) Mémoires V, 386/87. 2) Diesen hat auch Montesquieu dunkel geahnt. In seinen Notes sur l'Angleterre aus den Jahren 1729—1731 finden sich die Worte: Je ne sais pas ce qui arrioera de tant d'habitants que l'on envoie d'Europe et d'Afrique dans les Indes occidentales, mais je crois que si quelque nation est abandonnée de ses colonies, cela commencera par la nation anglaise. Oeuvres compl. VII, 194.

fragen, die doch nur fremdem Willen abgeborgt sind. Und doch weht von England her ein philosophischer Wind; doch hört man Worte murmeln, wie Freiheit, Republik; schon sind die Geister davon durchdrungen und man weiß, wie sehr die Meinung die Welt regiert. Die Zeit der Anbetung ist vorbei, der Name Herr war unseren Vätern theuer, in unseren Ohren hat er übeln Klang. Es könnte sein, daß eine neue Regierungsweise in einzelnen Köpfen schon gereift wäre, um bei erster Gelegenheit herauszutreten in Stahl und Harnisch. Vielleicht wird sich die Umwälzung vollziehen mit viel weniger Gegenwehr als man glaubt; es wird kein Prinz von Geblüt, kein Seigneur, kein religiöser Fanatismus dazu nöthig sein; Alles wird unter Beifallklatschen vor sich gehen, wie manchmal bei der Wahl der Päpste. Heute sind alle Stände unzufrieden; das Militär seit dem Frieden verabschiedet; der Clerus in seinen Vorrechten gekränkt; die Parlamente, die Körperschaften, die Stände erniedrigt; das gemeine Volk von Abgaben belastet, vom Elend verzehrt; nur die Finanzleute triumphiren und richten das Regiment der Juden wieder auf. Ueberall brennbare Stoffe. Von einer Emeute kann man übergehen zur Revolte, von der Revolte zu einer allgemeinen Revolution; Volkstribunen, Consuln wählen, Comitien abhalten; den König und seine Minister der maßlosen Macht zu schaden,



Marquise Pompadour.
Originalgemälde von Maurice Quentin de la Tour (1703—1788).

berauben. Und in Wahrheit, hat man nicht Recht zu sagen, daß, wenn die unumschränkte monarchische Gewalt gut ist unter einem guten König, nichts uns verbürgt, daß wir immer Monarchen wie Heinrich IV. haben werden? Kommen nicht erfahrungs- und naturgemäß zehn schlechte Könige auf einen guten?"[1])

Der verabschiedete Minister, der diese Betrachtung zu Anfang der fünfziger Jahre niederschrieb, nannte sich mit Stolz den Schüler eines Mannes, den, so lange er lebte, alle Welt als einen wunderlichen Heiligen belächelte, nach dem, seit er todt war, Niemand mehr fragte. Es war der Abbé de St. Pierre, der am 29. April 1743 fünfundachtzig Jahre alt zu Paris gestorben war, unter den politischen Erziehern Frankreichs unstreitig eine hervorragende und eigenthümlich anziehende Erscheinung. Er ist sprichwörtlich geworden als feuriger, unermüdlicher Prediger des ewigen Friedens, den er durch internationale Schiedsgerichte (arbitrage europain), durch einen europäischen Reichstag (diète europaine) zu gründen gedachte und wir Deutsche dürfen wohl anmerken, daß er in seinen „Betrachtungen über den Antimacchiavel von 1740" von König Friedrich erwartete, er werde diesen allgemeinen Frieden schaffen. In dem Schlußwort heißt es: „Ich bin überzeugt, daß dieser Fürst, auch wenn er in der Folge unwissentlich seinen Nachbarn einiges Unrecht thun sollte, nicht sterben wird, ohne es reichlich wieder gut gemacht und ohne seinen Völkern und den andern Nationen durch große Wohlthaten gezeigt zu haben, daß er selbst unter Königen ein großer Mann, daß er mehr war als Trajan und Marc Aurel; denn sie haben Kriege hinterlassen, während dieser Fürst unter Benutzung günstiger Umstände wohl befähigt ist, einer der größten Friedensstifter des Weltalls zu werden und die Kriege für immer daraus zu verbannen."[2])

Der Traum vom ewigen Frieden, den ihm wenige Menschen nachträumten, war bei St. Pierre nur die Folge eines Glaubens, der sich bald der edelsten Geister nicht Frankreichs allein bemächtigen sollte; des Glaubens nämlich an den „beständigen Fortschritt der allgemeinen Vernunft", der im Lauf der Jahrhunderte Barbarei und Aberglauben, Krieg und Despotismus siegreich überwinden werde.[3]) Jenen Traum wie diesen Glauben hat d'Argenson mit seinem Lehrer getheilt. Mit ihm hat er in zwei ganz vernachlässigten Wissenschaften, in Moral und Politik, die einzigen Hebel erkannt, um die Regenten weise und gerecht, die Völker reich und glücklich, die Staaten blühend und mächtig zu machen;[4]) mit ihm hat er beklagt, daß diese beiden Wissenschaften insbesondere in Frankreich über das Kindesalter noch nicht hinausgekommen

1) Mém. V, 346/47. Der Herausgeber verlegt diesen Aufsatz in das Jahr 1756. Nach den im Text berührten Thatsachen, die wir übergangen haben, muß er früher, etwa im Jahre 1751 geschrieben sein. 2) Réflexions sur l'Antimachiavel de 1740. Oeuvres de St. Pierre. Vol. XVI. Rotterdam 1841. 3) Observations sur le progrès continuel de la raison universelle. Oeuvres XI, 257—316. 4) Mém. V, 270.

seien und wie sein Lehrer, der die französische Sprache um das schöne Wort bienfaisance bereichert, hat er ein warmes Herz gehabt für den leidenden, arbeitenden Theil der Nation, den die willkürliche Taille[1]) zu Grunde richtete und dem nur durch die tarifirte Taille, wie sie nach Boisguillebert[2]) der Abbé empfohlen,[3]) in etwas aufgeholfen werden konnte. Aber weiter geht die Uebereinstimmung im Wesentlichen nicht. In all seinen Reformplänen, soviel wir deren kennen, hält der Abbé fest an dem überlieferten Macht- und Rechtebesitz der Monarchie; sie von innen heraus zu veredeln, zu vervollkommnen, mit neuem Leben zu erfüllen, ist er sehr eifrig bedacht,[4]) aber fern liegt ihm jeder Gedanke an eine äußere Umgestaltung derselben; auch sein Idealstaat ist gegründet auf Befehl von oben und Gehorsam von unten, und was im Parlament, in provinziellen Ständeversammlungen und gar in der Presse zur Unbotmäßigkeit führen kann und führen muß, erscheint ihm schlechthin verwerflich. Eine einzige Stelle zeuge für viele. Nachdem er die Beschlüsse der Ständeversammlung der Bretagne vom September 1728 mit großem Wohlgefallen besprochen hat, kommt er gleichwohl zu dem Schlusse, alle solche Versammlungen müssen aufhören und sein Hauptgrund ist: „die Ruhe im Staate ist die Grundlage alles Glückes der Unterthanen, sie können sie nicht zu theuer erkaufen: deshalb muß Alles, was sie stören kann, beseitigt werden um jeden Preis. Aufstände, Bürgerkriege sind die größten Uebel, die einen Staat treffen können. Die Unterthanen verlieren dabei Leben und Habe. Deshalb muß, was dieses Uebel herbeiführen kann, abgeschafft werden, gleichviel was es kosten mag. Eine Versammlung, die der obersten Autorität widerstehen kann und gelegentlich wirklich widersteht, indem sie verweigert, was der König verlangt, kann Aufruhr und Bürgerkrieg verursachen. Daraus folgt, daß die gute Regierung, um die Ruhe des Staates zu erhalten, die Versammlungen der Provinzialstände und des Clerus abschaffen muß, wie sie viele andere ähnliche Versammlungen so weise abgeschafft hat."[5])

Hier ist der Punkt, wo die Wege des Schülers sich trennen von denen des Lehrers. Der letztere hält fest an der Einheit der monarchischen Staatsgewalt und fordert, daß ihr Alles geopfert werde, was ihr Hemmungen und Gegengewichte bereiten kann und wirklich bereitet; der erstere aber ist schon auf Wege gelangt, die ganz unmittelbar in die Ideenwelt der großen Revolution überleiten. Sein Plan einer „Demokratie in der Monarchie" ist ein vollständiger Bruch mit allen Ueberlieferungen des französischen Staates. Er hat den Gesetzgebern von 1789 vorgeschwebt und das Verfassungswerk der letzteren nimmt sich aus wie eine wörtliche Abschrift der Entwürfe d'Argensons.

---

1) Mém. V, 318ff. 2) S. S. 9. 3) Projet d'une taille tarifée zuerst unter etwas anderm Titel 1717 zu Paris gedruckt; in der Rotterdamer Ausgabe der Werke fehlt diese Schrift ebenso wie le projet de paix perpétuelle, Utrecht 1713. 4) Observations sur le ministère général. Projet d'éducation des Daufins et autres princes héréditaires etc. Oeuvres VI. 5) Du gouvernement intérieur de l'état. Oeuvres VII, 62/63.

An der Spitze der schon benutzten Aufsätze, welche der fünfte Theil der Denkwürdigkeiten des Marquis unter der Ueberschrift „Gedanken über den Neubau des Staates" zusammenfaßt,[1]) steht eine Planskizze, die der Verfasser für den Cardinal Fleury bestimmt und vermuthlich noch in den dreißiger Jahren niedergeschrieben hat. Sie lautet wie folgt:

„Ich möchte dem Herrn Cardinal vorstellen, daß der Ackerbau heute die große politische Angelegenheit des Staates ist und daß die Einrichtung, die ich vorschlage, das einzige Mittel darbietet, um ihn blühend zu machen. Er soll den König, der die topographischen Details liebt, bestimmen, sich den Ruhm einer neuen Eintheilung seines Reiches zu erwerben, die in mein System passen würde. Er selbst würde auf der Karte diese „Departements" oder Intendanturen bezeichnen, jede zu 100—150 Pfarreien. Es könnte ihrer im Reiche etwa 500 geben. Er soll dem König die Mißbräuche vorführen, welche heute aus der Frohndarbeit entstehen und daß der Bau und Unterhalt der großen Straßen weniger Kosten machen würde, wenn man ihn den Gemeinden anvertraute.

So würde man, im Lauf der Zeit und der Dinge, ohne es vorher angekündigt zu haben, diese kleinen Staaten mit allen Details der Polizei, der Finanzen, der Rechtspflege durch Schiedsmänner betrauen; dies Reich würde wundervoll regiert und die königliche Autorität besser begründet als je.

Es käme also darauf an, nicht erkennen zu lassen, wo man hinaus will, sondern den König durch die öffentliche Stimme dahin zu führen, daß er selber diese Einrichtungen wünschen müßte. Der Adel würde ihnen den bittersten Widerstand entgegensetzen: denn er würde fühlen, daß dieser Plan ihn zwingt in der Nation aufzugehen und seine Vorrechte einschränkt. Man müßte ihn zum Schweigen bringen vor dem Willen des Volkes, das man gewinnen würde durch den Erfolg und durch die handgreiflichen Wohlthaten des Plans.

Schrittweise müßte man auf das Haupt der Gemeinden alle die heilsamen Befugnisse häufen, deren sie fähig sind, bevor man ihnen irgend eine solche gibt, welche den Adel und seine Vorrechte beunruhigen würde. Den ersten Vorwand würde die Unterhaltung der Wege, den zweiten die Einsammlung der Taille nach dem Tailletarifplan des Abbé de St. Pierre durch Verbände von je 15 oder 20 Pfarreien bieten; dazu die Armenpflege, welche jedem Dorf auferlegen würde, seine Bedürftigen zurückzuhalten und selbst zu versorgen. Die Bettler müssen in ihre Gemeinden zurückgeschickt werden, denn wenn man diesen plebejischen und munizipalen Weg nicht beschreitet, richtet man gar nichts aus, wie das der bisherigen Verwaltung begegnet ist. Ergreift man ihn aber, so wird bald Jedermann die Ausführung meiner Ideen fordern und billigen. Die Einkünfte des Königs aber (die jetzt kaum

1) Pensées sur la réformation de l'état (à dater de 1735 et années suivantes), S. 259—400.

150 Millionen betragen), würden leicht auf 250 Millionen steigen. Wollte der König nach ernster Vorarbeit und Erwägung aller Folgen aufrichtig die Ausführung dieses Neubaues unternehmen, so würde er die Reichsstände einberufen, um ihm eine unerschütterliche Geltung und die Zustimmung der Nation zu verschaffen. Ohne Zweifel müßte man sie insgeheim bearbeiten und für den Erfolg viel mehr Ränke spinnen, als für eine schlechte Sache erforderlich wäre: denn man hätte die Vorurtheile und die Sonderinteressen zu bekämpfen, die sich so großen Umwälzungen heftig entgegensetzen würden. Der König müßte, um die Franzosen zum Glück zu zwingen, seiner Unterthanen Sieger und Vater sein. Die Reichsstände würden gepriesen werden von der Nachwelt für ihr neues Gesetzeswerk, aber getadelt und angefochten werden von den Interessirten. Der König würde nach Rheims gehen inmitten dieser erlauchten Versammlung, um die ewige Heilighaltung seiner Verfassung zu beschwören; er würde schwören auf seine Krone, auf das heilige Salböl u. s. w."[1])

So der Grundriß zu d'Argensons merkwürdigem Plan in seiner ursprünglichen Gestalt. Mehr und mehr vollendet sich der Kreislauf, den das politische Denken in Frankreich seit den letzten Tagen Ludwigs XIV. beschrieben hat. Boisguillebert und Vauban, denen sich St. Pierre anschloß, forderten Reform der Erhebung der Taille, um gleichzeitig dem Ackerbau in Frankreich und den Finanzen des Staates aufzuhelfen; ihre Forderung nimmt d'Argenson auf. Die Feudalen, St. Simon und Fenelon und nach ihnen Boulainvillers, forderten Einschränkung der monarchischen Gewalt; auch dieser Forderung schließt d'Argenson sich an, und das unterscheidet ihn scharf von seinem Lehrer und dessen Vorläufern. Abdankung der absoluten Monarchie, das ist und bleibt von nun der Schlachtruf, in dem — bis zur Bildung neuer Gruppen — Liberale und Feudale zusammenstimmen, aber was sie darunter verstehen, sind grundverschiedene, ja völlig unvereinbare Dinge. Die Feudalen forderten die Abdankung der Monarchie vor Adel und Clerus, d'Argenson forderte die Abdankung der Monarchie sammt Adel und Clerus vor der Gemeinde. Jenes war die Wiederherstellung eines Alten, dieses die Schöpfung eines völlig Neuen; denn das alte Frankreich hatte wohl städtische, aber niemals ländliche Gemeindefreiheit gekannt, noch weniger ein Aufgehen der bevorrechteten Stände im Verbande der Gemeinde auf dem Fuße bürgerlicher Gleichheit oder gar ein Uebertragen staatlicher Hoheitsrechte auf Gemeindekörper. Dies Alles aber hat d'Argenson mit einer Entschiedenheit und Folgestrenge ins Auge gefaßt, die der Wortlaut jener Skizze nur unzulänglich erkennen läßt. Sie ist ja bestimmt, die „Vorwände", die Scheingründe anzugeben, mittelst deren der König und die Privilegirten getäuscht werden sollen über das Ziel, zu dem man eigentlich hinaus will.

Der Marquis d'Argenson verdient einen Ehrenplatz unter den Denkern

1) Mém. V, 261—263.

und Patrioten Frankreichs als der erste Edelmann, der die Privilegien seines eigenen Standes grundsätzlich verworfen und den großen Gedanken „Gleichheit unter Bürgern" (égalité entre citoyens) herzhaft auf seine Fahne geschrieben hat.

„Obgleich ich," sagt er, „der Erstgeborene meines Hauses bin, würde ich, wenn ich unsere Gesetze zu reformiren hätte, das Erstgeburtsrecht fast vollständig abschaffen. Mein Grundsatz ist, so viel als möglich Vermögensgleichheit unter den Unterthanen herzustellen;"[1]) insbesondere sollte der Grund und Boden Eigenthum derer sein, die ihn selbst bebauen. Dann würden die Güter drei, zehnmal so viel tragen an Früchten, Vieh u. s. w. als jetzt.[2]) Man müßte die verderblichen Herrenrechte der Grundherren abschaffen; den Loskauf von der Sclaverei des Bodens, als einem entehrenden Zustand ermuthigen; man müßte zur Annahme des Loskaufspreises zwingen. Der König müßte selber seine Vasallen freigeben. Kurz man müßte streben, alle Landgüter in freies, bürgerliches Eigenthum (franc alleu roturier) zu verwandeln, wie es das Naturrecht fordert und namentlich den unheilvollen Grundsatz Nulle terre sans seigneur ausrotten.[3]) Die Gleichheit ist ein angeborenes Vermögen (pouvoir inné): keiner komme mächtiger auf die Welt als der andere, nur Dienst und Verdienst möge Auszeichnung verleihen, jede Größe sei persönlich und was man „Geburt" und „Adel" nennt, sei nur ein Sporn sich hervorzuthun, aber nicht ein Recht, beständig vorgezogen zu werden.[4]) Leset, erwäget unsere französischen Gesetze, und ihr werdet finden, daß sie viel mehr Gereiztheit zeigen gegen das, was den Reichen schadet, als gegen das, was das Volk beleidigt und die Allgemeinheit der Bürger.[5]) Große Vorsorge ist getroffen, um das Vorzugsrecht der Erstgeborenen zu wahren, um Adelsfamilien in ihrer verderblichen Größe aufrecht zu halten und dadurch die reichen Leute noch reicher zu machen; aber nie denken sie an die Gleichheit, die der größte Segen der Staaten wäre, die zwar nie vollständig verwirklicht werden wird, nach der aber Gesetzgebung und Verwaltung aus allen Kräften streben müssen.[6])

Bürgerliche Gleichheit ist also die Voraussetzung des neuen Gemeindestaates — so können wir kurz die „Demokratie" d'Argensons bezeichnen; und bürgerliche Freiheit wird ihre Folge sein.

„Freiheit! Freiheit!" ruft d'Argenson. „Freiheit für die Gemeinden und für die Einzelnen, wenn man ihnen das Gute an- und das Böse abgewöhnt hat."[7]) „Machen lassen" (laisser faire), das sollte der Wahlspruch jeder Regierung sein, seit die Welt civilisirt ist. Die Menschen sind heraus aus der Barbarei, sie verstehen sich wohl auf die Künste; sie haben Gesetze, Muster, Vorbilder in allen Zweigen um zu lernen, wie sie am Besten fahren werden. Laßt sie machen und ihr werdet sehen, daß dort, wo man diesem

1) S. 309. 2) S. 314/15. 3) S. 316. 4) S. 314. 5) S. 310. 6) S. 317. 7) S. 322.

Grundsatz am meisten folgt, das Ganze gedeiht. In den Republiken wachsen und steigen alle Vermögen; jeder genießt seines Eigenthums und die nützlichen Künste blühen. Ebenso ist es in unseren Provinzen, die Stände haben. Alles, was der Autorität entrinnt und die Thätigkeit des Menschen freier macht, das nimmt seinen Aufschwung und treibt Früchte. Aber in den Monarchien und namentlich je absoluter sie sind, da bringt die öffentliche Gewalt nichts als Umsturz, Ruin, Entkräftung, Entvölkerung, Vernichtung. Alles reißt sie an sich, hört nur auf ihre Leidenschaften, tyrannisirt und tobt.[1]) „Um besser zu regieren, müßte man weniger regieren."[2]) „Die Freiheit ist die Mutter aller Güter, wenn sie mit Gerechtigkeit gepaart ist."[3])

Auf dem Wege dieser Schlußfolgerungen kann man dahin kommen, mit dem Absolutismus den Staat selber abzudanken und auch dahin ist d'Argenson, ohne es zu wollen, gelangt, als er die Abschaffung aller Staatsämter verlangte und nur noch Wahl- und Gemeindeämter zulassen wollte.

Er sagt: „Das freie Griechenland mit seinen Republiken, sagen uns die Historiker, war verloren, als die beamteten Bürger glaubten, sie müßten von den Einkünften ihrer Stellen im Ueberflusse leben. Wo ist dieser Unfug weiter getrieben worden, als bei uns? Alles ist Amt, Jeder spreizt sich damit und lebt aus dem Staatssäckel. Leute der Finanz und der Robe, Leute von der Verwaltung, vom Hofe und Militär, Jeder will aus reichen Amtseinkünften seinen Luxus bestreiten. Die jungen Leute wissen nicht was sie machen sollen, wenn sie keine Stelle haben. Jeder Mensch muß sich in die Verwaltung mischen. Jeder will das Publikum beherrschen, dem Publikum Dienste leisten, wie man das nennt und Niemand will selber zu dem Publikum gehören, dem alle Welt sich zu widmen vorgibt. Ich finde vernünftige Leute heute nur unter denen, welche von ihren Gütern leben: man nennt sie Müßiggänger, in Wahrheit sind sie die Weisen, weil sie sich in die öffentlichen Dinge nicht mischen, in die so viel Unberufene eingreifen, um Alles zu verderben. Unser Land wird nicht eher gerettet werden, als bis ein kluger und kraftvoller Minister selbst das Wort Amt (emploi) abschafft und es aus der französischen Sprache ganz ausrottet, indem er so viel königliche Beamte absetzt und die Geschäfte durch die Bürger versehen läßt, nicht durch diesen Schwarm von Agenten der Autorität."[4]) Und ein andermal: „Alle Autorität Einem Mann, alle Thätigkeit Mehreren, die Demokratie in der Monarchie; jede Gewalt wählbar, zeitweise, niemals lebenslänglich, noch weniger erblich; so allein kann ich mir die gute Regierung denken."[5])

Von all den schlimmen Rückwirkungen, welche der schmähliche Unfug der Kaufämter in Frankreich gehabt hat, offenbart sich hier die schlimmste:

---

1) S. 364. 2) S. 362: Pour gouverner mieux, il faudroit gouverner moins. 3) S. 359. 4) S. 295/96. 5) S. 311. Toute autorité à un seul homme, toute action à plusieurs, la démocratie dans la monarchie; tout pouvoir électif, momentané, jamais à vie, encore moins héréditaire; c'est ainsi que je conçois le seul bon gouvernement.

das Erlöschen des Verständnisses für den Begriff des Staatsamtes überhaupt. Das Unglück lag nicht in der Käuflichkeit an sich: lediglich durch sie war der bürgerliche Richteradel gegen den Feudaladel geistlichen und weltlichen Standes emporgekommen und nur sein durch Kauf erworbenes Privatrecht auf die Richterstellen gab ihm die Unabhängigkeit, gelegentlich den Bürgerstolz und den Bürgermuth zu zeigen, von dem man sonst in Frankreich nichts wußte. Ein größeres Unglück lag in dem tief entsittlichenden Mißbrauch, der unter Ludwig XIV. einriß, zum Besten der königlichen Kassen immer neue Aemter zu schaffen und diese im Aufstreich loszuschlagen. Aber weit verderblicher als das Alles war, daß diese Kaufämter mit lauter gemeinschädlichen Vorrechten, insbesondere der Taillefreiheit[1]) und schlechterdings mit gar keiner Pflicht gegen den Staat, die Allgemeinheit verbunden waren. Die Inhaber dieser feilen Stellen lebten buchstäblich auf Kosten des Staates und der Steuerzahler, ohne die mindeste Gegenleistung zum Vortheil beider, und das betrachteten sie als ihr wohl erworbenes Recht; war es doch immerhin aus eigenen Ersparnissen erkauft und also in den Augen des Besitzers besser erworben, als was ein Mann mit 16 Ahnen dem Zufall dankte, der ihn geboren werden ließ. Wo dieser Unfug herrschte, war nicht zu vermeiden, daß den freisinnigen Köpfen Aemter und Beamte überhaupt verwerflich erschienen. Kam aber zum Haß gegen alles staatliche Beamtenthum der ehrliche Glaube, daß der „Fortschritt der allgemeinen Vernunft", die Aufklärung vollkommen ausreiche, um das freie und gleiche Bürgerthum zur freiwilligen Erfüllung aller Pflichten gegen das Gemeinwesen anzuhalten, dann war die „Demokratie in der Monarchie", d. h. der Gemeindestaat mit Schattenkönig, aber ohne Staatsbeamte, fix und fertig.

Was d'Argenson träumte, hat die Revolution lange nach seinem Tode wirklich geschaffen. Die Verwaltung, welche die Constituante im December 1789 einführte, steht mit den Ideen d'Argensons in einer Uebereinstimmung, die schlagend zeigt, wie tief diesem ganzen Geschlecht die Anschauung im Blute lag: Freiheit und Gleichheit ist dort, wo der König gar nichts, der Staat wenig, die Gemeinde, der Einzelne Alles kann. In den souveränen Gemeinden von 1789 sind die „kleinen Staaten", die „Republiken" d'Argensons zum Leben gelangt. In einer Organisation der Departements-, Distrikts- und Gemeindeverwaltung, in der es schlechterdings keine ernannten, sondern ausschließlich auf kurze Zeit gewählte Beamte gab, ist die Verwaltung der Bürger durch die Bürger geschaffen worden, die d'Argenson vorschwebte: das Ergebniß aber war eine Anarchie, wie die Welt nie eine ähnliche gesehen hat. Und doch wollten die Gesetzgeber keine Anarchie, sie wollten eine maßvolle Freiheit, die vereinbar wäre mit dem monarchischen Staat. Sie wußten gar nicht, was sie Arges thaten. Unwissentlich und unwillkürlich haben sie die Geschäfte eines Radikalismus besorgt, der nicht dem König-

1) S. S. 7.

thum allein, der dem Staat selber das Leben abgrub. Und dieser unwissentliche und unwillkürliche Radikalismus war die Folge der politischen Erziehung, die dies staatlose Geschlecht im alten Regime genossen hatte. Der Unnatur der Zustände entsprach wie immer die Schroffheit der Reformbegehren. Der Widerspruch zwischen dem was bestand und dem was nach Ansicht der Denker bestehen sollte, mußte weit gediehen sein, wenn ein Mann aus den alten Adelsfamilien, die gewohnt waren diesen Staat regieren zu helfen, dazu kam, dieser alten Monarchie eine Umbildung anzusinnen, die einer Selbstentleibung zum Verwechseln ähnlich sah. Das Nachdenken über den Staat war gleichbedeutend geworden mit der Lossagung von all seinem Herkommen; das mächtige Gefälle dieser Richtung riß selbst conservativ angelegte Naturen mit sich fort; auch sie predigten neue Ideen, wenn sie nichts weiter vorhatten, als in der Sprache ihrer Zeit das Alte zu empfehlen; auch sie förderten den Umsturz, wenn sie das Bestehende festhalten und in ihrer Weise vertheidigen wollten. Das Beispiel Montesquieus bezeugt das.

II. Montesquieus Geist der Gesetze.

Von den Ideen des Marquis d'Argenson war noch nichts gedruckt;[1]) nur unter Freunden machten seine Aufsätze handschriftlich die Runde, als der Verfasser der persischen Briefe sich seinem Volk von einer neuen Seite zeigte, als Montesquieu aus einem Satiriker sich in einen Politiker verwandelte, dessen Lehren ganz Frankreich mit Begeisterung lauschte. Einer historisch-politischen Studie über „die Ursachen der Größe der Römer und ihres Niederganges" (1734) war vierzehn Jahre später sein Hauptwerk „der Geist der Gesetze" (1748) gefolgt, und kein Buch politischen Inhalts hat im 18. Jahrhundert eine Wirkung gehabt, die mit derjenigen dieses Werkes verglichen werden könnte. Unter dem ersten Eindruck dieses durchschlagenden Erfolges schrieb Raynal an die Herzogin von Gotha: „Kein Studium ist in Frankreich so vernachlässigt als das des öffentlichen Rechts. Die wenigen Werke, die wir über diesen Gegenstand haben, sind sehr schlecht, und selbst wenn sie gut gewesen wären, hätte sie kein Mensch gelesen. Um in diesem Punkt den Geschmack der Nation zu ändern, war ein sehr großer Mann, und, was mehr ist, ein Mann nach der Mode erforderlich. Der Herr Präsident v. Montesquieu hat diesen Wechsel hervorgebracht. Sein Buch „Geist der Gesetze", seit einigen Monaten in Genf erschienen und seit wenig Tagen heimlich in Paris nachgedruckt, hat allen Franzosen den Kopf verdreht. Man findet dies Werk ebenso sicher im Studierzimmer unserer Gelehrten als auf dem Putztisch unserer Damen und unserer Gecken. Ich weiß nicht, ob der Enthusiasmus lange dauern wird, aber sicher ist, daß er nicht überboten werden kann."[2]) Mit diesem Buche ist die Erörterung politischer Fragen, die öffentliche Kritik des Bestehenden, das Suchen nach bürgerlicher Freiheit, das Forschen nach dem besten Staat ein Lebensbedürfniß des denkenden, lesenden und schreibenden Frankreich geworden. Im ersten Augenblick meinte man, alle Geheimnisse der Politik seien hier schon enthüllt, und

1) Die erste Ausgabe der Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France comparé avec celui des autres états; suivies d'un nouveau plan d'administration par le Marquis d'Argenson erschien mehrere Jahre nach dem Tode des Verfassers, 1764 bei M. Rey in Amsterdam, eine zweite „nach den Handschriften berichtigte" Ausgabe 1787 zu Lüttich bei Plompteux. 2) Mitgetheilt in Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrh. II, 260. 3. Auflage. Braunschweig 1872.

Baron Grimm schrieb in seiner literarischen Correspondenz: „Wenn auch nicht in der Wirklichkeit, so können wir uns doch in der Wissenschaft der Politik fortan getrost mit den Engländern messen". Auch die, die diesen Glauben nicht theilten, betrachteten als unbestreitbar, daß dies Buch dem philosophischen Idealismus Frankreichs mit einem Schlage einen politischen an die Seite gesetzt und daß dem letzteren aller Censur des Parlaments, des Clerus und der Polizei zum Trotz die Zukunft gehöre. Die Hinlenkung der Geister auf den Staat war zur unwiderruflichen Thatsache geworden.

Sehr langsam und allmählich hatte sich in dem Verfasser der persischen Briefe dieser Umschwung vollzogen. Zwanzig Jahre Arbeit, sagt er selbst, habe ihm sein Geist der Gesetze gekostet, und was wir von dieser langjährigen Vorarbeit wissen, läßt einen planmäßig, mit bewußter Methode fortschreitenden Gang keineswegs erkennen. Begonnen aber hätte er sie hienach im Jahre 1728, dem Jahre, in dessen erste Monate zwei für ihn sehr wichtige Ereignisse fallen, erstens seine Aufnahme in die Akademie und zweitens der Beginn seiner großen Reisen.

Wie kam Montesquieu in die Akademie?

In dem dreiundsiebzigsten seiner persischen Briefe hatte er die vierzig Unsterblichen grimmig verhöhnt; ihr Geschäft, sagte er, ist das Schwatzen ohne Unterlaß, der Inhalt ihres Geschwätzes ist die Lobhudelei, die Wuth der Beräucherung ist ihnen zur zweiten Natur geworden u. s. w.

Und um die Aufnahme in diesen Verein von Schwätzern bewarb sich Montesquieu, als Louis de Sacy am 26. Oktober 1727 gestorben war.

Ueber seine Aussichten schrieb ein Mitbewerber von ihm, der Advokat Mathieu Marais am 26. November: „Herr von Montesquieu ist noch nicht ernannt. Man sagt ihm: Wenn Sie die persischen Briefe geschrieben haben, so ist darunter einer gegen die Akademie und ihre Mitglieder. Wenn Sie sie nicht geschrieben haben, was haben Sie dann sonst gemacht?"[1]) In der That war, was Montesquieu nach jenem glänzenden Erstling hatte drucken lassen, gar nicht der Rede werth. In den persischen Briefen nun waren, abgesehen von der Akademie, über Ludwig XIV. und die Regentschaft, über Papstthum und Clerus so ärgerliche Dinge gesagt, daß ein Abbé meinte, die Aufnahme ihres Verfassers würde verurtheilt werden von allen anständigen Menschen. Und in der Akademie saßen und stimmten drei Cardinäle, sechs Bischöfe, neun Abbés, zwei Marschälle, sechs Herzoge und Pairs, fünf Beamte, drei Richter und nur ein paar Schöngeister; über die Giltigkeit ihrer Wahl aber entschied der erste Minister, der Cardinal Fleury. Und siehe, auf Grund eines Briefes, den dieser letztere am 5. Januar 1728 dem beständigen Sekretär der Akademie schrieb, wurde Montesquieu an eben diesem Tage mit Stimmenmehrheit zum Akademiker gewählt. Wie das zugegangen

---

1) Journal et Mémoires de Mathieu Marais p. p. Lescure. Paris 1864. III, 601; vgl. Laboulaye in den Oeuvres complètes de Montesquieu. Paris 1875. I, 33 ff.

ist, war damals und ist heute noch ein Räthsel, das man sich verschiedentlich zu erklären versucht hat.

Den meisten Glauben hat eine Geschichte gefunden, an der nichts so bezeichnend ist, als eben die Thatsache, daß sie bei den Franzosen so gläubig aufgenommen worden ist. Nach Voltaire hat Montesquieu, um den Zorn des Cardinals über seine persischen Briefe zu entwaffnen, in wenig Tagen eine neue Ausgabe seines Buches herstellen lassen, in welcher Alles, was ein Cardinal oder ein Minister verurtheilen mußte, gestrichen oder gemildert war;[1]) dasselbe meint Soulavie, wenn er sagt, er habe in der Eile durch Cartons einen unschädlichen Text für die Lektüre eines Cardinals geschaffen.[2]) Beide nehmen an, daß der Cardinal den Betrug[3]) durchschaut und sich dennoch zufrieden gegeben habe. Der neueste Biograph Montesquieus, Vian, glaubt auf Grund dieser Meldungen, sein Held sei durch un tour de Gascon in die Akademie der Unsterblichen gekommen,[4]) und nur äußerliche Gründe sind es, welche Laboulaye gegen die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte einwendet.[5])

Entscheidend fällt gegen sie ins Gewicht der Wortlaut des schon erwähnten Briefes, in welchem der Cardinal sich mit der Wahl Montesquieus einverstanden erklärt.[6]) Darin ist die Rede von einer „vollständigen Unterwerfung" des Herrn Präsidenten und worin diese bestand, das ergibt sich aus den Reden, die am 24. Januar bei seiner Aufnahme einerseits von ihm selbst, andererseits von dem Direktor Mallet gehalten worden sind.

Nach der üblichen Verherrlichung seines Vorgängers spendet der neuaufgenommene Akademiker demselben vierzehnten Ludwig, den er in den persischen Briefen als einen Schwindler verhöhnt,[7]) als „Ludwig dem Großen" überschwängliches Lob und preist als das größte Verdienst derselben Akademie, der er dort die Gewohnheit des Lobsingens so empfindlich vorgehalten, daß sie nicht müde werde, die Größe Ludwigs XIV. zu preisen. „Kaum fassen wir das wunderbare Regiment, das Ihr besingt. Wenn Ihr hinweist auf die Wissenschaften, die es ermuthigt, auf die Künste, die es beschützt, die Literatur, die es gepflegt hat, dann glauben wir reden zu hören von einem Regiment des Friedens und der Ruhe. Wenn Ihr singt von seinen Kriegen und Siegen, so glauben wir die Geschichte eines Volkes zu hören, das irgendwo im Norden aufgebrochen ist, um das Angesicht der Erde umzugestalten. Hier sehen wir den König, dort den Helden. So verwandelt sich ein majestätischer Fluß in einen reißenden Gießbach, der Alles umstürzt, was ihm im Wege ist: so erscheint dem Landmann der Himmel heiter und rein, während er in der Nachbarschaft sich in Feuer, Blitz und Donner

1) Siècle de Louis XIV (Liste des écrivains). 2) Mémoires du M. duc de Richelieu. VII, 313. 3) petite supercherie nannten das die eben angeführten Memoiren. 4) Histoire de Montesquieu. Paris 1879 S. 104 ff. 5) Oeuvres compl. de Montesquieu I, 39. 6) Abgedruckt bei Vian S. 106. — La soumission de M. le Président de Montesquieu a été si entière —. 7) S. S. 80—81.

entladet." Dann dankt er der Akademie, daß sie ihn beehrt hat, sie näher kennen, inniger bewundern zu lernen und daß sie ihm „ein besonderes Anrecht verliehen, das Leben und die Handlungen unseres jungen Monarchen zu beschreiben". Diesem und seinem „der Welt so nothwendigen Minister" gelten dann die anbetungsvollen Schlußsätze der Rede.[1])

Die eine Seite der „Unterwerfung" Montesquieus ist hienach klar: ein Loblied auf Ludwig XIV. und die Akademie, die er beide geschmäht, und das Versprechen, einen Panegyrikus auf Ludwig XV. zu schreiben war der Preis seiner Begnadigung. Was wurde aber aus den persischen Briefen? Auf diese Frage antwortet die Rede, welche der Direktor Mallet zu Ehren des Neuaufgenommenen hielt. Da hieß es: „Geboren in einer Provinz, wo Geist, Beredsamkeit und feine Sitte natürliche Talente sind; bekannt durch mehrere gelehrte Abhandlungen, welche Sie in der Akademie zu Bordeaux gelesen haben, werden Sie durch das Publikum überholt werden, wenn Sie ihm nicht zuvorkommen. Das Genie, das es an Ihnen bemerkt, wird es bestimmen, Ihnen die anonymen Schriften zuzuschreiben, in denen es Phantasie, Schneide und kühnen Witz entdeckt; und um Ihren Geist zu ehren, wird es Sie als deren Verfasser bezeichnen, trotz der Vorsichtsmaßregeln, die Ihnen die Klugheit an die Hand gibt. Darum eilen Sie, Ihre Werke bekannt zu machen."[2]) Diese ebenso geistreichen als boshaften Worte besagen auf deutsch: Geleistet hat der jüngste der Unsterblichen noch nichts außer einigen Abhandlungen, die ihn „bekannt" gemacht haben: es ist hohe Zeit, daß er durch wirkliche Verdienste sich der hohen Ehre würdig erweise, die ihm widerfahren ist; die persischen Briefe aber, die ja ebenso wie der „Tempel von Knidos", die „Reise nach Paphos" anonym erschienen waren, werden betrachtet, als hätte Montesquieu sie nicht geschrieben. Und nun ist klar, was vor dem Schreiben vom 5. Januar zwischen Fleury und Montesquieu vorgegangen ist. Eine Entmannung seines aller Welt, und jedenfalls auch dem Cardinal im Urtext bekannten Buches wäre keine „Unterwerfung" gewesen; ebenso wenig eine Ableugnung seiner Verfasserschaft, der Niemand geglaubt hätte; wohl aber ein Widerruf, wie er ihn in seiner Rede wirklich ausgesprochen und ein Gelöbniß, durch Verherrlichung Ludwigs XV. ein Pfand seiner Loyalität zu geben. Nachdem er sich hiezu bereit erklärt, wird ihm der Cardinal gesagt haben: wer der Anonymus ist, der die persischen Briefe geschrieben hat, kann hienach ununtersucht bleiben. Darauf schrieb er der Akademie, sie möge diese Frage gleichfalls ununtersucht lassen und das Buch einfach mit Stillschweigen übergehen. So werden die sorgfältig abgewogenen Worte verständlich, welche Fleury am 5. Januar aus Marly an den Sekretär der Akademie richtete: „Es gibt Dinge, die man am besten nicht ergründet wegen der Folgen, die das haben könnte und über die man, wollte man weitergehen, entweder nicht genug oder zu

1) Oeuvres complètes. VII, 91—95. 2) Bei Vian S. 108.

viel sagen würde. Die Unterwerfung des Herrn Präsidenten von Montesquieu war eine so vollständige, daß er nicht verdient, daß eine Spur von dem an ihm haften bleibe, was seiner Ehre irgendwie schaden könnte und von dem, was geschehen ist, ist alle Welt so gut unterrichtet, daß kein Bedenken besteht, etwas von dem Stillschweigen zu fürchten, welches die Akademie beobachten wird."

Auch so lief das Ganze auf eine Komödie hinaus; aber wie die Dinge lagen, kam es blos darauf an, daß sie gut gegeben ward und das ist geschehen am 24. Januar 1728, freilich nicht zum Triumph Montesquieus, der von Mallet u. a. noch die durchbohrenden Worte hören mußte: „Unser Ehrgeiz ist Dinge zu schreiben, die werth sind gelesen zu werden. Fürchten Sie nicht, daß Sie um Akademiker zu sein, verpflichtet wären, zu loben, was kein Lob verdient; je emsiger Sie an unseren Uebungen Theil nehmen, desto eifriger werden Sie mit uns arbeiten die Nützlichkeit der Einrichtung der Akademie erkennen zu lassen. Helfen Sie uns das Andenken des größten der Könige zu feiern und — diesen Cardinal, der eben so scharfsichtig als thätig ist, der mit Leichtigkeit den wichtigsten Fragen auf den Grund kommt, all ihre Umstände auseinander legt, all ihre Folgen voraus sieht und die weisesten und mildesten Mittel ergreift, um sie zu versöhnendem Abschluß zu bringen."[1])

Der eben erzählte Vorgang ist bezeichnend für Montesquieu und die Gesellschaft, der er angehörte. Diese Gesellschaft verzieh das Unverzeihliche, wenn nur der Schein gerettet ward und selbst ihre starken Geister waren schwach, wenn für den Autor der Mann bezahlen sollte. Montesquieu hat nach keinem Ruhm getrachtet, der einem vornehmen Epikureer den Genuß des Lebens stören konnte. Er ist einer der ersten Franzosen, die sich mit einem gewissen Nachdruck „Bürger" (Citoyen) nennen, er glüht für die Bürgertugend der alten Republiken und schreibt als richtiger Jünger Plutarchs das gefährliche Wort: „Der Heroismus, den die Moral erlaubt, rührt wenig Menschen; der Heroismus, der die Moral vernichtet, ergreift uns die Seele und reißt zur Bewunderung hin."[2]) Die Mörder Cäsars sind ihm, wie wir sehen werden, als Träger solchen Heldenthums erschienen; aber das Alles war nicht bös gemeint, es war rein theoretisch und hatte nicht den mindesten Einfluß auf Verhalten und Gesinnung des überaus zahmen Bürgers, der das Glück hatte, in dem Frankreich Ludwigs XV. zu leben. In einem Aufsatz, der nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, hat der Verfasser des Esprit des lois aufrichtig das Selbstbekenntniß abgelegt: Ich bin ein guter Bürger, aber ich wäre es in jedem beliebigen Lande gewesen, in dem ich zur Welt gekommen wäre. Ich bin ein guter Bürger, denn ich war immer zufrieden mit dem Staat, in dem ich geboren bin, und vergnügt mit dem Loose, das mir zugefallen, habe mich des meinigen nie geschämt und Andere

1) Bei Vian S. 108. 2) Pensées diverses. Oeuvres compl. VII, 177.

um das ihrige nie beneidet. Ich bin ein guter Bürger, denn ich liebe die Regierung meines Geburtslandes, ohne sie zu fürchten, und begehre keine andere Gunst als dies unschätzbare Gut, das ich mit all meinen Landsleuten theile; ich danke dem Himmel dafür, daß er, der mich in Allem auf das Mittelmaß angelegt, mir etwas Sinn für das Maßhalten in die Seele geflößt hat.[1])

Als dieser Mann im April 1728 auf Reisen ging, da geschah es nicht in Folge von Erlebnissen, wie die, welche Voltaire zwei Jahre früher nach England getrieben, und als er drei Jahre im Ausland verweilte, da hielten ihn dort keine Gesinnungen fest, die ihn der Heimat entfremdet hätten. Mit einem englischen Diplomaten, Lord Waldegrave, der bisher in Paris Gesandter gewesen war und jetzt in gleicher Eigenschaft nach Wien ging, reiste er am 5. April dorthin ab und nach kurzem Aufenthalt daselbst bewarb er sich bei Fleury und Chauvelin um eine Anstellung als Diplomat. Da er keine Antwort erhielt, schrieb er am 10. Mai an einen ihm befreundeten Abbé d'Olivet, er möchte für diesen seinen Wunsch bei den Genannten thätig sein. „Ich möchte wissen, ob ich ein genehmer Unterthan bin oder ob ich mir diesen Gedanken aus dem Kopfe schlagen muß, was ja bald gethan sein wird. Die Gründe, die für mich sprechen, sind, daß ich nicht dümmer bin als ein Anderer; daß ich mein Glück gemacht habe und für die Ehre arbeite, nicht um zu leben; daß ich hinreichend gesellig und wißbegierig bin, um in jedem Lande zu lernen, in das ich geschickt werde."[2]) Gesandter also wollte der Akademiker Montesquieu werden und man sollte meinen, dazu sei er in erwünschtester Weise ausgestattet gewesen. Leider gesteht er uns selber einen Fehler ein, der ihn zum Diplomaten ein für alle Mal untauglich machte. „Die Aengstlichkeit," schreibt er, „ist der Fluch meines Lebens gewesen; sie ging bis zur Schwächung meiner Sinnesorgane, sie lähmte mir die Zunge, legte eine Wolke über mein Denken und warf meine Worte durcheinander."[3]) Damit ist Alles gesagt, ein französischer Diplomat konnte alle möglichen Fehler haben, nur mit dem Laster der Aengstlichkeit durfte er nicht behaftet sein und deshalb mußte sich Montesquieu diesen Gedanken aus dem Kopfe schlagen.

Von Wien aus machte er einen Ausflug nach Preßburg und vermuthlich auch nach Buda=Pest; schon im August finden wir ihn in Venedig; aus Florenz schreibt er am 26. Oktober ganz entzückt: „Seit ich in Italien bin, hat sich mein Auge für die Kunst geöffnet, von der ich früher keine Vorstellung hatte". In Genua hat er sich acht Tage tödtlich gelangweilt[4]) und seine Entrüstung über dies abscheuliche Nest sogar in Verse ergossen.[5]) In Rom hat er den Winter zugebracht, Neapel hat er gesehen und auf der

1) In den für seinen Sohn bestimmten Pensées diverses, die 1798 in den Oeuvres posthumes zuerst erschienen sind. Oeuvres compl. VII, 157. 2) Oeuvres compl. VII, 222. 3) Ebendas. S. 156. 4) Oeuvres compl. VII, 227. 5) Adieux à Gênes ebendas. 198/99.

Rückreise auch Turin besucht. Im Sommer 1729 hat er Italien verlassen, ist durch die Schweiz nach Deutschland gekommen, hat, wie es scheint, auch Hannover berührt und ist darauf nach Holland gereist; am 31. Oktober 1729 ist er dann auf der Yacht seines Freundes Lord Chesterfield im Haag nach London unter Segel gegangen. Bevor er nach England kam, scheint der Politiker Montesquieu die Augen nicht aufgemacht zu haben, denn aus Oesterreich, Ungarn, Italien, oder gar aus der Schweiz, Deutschland und Holland hat er an eigenen politischen Beobachtungen nicht das Mindeste mitgebracht. Für den Esprit des lois ist diese ganze Reise so gut wie gar nicht vorhanden. Um zu wissen, daß das Haus Oesterreich unter Karl V. seine Glanzzeit hatte,[1]) brauchte man nicht in Wien gewesen zu sein. Daß der Adel von Ungarn von Oesterreich schlecht behandelt ward und in Maria Theresias zerfallender Monarchie der einzige Körper war, der noch Leben zeigte,[2]) hat er jedenfalls nicht während seines Aufenthaltes in Ungarn erfahren; daß aber der Bauer in Ungarn leibeigen sei,[3]) war durchaus keine neue Entdeckung. Die Länder, welche Montesquieu in Italien besucht hat, boten den vielseitigsten, belehrendsten Anschauungsunterricht, den ein reisender Staatenforscher sich nur wünschen konnte. Aber den Soldatenstaat Piemont hat er keiner Betrachtung gewürdigt, von dem Kirchenstaat weiß er nichts anzumerken, als daß sich dort Jedermann wohl befindet, mit Ausnahme derer, die arbeiten,[4]) d. h. also nur die Priester und die, die wie er ihre Gunst genießen; über die Republik Genua findet sich eine Notiz, die er den „Italienischen Reisen" des Engländers Addisson entnommen hat[5]) und was er über das innere Staatsleben der Republik Venedig weiß, hat er aus dem Werke eines Franzosen Amelot de la Houssaye, du gouvernement de Venise.[6]) Ganz alltäglicher Natur sind die spärlichen Bemerkungen über die Schweiz und Holland; eigene Beobachtung findet sich von dieser Reise nur in ein paar nachträglichen Seitenhieben seiner „Bemerkungen über England". Das eine Mal schreibt er: „In London hat man die Freiheit der anständigen Menschen, in Holland die der Canaille;"[7]) ein anderes Mal: „Man muß die Länder nehmen wie sie sind, bin ich in Frankreich, so schließe ich Freundschaft mit Jedermann, in England mit Niemand; in Italien mache ich Jedem Komplimente, in Deutschland trinke ich mit aller Welt."[8])

Vergleicht man, was die wenigen Reisebriefe enthalten oder andeuten, mit dem, was der „Geist der Gesetze" enthalten müßte, aber nicht enthält, so findet man: nicht dem Studium, nicht der Forschung und der Arbeit, sondern dem Genuß ist diese Reise gewidmet gewesen und nur dem Touristen, der sich auf die Kunst versteht, bei jedem Volk in dessen Weise gut zu leben, hat sie Ertrag gebracht, für den Politiker aber war dies Ergebniß gleich

1) Esprit des lois XXI, 21. 2) Ebendas. VIII, 9. 3) Ebendas. XV, 10. 4) Ebendas. XXIII, 29. 5) Ebendas. II, 3. 6) Ebendas. V, 8 Anm. 7) O. c. VII, 185. 8) Ebendas. S. 186.

Null; oder vielmehr der geistreiche Akademiker, der also reiste, ist gar nicht als voyageur homme d'état nach England gekommen, wie Mirabeau später nach Preußen. Ist er etwa in England geworden, was er bis dahin nicht war?

Im Hause seines reichen Freundes Lord Chesterfield hat er vom November 1729 bis zum April 1731 in London gelebt. Ueber die Ausbeute seines etwa achtzehnmonatlichen Aufenthaltes daselbst haben wir zweierlei Urkunden, erstens eine recht kleine Anzahl fliegender Blätter, die in den sämmtlichen Werken unter der Ueberschrift Notes sur l'Angleterre zusammengefaßt sind[1]) und zweitens die Stellen im Geiste der Gesetze, auf die wir später kommen werden. Die ersteren liest Jeder, der Montesquieu für einen Anglomanen gehalten hat, mit der allergrößten Ueberraschung. Denn von den Lichtseiten dieses großartigen Staatswesens, die Voltaire begeisterten, spricht er entweder gar nicht oder im kühlsten Tone; die Schattenseiten aber kehrt er mit einer Schärfe heraus, wie sie uns bei einem Franzosen des 18. Jahrhunderts kaum zum zweiten Male begegnet. Das Parlament hat er mehrmals besucht, wie sich von selbst versteht; er hat stürmischen Sitzungen beigewohnt und innerhalb wie außerhalb des Hauses eine Freiheit kennen gelernt, die einem französischen Edelmann vollkommen neu war. Und welches ist sein Urtheil über diese ihm neue Welt? England ist das Land der Corruption und der Gottlosigkeit, so lautet sein Wahrspruch. Die schneidenden Worte lauten: „Die Engländer sind ihrer Freiheit nicht mehr würdig. Sie verkaufen sie dem König und wenn sie ihnen der wieder schenkte, so würden sie sie ihm von neuem verkaufen." — „Ein Minister hat nur den einen Gedanken, im Unterhause seinen Gegner zu schlagen; um das zu erreichen, würde er England und alle Mächte der Erde verkaufen." — „In England kommen viel außerordentliche Thaten vor, aber sie haben alle den Zweck, Geld zu machen. Es gibt hier nicht blos keine Ehre und keine Tugend, man hat nicht einmal eine Ahnung davon. In Frankreich geschieht Außerordentliches um Geld auszugeben, hier um es zu erwerben." — „Keine Religion in England. Wenn Jemand von Religion spricht, so fängt Alles an zu lachen. Zu meiner Zeit sagte Jemand: das ist für mich ein Glaubensartikel; darüber entstand allgemeines Gelächter. Es gibt einen Ausschuß für Ueberwachung des religiösen Zustandes; das wird als lächerlich betrachtet." — „Der Geist dieser Nation bringt es mit sich, daß sie weniger beschäftigt ist mit dem eigenen Glück als mit der Eifersucht auf das Glück Anderer; der Neid ist der herrschende Geist dieses Volkes, wie all seine Handels- und Schifffahrtsgesetze beweisen." Neben solch rücksichtsloser Verdammung der Menschen bleibt für den Staat nur ein bescheidenes Maß von Anerkennung übrig. „England," sagt er, „ist jetzt das freieste Land der Erde, sämmtliche Republiken nicht ausgenommen. Ich nenne es frei, denn der König ist außer Stande, irgend Jemand irgend welches Unrecht zu thun, weil seine

1) VII, 183—196.

Macht durch das Gesetz überwacht und beschränkt ist. Würde aber das Unterhaus Herr über den Staat, so würde dessen Macht maßlos und gefährlich, weil es gleichzeitig die ausführende Gewalt hätte; während jetzt die Gesammtmacht im Parlament und im König ist und die ausführende Gewalt in den Händen des Königs, dessen Macht beschränkt ist. Ein guter Engländer muß also die Freiheit gleichermaßen gegen die Uebergriffe der Krone und die der Kammer vertheidigen." Was in dieser Stelle und einigen andern Anerkennendes liegt, wird nahezu aufgehoben durch den Ausdruck der festen Ueberzeugung, daß dies ganze System nicht dauern werde. „Ich glaube," sagt Montesquieu, „es liegt in Frankreichs Interesse den König in England aufrechtzuerhalten, denn eine Republik wäre viel schädlicher; als Republik würde England mit ungetheilten Kräften wirken, während es unter einem König mit getheilten Kräften wirken muß. So aber, wie die Dinge jetzt sind, können sie nicht lange bleiben." Die Freiheit also, wie er sie in England beobachtet, ist in seinen Augen ein Element der Schwäche, nicht der Stärke, und die staatliche Gestaltung, die sich darin ausdrückt, ist eine vorübergehende, dauern kann sie nicht.[1])

So grenzenlos oberflächlich und einseitig konnte nur ein Fremder urtheilen, der von der Geschichte dieses Staates und ihren eigenthümlichen Bedingungen, insbesondere von der Herkunft des damals allmächtigen Parlamentarismus nicht die leiseste Ahnung hatte. Wenn Montesquieu sich mit dem Maße von Sachkenntniß, das sich in solchen Aeußerungen ausspricht, selbstzufrieden begnügte, dann war er nachher wohl fähig über Englands Verfassung geistreich zu träumen, nicht aber ein Bild davon zu machen, das mehr als den Namen damit gemein hatte. Die Beschäftigungen, denen er sich nach seiner Rückkehr in die Heimath hingab, lassen nachhaltige Einwirkungen des englischen Aufenthaltes allerdings erkennen; er schwärmte seitdem für englische Parkanlagen und ahmte sie in dem Park seines Schlosses La Brède nach, er legte, seit er im vornehmen England gelebt, noch größeren Werth auf seinen seit 250 Jahren nachweisbaren Adel, studirte mit Eifer die Genealogie seines Hauses, versäumte nichts, um seinen Sohn und seine Töchter standesgemäß zu verheirathen, die Fortdauer seines Namens, den Erbgang seiner Güter im Mannesstamm nach dem Rechte der Erstgeburt sicher zu stellen und durch Erwerbung des Marquistitels noch vornehmer zu werden;[2]) aber von Studien über Geschichte, Staat und Recht der Engländer findet sich nicht die leiseste Spur. Vielmehr überraschte er die Welt durch eine Schrift über die alten Römer. Im Jahre 1734 erschienen zu Amster-

1) Diese Auffassung war in Frankreich sehr verbreitet. d'Argenson sagt in den Mém. V, 285: L'Angleterre deviendra dans un certain nombre d'années ou monarchie absolue ou république, pour retomber ensuite la proie d'un despote comme Cromwell, puis d'un roi légitimé par la possession: et cela par les mêmes ressorts qui ont conduit ainsi toutes les souverainetés de l'Europe.

2) Vian, Histoire de Montesquieu. ch. 9.

dam die „Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Niederganges".

Von dieser Schrift sagt ihr neuester Herausgeber, Eduard Laboulaye: „Niemals wird man dies unsterbliche Meisterwerk verdunkeln; es wird mehr als eines der Bücher überleben, die man heute bewundert. Was ist denn noch übrig von Niebuhr und seinen geistreichen Hypothesen, die abgelöst worden sind durch andere Hypothesen, nicht weniger geistreich und nicht weniger haltlos? Was ist denn geworden aus dem hochtrabenden Roman, welchen Herr Mommsen, ein immerhin geschickter Alterthumsforscher, auf den Namen Römische Geschichte getauft hat? Alle diese Wunder von Gelehrsamkeit veralten in zehn Jahren, während die „Betrachtungen" in jedem Menschenalter neue Leser und neue Bewunderer finden."[1])

Sollte dies wirklich nicht die Stimme eines Einzelnen, sondern das Urtheil des gelehrten Frankreich unserer Tage sein, dann wäre über den wissenschaftlichen Werth jener Schrift zwischen Deutschen und Franzosen eine Verständigung überharpt unmöglich; Frankreich selber hätte dann die ganze kritische Geistesarbeit verdammt, welche eben in den Tagen Montesquieus der geistvolle Forscher Beaufort eröffnete, als er die „Unglaubwürdigkeit der fünf ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte" zum ersten Mal nicht behauptete, sondern mit schlagenden Gründen bewies.[2]) Und ausgesprochen wäre, daß, wer über Geschichte philosophirt, nach der Wahrheit der Thatsachen, die er verwerthet, nicht zu fragen braucht und nicht bloß frei ist von der Pflicht selber zu forschen, sondern auch von der, bei Forschern in die Schule zu gehen.

In Wahrheit steht die Sache so, daß man heutzutage Montesquieus „Betrachtungen" nur dann ohne Unbilligkeit beurtheilen kann, wenn man sie als historische Arbeit gar nicht ansieht, historische Aufschlüsse gar nicht darin sucht, sondern sie lediglich betrachtet als eine Urkunde über Entstehung und Wachsthum gewisser politischer Gesinnungen, denen der geistreiche Verfasser einen überaus folgenreichen Ausdruck gegeben hat. Die Richtung dieser Gesinnung offenbart sich in dem elften Capitel, welches von Cäsars angeblicher Tyrannei und seiner Ermordung handelt und die Unnatur dieser Gesinnung findet ihre geeignetste Rüge in den Bemerkungen, welche Friedrich der Große in seinem Exemplar des Buchs an den Rand geschrieben hat.[3])

Unter den Sünden Cäsars erscheint auch die, daß er keine Proscriptionen

1) Oeuv. compl. II, 109/10. 2) Dissertation sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire romaine. Par Monsieur L. D. B. Die älteste mir bekannte Ausgabe ist zu Utrecht bei Etienne Neaulme 1738 erschienen. 3) Dies merkwürdige Exemplar hat Napoleon I. Ende Oktober 1806 aus dem Schlosse Sanssouci mitgenommen. Mit sämmtlichen Randbemerkungen Friedrichs — es sind einige vierzig — hat es der jetzige Eigenthümer desselben J. Charvet herausgegeben unter dem Titel: Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence avec Commentaires et Notes de Frédéric le Grand. Edition collationée sur le texte de 1734. Paris, Vaton 1879.

und Confiscationen vorgenommen hat. „Cäsar," sagt Montesquieu, „verzieh aller Welt, aber mir scheint, die Mäßigung, die man zeigt, nachdem man alle Gewalt an sich gerissen hat, verdient kein großes Lob." Darauf erwidert Friedrich der Große: „Diese Kritik geht zu weit. Sulla, der Barbar Sulla ist nicht so maßvoll verfahren wie Cäsar; eine gemeine Seele würde die Gelegenheit Rache zu nehmen doch benutzt haben. Aber Cäsar kennt nur Verzeihen. Es ist immer schön zu verzeihen, auch dann, wenn man nichts mehr zu fürchten hat." Weiterhin sagt Montesquieu: „Cäsar, der immer Feind des Senates war, konnte die Verachtung nicht bergen, die er wider diesen in seiner Ohnmacht fast lächerlich gewordenen Körper hegte; dadurch wurde sogar seine Milde beleidigend; man bemerkte, daß er nicht verzieh, sondern daß er's verschmähte zu strafen." Darauf wieder Friedrich: „Diese Betrachtung ist übertrieben. Will man die Menschen mit solcher Härte beurtheilen, so wird es gar keinen Helden mehr geben. Wer zuviel beweist, beweist gar nichts."[1])

Von der Ermordung und den Mördern Cäsars aber sagt Montesquieu: „Es war die allgewaltige Liebe zum Vaterlande, welche, heraustretend aus den herkömmlichen Regeln der Verbrechen und der Tugenden, auf nichts mehr hörte als die eigene Stimme und nicht Bürger noch Freund, nicht Wohlthäter noch Vater mehr sah; die Tugend schien sich zu vergessen, um sich selbst zu übertreffen und eine That, die man anfangs nicht billigen konnte, weil sie grausig war, ließ sie als göttlich bewundern. In Wahrheit bestand das Verbrechen Cäsars, der in einem freien Staate lebte, nicht darin, daß er sich in eine Lage versetzt hatte, in der er anders als durch Meuchelmord nicht bestraft werden konnte? Und wer da fragte, warum hat man ihn nicht mit offener Gewalt oder vor Gericht verfolgt, forderte der nicht auch Rechenschaft für seine Verbrechen?" Friedrich der Große ließ sich nicht irre machen durch solche Sophisterei. „Man könnte," bemerkt er, „viel sagen, um Cäsar zu entschuldigen. Ich will nur einen Grund anführen: die Lage der Republik war so verzweifelt, daß sie aus den Bürgerkriegen, die sie zerfleischten, nicht anders gerettet werden konnte, als indem sie in die Gewalt eines einzigen Lenkers kam."[2])

In diesen wenigen Sätzen, denen wir die Einsprache des großen Friedrich entgegengestellt haben, ist der Geist des ganzen Buches treffend gezeichnet. Es ist eine feurige Predigt von Römerpatriotismus, republikanischer Bürgertugend, fanatischer Freiheitsliebe, von der Pflicht des Tyrannenhasses und dem Recht des Tyrannenmordes. Hierdurch hat es bei dem träumerischen Freiheitsdurste des jungen Frankreich zündenden Erfolg gehabt und seine Lehren sind nicht verloren gegangen. Die Königsmörder von 1793 haben sie bis auf den Buchstaben befolgt.

Hiermit aber sind wir in die eigentliche Werkstatt seines politischen

1) Charvet, 125. 127. 2) Charvet, 130.

Idealismus eingetreten. Die grundlegenden Theile des Esprit des lois sind nur Ausführungen und Anwendungen der Gedanken, die schon in den „Betrachtungen" niedergelegt sind. Der politische Idealismus Montesquieus erweist sich als durch und durch unmonarchisch einerseits, als durch und durch aristokratisch andererseits, ersteres in Folge der außerordentlichen Gewalt, welche die Vorstellung von den Tugendrepubliken des Alterthums, die Begeisterung für die Heldenwelt Plutarchs über ihn gewonnen hat, letzteres in Folge der doppelt bevorrechteten Stellung, welche er selber im französischen Staate einnahm und als das kostbarste Erbe seines Hauses betrachtete.

In die Sprache der Staatslehre hat Montesquieu zwei neue Begriffe eingeführt: den einen nennt er vertu, er versteht darunter Liebe zum Vaterland und Liebe zur Freiheit, folglich haben wir das Wort mit „Bürgertugend" zu übersetzen; den andern nennt er honneur, er versteht darunter, außer Ehre selbst, den Sinn für Ehre und Auszeichnung, Ehrgefühl, Ehrgeiz, kurz verschiedenerlei, was wir mit einem Wort nicht wiedergeben können. Vertu nun ist Lebensinhalt und Lebensquell der Republik, und honneur ist das, was der Monarchie den gänzlichen Mangel an Bürgertugend ersetzt.

„In den Monarchien," sagt er, „richtet die Staatskunst die großen Dinge aus mit so wenig Bürgertugend als irgend möglich; wie bei den besten Maschinen die Kunst darin besteht, so wenig Bewegung, Kräfte und Räder als möglich in Thätigkeit zu setzen. Der Staat besteht, ohne Liebe zum Vaterlande, ohne Liebe zum wahren Ruhm, ohne Verleugnung des eigenen Selbst oder Aufopferung der theuersten Interessen, ohne all' die heroischen Tugenden, die wir bei den Alten finden und die wir nur von Hörensagen kennen."[1]) — Dies soll aber „keine Satire auf die monarchische Verfassung" sein, fügt er hinzu; wenn ihr die Triebfeder der Bürgertugend abgeht, so hat sie dafür eine andere, das ist l'honneur, d. h. „das Vorurtheil (le préjugé) jeder Person und jedes Standes tritt an Stelle der Bürgertugend und vertritt sie überall. Und diese Triebfeder kann in der Monarchie die edelsten Handlungen hervorrufen; sie kann im Bunde mit der Kraft der Gesetze die Zwecke der Verfassung erreichen wie die Bürgertugend selbst."[2]) Die Monarchie, welche durch Ehre in diesem Sinn belebt wird, unterscheidet sich von dem Despotismus, welcher durch die Furcht sich aufrecht erhält.

Die Monarchie ist „gemäßigt" (tempérée) durch gewisse unwandelbare Grundgesetze; unter dem Schutze dieser stehen bevorrechtete Körperschaften, welche durch ihr Dasein schon Gegengewichte bilden gegen monarchische Willkür. „Die monarchische Verfassung setzt voraus Ordnungen des Vorrangs (des prééminences, des rangs) und selbst einen Geburtsadel. Die Ehre fordert ihrem Wesen nach Bevorzugungen und auszeichnende Unterscheidungen. Der Ehrgeiz ist verderblich in einer Republik. Er hat gute Wirkungen in einer Monarchie; er gibt ihr Leben und man hat hier den Vortheil, daß er nicht

1) Esprit des lois III, c. 5; vgl. IV, c. 4 und 5, und V, c. 1—6. 2) III, c. 6.

gefährlich ist, weil er jederzeit unterdrückt werden kann."[1]) Für die Erhaltung und Vervollkommnung dieser Rangordnungen muß die Gesetzgebung der Monarchie unausgesetzt thätig sein.

„Die Gesetze müssen arbeiten, diesen Adel zu erhalten, der so zu sagen der Ehre Kind und Vater ist. Sie müssen den Adel erblich machen, nicht damit er eine Scheidewand sei zwischen der Macht des Fürsten und der Schwäche des Volkes, sondern ein Band, das beide verknüpft. Die Einsetzungen von Nacherben (substitutions), welche die Güter im Besitz der Familien erhalten, sind im monarchischen Staate sehr nützlich, obgleich sie in anderen nicht passen. Das Einstandsrecht der Verwandten (retrait lignager) wird den Adelsfamilien die Güter zurückgeben, welche die Verschwendung eines Familiengliedes veräußert hat. Die Güter des Adels werden Vorrechte haben wie die Personen. Man kann die Würde des Monarchen nicht trennen von der des Reiches; so kann man auch die Würde des Edelmannes nicht trennen von der seines Lehens. Alle diese Vorrechte werden ausschließlich dem Adel zukommen und nicht übergehen auf das Volk, wenn man nicht das Lebensprincip der Verfassung erschüttern, wenn man nicht die Kraft des Adels und — die des Volkes vermindern will." Hier steht der Aristokrat des alten Regime leibhaftig vor uns. Sein echtestes Charaktermerkmal ist nicht dies, daß ihm seine Vorrechte über Alles gehen, sondern daß er ihre Fortdauer fordert im Namen — des Volkes, das sie erdrücken. Wer den Adel schwächt, schwächt das Volk: das ist die Logik der richtigen Feudalen. Diese Privilegien des adeligen Güterrechts, fährt er unbefangen fort, stören den Verkehr, erzeugen zahllose Prozesse und sind eine schwere Last für die, die sie zu leiden haben, aber — man glaubt es nicht — sie verschwinden vor dem allgemeinen Nutzen, den der Adel bietet.[2]) Bei solchen Worten schlägt jeder Franzose unserer Tage die Hände über dem Kopfe zusammen.

In dem Bilde von der durch die Privilegien gemäßigten Monarchie erkennt Jeder die eigenthümliche Verfassungslehre der Rechtsgelehrten des alten Frankreich. Bis zum unmittelbaren Vorabend der Revolution behaupteten sie: es gibt in Frankreich eine Verfassung, es gibt ein öffentliches Recht, es gibt Staatsgrundgesetze, die zu ändern den Königen glücklicherweise nicht möglich ist. Worin bestand aber diese herrliche Verfassung? In dem Rechte des Adels, des Clerus und des Parlaments, ihre gemeinschädlichen Vorrechte zu vertheidigen zum Schaden des Volkes, aber gleichzeitig im Namen des Volkes und seiner Freiheit. Mit Herz und Seele schwört Montesquieu zu dieser Fahne; zwei ganze Bücher seines Werkes widmet er dem Wunderbau der Feudalrechte. „Es ist ein herrliches Schauspiel," sagt er, „das sie darbieten. Eine uralte Eiche erhebt sich; von weitem sieht das

1) ib. c. 7. 2) V, c. 9. Ce sont des inconvénients particuliers de la noblesse, qui disparaissent devant l'utilité générale qu'elle procure.

Auge die Blätterkrone, beim Näherkommen entdeckt es den Stamm, aber die Wurzeln schaut es nicht: man muß die Erde aufgraben, um sie zu finden."[1]) Mit Andacht und Begeisterung betrachtet er die Säulen der alten Gesellschaftsordnung, zu deren erstem Rang seine eigene Familie gehört: den Adel des Richterstandes, den Adel der Geburt und des Degens. Der erstere steht zwischen dem hohen Adel und dem Volk; von jenem hat er nicht den blendenden Glanz, wohl aber alle Vorrechte; seine einzelnen Mitglieder bleiben schlichte Bürgerliche, aber der Gesammtkörper hat den Ruhm, Hüter der Gesetze zu sein; es gibt in diesem Adel kein Mittel der Auszeichnung als Verdienst und Tugend; es ist ein ehrenvoller Beruf, aber es gibt einen, der noch ausgezeichneter ist: das ist der stolze Waffenadel, der da glaubt, wie reich einer sei, er müsse dennoch sein Glück erst machen; schimpflich sei es, sein Vermögen zu mehren, wenn man nicht damit angefangen habe, es im Kriegsdienst zu verschwenden; jener Theil der Nation, welcher immer mit dem Capital seiner Güter dient: der, „wenn er ruinirt ist, seinen Platz einem andern räumt, der dann wieder mit seinem Capital dient; der ins Feld geht, damit Niemand zu sagen wage, er sei nicht dabei gewesen; der, wenn er nicht auf Reichthümer hoffen kann, auf Ehren hofft, und wenn er auch diese nicht erlangt, sich tröstet, weil er Ehre erworben hat: all' diese Dinge haben nothwendig zur Größe dieses Reiches beigetragen. Und wenn es seit zwei oder drei Jahrhunderten beständig seine Macht vermehrt hat, so ist das der Trefflichkeit seiner Gesetze zuzuschreiben, nicht dem Glück, das so beständig nicht ist."[2])

Also Frankreich erfreut sich der trefflichsten Gesetze und einer Größe, die deren eigenstes Werk ist. Das Wohlbefinden des Adels ist der Prüfstein einer guten Monarchie; der französische Adel befindet sich ausgezeichnet in all seinen Zweigen, nur der Hofadel ist krank, sehr krank[3]) und so begreift man, was sonst schwer zu begreifen wäre, die vollständige Aufrichtigkeit der Worte in der Vorrede des Werkes: „Platon dankte dem Himmel, daß er zur Zeit des Sokrates geboren war; und ich danke ihm dafür, daß er mich unter der Regierung geboren werden ließ, unter der ich lebe und mir befohlen hat, denen zu gehorchen, die er mich lieben lehrte."

Weniger begreiflich erscheint, weshalb ein Denker, dem in dem Frankreich Ludwigs XV. so seelenwohl zu Muthe war, überhaupt das Bedürfniß hatte, neben diesem Gott noch andern Göttern zu dienen und zwar mit einem Eifer, daß man wirklich nicht weiß, welche seiner verschiedenen Huldigungen man eigentlich ernst nehmen soll, denn gleich ernst können sie nicht alle sein. Von den angeblichen Tugendrepubliken des Alterthums spricht er jederzeit mit einem Enthusiasmus, als sei mit ihrem Erlöschen aller Seelenadel so vollständig aus der Welt verschwunden, daß man nicht versteht, aus welchen verborgenen Quellen das Frankreich des 18. Jahrhunderts seinen

1) XXX, c. 1. 2) XX, c. 22. 3) III, c. 5.

Bedarf an Bürgertugend deckt. Noch auffallender und unvermittelter aber ist die Schwärmerei, welche der Esprit des lois für die Staatsverfassung des Volkes an den Tag legt, dessen Staatsleben und Staatsmännern der Verfasser auf Grund eigner Beobachtung so höchst ärgerliche Dinge nachgesagt hat.

Und so kommen wir zu dem Theile des Esprit des lois, durch den das ganze Buch eigentlich berühmt, dem einzigen, dessen wesentlicher Inhalt auch den Laien geläufig geworden ist.

Die ersten Capitel des 11. Buches beschäftigen sich mit der Frage: was ist politische Freiheit und wo ist sie zu finden? Diese Fragen hatte sich in Frankreich noch kein Denker vorgelegt und beantwortet. Die Thatsache daß, die Art, wie Montesquieu das that, mußte den allertiefsten Eindruck hervorbringen. Es sind sehr verständige, sehr beherzigenswerthe Betrachtungen, mit welchen Montesquieu seine Untersuchung einleitet. Gleich zu Anfang warnt er sehr richtig vor dem Aberglauben, den eine oberflächliche Betrachtung republikanischer Freiheit erzeugt. „Weil man in einer Republik nicht immer handgreiflich die Hebel der Mißbräuche vor Augen hat, über die man sich beklagt, weil dort dem Anschein nach die Gesetze mehr und die Vollstrecker der Gesetze weniger sprechen, so verlegt man die Freiheit gewöhnlich in die Republiken und schließt sie aus von den Monarchien. Da schließlich in den Demokratien das Volk dem Anschein nach ungefähr Alles thut, was es will, hat man die Freiheit in die demokratischen Verfassungen verlegt und die Macht des Volks verwechselt mit der Freiheit des Volks."[1]) Die politische Freiheit besteht aber gar nicht in dem Recht, zu thun, was einem beliebt. In einem Staate, d. h. in einer Gesellschaft, in der es Gesetze gibt, kann die Freiheit nur bestehen in dem Vermögen zu thun, was man wollen soll und darin, daß man nicht gezwungen wird, zu thun, was man nicht wollen soll.[2]) Man muß sich anschaulich machen, was Unabhängigkeit und was Freiheit ist. Die Freiheit ist das Recht Alles zu thun, was die Gesetze gestatten; und wenn ein Bürger thun dürfte, was sie verbieten, so hätte er keine Freiheit mehr, denn dann hätten alle Anderen ganz dasselbe Recht, (nämlich zu seinem Schaden gleichfalls die Gesetze zu brechen). „Demokratie und Aristokratie sind keineswegs ihrer Natur nach freie Staaten. Die politische Freiheit findet sich nur in den gemäßigten Verfassungen. Aber sie ist in diesen keineswegs immer zu finden; sie ist es nur dann, wenn kein Mißbrauch der Macht stattfindet; aber eine ewige Erfahrung lehrt, daß Jeder, der Macht hat, versucht ist, sie zu mißbrauchen; er geht so weit, bis er Schranken findet. Ja, wer sollte es glauben, die Tugend selbst bedarf der Schranken. Damit man die Macht nicht mißbrauchen könne, muß die Lagerung der Dinge so sein, daß die Macht der Macht Einhalt gebietet. Eine

1) XI, c. 2. 2) Ebendas. c. 3. Dans un état, c'est à dire dans une société, où il y a des lois, la liberté ne peut consister qu'à pouvoir faire ce que l'on doit vouloir et à n'être point contraint de faire ce qu'on ne doit pas vouloir.

Verfassung kann so sein, daß Niemand gezwungen werden kann, zu thun, was das Gesetz nicht gebietet, zu unterlassen, was das Gesetz ihm erlaubt."[1]) Das sind sehr richtige, sehr werthvolle Gedanken, der werthvollste darunter ist ohne Zweifel der, daß die Macht nur an irgend einer Gegenmacht eine wirksame Schranke findet, also nicht in papiernen Verfassungsartikeln, jenen Spinngeweben, in denen Fliegen sich fangen, die von Wespen zerrissen werden.

Montesquieu fährt fort: „Obgleich alle Staaten im allgemeinen ein und dasselbe Ziel gemein haben, nämlich das sich zu behaupten, so hat doch jeder Staat eines, das ihm eigenthümlich ist. Ausdehnung war der Zweck des römischen; Krieg der des lakedämonischen Staates; Religion der der jüdischen Gesetze; Handel bezweckten die Gesetze von Massilia; öffentliche Ruhe die Gesetze Chinas; Schiffahrt die Gesetze der Rhodier; natürliche Freiheit ist der Lebenszweck der Wilden; in despotischen Staaten läuft Alles auf das Wohlleben des Fürsten hinaus; der Ruhm des Fürsten und des Staates ist Zweck der Monarchien; Unabhängigkeit jedes Einzelnen ist der Zweck der Gesetze Polens und was dabei herauskommt, ist die Unterdrückung Aller.

Und noch eine Nation gibt es in der Welt, welche zum unmittelbaren Zweck ihrer Verfassung die politische Freiheit hat. Wir werden die Grundlagen prüfen, auf denen sie dieselbe ruhen läßt. Sind sie gut, so wird die Freiheit dort wie in einem Spiegel erscheinen. Um in der Verfassung die politische Freiheit zu entdecken, braucht es nicht vieler Mühe. Wenn man sie sehen kann wo sie ist, wenn man sie gefunden hat, warum sie suchen?"

Mit diesen Worten schließt das 5. Capitel, über dem 6. steht die Ueberschrift „Von der Verfassung Englands" und nun erwartet Jedermann eine Darstellung des Verfassungsstaates der Engländer, belegt durch Thatsachen ihrer Geschichte, durch die grundlegenden Akte ihrer Gesetzgebung, durch Aussprüche ihrer Staatsmänner und Denker. Von all dem, was man erwartet, bietet das 11. Capitel gar nichts. Es ist eine sehr weitschweifige Auseinandersetzung der Lehre, daß politische Freiheit nur in dem Staate zu finden ist, in welchem die gesetzgebende, vollziehende und richtende Gewalt scharf von einander getrennt sind und durch ihre Vertheilung unter verschiedene Körper sich gegenseitig am Mißbrauch ihrer Befugnisse hindern. Zum Beweis der Richtigkeit dieser Lehre aber wird kein einziges Beispiel aus der englischen Geschichte, zum Beweis dafür, daß sie in England wirklich besteht, kein einziges englisches Gesetz, nicht einmal der Ausspruch eines englischen Schriftstellers oder Redners angeführt;[2]) die Türken, Venetianer, Römer, Lakedämonier, Kreter und sogar die Knidier müssen Beispiele liefern, zum Beweis, daß die Vereinigung dieser Gewalten vom Uebel sei. Daß

1) c. 4 — Pourqu'on ne puisse abuser du pouvoir, il faut que par la disposition des choses, le pouvoir arrête le pouvoir. 2) Die einzige Anführung von Sidney trifft einen reinen Nebenpunkt.

das Capitel von England handeln soll, sagt die Ueberschrift; beim Lesen des Inhalts wird man kaum daran erinnert, bis die ganz überraschenden Schlußsätze kommen, welche lauten: „Will man die bewunderungswürdige Schrift des Tacitus über die Sitten der Germanen[1]) nachlesen, so wird man sehen, daß von ihnen die Engländer die Idee ihrer Staatsverfassung entlehnt haben. Dies schöne System ist in — den Wäldern gefunden worden. Alle menschlichen Dinge nehmen ein Ende, so wird auch der Staat, von dem wir sprechen, seine Freiheit verlieren, er wird untergehen. Rom, Lakedämon und Karthago sind auch untergegangen. Er wird untergehen, wenn die gesetzgebende Gewalt verderbter sein wird, als die vollziehende. Es ist nicht meines Amtes, zu prüfen, ob die Engländer gegenwärtig diese Freiheit genießen oder nicht.[2]) Es genügt mir zu sagen, daß sie durch ihre Gesetze begründet ist und mehr suche ich nicht.

Ich beanspruche nicht, dadurch andere Verfassungen herunterzusetzen, noch zu sagen, daß diese ausgedehnteste politische Freiheit diejenigen beschämen solle, welche nur eine eingeschränkte Freiheit haben. Wie sollte mir das beikommen, mir, der ich glaube, daß man selbst in der Vernunft Maß halten muß und daß die Menschen fast immer mit dem Mittleren sich leichter befreunden, als mit dem Extremen.

Auch Harrington hat in seiner Oceana geprüft, welches der höchste Gipfel der Freiheit sei, auf welche die Verfassung des Staates gebracht werden könne, aber von ihm kann man sagen, daß er die Freiheit erst gesucht hat, nachdem er sie verkannt und daß er das Ufer von Byzanz vor Augen Chalcedon gebaut hat."

Da wir uns ein für alle Mal vorgenommen haben, in historischen Dingen mit Montesquieu schlechterdings nicht zu rechten, verlieren wir kein Wort über die Herkunft des englischen Verfassungsstaates aus den Wäldern Germaniens. Aber mit dem größten Nachdruck müssen wir hervorheben, daß Montesquieu auch nicht den leisesten Versuch gemacht hat, mit Thatsachen zu beweisen, was er behauptet; zu beweisen, daß seine Dreitheilung der Gewalten in England wirklich bestehe; diese ganze Lehre ist ein reines Hirngespinst, und kann auf keinen einzigen Staat der Geschichte Anwendung finden, auf den englischen aber am allerwenigsten, denn in diesem bestand und besteht nicht die Theilung, sondern im Gegentheil die Vereinigung aller Gewalten in den Händen des Parlaments.

Woher mag die sonderbare Vorstellung stammen, die sich Montesquieu von der Verfassung Englands gebildet hat?

Einer seiner Ausleger, Parrelle, verweist auf John Lockes Schrift Of

---

1) c. XI. De minoribus rebus principes consultant, de maioribus omnes; ita tamen ut ea quoque quorum penes plebem arbitrium est, apud principes pertractentur (Anm. Montesquieus). 2) Man sollte meinen, gerade dies und nichts anderes wäre die Aufgabe dieses Capitels.

civil government,[1]) dessen 12. Capitel Montesquieu seine meisten Sätze entlehnt habe.

In der That könnten über den Anfangssätzen des sechsten Capitels bei Montesquieu recht gut die Worte stehen, welche Locke über sein 12. Capitel gesetzt hat: of the legislative, executive and federative power of the commonwealth; denn Montesquieu trennt von der gesetzgebenden Gewalt zweierlei vollziehende Gewalten, eine für die völkerrechtlichen Beziehungen nach außen und eine für die Rechtspflege im Innern, ganz wie Locke, den er hier offenbar vor Augen hat; dann aber weicht er von ihm ab, indem er die letztere der beiden vollziehenden Gewalten als richtende Gewalt selbständig erklärt, deren Selbständigkeit bezw. Trennung von den beiden andern mit großem Nachdruck fordert, um nachher dennoch zu sagen, in gewisser Beziehung sei dieselbe gleich Null, im Grunde gebe es nur zwei Gewalten.[2]) Dieser grobe Widerspruch kommt davon her, daß Montesquieu in dem, was er richtende Gewalt nennt, nicht unterscheidet, was unterschieden werden muß: die Rechtssprechung oder Urtheilsfällung von dem Urtheilsvollzuge. Der letztere ist allerdings nur ein Bestandtheil der vollziehenden Gewalt im Allgemeinen, ihn von dieser trennen bezw. unabhängig machen wollen, wäre geradezu widersinnig. Anders ist es mit der Rechtsprechung selbst; ihre Unabhängigkeit von Laune und Willkür eines Gewalthabers, von den Ränken eines Hofes, von dem Parteigeist parlamentarischer Versammlungen wie den Leidenschaften der Massen, ist die wesentlichste aller Bürgschaften zunächst einmal jener persönlichen Freiheit, die auf dem für Alle gleichen Rechtsschutz beruht, und die Montesquieu nicht, wie er sollte, von der politischen Freiheit unterscheidet, obwohl sie für neun Zehntheile eines Volkes weit werthvoller ist, als das Recht zu wählen und gewählt zu werden, Zeitungsartikel zu schreiben und zu lesen. Daß ihm das so ganz entgehen konnte, ist aus zwei Gründen höchst auffallend; erstens weil er selbst dem Richteradel seiner Heimath anangehörte und, wie wir sahen, von dessen unabhängiger Stellung als Hüter der Gesetze so begeistert war wie kaum ein Anderer, und zweitens weil gerade hierin derjenige Vorzug Englands vor Frankreich bestand, der ihm selbst am meisten aufgefallen ist. In den Notes sur l'Angleterre sagt er: „Wenn in England Einer so viel Feinde hätte als Haare auf dem Kopfe, so würde ihm doch kein Leid geschehen; und das ist viel: denn der Seele ist Gesundheit so nöthig als dem Körper." Ganz ähnlich drückt er sich in unserem Capitel des Esprit des lois aus, nur daß er das Gefühl der

1) So ist das zweite Buch der im Jahre 1689 erschienenen Two treatises of government überschrieben, deren Inhalt auf dem Titel so angegeben ist: In the former the false principles and foundation of Sir Robert Filmer and his followers, are detected and overthrown; the latter is an essay concerning the true original, extent and end of civil government. Works of John Locke in nine volumes. 12 ed. vol. IV, London 1824, S. 206 ff. 2) Des trois puissances dont nous avons parlé, celle de juger est en quelque façon nulle. Il n'en reste que deux.

Sicherheit vor Gewaltthat und Unrecht, den Rechtszustand, kraft dessen der Bürger den Bürger nicht fürchtet, als „die politische Freiheit" bezeichnet, was offenbar eine Zusammenwerfung ganz verschiedener Dinge ist. In dem Preußen Friedrichs des Großen gab es keine politische Freiheit, keine Wahlen, kein Parlament, keine mächtige Presse und dennoch einen Rechtsschutz für Leben, Ehre und Eigenthum der Bürger, der der Rechtspflege englischer Geschworenen und Friedensrichter mindestens ebenbürtig war. Das Recht auf Theilnahme an der Souveränetät des Staates durch die Wahl der Gesetzgeber, durch öffentliche Kritik der Verwaltung oder gar die Uebernahme dieser Verwaltung selbst ist etwas ganz anderes, als die Rechtssicherheit im Privatleben; thatsächlich kann beides sehr eng zusammenhängen, wie das z. B. in England wirklich der Fall war und ist, aber begrifflich bleibt es gleichwohl verschieden. Für Frankreich ist die Gewohnheit, Souveränetät und Freiheit beständig zu verwechseln, ein wahres Verhängniß geworden und es ist merkwürdig genug, daß diese Begriffsverwechselung sich schon bei seinem ersten politischen Erzieher, dem ehemaligen Parlamentspräsidenten Montesquieu vorfindet.

Die mechanische Theilung der Staatsgewalt aber unter gleichberechtigte und gleichmächtige Staatskörper, mögen es ihrer nun drei oder blos zwei sein, führt thatsächlich und begrifflich zur Aufhebung der Staatsgewalt oder Souveränetät, denn deren wesentlichstes Merkmal ist die Einheit. Das hätte Montesquieu sofort einsehen müssen, wenn er außer dem zwölften Capitel Lockes noch das dreizehnte Capitel aufmerksam gelesen hätte; eine Vergleichung desselben mit dem Staatsleben, das er selber an Ort und Stelle zu beobachten anderthalb Jahre Zeit gehabt, würde ihm gezeigt haben, daß hier eben einfach das lebendige Staatsrecht des englischen Parlamentarismus zergliedert ist, das mit seiner Gewaltentheilung nicht das Mindeste zu schaffen hat. Das Capitel führt den bezeichnenden Titel „von der Unterordnung der Gewalten des Gemeinwesens"[1]) und wirft alle unenglischen Träumereien vor dem „Gleichgewicht" derselben erbarmungslos über den Haufen. Es ist die erste gedankenmäßige Begründung des parlamentarischen Rechtsstaates im Sinne der Bill of Rights und vermöge einer der sonderbarsten Fügungen des Schicksals aus dem Gedächtniß der Nachwelt verdrängt worden durch eine Lehre, die historisch falsch, logisch unmöglich und politisch schlechthin verderblich war.

Was sagt nun der große Denker und Forscher John Locke?

„Obgleich es in einem geordneten Gemeinwesen — nur eine oberste Gewalt (one supreme power) geben kann, nämlich die gesetzgebende, der alle übrigen untergeordnet sind und sein müssen, so bleibt gleichwohl, da diese nur eine zu bestimmten Zwecken anvertraute ist, „im Volke eine oberste Gewalt, die Gesetzgebung zu entfernen oder zu ändern," wenn es findet, daß die Gesetzgebung dem ertheilten Auftrag entgegenhandelt; denn da jede zu

1) On the subordination of the powers of the commonwealth.

bestimmtem Zweck anvertraute Gewalt eben durch diesen Zweck bedingt ist, so muß, wenn diesem offenbar nicht entsprochen oder zuwider gehandelt wird, der Auftrag erlöschen und die Gewalt zurückkehren in die Hände derer, die sie ertheilt und sie von neuem ertheilen, wie es ihrer Sicherheit und ihrem Wohlbefinden am meisten zuträglich ist. — Insofern kann man sagen, daß der Gesammtheit allezeit die oberste Gewalt beiwohne, aber nicht unter dem Gesichtspunkte irgend einer Gestalt der Regierung, denn diese Gewalt des Volkes kann niemals Platz greifen, bevor die Regierung aufgelöst ist." (§ 149.) „Auf alle Fälle ist, so lange die Regierung besteht, die Gesetzgebung die oberste Gewalt; denn was einem anderen Gesetze vorschreiben kann, ist nothwendig ihm übergeordnet und da die gesetzgebende Gewalt in der Gesellschaft einzig besteht kraft des Rechtes, das ihr zusteht, Gesetze zu machen für alle Theile und für jedes Glied der Gesellschaft, Vorschriften zu machen für ihr Handeln und Vollzugsgewalt zu ertheilen, wo diese überschritten werden; so muß diese gesetzgebende Gewalt die oberste und alle anderen Gewalten, in welchen Gliedern oder Theilen der Gesellschaft immer, von ihr abgeleitet und ihr untergeordnet sein." (§ 150.)

Auf England angewendet, sprechen diese Sätze kurz und bündig aus: die oberste Gewalt, d. h. der Souverän ist das Parlament, denn es gibt Gesetze für Alles und für Alle, es gibt Vollzugsgewalt, (giving power of execution), um ihnen Gehorsam zu erzwingen, ihre Uebertreter zu bestrafen; was an Pflichten erfüllt werden muß, was an Rechten ausgeübt werden kann, rührt von seinen Aussprüchen her, folglich wohnt in ihm die Fülle des Rechts und der Macht.

„In einigen Gemeinwesen, wo die Gesetzgebung nicht immer in Thätigkeit und die vollziehende Gewalt einer einzelnen Person gegeben ist, welche auch Theil an der Gesetzgebung hat, dort kann diese einzelne Person in einem ganz erträglichen Sinne (in a very tolerable sense) auch Staatsoberhaupt (supreme) genannt werden; nicht weil sie in sich selbst die Fülle der obersten Gewalt besäße, welche in der Gesetzgebung besteht, sondern weil sie in sich die oberste Vollzugsgewalt vereinigt, von der alle niederen Amtsträger alle ihr untergeordneten Befugnisse oder wenigstens deren größten Theil ableiten. Da sie außerdem keinen Gesetzgeber über sich hat — denn ohne ihre Zustimmung kann kein Gesetz gemacht werden und von Keinem ist zu erwarten, daß er sie je dem andern Theil der Gesetzgebung unterwerfen werde — so ist sie in diesem Sinne annähernd richtig (properly enough) als das Haupt des Staats (supreme) zu bezeichnen. Doch ist zu beachten, daß die Eide des Gehorsams und der Treue, die diesem Oberen geleistet werden, ihm nicht gelten als oberstem Geber, sondern als oberstem Vollstrecker der Gesetze, welche er im Vereine mit Anderen gemacht hat; denn den Gehorsam, der ihm geschworen wird (allegiance), ist man nur schuldig nach Maßgabe des Gesetzes (an obedience according to law); verletzt er dieses, so hat er kein Recht auf Gehorsam und beanspruchen kann er diesen nur als

die mit der Gewalt des Gesetzes bekleidete Person; so ist er zu betrachten als das Bild, als das Phantom oder als Stellvertreter des Gemeinwesens (as the image, phantom or representative of the commonwealth), gelenkt durch den Willen der Gesellschaft, der in ihren Gesetzen ausgesprochen ist; und so hat er keinen Willen, keine Macht außer der des Gesetzes. Sobald er diese Stellvertretung, diesen öffentlichen Willen verläßt und nach seinem eigenen persönlichen Willen handelt, setzt er sich selbst herab und ist nur noch eine einzelne Privatperson ohne Macht, ohne Willen und hat kein Recht auf Gehorsam: da die Glieder der Gesellschaft Niemandem als dem öffentlichen Willen der Gesellschaft Gehorsam schuldig sind." (§ 151.)

In diesen Worten ist der König von England gezeichnet. Von der Stelle, die ihm hier angewiesen ist, hat einst König Karl I. gesagt: Wenn ich das zugäbe, wäre ich nur noch „das gemalte Bild, die Außenseite, der Schatten eines Königs"[1]) und Worte von genau derselben Bedeutung gebraucht Locke, um zu versinnlichen, was er unter dem König eines Landes versteht, in dem das Gesetz Alles in Allem und der Geber des Gesetzes, d. h. das Parlament, der wahre Inhaber der Staatsgewalt ist. Montesquieus Gewaltentheilung aber findet auch hier ihre Rechnung nicht. Der Inhaber der obersten Vollzugsgewalt ist nicht, wie das nach seiner Lehre sein müßte, abgeschieden von jeder Theilnahme an der Gesetzgebung; vielmehr wirkt er mit bei dem Erlaß der Gesetze und ohne seine Zustimmung kann keines erlassen werden. Hier aber treffen wir eine Lücke in der Vorstellung Lockes, die sehr entschuldbar erscheinen läßt, daß sie sich auch bei dem Franzosen findet und hier zu den gröbsten Mißverständnissen führt.

Außer Krone und Parlament gibt es an der Spitze Englands noch ein Drittes, das von den Theoretikern bis in unsere Tage herein standhaft übersehen worden ist: das ist das Cabinet oder der Ministerrath,[2]) welcher als vollziehender Ausschuß der jeweiligen Mehrheit des Parlaments die Geschäfte des Landes führt und die Rechte ausübt, welche man gemeinhin als „Rechte der Krone" bezeichnet. „Hierzulande sind die Minister König," sagte Georg II., als ihm zum ersten, aber keineswegs zum letzten Male, eine Verwaltung aufgedrängt ward, die ihm gründlich zuwider war.[3]) Er hatte vollkommen Recht. Vermöge einer Anomalie, die in England heute noch besteht, brachte er es fertig, daß ihm die auswärtige Politik fast vollständig zu eigener Verfügung blieb, aber im Innern war er gegenüber der Mehrheit seines Parlaments bezw. seines Cabinets so ohnmächtig, daß er Männer entlassen mußte, an denen seine Seele hing und andere in seinen Rath berufen, die er als persönliche Feinde haßte.

John Locke ließ seine Schrift im Jahr 1689 erscheinen, am Nachmorgen der „glorreichen Revolution" als eine Auslegung des Staatsrechts

1) S. S. 96. 2) Ueber ihn Alpheus Todd, Die parlamentarische Regierung in England, deutsch v. Assmann. Berlin 1871. II, 50 ff. 3) S. S. 407/8.

der Bill of Rights. Von der Stellung des Cabinets zur Krone und zum Parlament enthielt das neue Verfassungsgesetz kein Wort und über die ungeheure Wichtigkeit dieser Frage ist England erst unter den schweren Wirren von 1698—1705 volles Licht aufgegangen. Nicht früher als im Jahr 1711 ist im Hause der Lords die positive Erklärung geschehen, daß das Staatsoberhaupt für Regierungsakte persönlich nicht verantwortlich sei, vielmehr seien „nach der Grundverfassung dieses Reiches die Minister dafür verantwortlich" und folgeweise keine Prärogative der Krone der Kritik und dem Rath des Parlaments entzogen.[1]) Das vollständige Durchdringen des Grundsatzes von der ausschließlichen Verantwortlichkeit der Minister für alle Regierungsakte begründete thatsächlich und rechtlich einen tiefgreifenden Umschwung in der Stellung der Krone. Sie wurde hinausgehoben aus dem Streit der Parteien, und geschützt gegen die Leidenschaften der Massen, aber sie verlor mit der Verantwortung auch den letzten Rest der Macht gegenüber Ministern und Parlament, denn von dem, was man ihre „Prärogative" nannte, war Gebrauch zu machen nur möglich, nach dem freien Willen der Einen und unter freier Zustimmung des Andern. Das uralte Schlagwort: „der König kann nicht Unrecht thun" ward zur Wahrheit erst, als er außer durch verantwortliche Minister überhaupt nichts mehr thun konnte. Locke konnte noch ein ganzes Capitel über die „Prärogative" schreiben, kraft deren der Monarch in Nothfällen persönlich eingreifen durfte,[2]) und darin eine Aehnlichkeit zwischen dem constitutionellen und dem absoluten König erblicken; seit Anerkennung der ausschließlichen Verantwortlichkeit der Minister konnte davon nicht mehr die Rede sein. Man sprach auch noch ferner von der Prärogative, kraft deren der König ein Unterhaus vertagt und auflöst, ein Oberhaus umgestaltet durch Pairsernennungen; aber keine dieser Handlungen konnte der König vornehmen ohne Minister, die die Verantwortlichkeit dafür übernahmen. Folglich war er in noch viel engerer Begrenzung, als dies Locke noch erschien, der nur noch scheinbare Inhaber der vollziehenden Gewalt. Diese vollziehende Gewalt war mit der gesammten Verantwortung für all ihre Anwendungen in die Hände des Cabinets übergegangen und da dieses nur als regierender Ausschuß der Mehrheit des Unterhauses sich behaupten konnte, streng genommen in die Hände des Unterhauses selbst. Das Ergebniß des ganzen Processes aber, der in den Tagen Walpoles zum Abschluß kam, war nicht eine Theilung, sondern eine Vereinigung der höchsten Gewalten in der-

1) Parl. hist. VI, 972 und 1038. Todd II, 84, der damit seine irrige Angabe von I, 36 berichtigt. Das Thronfolgegesetz von 1701 (s. S. 100) hatte jede Regierung außerhalb des Ministerrathes untersagt und für die Entschließungen des letzteren die Unterschrift des oder der betreffenden Minister gefordert, welche sie beantragt hatten; der Grundsatz der ausschließlichen Verantwortlichkeit der Minister war nicht ausdrücklich ausgesprochen und die Bestimmung über die Unterschriften der Minister ist sogar unter Königin Anna wieder aufgehoben worden, bevor sie ins Leben getreten war (Todd I, 38). 2) c. 14. Of prerogative. S. 434—439.

selben Hand. Verschleiert wurde dies Verhältniß durch die außerordentliche Macht, welche der Premierminister Walpole im Namen der Krone über das Unterhaus ausübte und mit lauteren und unlauteren Mitteln zwanzig Jahre fest zu halten wußte: aber diese Macht hatte er einzig und allein deshalb, weil er der Führer der Mehrheit des Unterhauses war und auch nicht länger, als er sich in dieser Führerstellung behauptete. Daß dies die Quelle der Macht Walpoles war, hat Montesquieu nicht durchschaut; in seiner Entrüstung über die Corruption unterschied er nicht den Zweck von dem Mittel; in seiner Bewunderung englischer Freiheit verwechselte er die Sache mit ihrem äußeren Schein, und indem er jedes eindringendere Studium der Herkunft und tieferen Gründe des Parlamentarismus unterließ, entdeckte er nicht, was vor seinen Augen lag: das allmächtige Unterhaus, das weit entfernt sich einzig auf Gesetzgebung zu beschränken, mit völlig souveräner Gewalt Minister ernannte, absetzte und richtete, also mittelbar die vollziehende und unmittelbar die richtende Gewalt mit der gesetzgebenden in einer Weise vereinigte, die Montesquieus Lehre geradezu ins Gesicht schlug. „Gäbe es keinen — mit der vollziehenden Gewalt bekleideten — Monarchen," sagt er, „und würde die vollziehende Gewalt einer gewissen Anzahl von Personen aus dem gesetzgebenden Körper übertragen, so gäbe es keine Freiheit mehr, denn beide Gewalten wären verbunden." Er ahnt nicht, daß eben das, was er als Despotismus verurtheilt, in dem freien England besteht, weil er von dem Cabinet nichts weiß, welches im Namen eines Schattenkönigs die Verwaltung führt und mit der Mehrheit des Unterhauses Alles, ohne dieselbe Nichts ist. Hierin, in dem gänzlichen Uebersehen des aus der Unterhausmehrheit stammenden Cabinets liegt der Hauptgrund des ganzen Mißverständnisses und es ist durchaus kein Zufall, daß Blackstone und Delolme, welche Montesquieus Lehre von der Gewaltentheilung gläubig nachgebetet haben, eben auch von dem Cabinet nichts wissen, was bei dem Fremden verzeihlich, bei dem Engländer unverzeihlich ist. Es ist wirklich schwer zu sagen, für wen es beschämender ist, für England oder für seine gedankenlosen Bewunderer, daß erst in unseren Tagen die Lehre Montesquieus als eine Irrlehre durchschaut worden ist.

Mit dieser Entdeckung war freilich das Unheil nicht wieder gut gemacht, das der Glaube an diese Lehre in Frankreich angerichtet hat.

Von dem ganzen Esprit des lois hat nur das Capitel „von der englischen Verfassung" eingeschlagen. Von Römerpatriotismus und antiker Bürgertugend hatten die „Betrachtungen" schon so erschöpfend gehandelt, daß die ersten Bücher des Geistes der Gesetze wesentliches nicht mehr hinzuthun konnten; die Lobpreisung der „gemäßigten" französischen Monarchie oder vielmehr die Verherrlichung der dieselbe mäßigenden Körperschaften, Adel und Parlament, hat sicherlich sehr wenig Anklang gefunden; wie feudal Montesquieu gesinnt war, werden die meisten unserer Leser erst hieraus mit Ueberraschung ersehen haben; völlig neu einerseits, allgemein verständlich und

allgemeinen Beifalls sicher andrerseits war nur der Theil des Buchs, der ein dem Anschein nach unfehlbares Mittel angab, den Despotismus zu vernichten, die Freiheit zu begründen, durch Zerlegung einer gemeinschädlichen Allgewalt in unschädliche Bestandtheile, die sich gegenseitig im Wege waren und dadurch im Zaume hielten. Die große Frage, welche das denkende Frankreich beschäftigte, war: wie werden wir den Despotismus der Krone los? d'Argenson antwortete: durch Abschaffung aller Staatsämter und Freistellung der Gemeinden. Montesquieu antwortete: durch Theilung der Staatsgewalt zwischen Krone, Volksvertretung und Richter. Dies Schlagwort hatte etwas Blendendes, für das verwickeltste aller Probleme bot es dem Anschein nach die einfachste Lösung. Denn, war das Ungeheuer des Despotismus nur erst auseinander geschlagen, dann ergab sich die Freiheit ganz von selbst.

Mit einem sehr dürftigen Vorrath von Schulbegriffen ist nachher die Constituante an den Neubau des französischen Staates herangetreten und mit unerschütterlichem Vertrauen auf ihre Richtigkeit hat sie deren folgestrenge Durchführung unternommen. Nach dem Recept d'Argensons hat sie alle Staatsämter aus der Verwaltung entfernt und Frankreich in lauter souveräne Gemeinden zerschlagen; nach dem Recepte Montesquieus hat sie der vollziehenden Gewalt jeden Einfluß auf Gesetzgebung und Rechtspflege entzogen und da sie, wie ihr Lehrmeister, von der Nothwendigkeit der Bildung eines regierenden Cabinets aus den Führern des Parlaments nichts wußte, im Namen des heiligen Grundsatzes von der Theilung der Gewalten sich selber jede parlamentarische Regierung untersagt. Nach der neuen Verfassung hatte der König keine Beamten, um zu verwalten, das Parlament keine Minister, um in seinem Sinn zu regieren: das Ergebniß war oben die vollendete Ohnmacht, und unten die vollendete Anarchie.

III. Turgot und Gournay.[1])

In Turgot werden wir den einzig gearteten Minister kennen lernen, der es unternahm, die gediegenste Geistesarbeit des jungen Frankreich in die Verwaltung und Gesetzgebung des Staates zu übertragen. Nie hat es im alten Regime einen Staatsmann gegeben, der auf die Thätigkeit eines großen Gesetzgebers gründlicher vorbereitet und gleichzeitig freier gewesen wäre von persönlichem Eigennutz als dieser. Bevor er in die selbstgewählte Schule eintrat, in der er die neue Wissenschaft von der Heilung des kranken Frankreich auf die Probe der Erfahrung stellte, hatte sich der blutjunge Mann als Denker und Forscher in ganz hervorragender Weise bethätigt, Wahrheiten gefunden, Thatsachen entdeckt, Gedanken ausgesprochen, die den Ideenschatz des Zeitalters der Aufklärung um Erträge von bleibendem Werthe bereicherten und ihrem Urheber in Frankreich selbst eine ganz ausnahmsweise Stellung einräumten. Turgots Erstlingsschriften fallen in die Zeit, von der wir eben reden, in die Jahre, da d'Argenson und Montesquieu ihre Lebensarbeit abschlossen, Rousseau und Diderot ihre ersten Waffengänge unternahmen und Voltaire von der Naturwissenschaft zur Geschichte überging. Inmitten dieses glänzenden Kreises erscheint der frühreife Turgot mit einer Weltanschauung ganz eigener Art, mit einem gelehrten Wissen, gleich erstaunlich nach Umfang und Tiefe, einer Methode des Denkens und Forschens, die den schwierigsten Fragen unwiderstehlich auf den Grund geht, einem Wahrheitssinn und Wahrheitsmuth, der gar nicht weiß, was Menschenfurcht heißt und einem Stil, der der unmittelbarste Ausdruck einer geschlossenen Individualität, eines völlig selbständigen und unabhängigen Geistes ist.

Anne Robert Jacques Turgot, Baron de l'Aulne, ist am 10. Mai 1727 zu Paris geboren worden. Seine Familie stammte aus der Normandie und reichte bis in die Zeit der Kreuzzüge zurück. Sein Urgroßvater saß als Präsident des Adels der Normandie auf dem Ständereichstag von 1614,

1) Oeuvres de Turgot. Nouvelle édition classée par ordre de matières avec les notes de Dupont de Nemours, augmentée de lettres inédites, des questions sur le commerce, et d'observations et de notes nouvelles par Eugène Daire et Hippolyte Dussard et précédée d'une notice sur la vie et les ouvrages de Turgot par Eugène Daire. Paris 1844. I—II. — (Condorcet.) Vie de M. Turgot. Londres 1786.

sein Großvater war nacheinander Intendant der Generalitäten Metz und Tours, sein Vater Michel Etienne war Präsident der zweiten Requetenkammer des Parlaments und wurde zwei Jahre nach der Geburt unseres Turgot Prevôt des Marchands, d. h. Haupt der Stadtverwaltung von Paris, an deren Spitze er eine schöpferische, noch heute unvergessene Thätigkeit entfaltete. Das Werk seiner Verwaltung war u. A. die cloaca maxima von Paris, das gewaltige unterirdische Kanalsystem, welches sich unter dem ganzen Stadttheil rechts der Seine hinzieht und von Fachmännern als ein Wunderwerk der Technik betrachtet wird. Als der jüngste von drei Söhnen, wurde Turgot nach dem Brauch der Zeit zum geistlichen Stande bestimmt, durchlief die Kollegien Louis-le-Grand und du Plessis, trat dann in das Seminar von St. Sulpice und aus dem Seminar mit dem Grade des Baccalaureus der Theologie in die Sorbonne, um dort Licentiat zu werden. Der Knabe wie der Jüngling bekundete eisernen Fleiß, blendende Fassungskraft, tadellosen Wandel und unendliche Herzensgüte; sein Taschengeld verausgabte er, um armen Mitschülern Bücher zu kaufen. Es rührte die Mutter, als sie ermittelte, daß darin der Grund lag, weßhalb der Sohn soviel Geld verbrauchte: sonst hatte sie sehr viel an ihm auszusetzen. Der große Junge war von einer Schüchternheit, die an einem geborenen Pariser geradezu unnatürlich erschien; linkisch, menschenscheu aufs Aeußerste, versteckte er sich hinter dem Bettschirm, oder kroch unter das Sopha, wenn Besuch ins Haus kam; zeitlebens hat er mit dieser Blödigkeit und Unbeholfenheit des äußeren Benehmens zu kämpfen gehabt und ganz hat er diesen Fehler nie überwunden. In verborgenster Stille hat sich sein Talent gebildet; aber welch ein Talent es war, das erkennen wir mit Staunen aus den ersten Aufsätzen des zweiundzwanzigjährigen Theologen. Noch auf dem Seminar schrieb er am 7. April 1749 seinem Freunde, dem Abbé de Cicé, einen Brief über „das Papier als Ersatzmittel für Geld";[1]) leider kennen wir nur den ersten Theil dieser ausgezeichneten Arbeit, der Rest ist verloren gegangen; aber was wir davon haben, enthält eine wahre Gedankenthat; denn was er hier über eine sehr schwierige Frage ausspricht, hat in Frankreich vor ihm kaum Einer durchschaut und nach ihm Niemand mehr bezweifelt.

Unter den Flüchen und Verwünschungen von Hunderttausenden war neunundzwanzig Jahre früher das System Laws zusammengebrochen: das wußte Jedermann, aber den Grund, weßhalb es zusammenbrechen mußte, hatte noch kein Mensch angegeben. Nicht einmal der Weg zur Erkenntniß des Richtigen war beschritten; denn die Trugschlüsse der Lehre Laws von Kredit und Geld herrschten noch. Was der gelehrte Akademiker Abbé Terrasson Anfang 1720 zu deren Vertheidigung geschrieben, hatte die Katastrophe überlebt und mußte für die Ansicht der Fachmänner gelten, seit die Theore-

1) Lettre à M. l'abbé de Cicé, sur le papier suppléé à la monnaie. Oeuvres I, 94—102.

tiker Melon und Dutot sich ihm angeschlossen hatten, ohne von irgend befugter Seite her überzeugenden Widerspruch zu finden. So stark wie möglich, hatte sich Montesquieu gegen Law ausgesprochen, so in der Allegorie des 142. der persischen Briefe, wo der Sohn des Aeolus sagt: „Völker von Bätika, wollt ihr reich sein? Bildet euch ein, ich sei sehr reich und ihr seiet es auch; setzt euch jeden Morgen in den Kopf, euer Vermögen hätte sich über Nacht verdoppelt, dann steht auf, bezahlt eure Gläubiger mit dem was ihr euch einbildet und sagt dann, sie sollen sich's auch einbilden." Montesquieu hielt Law für einen Schwindler und seine Lehre für Lug und Trug; wäre es so einfach gewesen, das zu durchschauen, so hätte er nie seine Rolle gespielt; Montesquieu muß es durchschaut haben, denn über das Wesen des Metallgeldes im Allgemeinen zeigt er sich sehr wohl unterrichtet;[1]) aber auseinandergesetzt hat er es nirgends und über das Verhältniß des Papiergeldes zu jenem äußert er sich nicht. Dem zweiundzwanzigjährigen Seminaristen Turgot war es vorbehalten, das Ei des Columbus zum Stehen zu bringen. Seine Ausführung läuft kurz und gut auf denselben Satz hinaus, den wir schon oben[2]) gegen Law geltend gemacht haben: Papiergeld kann nichts weiter sein als ein Stellvertreter des Metallgeldes und sein Werth mißt sich einzig und allein nach seiner Einlösbarkeit in klingender Münze.[3]) Das liegt an der Natur des Geldes, die keine menschliche Willkür umschaffen kann. Nur weil die Metalle, insbesondere Gold und Silber, rein an sich Kaufwerth haben, also selber Waaren sind, nur deßhalb können sie die Messer, die Maßstäbe des Kaufwerthes andrer Waaren sein und nur weil sie vor diesen anderen handgreifliche Vorzüge für diese bestimmte Verwendungsart voraus haben, haben sie sich als allgemeines Zahlungsmittel eingebürgert.[4]) Das hat Law nicht gesehen, obwohl er's aus dem, was John Locke zwanzig Jahre vor ihm geschrieben, hätte lernen können, und dieser Irrthum hat ihn sammt seinem System zu Grunde gerichtet.

Die Aufdeckung eines verhängnißvollen Irrthums der Finanzpolitik ist Turgots erste Leistung gewesen; seine zweite war die Entdeckung der Großthat des Christenthums in der Geschichte der Menschheit.

Als Prior an der Sorbonne hielt er am 3. Juli 1750 eine Rede

1) Esprit des lois XXII, 10: L'argent, comme métal, a une valeur comme toutes les autres marchandises et il a encore une valeur qui vient de ce qu'il est capable de devenir le signe des autres marchandises. 2) S. 60/61. 3) C'est donc un point également de théorie et d'expérience que jamais le peuple ne peut recevoir le papier que comme représentant de l'argent et par conséquent conversible en argent. 4) C'est donc comme marchandise que l'argent est, non pas le signe, mais la commune mesure des autres marchandises; et cela non pas par une convention arbitraire fondée sur l'éclat de ce métal, mais par ce que, pouvant être employé sous diverses formes comme marchandise, et ayant à raison de cette propriété une valeur vénale un peu augmentée par l'usage qu'on en fait aussi comme monnaie, pouvant d'ailleurs être réduit au même titre et divisé exactement, on en connaît toujours la valeur.

„über die Vortheile, welche die Einführung des Christenthums dem Menschengeschlecht gebracht hat".[1])

Einen offenen Kampf gegen den Christenglauben gab es in der französischen Literatur noch nicht. Selbst der Kampf gegen Fanatismus und Aberglauben war von der Heftigkeit, die er später erreichen sollte, noch weit entfernt. Was die persischen Briefe für die Kirche Verletzendes enthielten, hatte Montesquieu, um Akademiker zu werden, nach Kräften todtzuschweigen gesucht[2]) und nie ist er in jenen Ton zurückgefallen. Voltaire aber war niemals eifriger auf Frieden mit Hof und Priestern bedacht als in diesen Jahren, da er den Sieg von Fontenai in feurigen Hymnen besang, die Jesuiten erinnerte, daß er einst ihr Schüler gewesen und die „Philosophischen Briefe" verleugnete, das Alles, gleichfalls um Akademiker zu werden, was ihm denn auch im Jahre 1746 gelang.[3]) Der Marquise de Pompadour schmeichelte er mit den ausgesuchtesten Versen, um seinen neuen Stücken, Semiramis, Orestes und das gerettete Rom bei Hofe eine günstige Aufnahme zu sichern (1748—1750), und Niemand ahnte, wie furchtbar Voltaire in der langen Selbstverbannung werden würde, die mit seiner Abreise nach Potsdam im Juni 1750 begann. Sehr scharfe Dinge waren in den 1746 erschienenen „Philosophischen Gedanken" von Diderot zu lesen, aber der Verfasser bekannte sich noch mit Nachdruck als Deist. Immerhin lagen Anlässe genug vor, um einen Denker von Turgots Gesinnungen zu einer feurigen Schutzrede für das Christenthum in die Schranken zu rufen. „Heilige Religion!" rief er aus. „Man genießt deine Wohlthaten und will sich verhehlen, daß man sie dir verdankt. Den Empfindungen der Natur soll sie entfremden, die Religion, deren erste That die Niederreißung der Schranken war, welche die Juden von den Heiden trennten? die Religion, welche die Menschen gelehrt hat, daß sie alle Brüder, Kinder eines Gottes, Glieder einer unzählbaren Familie unter einem gemeinsamen Vater seien, die in dieser erhabenen Idee die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Menschen und in dieser doppelten Liebe alle unsere Pflichten eingeschlossen hat? Die Empfindungen der Natur soll sie abgeschwächt haben, die Religion, von deren ersten Aposteln der, den Jesus liebte, von der Last der Jahre gebeugt, sich in den Kreis der Gläubigen tragen ließ, und dort den sterbenden Mund nur öffnete, um zu sagen: „Meine Kinder, liebet euch untereinander". Die Religion, deren Jünger kein beständigeres Erkennungszeichen hatten, als die Mildthätigkeit, die Fürsorge für alle Leidenden. „Wie?" sagte ein durch seinen Abfall berüchtigter Kaiser in einem Schreiben an die Priester der Götzenbilder, „die Galiläer nähren nicht blos ihre, sondern auch unsere Armen; diese Neulinge rauben uns die Tugend und beschämen unsere Fahrlässigkeit und Unmenschlichkeit." Dieser Fürst, einzig durch eine absonderliche Verbindung von Weisheit und Narrheit, Plato, Alexander und

---

1) Discours sur les avantages que l'établissement du christianisme a procurés au genre humain. Oeuvres I, 586—597. 2) S. S. 460/61. 3) Jobez IV, 103 ff.

Diogenes in einer Person, zum Feind des Christenglaubens geworden durch einen lächerlichen Fanatismus für Irrthümer, welche in seinen Augen ihr Alter heiligte und die gleichzeitig verschrieen genug waren, um der Eitelkeit ihres Wiederherstellers den pikanten Ruhm der Neuheit zu verheißen: Julian, mit einem Wort, wird durch die Wahrheit gezwungen, der Christentugend dieses Zeugniß zu geben." Das heidnische Alterthum hat die christliche Menschenliebe nicht gekannt. „Die Freiheit der vielgepriesenen alten Republiken war weniger begründet auf die Anerkennung des natürlichen Adels der Menschen, als auf ein Gleichgewicht von Macht und Ehrgeiz unter Einzelnen. Die Liebe zum Vaterland war weniger die Liebe zu den Mitbürgern als der gemeinsame Haß gegen die Fremden. Daher die Barbareien der Alten gegen ihre Sclaven; daher die damalige Verbreitung der Sclaverei über die ganze Welt; die entsetzlichen Grausamkeiten in den Kriegen der Griechen und Römer; die barbarische Ungleichheit zwischen beiden Geschlechtern, die im Morgenlande heute noch herrscht; jene Verachtung des größten Theils der Menschen, die fast überall für eine Tugend galt und in Indien so weit geht, daß man sich scheut, einen Menschen von niedriger Geburt auch nur anzurühren; daher die Tyrannei der Großen über das Volk in den erblichen Aristokratieen und die vollständige Unterjochung schwächerer Völker durch starke. Kurz, überall hat die Gewalt das Recht gemacht und die Schwachen unterdrückt; und wenn man manchmal die Interessen einer Gesellschaft gelten ließ, die Interessen des Menschengeschlechts hat man stets vergessen." Die überaus segensreiche Umwälzung, die auf diesem Gebiete eingetreten ist, konnte nur das Werk einer Religion sein, welche „die Menschen hinaushob über sich selbst und Alles was sie umgibt", welche sie lehrte, „alle Völker und alle Stände unter dem Gesichtspunkt der Gleichheit, gewissermaßen mit den Augen Gottes selber anzuschauen", und das ist die Religion Jesu Christi, welche zuerst „die Rechte der Menschheit enthüllte" und in langsamem, unmerklichem, aber sicherem Fortschreiten die Herzen und die Sitten umgestaltet hat. Wie groß, wie segensreich diese Umgestaltung war, das zeigt am sichtbarsten der Unterschied zwischen dem heutigen Kriegsrecht und dem der Alten. „Aufgehört haben die entsetzlichen Folgen der Waffensiege, das Einäschern ganzer Städte, das Niedermetzeln ganzer Völker, das kaltblütige Schlachten der Gefangenen und Verwundeten oder das Aufbewahren derselben für die Schande des Triumphs, ohne Achtung selbst vor Thronen; all diese Barbareien des Völkerrechts der Alten kennen wir nicht mehr; Sieger und Besiegte finden in denselben Spitälern dieselbe Pflege." Das ist die große That der christlichen Religion; „durch sie sind im größten Theil Europas auch die Sclaven frei geworden; sie hat die Sclaverei nicht überall abgeschafft, wenn auch überall gemildert, weil sie nicht ein bestimmtes Gesetz gegeben hat, welches der Verfassung der Gesellschaften einen zu plötzlichen Stoß versetzt hätte; und um so ruhmvoller ist es für sie, daß sie ohne formelle Vorschrift die Menschen von ihrem Interesse losgerissen hat, indem sie nach und

nach ihre Geister milderte, ihren Herzen Menschenliebe und Rechtssinn einflößte. Durch sie allein sind die Gesetze nicht mehr die Hebel der Unterjochung; sie halten die Wage zwischen Schwachen und Starken, sie sind wirklich gerecht geworden."

Als der zweiundzwanzigjährige Prior der Sorbonne diese Worte schrieb, stand er mit seiner Auffassung allein zwischen zwei Feldlagern. Die Strenggläubigen jammerten mit Bossuet über der Zeiten Verderbniß und hatten kein Auge für den mächtigen Fortgang, den das Gesammtleben nahm, trotz der Spaltung der Kirchen, trotz des Haders der Theologen und der Feindseligkeit der Freigeister. Die Ungläubigen priesen die Herrlichkeit der Aufklärung, der sie fessellos zusteuerten und sahen nicht, daß deren bester und edelster Bestandtheil, die Menschenachtung und die Menschenliebe, den ureigensten Geist des Christenthums von den Trübungen barbarischer Zwischenstufen befreite. Die Schattenseiten des klassischen Alterthums aber, für dessen Freiheit und Bürgertugend damals alle starken Seelen schwärmten, hat Keiner mit solcher Schärfe durchschaut, mit solchem Nachdruck hervorgekehrt wie Turgot.

Mit dem Blick des Historikers erkannte Turgot in der Geschichte der christlichen Menschheit das Wirken und Walten des christlichen Geistes und in demselben Augenblick hatte er seine dritte Entdeckung gemacht: in der Geschichte selbst entdeckte er ein Gesetz, das Gesetz der Vervollkommnung, des Fortschreitens zu immer reinerer und edlerer Menschensitte.

Dies ist das Thema der zweiten Rede,[1]) die er am 11. December 1750 an der Sorbonne gehalten hat und in deren Anfangssätzen er sagt:

„Die Reiche erstehen und stürzen; Gesetze, Verfassungen lösen sich ab; Künste und Wissenschaften werden entdeckt und gefördert. Bald gehemmt, bald beschleunigt in ihrem Lauf gehen sie von Klima zu Klima. Selbstsucht, Ehrgeiz, Ruhmsucht verwandeln beständig die Bühne der Welt und überschwemmen die Erde mit Blut: und mitten in ihren Verheerungen mildern sich die Sitten, klärt sich der Menschengeist, nähern sich die getrennten Nationen; Handel und Staatskunst verbinden schließlich alle Theile des Erdballs und in allem Wechsel von Ruhe und Bewegung, von Segen und Unheil schreitet die Gesammtmasse des Menschengeschlechtes beständig fort und wenn auch langsamen Schrittes immer größerer Vollkommenheit entgegen."[2])

Diesen Gedanken hat er noch in anderen Aufsätzen über „allgemeine

---

1) Oeuvres II, 597—611. 2) et la masse totale du genre humain par des alternatives de calme et d'agitations, de biens et de maux, marche toujours quoiqu' à pas lents à une perfection plus grande. Im weiteren Verlaufe dieser Rede kommt die prophetische Stelle: Les colonies sont comme les fruits qui ne tiennent à l'arbre que jusqu' à leur maturité: devenues suffisantes à elles-mêmes, elles feront ce que fit depuis Carthage, ce que fera un jour l'Amérique.

Geschichte", über das „Fortschreiten des Menschengeistes", über „Fortschritte und Verfall in den Künsten und Wissenschaften" weiter ausgeführt und dabei eine reiche Fülle von Kenntnissen und eine seltene Kraft philosophischer Stoffbehandlung an den Tag gelegt.[1])

Ein Geist wie dieser war weit hinaus gewachsen über den Clerus seiner Kirche; für ihren Dienst war er nicht gemacht und das sah Niemand schärfer als er selbst. Zu Anfang des Jahres 1751 schrieb Turgot seinem Vater, er habe sich im Laufe seiner jetzt vollendeten theologischen Studien Ueberzeugungen gebildet, die ihm nicht gestatteten, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und sei deshalb entschlossen, beim Pariser Parlament eine weltliche Laufbahn zu beginnen. Der Vater billigte seinen Entschluß, nicht so die Jugendfreunde, die weit freigeistiger waren als er und eben deshalb seine Gewissensbedenken nicht verstanden. Die jungen Abbés de Cicé, de Brienne, de Very und de Boisgelin stürmten ihm aufs Zimmer und stellten ihm vor: „Was Du vorhast, ist entgegen Deinem Vortheil, entgegen dem Hochsinn, der Dich auszeichnet. Du bist ein jüngerer Sohn aus der Normandie und folglich bist Du arm. Die Magistratur fordert eine gewisse Wohlhabenheit, sonst verliert sie an ihrem Ansehen und auf Beförderung ist keine Aussicht. Dein Vater hat großen Ruf genossen; Deine Verwandten haben Kredit; bleibst Du in der Laufbahn, die sie Dir angewiesen haben, so bist Du sicher, schöne Abteien zu erlangen und frühzeitig Bischof zu werden. Deiner Familie wird es ein Kleines sein, Dir ein Bisthum in Languedoc, Provence oder Bretagne zu verschaffen. Dann wirst Du Deine schönen Träume in der Verwaltung verwirklichen können, und ohne daß Du aufhörst Mann der Kirche zu sein, wirst Du Staatsmann sein können nach Belieben; Deinen Untergebenen wirst Du jede Art von Wohlthaten erweisen können. Dies Ziel faß ins Auge; sieh, es hängt nur von Dir ab, Deinem Lande nützlich zu werden, ein glänzendes Ansehen zu gewinnen, vielleicht Dir den Weg zum Ministerium zu bahnen. Schließest Du aber Dir selbst die Pforte zu, zerbrichst Du das Brett unter deinen Füßen, so wirst Du Zeitlebens an den Proceßkram gebunden bleiben; mit kleinlichen Privathändeln wirst Du eine Geisteskraft vergeuden und erschöpfen, welche für die wichtigsten Staatsgeschäfte angelegt ist." Turgot antwortete: „Liebe Freunde, ich bin sehr gerührt von dem Eifer, den Ihr mir bezeigt und mehr als ich aussprechen kann, von der Empfindung, die ihn leitet. Es ist auch viel Wahres in Euren Bemerkungen; laßt Euch leiten durch den Rath, den Ihr mir gebt, denn Ihr könnt es. So sehr ich Euch liebe, ganz verstehe ich doch nicht, wie Ihr gemacht seid. Was mich angeht, so bin ich außer Stande, Zeitlebens eine Maske vor dem Gesicht zu tragen."[2])

Noch dem Jahr 1751 gehört eine gedankenreiche Abhandlung an, welche Turgot in einem Briefe an Frau v. Graffigny[3]) niedergelegt hat und in der

1) Oeuvres II, 626—675. 2) Daire, Notice historique. 3) Oeuvres II, 785—794.

zwei Stellen besonders merkwürdig sind: die eine scheidet ihn für immer von Rousseaus Radikalismus, die andere gibt das Thema an, über das Rousseau später das beste, das einzig segensreiche seiner Bücher, den „Emile", schreiben sollte. Jene erste Stelle lautet: „Freiheit! ich sage es mit Schmerz, die Menschen sind deiner vielleicht nicht würdig! Gleichheit, sie jagen dir nach, aber sie erreichen dich nicht!" Die andere aber handelt von Ehe und Familie in Frankreich und der Nothwendigkeit ihrer Wiedergeburt. Sie lautet: „Seit lange beschäftigt mich der Gedanke, unserer Nation thue Noth, daß ihr die Ehe und die gute Ehe gepredigt werde. Wir schließen unsere Ehen in niedriger Gesinnung, aus Rücksichten des Ehrgeizes oder des Vortheils, und weil in Folge davon viele Ehen unglücklich sind, sehen wir, wie Tag für Tag eine Denkart fester wurzelt, welche verhängnißvoll ist für den Staat, für die Sitten, für den Bestand der Familien, für das häusliche Glück und die häuslichen Tugenden. Man fürchtet die Bande der Ehe, man fürchtet die Sorgen und Kosten der Kindererziehung. Für den Staat wie für die Sitten wäre es äußerst nützlich, hierüber die Ansichten zu bessern und es würde sich gar vielerlei anführen lassen, um zu sagen: die Natur führt die Ehe herbei, sie fügt dem Reiz der Freude den noch fühlbareren Reiz der Liebe hinzu, weil, da der Mensch so lange hilfsbedürftig ist, Vater und Mutter durch ein dauerhaftes Band vereinigt sein mußten, um über die Erziehung ihrer Kinder zu wachen. Vermöge der weisen Vorsicht des höchsten Wesens flößt dieselbe Natur den Thieren eine mütterliche Zärtlichkeit ein, welche genau so lange dauert, als die Hilfsbedürftigkeit der Kleinen. Es ist ein Laster unserer Sitten, daß man sich der Kinder schämt, sie als eine Last betrachtet, sie von sich entfernt, sie in irgend ein College oder ins Kloster schickt, um möglichst wenig von ihnen zu hören."

Am 5. Januar 1752 ließ sich Turgot als stellvertretender Rath des Generalprocurators am Parlament zu Paris aufnehmen; am 30. December wurde er Parlamentsrath und am 28. März 1753 Maître des Requetes. In dieser Stellung schrieb er in den Jahren 1753 und 1754 die „Briefe über die Duldung" und den „Versöhner".

In einem Augenblick, da die Protestantenhetze[1]) der Bischöfe und der Intendanten neuen Aufschwung nahm, predigte Turgot in ergreifenden Worten das Recht des Gewissens und die Pflicht der Duldung in Glaubenssachen.[2]) „Vor einem Jahrhundert," sagt er, „würden diese Grundsätze bei Vielen Anstoß erregt haben; wir aber werden aufgeklärter mit jedem Tage und wir lernen zu unterscheiden, was wesentlich ist an der Religion und was die Menschen hinzu gethan haben. Wir verabscheuen mehr als je die

1) Jobez IV, 361 ff. 2) Oeuvres II, 675—703. Der Titel des letzten Schriftchens lautet: Le conciliateur ou lettres d'un ecclésiastique à un magistrat, sur le droit des citoyens à jouir de la tolérance civile pour leurs opinions religieuses; sur celui du clergé de repousser par toute la puissanse ecclésiastique les erreurs qu'il désapprouve, et sur les devoirs du prince à l'un et à l'autre égard.

Inquisition; wir bewundern das Duldungsedikt der Kaiserin-Königin; weise erscheint uns der König von Preußen, der, obgleich Protestant, den Katholiken die freie Religionsübung zugestanden hat. Der Widerruf des Edikts von Nantes empört uns; unsere Truppen seufzen, wenn sie gegen die Protestanten verwendet werden. Hoffen wir, daß die Geister, sich selbst zurückgegeben, bald erröthen werden über eine Verblendung, welche nur zu großen Einfluß auf das Verfahren der Fürsten geübt hat und der so viele Menschen zum Opfer gefallen sind."

Wie sich Turgot die Stellung und Aufgabe der Staatsgewalt gegenüber der schwierigsten aller Fragen des öffentlichen Rechts gedacht hat, das ergibt sich am Anschaulichsten und Beredtesten aus folgender Stelle, die wir ohne Kürzung, wörtlich wiedergeben müssen: „Der Fürst hat vier Gattungen von Personen zufrieden zu stellen: die Protestanten, die Jansenisten, die Bischöfe und das Parlament. Es erscheint schwierig, es Allen recht zu machen. Jede Partei hat ihre Vorurtheile; aber nicht die Vorurtheile muß man befragen; auch die Gunst darf hier nicht mitreden. Nur die Gerechtigkeit darf entscheiden. Thut der Fürst nur genau das, was er zu thun berechtigt ist, so wird im Anfang jede Partei klagen, daß er zu ihren Gunsten nicht mehr gethan hat; bald aber wird jede Partei ihn segnen dafür, daß er jeder gegeben hat, was ihr zukommt. Sehen wir, was der König berechtigt ist zu thun. Er muß zu den Protestanten sagen: „Ich beklage und muß beklagen, daß ich euch außerhalb der Einheit der Kirche sehe; meine Ueberzeugung, daß die Wahrheit nur im Schoße der katholischen Kirche zu finden ist, sowie die Liebe, die ich für euch hege, gestattet mir nicht, euer Loos ohne Schmerz mitanzusehen. Aber, wenn ihr auch im Irrthum seid, werde ich euch dennoch wie meine Kinder behandeln. Seid unterthan den Gesetzen, fahrt fort, dem Staat zu nützen, dessen Glieder ihr seid, und ihr werdet bei mir denselben Schutz finden wie meine übrigen Unterthanen. Mein Apostelamt ist, euch Alle glücklich zu machen."

Er muß sagen zu den Jansenisten: „Es wäre mein Wunsch, daß die Kirche ohne Spaltung wäre, aber mir kommt es nicht zu, die Spaltung aufzuheben; ich möchte wünschen, daß man euch nicht in den Kirchenbann thun könnte, aber nicht meines Amtes ist es, ihn hintanzuhalten oder ihn auszusprechen. Ich bin Gläubiger, aber ich bin kein Richter. Alles, was ich kann, ist, daß ich euch schütze in eurem bürgerlichen Stand; nur in diesem Betracht darf ich mich eurer annehmen. Fürchtet also weder Strafe, noch Verbannung, noch Haft; Gott gebe, daß der Friede in die Kirche zurückkehre, aber wehe mir, wenn ihre Spaltungen hinübergriffen in den Staat."

Er muß sagen zu den Bischöfen: „Niemand hört achtungsvoller auf eure Stimme als ich; ich bin ergeben euren Entscheidungen; ich werde nie einen andern Glauben haben als den eurigen; aber niemals werde ich mich in Glaubenssachen mischen. Würden die Gesetze der Kirche zu Gesetzen des Staates, so würde ich mich am Rauchfaß vergreifen; so aber habe ich kein

Recht, von meinen Unterthanen zu verlangen, daß sie denken wie ich. Gebraucht euer Beispiel, eure Vermahnungen, um sie zu bekehren, aber zählt nicht auf meine Autorität. Hätte ich das Unglück, selbst kein Christ zu sein, wäre ich dann berechtigt zu verlangen, daß ihr euer Christenthum ablegtet? Ihr habt eure Gesetze, um Spaltungen abzustellen; ich überlasse deren Anwendung eurem Gutfinden; aber der geistlichen Autorität werde ich weltliche Waffen nicht leihen. Umsonst würdet ihr in mich dringen, Protestanten und Jansenisten zu quälen, die einen zu verbannen, die andern einzukerkern oder ihrer Stellen zu berauben; in demselben Geist, den ihr an Gamaliel bewundert, muß ich euch sagen: Ohne Zweifel ist ihre Lehre Menschenwerk und dann wird Gott sie zu vernichten wissen.[1]) Zählt also auf meine Ergebenheit als gläubiger Christ; als König kann ich euch nichts gewähren, als dasselbe Recht, das ich all meinen Unterthanen schulde."

Er muß sagen zu den Parlamenten: „Meine Autorität und die eurige hängen zusammen; ich habe euch meine (Richter-)Gewalt übertragen und denke nicht daran, sie zurückzuziehen; aber ihr könnt auch nicht größere Gewalt besitzen als ich selbst. In geistlichen Dingen habe ich keine; mein Reich besteht nicht, um die Seelen zu retten. Eure Gerichtsbarkeit kann folglich auch nicht weiter reichen. Laßt den Bischöfen die Sorge, die Spaltungen der Kirche zu schließen; tragt nur dafür Sorge, daß meine Unterthanen nicht gekränkt werden an ihrer Ehre, ihrem Vermögen, ihrem Leben; behaltet euch Alles vor, was sie als Bürger angeht und lasset der Kirche Alles, was sie als Gläubige betrifft."

Das ist, was der König jeder Partei zu sagen das Recht hat nach den Grundsätzen, die ich aufgestellt habe; jede andre Sprache würde nothwendig die des Uebergriffs und würde durch Begünstigung der einen vor der andern Frieden und Ruhe für immer ausschließen."[2])

Mit solcher Verbindung von Freisinn und Rechtssinn war die große Streitfrage in Frankreich noch nicht behandelt worden. Daß die Unterdrückten nach Duldung, nach Freiheit verlangten, verstand sich von selbst; Turgot gehörte zu den Unterdrückten nicht, er war weder Protestant noch Jansenist, der Clerus aber, in dessen Schule er aufgewachsen war, kannte nur ein Recht, das der eignen Herrschaft, nur eine Pflicht, die Allem vorging, die der Unterdrückung aller Ketzer. Das Parlament, dem er jetzt angehörte, stand im Kampfe mit dem Clerus, es forderte Gewissensfreiheit für die Jansenisten, aber nur für diese, d. h. für sich selbst; die Protestanten dagegen galten auch dem Parlament als gemeinsame Feinde aller wahren

---

1) Die Rede des Pharisäers Gamaliel lautet in der Apostelgeschichte V, 38—39 nach Luthers Verdeutschung: „Und nun sage ich euch, lasset ab von diesen Menschen und lasset sie fahren. Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen, auf daß Ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten werden." 2) Le conciliateur Lettre 1. 1. Mai 1754.

Gläubigen. Und eben im Jahre 1754 war dem König ein ganz merkwürdiger Ausgleich vorgeschlagen worden, um den alten Hader zwischen den Parlamenten und den Bischöfen wegen der Beichtzettel und der Communion zu schlichten. Um beide Theile zufrieden zu stellen, sollte der König den Parlamenten das Recht geben, von den Bischöfen die Zulassung der Jansenisten zur Communion zu erzwingen, und für dieses Opfer sollte der Clerus dadurch entschädigt werden, daß man ihm das Recht der Protestantenhetze voll und ganz zurückgab. Gegen diesen Vorschlag hat Turgot seinen Conciliateur geschrieben und mit Erfolg. Nur in wenigen Exemplaren wurde die Schrift, ohne Namen des Verfassers, gedruckt und dem König, den Ministern, den Staatsräthen und einigen Freunden überreicht. Der König las die Schrift, wurde überzeugt und unterließ den verhängnißvollen Schritt, der ihm angesonnen war. Die Staatsgewalt blieb neutral in dem Kirchenstreit — so wie Turgot verlangt hatte.

Wie vorher unter den Theologen, nahm Turgot also auch unter den Magistraten eine ganz ausnahmsweise Stellung ein, nicht minder aber gegenüber dem Kreise, dem Alles angehörte, was von der alten Schule abgefallen war. Ein gern gesehener Gast war er im Salon der Frau Geoffrin, wo der ganze geistige Adel der Hauptstadt sein Stelldichein hatte. Hier begegnete er sich mit Montesquieu, d'Alembert, Helvetius, Baron Holbach, den Abbés Bon und Morellet, dem Abbé Galiani, Raynal, Marmontel u. v. A. Manchen Freund hat er dort gewonnen, aber heimisch ist er in diesen Kreisen nicht geworden. Der Mann der gründlichen, gelehrten Arbeit fühlte sich nicht wohl unter Schöngeistern, die liebenswürdige Plauderer und doch meist oberflächliche Köpfe waren; der tiefe Denker, dem die Unabhängigkeit seines eigenen Urtheils über Alles ging, fühlte sich abgestoßen von dem Sektengeist, der für Alles ein fertiges Schlagwort bereit hatte und lieber das Nichtdenken als das Selbstdenken verzieh; im übrigen fehlte ihm die Gabe spielender Unterhaltung und leichten Anschlusses und vor Allem der Sinn für den fröhlichen Müssiggang des Geistes, an dem die Herren und Damen der Salons jener Tage sich als ebenbürtig erkannten. In den Mußestunden, die ihm seine Amtsführung übrig ließ, forschte und studirte Turgot mit geradezu verzehrendem Eifer. Früher begonnene Studien in Physik, Chemie, Mathematik nahm er wieder auf, um sie mit Ackerbau, Manufakturen und Handel in Beziehung zu setzen. Fortgesetzt wurden historische, metaphysische und ethische Studien, daneben von deutschen Schriftstellern Geßner und Klopstock, von englischen Shakspeare, Hume und Tucker ins Französische übersetzt.

Der letzte unter den genannten Schriftstellern leitete ihn auf das Gebiet zurück, auf dem er seinen ersten glücklichen Wurf gethan und dem er bald, im Anschluß an Gournay, seine gesammte Geisteskraft zuwenden sollte.

Im Jahre 1751 war England durch zwei Bills in außerordentliche Erregung versetzt worden: die eine von Lord Chesterfield forderte den An-

schluß Englands an den neuen Gregorianischen Kalender, hinter dem der alte Julianische jetzt um volle 11 Tage zurückblieb. Diese Bill ging durch im Mai 1751. Zwischen dem 2. und 14. September 1752 wurden diese 11 Tage erbarmungslos herausgeworfen und trotz des Pöbelgeschreies: „gebt uns unsere elf Tage wieder", behielt es dabei sein Bewenden. Eine andere Bill, die einen alten Lieblingswunsch der Whigs erfüllen sollte, wurde unter warmer Unterstützung Pelhams am 5. Februar 1751 durch den Abgeordneten Nugent eingebracht; es handelte sich um die Einbürgerung (Naturalisirung) aller fremden Protestanten, und gegen dieses Gesetz, dem das Unterhaus in zwei Lesungen mit großer Mehrheit zugestimmt, erhob Krämergeist, Brodneid und Dummheit in London und in weiten Kreisen des Landes einen solchen Aufruhr, daß das Cabinet schließlich die Reform fallen ließ.[1])

Auf diesen Vorfall bezog sich die Flugschrift von Josias Tucker: „Wichtige Fragen über den Handel aus Anlaß der Widerstände gegen die letzte Einbürgerungsbill", welche Turgot übersetzte und im Jahre 1755 erscheinen ließ.[2]) Die Schrift hebt an mit folgenden Fragen: „Müssen die Vorurtheile des Pöbels als der Prüfstein der Wahrheit betrachtet werden? Stammte nicht aus derselben Quelle der heftigste Widerstand gegen die Aufnahme der christlichen Duldung in den drei Reichen, gegen die Anpflanzung von Hecken und die Einzäunung der Landgüter, gegen die Wegzölle zur Verbesserung der Straßen, endlich gegen jedes Unternehmen, das der Gemeingeist diktirte und gegen jede neue und nützliche Erfindung? Ist dieser blinde Haufe, dessen Geschrei seit vierzig Jahren die Einbürgerung der fremden Protestanten hintanhält, nicht derselbe dumme Pöbel, den wir schreien hörten: „Hoch das Landinteresse! Fort mit dem Handel! Fort mit den Krämern." Weshalb das Donnern gegen die „Fremden"? Danken wir nicht eben dem Unterricht dieser Fremden alle unsere Kenntnisse in der Handbearbeitung von Stoffen, Tüchern, Sarsche, Halbwollzeugen, Seide, Sammt, Bändern, Spitzen, Baumwolle, Leinen, Papier, Hüten, Eisen, Stahl, Kupfer, Messing u. s. w.? Hätten unsere Ahnen weise gehandelt, hätten sie dem Vaterland wirklich gedient, wenn sie diesen Handarbeitern untersagten, sich niederzulassen? Hatte aber ihre Niederlassung nicht ganz mit denselben chimärischen Befürchtungen zu kämpfen, mit denen man uns jetzt betäubt, und sagte man nicht damals wie heute: diese Fremden kämen, um den Engländern das Brod vor dem Munde wegzunehmen?"

Die Flugschrift Tuckers führte mitten hinein in den wirthschaftlichen Interessenkampf, der das öffentliche Leben Englands im 18. Jahrhundert ebenso tief bewegte, wie ehedem der Kampf um den Glauben und die Staatsgewalt. Gerade von diesen Bewegungen hatten Voltaire und Montesquieu trotz ihres Aufenthalts an Ort und Stelle nichts verstanden; der erste Franzose, der sie ergründete und in ihnen den eigensten Lebensinhalt der

1) Coxe, Pelham II, 178—180. 2) Oeuvres I, 322—351.

parlamentarischen Epoche Englands entdeckte, war Turgot, der niemals über den Canal gekommen war.

Die grundtiefe Verwandlung, welche das „Geldinteresse“ der Whigs im Gegensatz zum „Landinteresse“ der Tories im Parteileben Englands hervorgebracht, haben wir früher kennen gelernt.[1]) Wir können uns nicht versagen, aus der Feder Turgots eine Schilderung derselben Thatsache hierherzusetzen: sie ist eine wörtliche Bestätigung der unseren und steht in der historisch-politischen Literatur Frankreichs einzig da. Während Montesquieu und seine Nachtreter träumten von den Wundern der Gewaltentheilung, ging Turgot Interessen und Impulsen auf den Grund, die kein Traum, sondern handhafte Wirklichkeit waren.

Um seinen französischen Lesern das ihnen unverständliche Wort „Landinteresse“ (intérêt terrien) zu erklären, macht er sie in einer Note zum Text auf den Gegensatz: „Geldinteresse“ aufmerksam und sagt: „In Folge der häufigen Anlehen, zu welchen sich die englische Regierung seit mehr als 60 Jahren durch wirkliche oder vermeintliche Bedürfnisse genöthigt sah, ist die Nation mit einer ungeheuren Capitalschuld belastet, die sie den Darleihern verzinsen muß. Die Zinsen werden den Einkünften des Staates entnommen, d. h. der Landtaxe und den Verzehrungssteuern; daher die Scheidung der Nation in zwei Theile und der Widerstreit ihrer Interessen. Der Eigenthümer von Grund und Boden, auf dem der Kredit des Staates beruht, sieht mit Bedauern einen Theil des Ertrags seiner Felder und seines Fleißes in die Hände des Rentners übergehen, der, ein müssiggehender, habgieriger Wucherer, für den Staat nichts leistet, dafür aber am Marke desselben zehrt. Die Verminderung der Zinsen, die Tilgung der Staatsschuld und wäre es selbst auf dem Wege eines vollständigen Bankrotts, ist Gegenstand der geheimen oder eingestandenen Wünsche dieser Partei.

Der Geldbesitzer dagegen betrachtet sich als die Säule des öffentlichen Kredits und als die Zuflucht des Staates in stürmischen Zeiten; er bemüht sich den Preis der Bankbillets und anderer künstlicher Werthe zu halten, indem er die Wirkungen des Geldumlaufs und der raschen Bewegung übertreibt, welche ihm der Wucherhandel mit diesen Papieren verschafft. Er schwankt beständig zwischen zwei Befürchtungen, derjenigen, sein Capital zurückzubekommen oder geringeren Zins zu erhalten, wenn der Staat zu reich wird, und derjenigen, durch einen allgemeinen Bankrott Capital und Zinsen zu verlieren, wenn die Kräfte des Staates der Last seiner Schulden nicht mehr gewachsen sind. Diese Partei ist im Allgemeinen abhängiger vom Hof, weil ihr ganzes Vermögen angelegt ist im Vertrauen auf die sichere Erfüllung der Versprechungen der Regierung und in der nächsten Revolution mit dieser selber untergehen würde. Aus diesem Grunde begünstigt sie der Hof seinerseits. Diese Parteien sind in England denen der Whigs und Tories gefolgt,

---

1) S. S. 113 ff.

vor einigen Jahren hat man ihnen diese alten Namen gegeben und sie haben sich unmerklich damit verschmolzen. Man weiß, daß der Name Whigs ursprünglich die Presbyterianer unterschied von den Episkopalen oder Tories. Etwas später waren die Whigs Republikaner und die Tories Royalisten. Heute endlich heißen Whigs die Geldbesitzer, denn sie, die Anhänger des Königs Wilhelm und nachher des Hauses Hannover, die Urheber des großen Kriegs von 1700 und fast aller Kriege der Folgezeit, sind die Eigenthümer des größten Theils aller Staatseffekten geworden. So war die berühmte Parteienscheidung der englischen Nation anfangs ein Streit um die Religion, dann ein Streit um die Staatsgewalt, und endlich ein Streit um Geld. Diese Verwandlung ist allmählich und in gewissem Betracht unmerklich eingetreten: sie bildet in kurzem Abriß die Geschichte des englischen Charakters seit einem Jahrhundert und ist ein lehrreiches Schauspiel für die, welche den Gang des Genius der Nationen studiren. Man sieht leicht, daß alle Fragen, über welche das Parlament verhandelt, betrachtet werden unter dem Gesichtspunkt dieser beiden Interessen und entschieden werden durch das wirkliche oder vermeintliche Interesse der Partei, welche am Ruder ist. Im Allgemeinen sind die Geldbesitzer für den Krieg, denn er verbürgt den höchsten Zinsfuß für ihr Capital; daneben haben sie jedoch auch ein großes Interesse daran, den Handel zu fördern, denn mit dessen Ruin wird auch der öffentliche Kredit vernichtet; die Grundbesitzer dagegen hassen den Krieg, welcher zu neuen Anlehen und zu neuen Taxen zwingt. Der Eifer ihrer Gegner, die Vortheile des Handels zu übertreiben und mit dem Handel die Agiotage zu verwechseln, hat sie oft gleichgültig gemacht gegenüber Vorschlägen, welche sich auf dieses große Gebiet der Staatsverwaltung bezogen und sie verhindert einzusehen, daß der Vortheil beim Abschluß der Bilanz doch immer in ihre Hände zurückfällt; diese Partei ist außerdem die zahlreichere und umfaßt den größten Theil der Bewohner der Provinz(städte); dadurch ist sie mehr Volk, mehr von Vorurtheilen geleitet und mehr geneigt sich über ihr wahres Interesse zu täuschen, wenn dieses zu erfassen nur im Geringsten schwierig ist." Als Beispiele für solche Selbsttäuschung führt Turgot das Festhalten an den Handwerkergilden und den Widerstand gegen die Bürgerrechtsertheilung an fremde Protestanten an; Beispiele im Großen hat uns das Schicksal von Walpoles Accisеplan[1]) und die Geschichte der kopflosen Kriegspolitik seines, wie des nachfolgenden Cabinets geliefert, die mit der Rücksicht auf die Volksstimme Alles rechtfertigen mußte, was sich weder logisch noch politisch rechtfertigen ließ.

In den weiteren Anmerkungen zu der Schrift Tuckers beobachten wir die ersten Streiflichter, welche Turgot auf die Naturgesetze des wirthschaftlichen Lebens wirft und damit auf die unbedingte Verderblichkeit der Wirthschaftspolitik, die in Frankreich herrscht. Einmal sagt er: „Veränderungen

1) S. 194 ff. u. S. 340 ff.

in der Mode und den Launen der Käufer bewirken oft, daß ein bestimmter Gewerbszweig mit Leuten übersetzt erscheint. Die (freie) Industrie setzt sich von selbst mit den Arbeitspreisen ins Gleichgewicht. Wenn bei einem Handwerk mehr verdient wird, so wird eine gewisse Anzahl Arbeiter dasjenige verlassen, das weniger abwirft. Wenn aber zwischen den verschiedenen Canälen der Industrie die Verbindung abgeschnitten wird durch äußere Hindernisse; wenn willkürliche Reglements den Fabrikanten hindern, sich dem Geschmack des Käufers anzubequemen; wenn kastenartige Innungen, Lehrlingszeiten von 10 Jahren für ein Handwerk, das man in 10 Tagen lernen kann, wenn Monopole aller Art die Arme des unglücklichen Arbeiters lähmen, den ein Wechsel der Mode zwingt eine Arbeit zu verlassen, die ihn nicht mehr ernährt, dann ist dieser durch unsere Polizei verurtheilt zum Müssiggang, gezwungen zum Bettel oder zum Diebstahl.“ Und an einer andern Stelle sagt er: „In der City von London kann Niemand ein Gewerbe treiben, der nicht als Meister aufgenommen ist, während in der Vorstadt Westminster die Gewerbe frei sind; gerade so ist es in Paris selbst mit der Vorstadt St. Antoine, der Straße de la Jussienne und andern bevorrechteten Orten, wie dem Temple, der Abtei u. s. w., wohin sich drei Viertheile der Pariser Industrie geflüchtet haben. Es ist sehr sonderbar, daß man gerade den Plätzen, welche dem Monopol geweiht sind, den Namen „Freiheiten“ (franchises ou libertés) gegeben hat. Nach den Vorstellungen unserer alten Polizei hat es den Anschein, als ob Arbeit und Gewerbe durch das gemeine Recht verboten wären und als ob man durch Gnade oder Verkauf Einzelnen Ausnahme von diesem Verbot gewährt hätte.“

Zur Zeit, da Turgot die Schrift Tuckers studirte, stand er im engen persönlichen Verkehr mit zwei ausgezeichneten Männern, deren eigenartige Bedeutung damals nur ganz wenig Menschen bekannt war. Der eine war Dr. Franz Quesnay, der Leibarzt des Königs, der andere war Vincent de Gournay, ehemals Kaufmann, seit 1751 königlicher Intendant des Handels; beide nachmals allbekannt als Urheber der neuen Lehre von der Freigebung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels, unter deren Fahne sich die Schule der „Oekonomisten“ oder, wie sie seit Dupont de Nemours genannt wurden, der „Physiokraten“ sammelte.

Was der letztere der beiden war und wollte, wissen wir einzig und allein aus dem meisterhaften Aufsatz, welchen Turgot im Jahre 1759 zum Andenken an seinen in der Blüthe der Jahre verstorbenen Meister geschrieben hat: von den Denkschriften und amtlichen Gutachten des Handelsintendanten Gournay ist bis jetzt nicht das Mindeste bekannt, über den Geist, die Richtung und den wissenschaftlichen Ertrag seiner epochemachenden Thätigkeit gibt uns lediglich Turgots Eloge de Gournay authentischen Aufschluß[1]) und dieser enthüllt uns gleichzeitig das System des Verfassers selbst.

---

1) Oeuvres I, 262—291.

Gournays großes Verdienst besteht nach Turgot in der Entdeckung zweier Thatsachen. Die eine ist: im Arbeits- und Erwerbsleben der Völker, in ihrem Handel und Wandel walten Naturgesetze, gerade so gut, wie in der gesammten physischen Welt. Der Wohlstand der Völker und der Reichthum der Staaten hängt ab von der Klarheit, mit welcher diese Gesetze durchschaut werden, von der Freiheit, in der man sie walten läßt. Die zweite ist: in Frankreich sind diese Naturgesetze noch unbekannt, ihr Recht wird verleugnet und tausendfach gebrochen, daher die schweren Leiden des arbeitenden Theils der Nation und die beständige Finanznoth des Staates.

Gournay war in Frankreich geboren (1712 zu St. Malo), aber nicht gebildet. Als der Sohn eines reichen Kaufherrn ward er mit 17 Jahren nach Cadix geschickt, um dort den Handel im Großen kennen zu lernen. Dort lebte er fünfzehn Jahre mitten im Welthandel, trieb sein Geschäft ebensosehr als Kunst und Wissenschaft und lernte aus den Schriften des Engländers Josias Child, des Holländers Johann de Witt die Hebel kennen, mittelst deren England und Holland die reichsten Handelsvölker der Neuzeit geworden sind. Nach einer zweijährigen Forschungsreise durch die wichtigsten Länder Europas ließ er sich dauernd in Frankreich nieder; der Minister Machault bewirkte Anfang 1751 seine Anstellung als Intendant für Handelssachen und nun begann für ihn wie für sein Verwaltungsfach eine neue Zeit. Die Gewerbe- und Handelspolitik, die er in seinem Vaterlande vorfand, stand im schroffsten Widerspruch mit Allem, was ihn zwanzig Jahre der ausgebreitetsten Erfahrung und der gründlichsten Studien gelehrt hatten. Ohne Zweifel aus seinen Gesprächen mit ihm selbst hat Turgot geschöpft, was er uns mittheilt, um diesen Widerspruch zu beleuchten und so an sprechenden Beispielen uns einerseits den bisherigen Zustand und andrerseits die neue Lehre Gournays zu zeigen. Gournay war der Meinung, jeder Mensch, der arbeite, verdiene die Anerkennung des Publikums, und entdeckte mit Erstaunen, daß in Frankreich ein Bürger nichts verfertigen und nichts verkaufen durfte, ohne sich das Recht dazu erkauft zu haben durch die kostspielige Aufnahme in eine Innung (communauté) und daß er selbst nach Erlegung des Kaufpreises manchmal einen Proceß führen mußte, um zu ermitteln, ob er durch Eintritt in diese oder jene Innung das Recht erworben hatte, gerade diese oder jene bestimmte Sache zu fertigen und feil zu halten. Er meinte, ein Arbeiter, der ein Stück Stoff fabricirt, habe der Masse der Reichthümer des Staates einen reellen Werth hinzugefügt, und wenn dieser Stoff geringeren Werth habe als andre, so werde sich unter den Abnehmern schon einer finden, dem gerade dieser Minderwerth besser passe als eine kostspieligere Vollkommenheit. Nicht von fern wäre ihm eingefallen, daß dieses Stück Stoff, weil es nicht ganz reglementmäßig ausgefallen sei, von 3 zu 3 Ellen in Stücke zerschnitten und der Unglückliche, der es gefertigt, zu einer Geldstrafe verurtheilt werden müsse, groß genug, um eine ganze Familie an den Bettelstab zu bringen, daß so die nützliche Arbeit Gefahren

und Kosten aussetze, von denen der Müssiggänger nichts weiß: er hielt nicht für nützlich, daß ein Stück fabricirten Stoffes einen Proceß und eine peinliche Erörterung zur Folge habe über die Frage, ob dasselbe einem langen, oft schwer verständlichen Reglement entspreche, daß diese Erörterung stattfinde zwischen einem Fabrikanten, der nicht lesen, und einem Inspektor, der nicht fabriciren kann, daß dieser Inspektor oft der oberste Richter sei über Wohl und Wehe dieses Unglücklichen u. s. w. Gournay war nicht gefaßt auf eine Regierung, welche geruht hat, durch ausdrückliche Gesetze die Länge und Breite jedes Stückes Stoff, die Zahl der Fäden sogar vorzuschreiben, aus denen es zusammengesetzt sein muß, vier Quartbände voll dieser hochwichtigen Einzelheiten durch das Siegel der Gesetzgebung zu heiligen und außerdem unzählige Verordnungen zu erlassen, die alle eingegeben sind durch den Geist des Monopols, dessen einziges Ziel ist, das Gewerbe zu entmuthigen, den Handel in einer kleinen Anzahl Hände zu vereinigen durch Vervielfältigung der Formalitäten und Kosten, durch Unterwerfung unter Lehrlings- und Gesellenfristen von 10 Jahren Dauer für Handwerke, die man in 10 Tagen lernen kann; durch Ausschließung derer, die nicht Söhne von Meistern oder außerhalb gewisser Weichbilder geboren sind, durch das Verbot, weibliche Arbeiter mit Stoffbereitung zu beschäftigen u. s. w.

Sehr überraschend war für Gournay zu sehen, wie in einem, demselben Fürsten unterworfenen Lande alle Städte sich wechselseitig als Feinde betrachteten, sich das Recht anmaßten, innerhalb ihres Weichbildes Franzosen als „Fremden" die Arbeit zu untersagen, der Nachbarprovinz den Verkauf und den Waarenverkehr zu sperren und so einem winzigen Einzelinteresse zu lieb das allgemeine Interesse des Staates zu bekämpfen. Nicht minder staunte er darüber, daß die Regierung sich hier damit beschäftigte, den Umlauf jeder Waare zu regeln, einen Gewerbszweig zu ächten, um einen andern blühend zu machen, den Verkauf der nöthigsten Lebensbedürfnisse ganz besonderen Plackereien zu unterwerfen, die Errichtung von Magazinen für Eßwaaren zu verbieten, deren Ernte jedes Jahr wechselt, deren Verzehrungsbedarf sich aber immer nahezu gleich bleibt; die Ausfuhr eines Lebensmittels zu verbieten, das seinen Werth so schnell verliert und für Ueberfluß an Getreide vermeintlich dadurch zu sorgen, daß sie die Lage des Ackersmannes unsicherer und unglücklicher macht, als die jedes andern Bürgers.

Mit diesen Einzelheiten veranschaulicht Turgot die Unnatur der Gewerbe- und Handelspolitik, die damals in Frankreich herrschte, und die Nothwendigkeit zurückzukehren zu den einfachen, natürlichen Gesetzen, welche Gournay aus dem Schutt der Unwissenheit und der Mißbräuche wieder ausgegraben hatte. Sein Programm laissez faire, laissez passer, zu deutsch: gebt frei die Arbeit, gebt frei den Absatz — sah aus wie eine grundstürzende Neuerung und war doch nichts als die Logik des ganz gewöhnlichen Menschenverstandes. Aber in der Ausführung lief sie allerdings auf eine tiefgreifende Revolution hinaus.

War Gournays Lehre richtig, so hatte die Verwaltung in all diesen Dingen keine andere positive Aufgabe mehr als die: 1) „allen Zweigen des Handels jene köstliche Freiheit zurückzugeben, welche ihr geraubt worden war durch die Vorurtheile unwissender Jahrhunderte, durch die Nachgiebigkeit der Regierung gegen Sonderinteressen und das Verlangen nach einer falsch verstandenen Vollkommenheit; 2) allen Gliedern des Staates die Arbeit zu erleichtern, um im Verkauf den größten Wettbewerb (concurrence) zu erzeugen, welcher seinerseits die vollkommenste Herstellung der Waare und den für den Käufer vortheilhaftesten Preis erzeugen wird; 3) diesem letzteren gleichzeitig die größtmögliche Anzahl von Concurrenten zu geben, indem dem Verkäufer alle Absatzwege für seine Waare geöffnet werden, das einzige Mittel, der Arbeit ihren Lohn zu sichern und die Erzeugung im Gang zu erhalten, die eben kein anderes Ziel hat, als jenen Lohn."

Rein logisch betrachtet sah das Alles sehr einfach aus und war es auch gerade so wie das, was einst Vauban und Boisguillebert gepredigt hatten; leider war die falsche Gewerbe- und Handelspolitik, die ihm im Wege stand, nur die nothwendige Folge einer verkehrten Finanzpolitik; mit dieser aber wurde man ohne einen Kampf auf Leben und Tod nicht fertig, und in diesem Kampf, den Gournay als seine Hauptaufgabe betrachtete, ist er kaum über die ersten Anfänge hinausgekommen.

„Die Finance," sagt Turgot, „ist nothwendig, denn der Staat muß Einkünfte haben; aber Ackerbau und Handel sind, oder vielmehr, der durch den Handel belebte Ackerbau ist die Quelle dieser Einkünfte. Folglich darf die Finance dem Handel nicht schaden, sie würde dadurch lediglich sich selber schädigen. Die Interessen beider sind wesentlich dieselben und wenn sie einander entgegengesetzt erschienen sind, so kam das vielleicht daher, daß man das Finanzinteresse mit Bezug auf den König und den Staat, die nicht sterben, verwechselt hat mit dem Interesse der Finanzmänner, welche, mit der Vereinnahmung nur auf eine gewisse Zeit betraut, mehr geneigt sind, die Einkünfte des Augenblicks zu häufen, als den Fruchtboden zu erhalten, dem sie entspringen. Hierzu kommt die zufällige und willkürliche Entstehungsweise der Hydra von Abgaben jeder Art, die allmähliche Vereinigung einer Masse von Lehen und Souveränetäten, und die Aufrechterhaltung der Steuern, deren jeder Einzelsouverän genoß, ohne daß die dringenden Bedürfnisse des Reichs je die Muße gelassen hätten, dies Chaos zu lichten und eine Einheitssteuer zu gründen; endlich die Leichtigkeit, welche der Finance jederzeit zur Seite stand, ihre Stimme zum Schaden des Handels und Wandels zu erheben.

Die Finance bildet eine Körperschaft beglaubigter Personen, deren Einfluß um so größer ist, je dringender die Bedürfnisse des Staates sind; sie steuern immer auf dasselbe Ziel los, ohne Ablenkung und Säumniß, leben in der Hauptstadt und in beständiger Beziehung zum Regiment. Die Geschäftsleute dagegen leben, jeder mit seinem besonderen Erwerb beschäftigt, zerstreut in den Provinzen, sind ohne Bekanntschaft und ohne Gönner, haben

keinen Punkt der Vereinigung und können in jedem Einzelfall nur eine schwache verlorene Einzelstimme erheben, die nur zu sicher erstickt wird durch den vielstimmigen Chor ihrer Gegner, durch ihren Kredit und die Wucht der in der Vertheidigung ihrer Interessen geschulten Federn. Wagt der Geschäftsmann, unter Preisgebung der Sorge für sein Geschäft, es auf einen Rechtsstreit ankommen zu lassen, statt nachzugeben, so ist er sehr in Gefahr, zu unterligen; aber auch wenn er siegt, bleibt er immer der Willkür eines mächtigen Körpers unterworfen, welcher in der Strenge der Gesetze, die er dem Ministerium abgelistet hat, ein leichtes Mittel findet, ihn zu zermalmen; denn — und das ist nicht der kleinste der Mißbräuche — es gibt mehrere Gesetze der Art, die zwar nicht angewendet werden können, die aber den Steuerpächtern dazu dienen, sich der Unterwürfigkeit der Pflichtigen zu versichern, indem sie drohen mit ihrer rücksichtslosen Anwendung."

Zustände, wie die hier geschilderten, muß man im Auge haben, um die Botschaft Gournays als eine wahrhaft erlösende zu verstehen. Unerörtert kann hier bleiben, ob er wirklich im Rechte war mit der Meinung, bei vollständiger Freiheit des Verkehrs werde das Einzelinteresse nie in Widerspruch gerathen können mit dem Staatsinteresse und aller wirthschaftlichen Weisheit letzter Schluß sei die Freiheit der Concurrenz. Sicher, unumstößlich sicher ist doch, dem alten Frankreich war nur zu helfen durch Befreiung der Arbeit, des Handels und Wandels in Stadt und Land von all den unnatürlichen Fesseln, die sie drückten und peinigten bis zum Ersticken, und folglich sind die Männer, die diese Wahrheit entdeckt und mit Freimuth ausgesprochen haben, ebenso wie Vauban und Boisguillebert den Größten ihrer Zeit beizurechnen. Was Gournay für Industrie und Handel, das forderte Quesnay für den Ackerbau, mit demselben Recht in der Sache und mit denselben Uebertreibungen in der Lehre. Was von den Entdeckungen beider brauchbar war für die Verwaltung, hat Turgot als Intendant zuerst erprobt, was sich für eine neue wissenschaftliche Auffassung von Wirthschaftsleben und Wirthschaftspflege daraus ergab, hat er als Schriftsteller zuerst systematisch verknüpft und zergliedert und als Minister endlich hat er die neue Lehre zum Gegenstand durchgreifender Reformgesetzgebung gemacht.

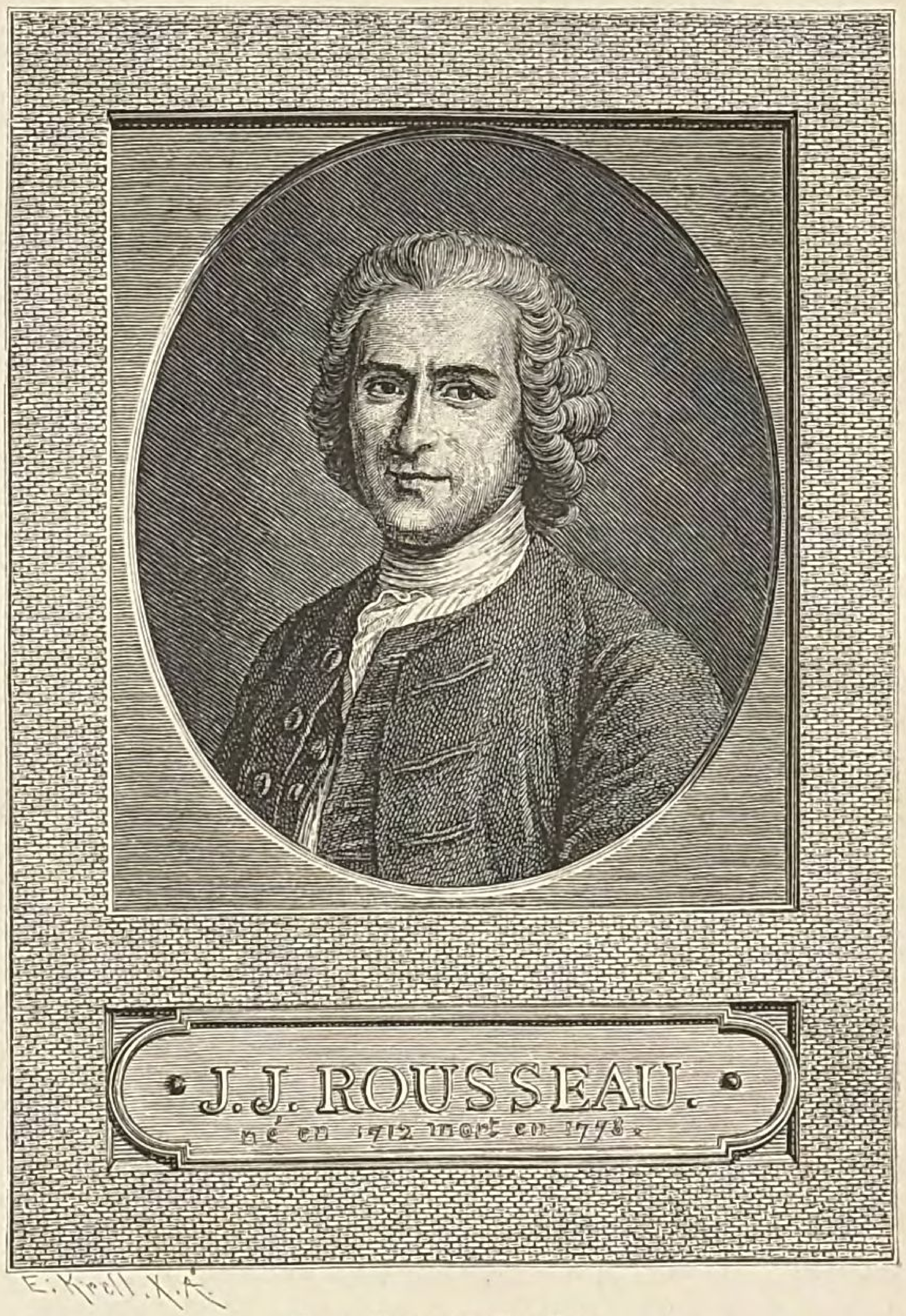
IV. J. J. Rousseaus Erstlingsschriften.

Als das denkende Frankreich sich Rechenschaft gab von der Beschaffenheit der Zustände, in denen es lebte, da fand es Unnatur allenthalben: Unnatur in seiner Kirche, Unnatur in seinem Staate, Unnatur in seiner gesammten Verwaltung. Ein steigendes Mißbehagen erzeugte einen immer kühneren Zweifel an dem inneren Rechte dessen, was äußerlich bestand; aber auch die kühnsten Zweifler, die wir bisher kennen gelernt haben, hatten sich immer noch — ausgesprochen oder nicht — einen Glauben bewahrt, der sie nicht verzweifeln ließ, das war der Glaube an die Macht der Vernunft, der fortschreitenden Aufklärung und Gesittung, die zerstreuen werde die Nebel des Aberglaubens, obsiegen werde über Unrecht, Unsinn und Gewalt und begründen werde das Reich der Freiheit und der Menschenliebe. Ihr Zweifel hatte Halt gemacht vor dem Rechte der Cultur, deren stolze Zöglinge und Träger sie waren, und hatte unberührt gelassen die Ordnung der Gesellschaft, deren Rahm sie bildeten, die Unterschiede der Stände und die Ungleichheit der Vertheilung des Eigenthums, deren harte Seiten sie nicht empfanden.

In J. J. Rousseaus Erstlingsschriften ergriff eine Geistesrichtung völlig anderer Art das Wort. Hier lebte auch ein Glaube, auch ein Idealismus, aber von dem der Schöngeister und Aufklärer war er womöglich noch weiter entfernt als von dem der Kirche; der Zweifel an einigem war hier zur Verzweiflung an allem Bestehenden geworden. Rousseau glaubte nicht nur nicht an den Segen der Bildung, er verwarf sie und nannte sie den Fluch des Menschengeschlechts; er rüttelte nicht an den Grundlagen der Gesellschaft, er leugnete sie und forderte ihren Umsturz im Namen ewiger, zu lange verkannter Gesetze. Und das that er in einer Sprache voll packender, herzergreifender Gewalt. Andere schrieben, Rousseau redete durch die Feder, Andere blendeten durch Geist und Witz, Rousseau riß durch sein Pathos hin. Andere las man mit dem Verstande, ihn mit dem Herzen. Einen Tribunen glaubte man zu hören, der Felsmassen von Gedanken unter die athemlos lauschenden Massen schleudert. Nicht „Versuche", „Abhandlungen", sondern „Reden" (discours) nannte er seine ersten Schriften und das waren sie auch; wie Reden haben sie gleich Allem, was er später schrieb, auf die lesende Welt gewirkt. Was Frankreich in der Revolution an Rednern besaß, das hat sich an Rousseaus Rhetorik gebildet,[1]) mit ihr freilich auch Ge-

1) „Die Schöpfer der heutigen französischen Literatur waren Voltaire und Rousseau. Unseren Witz, unseren Freimuth, unser Scherz- und Geistgefunkel danken wir Voltaire;

sinnungen in sich aufgenommen, deren ganze Furchtbarkeit die Patrioten noch nicht ahnten, als im Juli 1789 Mirabeaus Courrier de Provence das Andenken Rousseaus in den Worten feierte: „Vor der Befreiung des englischen Amerika war der Contrat social erschienen. Der republikanische Philosoph hat die Helden der Freiheit erleuchtet: bis auf ihn hatte die Mehrzahl der Publicisten raisonnirt wie „Sclaven, die von ihren Herren belauscht werden" oder hatten all ihren Geist aufgeboten, um wie Montesquieu zu rechtfertigen, was ist, und unsere Einrichtungen mit einem trügerischen Firniß zu übertünchen. Er allein hat die Naturrechte der Menschen erforscht und von Staub und Sand befreit, d. h. hinweggeräumt die äußeren Beziehungen der Schwäche und der Macht, des Reichthums und der Armuth, der Ungleichheit und der Aristokratie jeder Art und so die wahren Grundlagen der Gesellschaft bloßgelegt: er hat gezeigt, daß ihr Gebäude überall schief steht, wo ihm nicht die Zustimmung der Menschen und wechselseitiges Uebereinkommen zur Grundlage dient. Nein, niemals soll man von der Freiheit sprechen, ohne den Zoll der Huldigung abzutragen diesem unsterblichen Rächer der Menschennatur."[1]) Die Großmacht von 1789 war der Fanatismus der Gleichheit und der Menschenrechte und der erste Prediger dieses Fanatismus J. J. Rousseau.



Jean Jacques Rousseau.
Nach dem Kupferstiche von Aug. de St. Aubin (1736—1807), Originalgemälde von de la Tour (1703—1788).

unsere Kraft, unsere Leidenschaft — eine Leidenschaft, die wohl vereinbar ist mit würdigstem Ernst — kurz unsere Beredsamkeit danken wir Rousseau. Unsere Journalisten sind die Sprößlinge des ersteren, unsere Redner die des letzteren." Aeußerung von Lamartine bei Senior: Conversations with Thiers, Guizot etc. London 1878 II, 144.

1) Courrier de Provence N. 20, 24—27 Juillet 1789.

Jean Jacques Rousseau, geboren den 28. Juni 1712 zu Genf, hatte seine Kindheit über Plutarch und andern Romanen verträumt, seine Jugend in fahrendem Abenteurerleben vertrödelt und lebte seit 1741 unter den ärmlichsten Verhältnissen in Paris, als ein ganz unerwartetes Ereigniß ihm seine Sendung offenbarte und seinem umhertastenden Talent den Weg urkräftiger Entfaltung öffnete. In einem Briefe an den Präsidenten von Malesherbes hat er geschildert, welch ein Mensch er in seinen besten Mannesjahren war und wie jenes Ereigniß gleich einem Blitzstrahl in die Finsterniß seines Lebens fiel.[1]) „Eine träge Seele, die vor jeder Anspannung erschrickt und ein Temperament, feurig, gallig, leicht erregbar und bis zum Uebermaß empfindlich für Alles, was es erregt, scheinen in demselben Charakter nicht zusammenwohnen zu können und doch machen diese beiden Gegensätze den Kern meines Wesens aus. Diesen Widerspruch principiell zu lösen, bin ich außer Stande, aber er ist vorhanden; ich fühle ihn, nichts ist gewisser und ich kann aus den Thatsachen wenigstens eine Art Geschichte desselben geben, die ihn begreiflicher macht. In der Kindheit habe ich mehr Thätigkeitstrieb gehabt, aber nie wie ein anderes Kind. Dieser Ekel an Allem hat mich früh in das Lesen geworfen. Mit sechs Jahren bekam ich Plutarch in die Hände, mit acht kannte ich ihn auswendig; ich hatte alle Romane gelesen; sie hatten mir Eimer von Thränen entlockt vor dem Alter, in dem man für Romane empfänglich ist. So bildete sich in mir der Geschmack fürs Heroische und Romantische, der bis heute in stetem Wachsen geblieben ist und mir schließlich Alles unleidlich gemacht hat, was nicht meinen thörichten Träumen glich. So lange ich jung war, glaubte ich noch in der Welt dieselben Menschen zu finden, die ich in meinen Büchern kennen gelernt hatte, ich gab mich ohne Rückhalt Jedem hin, der mir zu imponiren wußte durch einen gewissen Jargon, durch den ich mich allezeit habe foppen lassen. Ich war thätig, weil ich närrisch war: in dem Maß als die Enttäuschungen kamen, wechselte ich auch in Geschmack, Neigungen und Plänen; in all den Wechseln aber verlor ich Zeit und Arbeit, weil ich immer suchte, was nicht war. Als ich mehr Erfahrung gewann, verlor ich nach und nach die Hoffnung, es zu finden und folglich die Lust, es zu suchen. Verbittert durch die Unbilden, die ich erlitten, wie durch die, deren Zeuge ich gewesen war, oft bekümmert über die Verirrungen, in die mich selber böses Beispiel oder die Gewalt der Umstände hineingerissen hatte, wandte ich mich mit Verachtung ab von meinem Jahrhundert und meinen Zeitgenossen und da ich fühlte, daß ich in ihrer Mitte doch nie eine Stellung finden würde, die mein Herz befriedigte,

1) Quatre lettres à M. le président de Malesherbes, contenant le vrai tableau de mon caractère et les vrais motifs de toute ma conduite in den Oeuvres complètes de J. J. Rousseau. Nouvelle édition, avec des notes historiques et critiques; augmentée d'un appendice aux confessions par Musset-Pathay. Bruxelles 1828. XXXII, 165—191. Der hier gemeinte zweite Brief ist datirt Montmorency 12. Januar 1762.

so habe ich dieses mehr und mehr abgelöst von der menschlichen Gesellschaft und mir in meiner Einbildung eine eigene Welt geschaffen, die mich um so mehr entzückte, als ich sie hegen konnte ohne Schmerz, ohne Gefahr und die ich immer treu und so erfand, wie ich sie brauchte." Mit weniger selbstgefälligem Pathos und deshalb mit mehr Wahrheit als später in den Bekenntnissen hat Rousseau in dieser Selbstschau sein Wesen gezeichnet. Der Widerspruch, den er darin beobachtete, war und ist keineswegs so ausnahmsweise, wie er meinte; schon Ludwig XIV. ist in seiner Kapelle zu Versailles gepredigt worden von den zweierlei Wesen, die im Innern desselben Menschen sich unaufhörlich geheimnißvoll bekämpfen, und der Monarch hat dabei gemurmelt: „Ich kenne sie, diese beiden Menschen;" er war nur greller, schroffer in ihm geworden, als in Andern, aus einem sehr einfachen Grunde, den er freilich nie eingesehen hat. Dieser Träumer mit der unsäglich empfindsamen, allezeit zum Weinen bereiten Seele, dieser Phantast mit dem stolzen, ungebändigten Herzen und dem vermessenen Anspruch, überall eine Welt für sich zu haben und zu sein, hatte nie gelernt, was Arbeit, Pflicht und Selbstverleugnung heißt. Alle Qual, alles Unglück seines Lebens kam her von der fessellosen Eigenmacht der Triebe seines Innern, auf deren frühzeitiger Bändigung die seelische Gesundheit des Menschen ruht, von der Ohnmacht seines Willens, dieser Gefühle Herr zu werden, von der Schlaffheit jener Seelenkraft, die das Rückenmark des Charakters bildet, die durch Arbeit erzogen und geschult, durch Selbstüberwindung gestählt, frischweg das Leben anfaßt mit stolzem Hoffen und Glauben, aber ohne eitle phantastische Träumerei.

Dem Leben Rousseaus fehlte Alles, was ein Menschendasein adelt, ihm Zweck, Werth, Inhalt verleiht, als im Jahr 1749 die Akademie zu Dijon die Preisfrage stellte: Hat die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften beigetragen, die Sitten zu veredeln?

„Ich war," erzählt Rousseau, „unterwegs, um Diderot zu besuchen, der in Vincennes gefangen saß; ich hatte einen Mercure de France in der Tasche und im Gehen fing ich an darin zu blättern. Mein Blick fällt auf die Frage der Akademie zu Dijon, die Anlaß gegeben hat zu meiner ersten Schrift. Wenn je etwas einer plötzlichen Inspiration ähnlich war, so war es die Gemüthsbewegung, die mich beim Lesen dieser Zeilen ergriff. Urplötzlich erglänzten vor meinem geblendeten Geiste tausend Lichter; ganze Fluthen lebendiger Ideen traten auf einen Schlag vor ihn hin mit einer Gewalt und einem Gewoge, daß ich fast die Besinnung verlor; der Kopf schwindelte mir wie im Rausch. Ein heftiges Herzklopfen befiel mich, hob mir die Brust, der Athem versagte mir zum Weitergehen, ich ließ mich nieder unter einem der Bäume am Wege und blieb so eine halbe Stunde in solcher Erregung, daß ich beim Aufstehen meine ganze vordere Weste von Thränen durchnäßt sah, ohne bemerkt zu haben, daß ich geweint hatte. O Herr! Hätte ich je den vierten Theil dessen, was ich unter jenem Baum geschaut und gefühlt, niederschreiben können, mit welcher Klarheit hätte ich

dargestellt die Widersprüche des Gesellschaftssystems, mit welcher Kraft hätte ich alle Mißbräuche unserer Einrichtungen zergliedert, mit welcher Einfalt hätte ich dargethan, daß der Mensch gut ist von Natur und daß die Menschen schlecht werden einzig durch die Schuld jener Einrichtungen! Alles, was ich habe festhalten können von jener Fülle großer Wahrheiten, die mich unter jenem Baum in einer Viertelstunde erleuchteten, ist nur in sehr schwachem Nachbild zerstreut in meinen drei Hauptschriften, nämlich jener ersten Rede (über die Künste und Wissenschaften), in der über die Ungleichheit und der Abhandlung über Erziehung; diese drei Werke sind unzertrennlich und bilden zusammen ein Ganzes."

So ist die erste der Schriften Rousseaus entstanden,[1]) die seinen Namen berühmt gemacht und über seine Laufbahn als Schriftsteller wie über den Gang seines Lebens für immer entschieden haben. An der Wahrhaftigkeit seiner Erzählung wird nur der zweifeln, der diese Schriften nicht gelesen, von der Eigenart des Verfassers keine Vorstellung hat. So wie diese Reden geschrieben sind, schreibt keiner, der erst einen Freund fragen muß: soll ich antworten mit Ja oder Nein? und der sich auf dessen Rath für das Nein entscheidet, weil paradoxe Unwahrheit mehr Glück mache als triviale Wahrheit.[2]) Rousseau glaubte, was er schrieb: das war der eine Grund seines gewaltigen Erfolges. Und es war auch mehr Wahrheit in seinen absonderlichen Sätzen, als die Schöngeister wollten gelten lassen: das war der andere Grund des tiefen Eindrucks, den er machte. Die Schlüsse, aus denen Rousseau die Verwerflichkeit der Cultur an sich folgern will, sind ohne Ausnahme falsch: die Richtigkeit der Vordersätze zugestanden, würden sie höchstens ergeben, daß in demselben Volk, ja in denselben Kreisen dieses Volks neben hochgesteigerter Geistesbildung eine erschreckende Unsittlichkeit bestehen kann und daß diese im Firniß der Civilisation noch weit abscheulicher ist als in der Gestalt nackter Barbarei. Aber schränkt man seine ausschweifenden Urtheile ein auf das Beobachtungsfeld, von dem er ausgeht, von dem er eigentlich handelt, auf das culturstolze Frankreich jener Tage, auf die Welt der Salons und der Bureaux d'esprit, so entdeckt man überraschende Wahrheiten, Beobachtungen von einleuchtender Richtigkeit und Schilderungen von überzeugender Treue. Diese ganze Welt sprühenden Witzes, funkelnder Geistesblitze und raffinirten Lebensgenusses sah sich eben grundverschieden an, je nachdem man zu den mit vollen Zügen Genießenden oder wie Rousseau zu den Parias, zu den Almosenempfängern der Gesellschaft gehörte. Für die Schattenseite dieses gleißenden Bildes hatte nur der Sinn und Verständniß, der eben sein eignes Leben im Schatten desselben zugebracht, und die Un-

1) Discours qui a remporté le prix de l'académie de Dijon en l'année 1750 sur cette question proposée par la même académie: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs? Oeuvres I, 31—79.
2) Vgl. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke. Leipzig 1866. I, 95 ff. — Morley, Rousseau. London 1873 I, 132.

wahrheit, den Unsegen einseitiger Geistesbildung zu malen standen dem die sattesten Farben zur Hand, der das an sich selbst empfunden, dem, was er an Bildung besaß, nichts als Qual, Unglück und Enttäuschung eingetragen hatte.

Gleich zu Anfang der Rede über die Wissenschaften und Künste findet sich eine Schilderung, die unmittelbar aus dem Leben gegriffen ist. Seit die Kunst zu gefallen, sagt Rousseau, bei uns zum System erhoben worden ist, herrscht in unseren Sitten eine niedrige, trügerische Einförmigkeit und alle Geister scheinen in eine und dieselbe Gußform geworfen zu sein; ohne Aufhören stellt die Höflichkeit ihre Forderungen, ertheilt die Wohlanständigkeit (bienséance) ihre Befehle; ohne Unterlaß folgt man feststehendem Brauch, aber nie dem eignen Genius. Man wagt nicht mehr zu scheinen, was man ist, und in diesem beständigen Zwang werden alle Menschen der großen Heerde, die man Gesellschaft nennt, unter denselben Umständen stets dasselbe thun, wenn mächtigere Beweggründe sie davon nicht ablenken. Man wird folglich nie wissen, wen man vor sich hat: um seinen Freund kennen zu lernen, wird man auf die großen Gelegenheiten warten müssen, d. h. warten müssen, bis es nicht mehr Zeit ist, denn eben für diese Gelegenheiten selber müßte man ihn schon kennen. Und welches Gefolge von Lastern begleitet nicht diese Ungewißheit! Keine aufrichtige Freundschaft, keine wahre Hochachtung, kein begründetes Vertrauen mehr. Verdacht, Argwohn, Furcht, Kälte, Zurückhaltung, Haß, Verrath verbergen sich ohne Unterlaß hinter diesem einförmigen treulosen Schleier der Höflichkeit, hinter dieser gepriesenen Urbanität, die wir der Erleuchtung unseres Jahrhunderts verdanken. Durch Flüche entheiligt man nicht mehr den Namen des Herrn der Welt, aber man lästert ihn, ohne daß unsere empfindlichen Ohren dadurch beleidigt werden. Man rühmt nicht mehr das eigne Verdienst; aber man setzt das Andrer herab. Man sagt seinem Feinde nicht mehr grobe Beleidigungen, aber man verleumdet ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlischt, aber mit ihm die Vaterlandsliebe. An Stelle der verachteten Unwissenheit setzt man einen gefährlichen Pyrrhonismus. Gewisse Ausschreitungen werden geächtet, gewisse Laster werden gebrandmarkt, aber andre werden mit dem Namen Tugend geschmückt: man muß sie entweder haben oder heucheln. — Mag rühmen wer will die Nüchternheit der Weisen unserer Zeit: ich sehe darin nur ein Raffinement der Unmäßigkeit, das mein Lob so wenig verdient, als ihre erkünstelte Einfachheit: das ist die Sittenreinheit, die wir den Wissenschaften und den Künsten zu danken haben.

Dies ist eine der Stellen, die Rousseau in seiner Stärke zeigen; eben dahin gehört die Betrachtung am Schluß, die auf einen der tiefsten Schäden des alten Frankreich aufmerksam macht: „der Fürst unter den Rednern," sagt er, „war Consul in Rom und der größte vielleicht unter den Philosophen war Kanzler von England. Glaubt man, wenn der Eine nur Professor an einer Universität und der Andre nur Inhaber einer mäßigen Pension von

irgend einer Akademie gewesen wäre, ihre Werke hätten nichts gespürt von ihrem Stand? Mögen also die Könige nicht verschmähen, diejenigen in ihren Rath zu rufen, die am fähigsten sind, sie gut zu berathen; mögen sie sich losmachen von dem alten Vorurtheil, das die Hoffart der Großen erfunden hat, daß die Kunst, die Völker zu leiten, schwerer sei als die, sie aufzuklären; als ob es leichter wäre, die Menschen zu freiwilligem Rechthandeln zu bestimmen, als sie mit Gewalt dazu zu zwingen; mögen die Weisen ersten Ranges an ihren Höfen ehrenvolle Zuflucht finden, mögen sie dort die einzige Belohnung empfangen, die ihrer würdig ist, den Beruf, durch ihr Ansehen beizutragen zum Glück der Völker, denen sie Weisheit werden gelehrt haben, dann erst wird man ersehen, was die Tugend, die Wissenschaft und die Autorität in edlem Wetteifer ausrichten, wenn sie vereint arbeiten an dem Glück des Menschengeschlechts. Aber so lange die Macht einzig auf der einen, die Einsicht und die Weisheit einzig auf der andern Seite steht, werden die Weisen selten Großes denken, die Fürsten noch seltner edel handeln und die Völker werden in Niedrigkeit, Verderbniß und Elend bleiben."

Das war ein sehr richtiger Gedanke, der nicht blos für das alte Frankreich galt. Leider stößt dieser sehr richtige Gedanke das ganze System dieser Schrift über den Haufen. Wenn die weisen Männer, welche Fürsten und Völker „aufzuklären" das Zeug haben, zur Lenkung beider berufen werden sollen, dann kann die „Aufklärung" an sich so giftig und gesundheitschädlich nicht sein, wie sie Rousseau vorher mit dem Aufwand seiner ganzen Beredsamkeit geschildert hat. Wenn Tugend und Wissenschaft im Verein die Völker glücklich machen, dann kann zwischen eben dieser Tugend und eben dieser Wissenschaft der Abgrund nicht bestehen, den Rousseau so pathetisch behauptet hat. Nicht Kunst, Wissenschaft, Aufklärung an sich treffen dann die Verwünschungen des Verfassers, sondern lediglich eine bestimmte Gestalt, in der sie zu seiner Zeit in Frankreich erscheinen. Damit fällt denn auch Alles dahin, was Rousseau zum Preise des Naturmenschen gesagt hat, der deshalb Inbegriff aller Tugend und Vollkommenheit sein soll, weil er nicht befleckt ist von dem Laster der Bildung, von dem Aussatz der Aufklärung und Wissenschaft.

Es war Vieles faul und krank in dem Freistaat der Schöngeister Frankreichs, und manche der wundesten Stellen hat Rousseau richtig getroffen. Aber nicht minder krank war die Phantasie, die sich diesen herrlichen Naturmenschen erdichtete. Er ist Rousseaus Seelenweide lebenslang, sein Traum bei Tag und Nacht, das Lieblingsbild, das er sich ausmalt mit Allem, was er in der Wirklichkeit nicht findet, die heimliche Geliebte, an deren Zügen sein trunkenes Auge hängt, die in seinen Armen Körper annimmt, zum Leben erwarmt und ihn selbst mit unnennbaren Wonnen durchschauert. „Man kann nicht," sagt er, „über die Sitten Betrachtungen anstellen, wenn man nicht Gefallen daran findet, sich die Einfalt der Urzeit im Bilde zurückzurufen. Es ist ein schönes Ufer, geschmückt nur von den Händen der Natur, zu dem die Blicke immer zurückkehren und das man mit schmerzlichem Heimweh

immer ferner rücken sieht." An diesem schönen Ufer haben selige Menschen gewohnt, die nichts wußten von Kleiderpracht, Üppigkeit und Kunst, nichts von Zweifel, Aufklärung und Wissenschaft. „Wisset es endlich, ihr Völker, daß die Natur euch bewahren wollte vor der Wissenschaft, wie eine Mutter den Händen ihres Kindes eine gefährliche Waffe entreißt; daß alle Geheimnisse, die sie euch verbirgt, ebenso viel Übel sind, vor denen sie euch schützt, und daß die Mühe, die euch das Lernen kostet, keine ihrer kleinsten Wohlthaten ist. Die Menschen sind verderbt, aber sie wären noch verderbter, wenn sie das Unglück gehabt hätten, als Gelehrte auf die Welt zu kommen."

Das ist die Vorrede des Romans vom homme sauvage, dessen farbenreiche Ausführung der Inhalt von Rousseaus zweiter Preisschrift, der „Rede über Ursprung und Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen" bildet.[1]) Diesen seinen zweiten Wurf hat Rousseau mit einem Schwung und einer Zuversicht gethan, wovon der erste nur schüchterne Vorboten erkennen läßt. In seiner ganzen Lebensstellung war eben ein durchgreifender Wandel vor sich gegangen; er war, wie er sich mit hochklopfendem Herzen eingestand, über Nacht ein berühmter Mann, mehr als das, ein andrer Mensch geworden. Rousseau lag krank zu Bett, als seine gekrönte Preisschrift erschien; Freund Diderot hatte den Druck besorgt und schrieb ihm schon in den ersten Tagen nach der Ausgabe: „Es schlägt ein über alle Maßen; nie hat man einen ähnlichen Erfolg gesehen." Diese Gunst, sagt Rousseau, um die ich nicht geworben, bei einem Publikum, dem ich ganz unbekannt war, gab mir die erste wahrhafte Versicherung meines Talentes, an dem ich, trotz einer inneren Stimme, bis dahin stets gezweifelt hatte.[2]) Mein Debut führte mich auf einem neuen Wege in eine andere Geisteswelt, deren einfachen und stolzen Haushalt ich nicht ohne Enthusiasmus betrachten konnte. Je mehr ich mich darein versenkte, desto unfähiger wurde ich in der Lehre unserer Weisen Anderes als Irrthum und Thorheit, in unserer Gesellschaftsordnung Anderes als Unterdrückung und Elend zu erkennen.[3]) Mit dem Naturmenschen, den er so begeistert auf die Leinwand geworfen, verglich Rousseau sich selbst und entdeckte einen schreienden Widerspruch; er beschloß ihn zu entfernen und die große „Reform" an Haupt und Gliedern bei sich selber zu beginnen. Er verabschiedete den Zopf, schaffte sich eine runde Perrücke an und ließ sich den Bart wachsen, den er jetzt auch als eine Gottesgabe zum Schmuck des Mannes erkannte: er zog die weißen Strümpfe aus, legte den Degen ab und verkaufte seine Uhr, indem er sich triumphirend sagte: Gott sei Dank, ich brauche jetzt nicht mehr zu wissen, wie viel die Uhr ist. Viel Luxus war es gerade nicht, dessen er sich zu entledigen hatte, aber da war noch ein Vorrath von 42 sehr schönen Hemden, für die er bisher eine be-

---

1) Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes, erschienen 1754. Oeuvres II, 33—128. 2) Confess. partie II, 8 (Oeuvres XXX, 143). 3) Conf. II, 9.

sondere Vorliebe gezeigt. Es fand sich ein Menschenfreund, der ihn von dieser „Sklaverei befreite", indem er ihm eines Nachts die sämmtliche Wäsche stahl, und Rousseau sah sich von seiner „Leidenschaft für schöne Wäsche" glücklich geheilt.[1]) Seine Therese bedurfte solcher Reform nicht: sie war noch ganz das unverbildete Naturkind, das er um 1743 oder 1745 in der schmutzigen Herberge nahe der Sorbonne aufgelesen und sammt der Mutter, der Frau Le Vasseur, zu sich genommen hatte. Rousseaus Therese konnte nicht lesen, nicht schreiben und nicht rechnen. Sie konnte buchstäblich keine drei zählen, hat nie die Reihenfolge der Monate behalten, und wie winzig folglich der Vorrath an Sachen sein mußte, von denen ihr Gespräch allenfalls hätte handeln können, ihr Vorrath an Worten war noch kleiner, und selbst diesen kleinen Vorrath beherrschte sie nicht: sie sagte oft das Gegentheil dessen, was sie sagen wollte. Mit diesem weiblichen Wesen hat Rousseau gelebt wie Mann und Frau, ohne mit ihr verheirathet zu sein und — wie er seinen überraschten Lesern betheuert[2]) — auch ohne sie zu lieben; ihre fünf Kinder aber schickte er nach einander als „pflichttreuer Bürger und Vater", als „Mitglied der platonischen Republik" dorthin, wo für deren leibliches und geistiges Wohl besser gesorgt war, als bei ihren Eltern, nämlich ins Findelhaus, und bedauerte, daß ihm in seiner Kindheit nicht dieselbe Gutthat wiederfahren war. Die Zeit, da er diese Vaterpflicht zum dritten Mal zu erfüllen hatte, war eben die, in welcher der Erfolg seiner Preisschrift den „Keim von Heroismus und Tugend" in ihm zur Reife brachte, den „sein Vater, sein Vaterland und Plutarch in die Seele des Kindes gepflanzt hatten", wo er den Entschluß faßte, mitten unter verderbten Sklavenseelen, frei und tugendhaft ausschließlich seinem Ideal gemäß zu leben, auf die Gefahr, von aller Welt verlacht zu werden.

„Bis dahin," sagt er, „war ich gut gewesen; von da ab ward ich tugendhaft oder wenigstens berauscht von der Tugend. Dieser Rausch hatte in meinem Kopfe angefangen, war aber in mein Herz übergegangen, der edelste Stolz erkeimte darin über den Trümmern der entwurzelten Eitelkeit. Ich heuchelte nichts: ich wurde wirklich der, als der ich erschien, und vier Jahre wenigstens dauerte dieser Gährungszustand in seiner ganzen Stärke. Nichts Großes und Schönes kann in ein Menschenherz kommen, dessen ich nicht fähig war zwischen dem Himmel und mir. Daher entstand so plötzlich meine Beredsamkeit; daher das wahrhaft himmlische Feuer, das sich in meine ersten Schriften ergoß und von dem in vierzig Jahren nicht der kleinste Funke aufgezuckt hatte, weil es eben noch nicht entzündet war. Ich war wirklich neugeschaffen: meine Freunde, meine Bekannten erkannten mich nicht mehr. Ich war nicht mehr der schüchterne, mehr blöde als bescheidene Mensch, der

1) Conf. II, 8. 2) Conf. II, 9 (S. 225). Que pensera donc le lecteur quand je lui dirai, dans toute la vérité qu'il doit maintenant me connaître, que du premier moment que je la vis jusqu'à ce jour, je n'ai jamais senti la moindre étincelle d'amour pour elle?

sich nicht zu zeigen, nicht zu sprechen wagte, den ein Scherzwort außer Fassung brachte, ein Weiberblick erröthen machte. Keck, stolz, unerschrocken trug ich überall eine um so festere Zuversicht zur Schau, als sie einfach war und mehr in meiner Seele als in meiner Haltung ruhte. Die Verachtung, die mir mein tiefes Nachdenken wider die Sitten, Grundsätze und Vorurtheile meines Jahrhunderts eingeflößt, machte mich unempfindlich gegen die Spöttereien derer, die damit behaftet waren, und ihre schalen Witze zermalmte ich mit meinen Kernsprüchen, wie man ein Insekt mit den Fingern zerdrückt. Welch ein Wandel! Ganz Paris wiederholte die herben und beißenden Sarkasmen desselben Mannes, der zwei Jahre vorher und zehn Jahre nachher nie gewußt hat, was er sagen und wie er reden sollte." [1])

Dies war die Stimmung, in der er zur Beantwortung einer zweiten Preisfrage der Akademie zu Dijon im Jahr 1753 die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen untersuchte.

Das Vollgefühl eines Propheten, der seiner Gemeinde sicher ist und nach den Ungläubigen längst nicht mehr fragt, athmet sogleich aus dem dröhnenden pathetischen Vorwort: O Mensch, aus welchem Lande du auch seiest, welche Meinung du haben magst, höre zu, dies ist deine Geschichte, so wie ich sie zu lesen glaubte, nicht in den Büchern von deines Gleichen, denn die lügen, sondern in der Natur selbst, die niemals lügt. Alles was von ihr ist, wird wahr sein; falsch kann nur sein was ich von dem Meinigen hinzugethan habe, ohne es zu wollen. Die Zeiten, von denen ich sprechen will, liegen sehr weit zurück: wie hast du dich verändert im Vergleich mit dem, was du warst! Das Leben deiner Gattung, sozusagen, will ich dir beschreiben nach den Eigenschaften, die du empfangen hast, die durch Erziehung und Gewohnheiten verunedelt, aber nicht zerstört werden konnten. Es gibt, ich fühle es, ein Lebensalter, in dem der Einzelmensch Halt machen möchte: du wirst das Alter suchen, in dem du wünschen möchtest, daß deine Gattung Halt gemacht hätte. Unzufrieden mit deinem gegenwärtigen Zustande aus Gründen, welche deiner unglücklichen Nachkommenschaft noch größere Unzufriedenheit weissagen, möchtest du vielleicht wünschen, rückwärts zu schreiten, und dieser Wunsch soll das Lob deiner ältesten Ahnen, die Verurtheilung deiner Zeitgenossen und der Schrecken derer sein, die das Unglück haben werden nach dir zu leben. [2])

Auf die Frage: wann ist die Ungleichheit unter den Menschen entstanden? — antwortet Rousseau: im Augenblick, da die Menschen aufhörten Naturmenschen zu sein; und auf die weitere Frage: worin drückte sich der Austritt aus dem Naturdasein am vollständigsten und unwiderruflichsten aus? — lautet seine Antwort: in der Anerkennung persönlichen Eigenthums und in der Unterwerfung unter eine Staatsgewalt. Eines wie das andere ist wider die natürliche Gleichheit und Freiheit des Menschen und konnte folglich

1) S. 229/30. 2) Oeuvr. II, 36/37.

nur durch Ueberlistung seiner Einfalt, durch Mißbrauch seiner Schwäche gelingen. Beide Vorgänge hat Rousseau in seiner Weise versinnlicht. Die Entstehung des persönlichen Eigenthums schildert er in der berühmten Stelle: „Der Erste, der ein Stück Land mit Pfahl und Graben einschloß und den Einfall hatte zu sagen: „Dies ist mein" und Leute fand, einfältig genug, ihm zu glauben — war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wieviel Verbrechen, Kriege, Mordthaten, wie viel Graus und Elend würde dem Menschengeschlechte der erspart haben, der die Pfähle ausgerissen, den Graben zugeschüttet und zu seinen Mitmenschen gesagt hätte: Höret ihn nicht an, den Betrüger; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte Allen, die Erde Niemand gehört."[1])

Nachdem es einmal Eigenthum gab, gab es auch Reiche und Arme, d. h. Krieg Aller gegen Alle und aus diesem ging eine Lage hervor, die den Reichen leicht machte, die Stiftung einer zu ihrem Schutze bestimmten Staatsgewalt als einen Segen darzustellen, den die Armen um des eignen Heiles willen wünschen müßten. Da vernahm man die arglistige Rede: „Vereinigen wir uns, um die Schwachen gegen Unterdrückung zu schützen, die Ehrgeizigen im Zaum zu halten und Jedem den Besitz dessen zu sichern, was ihm gehört. Richten wir Ordnungen des Rechts und des Friedens auf, denen Alle zu gehorchen haben, die für Niemand eine Ausnahme machen und die in etwas die Launen des Zufalls ausgleichen, indem sie den Starken und den Schwachen wechselseitigen Pflichten unterwerfen. Mit einem Worte, statt unsere Kräfte gegen uns selbst zu kehren, vereinigen wir sie zu einer obersten Gewalt, die uns nach weisen Gesetzen regiere, alle Glieder des Verbandes schütze und vertheidige, die gemeinsamen Feinde abwehre und uns in ewiger Eintracht erhalte." Dieser Aufruf fand Glauben. In der Meinung, ihre Freiheit sicher zu stellen, liefen Alle ihren Ketten entgegen: sie hatten Verstand genug, um die Vortheile einer staatlichen Ordnung zu begreifen, aber nicht Erfahrung genug, um ihre Gefahren vorauszusehen. Die, welche die künftigen Mißbräuche am klarsten durchschauten, waren eben die, welche davon Nutzen zu ziehen hofften und selbst die Weisen sahen, daß sie den einen Theil ihrer Freiheit opfern mußten, um den andern zu erhalten, wie ein Verwundeter sich einen Arm abhauen läßt, um den Rest seines Körpers zu retten. Dies war, dies muß der Ursprung der Gesellschaft und der Gesetze gewesen sein, welche dem Armen neue Fesseln, dem Reichen neue Kräfte gaben, die natürliche Freiheit unwiderruflich vernichteten, das Gesetz des Eigenthums und der Ungleichheit für immer festsetzten und, zum Vortheil einiger Ehrgeizigen, das ganze Menschengeschlecht der Arbeit, der Knechtschaft, dem Elend auf ewig unterwarfen.[2])

So lautet die Lehre, durch die Rousseau der philosophe républicain des jungen Frankreich geworden ist. Er selbst sagt, an revolutionärer

1) S. 81/82. 2) S. 102/3.

Kühnheit habe auch der Contrat social diese Rede über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen nicht übertroffen und das ist vollkommen richtig. Wer die gesammte Ordnung der Gesellschaft und des Staates auf Betrug und Vergewaltigung der Völker durch eine Hand voll abgefeimter Gauner zurückführte, der sprach aus, was überhaupt nicht mehr überboten werden konnte. Das Recht, ja die Pflicht, alles Bestehende in die Luft zu sprengen, sobald man die Macht dazu hatte, war damit zum ersten Mal ganz nackt und zweifellos hingestellt. In der Sache darüber hinaus zu gehen war ganz unmöglich, nur in den Mitteln, auf die Leidenschaften der Massen einzuwirken und ihnen durch lockende Ausmalung eines neuen Staats- und Gesellschaftsideals für das Geschäft des Umsturzes das gute Gewissen zu geben, war noch eine Steigerung möglich, und auch dafür boten die Schriften Rousseaus ergiebige Anregung, nur daß sich hier unseren Augen überall Blößen und Widersprüche offenbaren, für die jene Zeit wenig oder gar kein Verständniß hatte. An Stelle des Culturmenschen, den Rousseau verdammt, sammt Allem, wodurch und wovon er lebt, braucht man sich nur seinen Naturmenschen recht klar vorzustellen, um zu sehen, wie falsch und unmöglich seine ganze Lehre ist. Grob, aber richtig ausgedrückt, ist dieser Naturmensch gar kein Mensch mehr, sondern er ist ein Thier und Alles, was ihn über dieses erhebt, das ist wider seine Natur, wider seine Bestimmung. Rousseau scheut sich nicht auszusprechen: der Zustand des Nachdenkens ist ein widernatürlicher Zustand und der Mensch, der nachdenkt, ist ein entartetes Thier.[1]) Da Thier und Mensch von der Natur gleich behandelt worden sind, so sind alle Bequemlichkeiten, die sich der Mensch den Thieren voraus verschafft, ebensoviel besondere Ursachen seiner fortschreitenden Entartung.[2]) Der Erste, der sich Kleider oder eine Wohnung machte, gab sich damit entbehrliche Dinge, denn früher war er ja ohne sie ausgekommen[3]) u. s. w. In dem untrüglichen Buche der Natur, das er zuerst aufgeschlagen haben wollte, hat Rousseau gelesen, was lediglich in seinem eignen Kopfe stand. Es ist ja nicht wahr, daß Mutter Natur Thier und Mensch gleich behandelt und gleichmäßig ausstattet, vielmehr hat sie's so eingerichtet, daß der Mensch, was das Thier theils mitbringt, theils fertig vorfindet oder ganz entbehren kann, durch Arbeit sich selbst verschaffen muß; die Kleidung, die dem Thier am Leibe wächst und wieder wächst, ist dem Menschen nicht gegeben; zum Wohnen in Höhlen und auf Bäumen ist er nicht gemacht und von Wurzeln, Kräutern und Beeren allein kann er nicht leben. Die Natur, die den Menschen ohne Kampf, Mühe und Arbeit wohnen, leben und ernten läßt, lebt nur in der Phantasie des Träumers, der nicht weiß, daß die Arbeit den Menschen zum Menschen und die Güter der Natur zu seinem Eigenthume macht. Nur wer davon gar nichts wußte, konnte das Eigenthum so entstehen lassen, wie Rousseau das gethan hat. Er hat sich nicht

1) l'homme qui médite est un animal dépravé. S. 44. 2) S. 46. 3) S. 47.

gefragt, ob je einem Menschen eingefallen sein kann, ein unbebautes Stück Land mit Pfahl und Graben zu umgeben und ob nicht der, der seinen selbstbestellten Acker mit einem Zaun umgab, wirklich ein Recht hatte, zu sagen: Dies ist mein, hier habe ich gesät und gepflügt, und hier darf Niemand ernten außer mir. Rousseau wußte nichts von der Pflicht der Arbeit, folglich kannte er auch nicht das Recht auf den Ertrag der Arbeit, aus dem allein das Recht des Eigenthums logisch und geschichtlich hergeleitet werden kann. In dem Frankreich, das ihn umgab, sah Rousseau oben eine Minderheit prunkender Müssiggänger und unten Millionen, die in tiefem Elend arbeiten mußten, damit jene von des Lebens Nothdurft nichts erfuhren. Dieser Zustand erschien ihm wider die Natur und war es auch, aber nicht minder wider die Natur war der Zustand, den er ihm als den allein naturgemäßen gegenüberstellte, das Paradies, in dem alle Menschen das gleiche Recht haben und genießen, als freie, d. h. müssige Kostgänger in dem verschwenderisch freigebigen Haushalt der Natur zu leben. Die ganze Freiheit und Gleichheit des Naturmenschen Rousseaus läuft schließlich auf das Glück müssigen Träumens hinaus, das schon sehr viel von seiner ursprünglichen Reinheit eingebüßt hatte, als der thierische Instinkt durch das leidige Nachdenken und der wohl lautende „Schrei der Natur" durch das Sprechen verdrängt ward, das die Natur dem Menschen nicht so schwer gemacht hätte, wenn sie ihn durchaus für die Geselligkeit hätte schaffen wollen.[1])

Mit so groben Irrthümern und so gefährlichen Trugschlüssen behaftet ist die neue Weltanschauung in die Literatur getreten, die, wie wir sehen werden, den Dichtern der Menschheit den Natursinn und die Naturempfindung, ihren Erziehern aber so manches Geheimniß der Menschennatur erschließen sollte. Der Mann, der diesen Weg zuerst beschritten, hatte in den Blüthetagen seines Talents einen Freund, den er und der ihn ganz zu verstehen glaubte, das war der ausgezeichnete Denker und Schriftsteller, der dem Naturerkennen im Geistesleben seines Volkes zuerst die Stellung anwies, die ihm seitdem verblieben ist, ich meine Diderot, den Unternehmer der großen Encyklopädie.

1) S. 58—64.

V. Diderot. — Quesnay.

Denis Diderot,[1]) am 5. Oktober 1713 zu Langres in der Champagne geboren, dankte dem Unterricht der Jesuiten eine ausgezeichnete formale Bildung, seinem rastlosen Selbststudium ein umfassendes Wissen in den verschiedensten Fächern und seinem Genie eine Gabe der Aneignung, Beobachtung und Darstellung, die selbst von Voltaire nicht übertroffen worden ist. Was diesen Mann mit dem Sonderling J. J. Rousseau jahrelang in enger Freundschaft verband, wird klar, wenn man Diderots Schwärmerei für die Schönheit der Natur, seinen lebenslänglichen Kampf um die Alleinherrschaft des Naturwahren in jeder Kunst und vor Allem die meisterhafte Schilderung kennt, die er in seinem Dialog „Rameaus' Neffe"[2]) von einem Virtuosen in der Kunst des Mißbrauchs aller Talente und Fertigkeiten des civilisirten Menschen entwirft.



DENIS DIDEROT

De l'Académie des Sciences de Berlin

A Paris chés le Bas, Graveur Pensionnaire du Roi, et Conseiller en son Académie de Peinture, Sculpt. et Graveur rue de la Harpe.

Nach dem Kupferstiche von David, einem Schüler von le Bas (1707—1783), Originalgemälde von L. M. van Loo (1707—1771).

Diderots Weltruf rührt her von einem gewaltigen wissenschaftlichen Unternehmen, das er mit Jugendkühnheit begann und mit heldenhaftem Ein=

1) C. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke I—II. Leipz. 1866. — Assézat, Oeuvres complètes de Diderot, Paris 1875—77, 20 Bde. 2) Oeuvres compl. V.

satz seiner besten Manneskraft auch glücklich zu Ende führte; es ist die große Encyklopädie, deren Begründer, Ordner, Lenker und fleißigster Mitarbeiter er war, die er als sein Lebenswerk betrachten durfte, und der er eine Treue und Ausdauer ohne Gleichen gewidmet hat. Wenn von diesem Werk die Rede ist, so denkt sich die Masse der Leser ein Buch, das die verderbliche Weisheit des Materialismus und Atheismus aus dem engen Kreise der Wissenden auf den offenen Markt gebracht und in kleinen Münzen unter das Volk geworfen habe. Den Wenigsten ist gegenwärtig, daß dieses Sammelwerk, aus 28 Quartbänden schwersten Kalibers bestehend, schon vermöge seines Umfangs nicht zu jener leichten Waare zählte, mit der der Lesepöbel seinen Aufklärungsdurst hastig befriedigt.[1]) Man thut dem Werke wie dem Mann schweres Unrecht, wenn man beide heute noch einzig unter dem Gesichtspunkt beurtheilt, unter dem sie zur Zeit des Erscheinens von den Jesuiten und nur von diesen beurtheilt worden sind. Unbefangener, weniger einseitig als es bis zur Stunde meist geschieht, sollte man aus dem Buche selber sich zunächst die Frage beantworten: Was wollte dieses erste umfassende Nachschlagebuch im Gesammtreich des Wissens, das in französischer Sprache herausgekommen ist, und was hat es geleistet im Vergleich mit seiner gigantischen Aufgabe? Was war es werth, nicht als ein Rüstzeug bestimmter Ansichten, die unter seinen Käufern und Lesern wahrhaftig nichts Neues waren, sondern als ein Vorrathshaus positiven Wissens, sachlicher Kenntnisse, als Hilfsmittel zum Aufschluß der Kammern des Welt- und Geisteslebens? „Der Zweck einer Encyklopädie," sagt Diderot, „ist, die Kenntnisse zu sammeln, die über die Oberfläche der Erde zerstreut sind; ihr allgemeines System den Menschen darzulegen, mit denen wir leben, und zu überliefern den Menschen, die nach uns kommen werden, damit die Arbeiten vergangener Jahrhunderte nicht vergebliche Arbeit seien für die Jahrhunderte, die folgen, damit unsere Neffen mehr Wissen und zugleich damit mehr Tugend und Glück erwerben, und damit wir nicht sterben, ohne uns wohl verdient gemacht zu haben um das menschliche Geschlecht."[2]) Diesen Worten des Herausgebers haben auch die Leser den Standpunkt ihres Urtheils zu entnehmen, und sobald sie das thun, offenbart sich ihnen der tiefe männliche Ernst in dem Wesen dieses Mannes und in der Anlage seines größten Werkes.

Diderot war, zumal in seiner Jugend nicht frei von arger Frivolität — die bijoux indiscrets[3]) bezeugen es — aber zur Herrschaft ist sie nie über ihn gelangt; in einem Kampf, in dem Unzählige ihr besseres Selbst verloren, hat er den Kopf oben und das Herz gesund zu halten gewußt. „Auch ich," sagt er zu Rameaus' Neffen, „habe Sinnlichkeit und verschmähe

1) Beiläufig sei bemerkt, daß von den eigentlichen Predigern des Materialismus Holbach nur chemische und mineralogische Artikel geliefert hat, La Mettrie und Helvetius aber nicht Mitarbeiter an der Encyklopädie gewesen sind; gegen des letzteren Buch sur l'homme s. Diderots Réfutation, Oeuv. II, 274—456. 2) Artikel: Encyclopédie abgedr. Oeuvres compl. XIV, 415—503. 3) Oeuvres compl. IV.

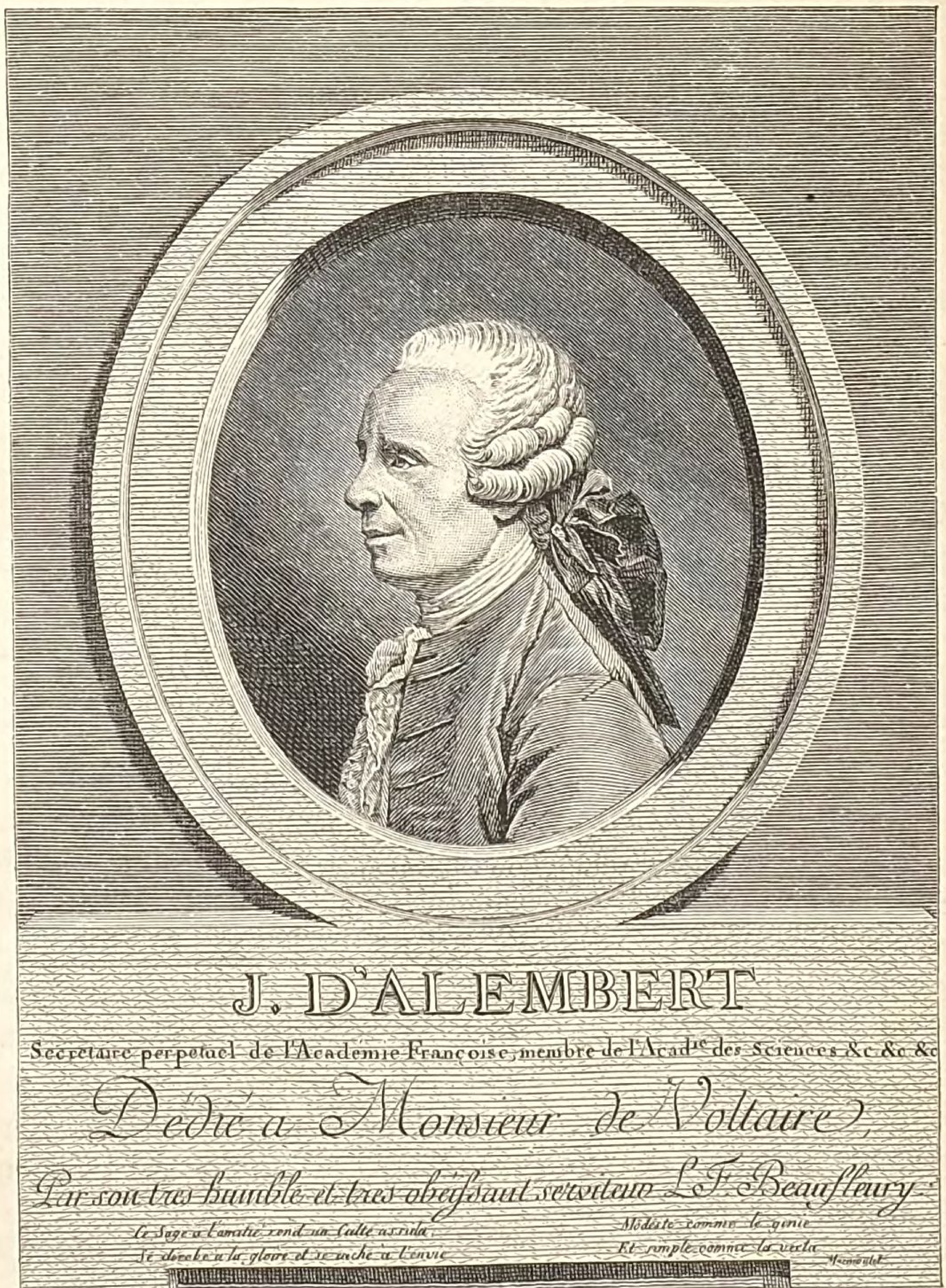
nicht, was ihr Genuß macht, auch ich liebe gutes Essen, feine Weine und holde Frauen — aber ich verhehle Ihnen nicht, unendlich viel süßer ist es für mich, dem Unglücklichen zu helfen, eine dornenvolle Sache zu entwirren, einen heilsamen Rath zu geben, ein gutes Buch zu lesen, einen Spaziergang zu machen mit einem Freunde oder einer Freundin, die meinem Herzen theuer ist, eine gute Seite zu schreiben, die Pflichten meines Standes zu erfüllen und der, die ich liebe, ein paar zärtliche und warme Worte zu sagen, die bewirken, daß ihre Arme meinen Hals umschlingen. Ich kenne so manche Handlung, die ich gethan haben möchte um den Preis von Allem was ich besitze: der Mahomet ist ein herrliches Werk, aber höher stände mir der Ruhm, das Andenken Calas' gerettet zu haben. Einer meiner Bekannten war nach Cartagena geflüchtet: er war der jüngere Sohn seines Hauses und gehörte einer Gegend an, wo nach dem Brauch alles Vermögen dem Erstgebornen zufällt. Dort vernimmt er, daß sein ältester Bruder, ein verwöhntes Kind, die allzu nachgiebigen Eltern um ihr ganzes Besitzthum gebracht, sie aus ihrem Schlosse verjagt hat, daß die guten Alten in einer kleinen Stadt der Provinz in Dürftigkeit schmachten. Was thut der Nachgeborene, der von den Eltern hart behandelt, in der Ferne sein Glück hat suchen müssen? Er schickt ihnen Unterstützung, eilt herbei, ihre Angelegenheiten zu ordnen, kommt reich zurück, gibt Vater und Mutter ihren Wohnsitz wieder und verheirathet seine Schwestern. Ach, mein lieber Rameau, dieser Mann betrachtete jene Zeit als die glücklichste seines Lebens, mit Thränen im Auge erzählte er mir die Geschichte und indem ich sie wieder erzähle, bebt mir das Herz vor Wonne und die Freude erstickt meine Stimme."[1])

Mit allen seinen Schwächen war Diderot ein herzensguter Mensch von einem Seelenadel, den Rousseau verleumdet, weil nie begriffen hat,[2]) und bei all seiner Zweifelsucht, ja seinem Unglauben in religiösen Dingen erfüllt von einer Begeisterung für die Wissenschaft, für Alles, was den Menschen hinaushebt über das Irdische, von deren Feuerkraft die Pharisäer, die ihn schmähten, nicht einen Funken in sich hatten. Und nur solcher Begeisterung konnte der Gedanke an ein Unternehmen dieser Art und die Standhaftigkeit entspringen, die bei seiner Durchführung im Kampf mit tausend Hindernissen unentwegt beharrte.

Diderot war zweiunddreißig Jahre alt, seit Kurzem Gatte und Vater, außerhalb der Zunft der Schriftsteller noch wenig bekannt, als ein paar reiche Pariser Verleger auf den Gedanken kamen, in Frankreich ein ähnliches Geschäft zu machen, wie es in England mit der sog. Encyklopädie von Chambers gemacht worden war. Anfangs versuchte man's mit einer einfachen Uebersetzung und scheiterte. Da wurde Diderot gewonnen; der entwarf sofort den Plan zu einem nach Umfang, Anlage und Methode völlig

1) Oeuvres compl. V, 425/26. 2) S. die überzeugenden Ausführungen von Rosenkranz, „Der Bruch Rousseaus mit Diderot 1757" a. a. O. I, 317—371.

neuen Werk und dieses scheiterte nicht, denn es war vom ersten Tage an in den rechten Händen und mit bewunderungswürdig sicherem Blick und Griff angefaßt worden. Der entscheidende Gedanke war, es hervorgehen zu lassen aus einem ganzen Vereine von gelehrten und künstlerischen Kräften, deren



Nach dem Kupferstiche von 1775 von P. Maleuvre;
Originalzeichnung 1744 von A. Pujos.

jede nach dem Grundsatz der Arbeitstheilung auf ihrem eigentlichen Arbeitsfelde verwendet ward; der ordnende, austheilende und wieder verbindende Geist eines solchen Vereins zu sein, war Diderot mit seinem umfassenden Wissen, seinem Feldherrnblick und seiner unglaublichen Arbeitskraft wie geschaffen und wo er nicht zureichte, griff sein Freund, der berühmte Akademiker d'Alembert ein, den er als Specialisten für Mathematik und als

„Blitzableiter“ wider die Vorurtheile der Zunft zu gewinnen wußte. Unter dem 21. Januar 1746 war den Verlegern das Privileg ausgefertigt worden, die Vorarbeiten waren im vollsten Gang, die Rollen vertheilt, das Material größtentheils beisammen und der Druck der ersten Bände sollte eben beginnen, als Diderot wegen seines „Briefes über die Blinden“ am 29. Juli 1749 in den Donjon von Vincennes geworfen ward. Den verzweifelten Anstrengungen seiner Verleger Briasson, David, Durand, Le Breton gelang es, ihm nach hunderttägiger Haft die Freiheit wieder zu schaffen[1]) und im Jahre 1751 konnte der erste Band der Encyklopädie erscheinen.[2]) Vorher schon war der Prospect Diderots und der discours préliminaire d'Alemberts verbreitet worden; über dies Programm war in dem Journal de Trevoux der Jesuit Berthier hergefallen, und seitdem begleitete das Werk ein leidenschaftlicher Federkrieg mit den Jesuiten Band für Band. Die Jesuiten bewirkten, daß nach dem zweiten Band das Weitererscheinen untersagt ward. Der Minister Graf d'Argenson setzte 1753 die Aufhebung dieses Verbotes durch; aber nachdem die Bände 3—7 erschienen waren, erfolgte im Jahre 1759 ein neues Verbot und nun schien Alles zu Ende. Schon vor diesem letzten Schlage hatte d'Alembert, der ihn kommen sah, den Muth verloren und sich allen Bestürmungen Diderots zum Trotz von dem ganzen Werke losgesagt. Diderot aber blieb fest, mit seinem Genossen Jaucourt arbeitete er in der Stille weiter, als ob nichts geschehen wäre, und im Jahre 1765 schleuderte er die zehn letzten Bände des Textes sammt 5 Bänden Kupferstiche mit einem Mal auf den Markt. In der Vorrede warf er den Druck von sich, unter dem er jahrelang gekeucht, lieh einem gerechten Siegesgefühl ergreifende Worte und trug seinem treuen Waffenbruder den Zoll tiefgefühlten Dankes ab.

„Als wir anfingen,“ sagt er,[3]) „uns mit diesem Unternehmen zu befassen, rechneten wir nur mit den Schwierigkeiten, welche aus dem Umfang und der Manchfaltigkeit seines Gegenstandes hervorgehen mußten, aber das war eine flüchtige Selbsttäuschung, nur allzurasch sollte der Menge physischer Hemmnisse, auf die wir gefaßt waren, eine Unzahl moralischer Hindernisse hinzuwachsen, auf die wir nicht gefaßt sein konnten. Die Welt wird älter,

---

1) Ihre beiden Eingaben an den Minister Graf d'Argenson, Oeuvres compl. XIII. 111—114. 2) Der Titel des vollständigen Werkes lautete: Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers recueilli des meilleurs auteurs et particulièrement des dictionnaires anglais de Chambers, d'Harris, de Dyche etc. par une société de gens de lettres. Mis en ordre et publié par M. Diderot et quant à la partie mathématique par M. d'Alembert, de l'académie royale des sciences de Paris et de l'académie royale de Berlin.

Tantum series juncturaque pollet:
Tantum de medio sumptis accedit honoris.
MDCCLI—MDCCLXXII. Horat.

3) Avertissement du VIII^e^ volume de l'Encyclopédie 1765. Oeuvres compl. XIII, 171—175.

aber sie ändert sich nicht; der Einzelmensch kann sich veredeln, aber die Masse der Gattung wird nicht besser noch schlechter; die Summe der bösen Leidenschaften bleibt dieselbe und die Feinde jeder guten und nützlichen Sache sind zahllos wie ehedem.

Von allen Verfolgungen, die diejenigen zu leiden hatten, welche der gefährliche Ehrgeiz verführt, ihre Namen in das Verzeichniß der Wohlthäter der Menschheit einzutragen, ist uns kaum eine erspart geblieben. Was uns die Geschichte meldet von den Nichtswürdigkeiten des Neides, der Lüge, der Unwissenheit, des Fanatismus, wir haben's erdulden müssen. In zwanzig Jahren unausgesetzter Arbeit können wir kaum einige Augenblicke der Ruhe zählen. Die Tage gingen hin in undankbarer und unablässiger Mühsal und wie viel Nächte haben wir verbracht in Erwartung der Uebel, welche die Bosheit uns zu bereiten suchte! Wie oft sind wir aufgestanden, ungewiß, ob wir nicht dem Schrei der Verleumdung weichen, uns losreißen sollten von Verwandten, Freunden, Mitbürgern, um unter einem fremden Himmel die Ruhe zu suchen, die wir brauchten, um den Schutz zu finden, den man uns anbot! Aber unser Vaterland war uns theuer und wir haben immer noch erwartet, daß das Vorurtheil weichen würde vor der Gerechtigkeit. Das ist eben das Gepräge des Mannes, der sich das Gute vorgesetzt hat, daß sein Muth wächst an den Hindernissen, die man ihm bereitet, während seine Unschuld ihn schützt vor den Gefahren, mit denen man ihn bedroht, oder ihn lehrt sie zu verachten. Der edle Mensch ist eines Enthusiasmus fähig, den der schlechte nicht kennt. Die rechtschaffene und edle Gesinnung, die uns aufrecht hielt, haben wir auch in Anderen gefunden. All unsere Mitarbeiter haben gewetteifert uns zu helfen und wenn unsere Feinde sich Glück wünschten, daß sie uns niedergeschlagen hätten, sind Männer der Wissenschaft und Männer der Welt, die bis dahin nur Worte der Aufmunterung und des Mitleids für uns gehabt, uns thätig zu Hilfe geeilt und haben an unseren Arbeiten Theil genommen. Daß uns nicht gestattet ist, all diese geschickten und muthigen Bundesgenossen der öffentlichen Dankbarkeit namhaft zu machen! Aber da wir nur Einen das Recht haben zu nennen, so wollen wir diesem wenigstens nach Würdigkeit zu danken suchen; es ist der Herr Chevalier de Jaucourt. Wenn wir den Freudenruf des Matrosen ausstoßen durften, der Land entdeckte nach einer dunkeln Nacht, die ihn zwischen Himmel und Wasser in der Irre hielt — so danken wir es Herrn Jaucourt" u. s. w.

Diese Stelle gehört zur Charakteristik des Mannes; eine allseitige Würdigung seines Werkes kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Thatsache ist, daß es durch seinen Text und seine Abbildungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Technologie — die letztere hat vor Diderot Niemand methodisch behandelt — einen unermeßlichen Einfluß geäußert hat; die Artikel aus diesen Fächern sind in alle europäischen Sprachen übersetzt, ausgeschrieben und wieder ausgeschrieben worden; auch die Kupfer hat man

nachgestochen.[1]) Eine so lehrreiche Verbindung von beschreibendem Text mit technischer Veranschaulichung war in diesem Umfang noch nie geboten worden, in der Methode aber, die dabei beobachtet ward, lag ein sehr heilsames Gegengewicht gegen die phantasiereiche Rhetorik, mit welcher Buffon die Naturgeschichte behandelte.

Hier ist das Gebiet, auf dem wir Diderots eigenartige Größe finden. Er ist ein Genie der Beobachtung des Gegebenen, des Schauens, des objektiven Aufnehmens mit allen Sinnen und der treuen Wiedergabe des Geschauten durch eine, so zu sagen, sinnenfällige Darstellung. Kein Meister in irgend einer Kunstübung, ist er ein vorzüglicher Kenner und Beschreiber des Kunstschönen in allen Gestalten; kein Dichter von irgend originaler Schöpferkraft ist er ein Detailforscher des Menschenherzens und des Menschenlebens, dem Keiner gleich kommt; kein Gelehrter, der neue Gebiete des Wissens aufschließt, kein Denker, der den großen Gedanken der Schöpfung systematisch noch einmal denkt, findet er gleichwohl mit untrüglicher Sicherheit die Methode aller Forschung, die den Thatsachen ihr Gesetz, der Vielheit der Erscheinungen die Einheit ablauscht: das beweisen die merkwürdigen „Gedanken über die Deutung der Natur", die er im Jahre 1754 wie Abfälle von seinem großen Sammelwerke erscheinen ließ.[2])

Das Schriftchen war bestimmt „für die jungen Leute, welche sich anschicken die Naturphilosophie zu studiren", und richtete an diese folgende Vorrede: „Junger Mann, nimm und lies. Wenn Du im Stande bist, bis ans Ende dieses Werkes zu kommen, so wirst Du fähig sein, ein besseres zu verstehen. Da ich mir nicht so sehr vorgenommen habe, Dich zu unterrichten, als Dich zu üben, so liegt mir wenig daran, ob Du meine Ideen annimmst oder verwirfst, wenn sie nur Deine ganze Aufmerksamkeit fesseln! Ein Fähigerer wird Dich die Kräfte der Natur kennen lehren; mir wird genug sein, Dich zur Uebung der Deinigen veranlaßt zu haben. Lebe wohl!

Nachschrift. Noch ein Wort und ich entlasse Dich. Halte Dir stets vor Augen, daß die Natur nicht Gott, daß ein Mensch keine Maschine und daß eine Vermuthung keine Thatsache ist, und sei gewiß, du wirst mich nicht verstanden haben, wenn Du irgendwo etwas zu bemerken glaubst, was diesen Grundsätzen widerspricht."

In den Regeln, die nun folgen, sind wahre Goldkörner enthalten. Wir greifen einige derselben heraus: „Die Menschen begreifen schwer, wie streng die Gesetze der Untersuchung der Wahrheit sind und wie beschränkt die Zahl unserer Mittel. Alles läuft darauf hinaus, von den Sinnen zum Nachdenken (réflexion), vom Nachdenken zu den Sinnen zurückzukehren; ohne Unterlaß bei sich einkehren und wieder aus sich herausgehen, ist das Werk der Biene. Man hat viel Land vergeblich abgestreift, wenn man nicht

1) Rosenkranz I, 126. 2) Penseés sur l'interprétation de la nature 1754. Oeuvres compl. II, 1—62.

wachsbeladen in den Stock zurückkehrt. Man hat viel Wachs nutzlos aufgesammelt, wenn man nicht Waben daraus machen kann. — Eine wichtige Lehre, die oft gegeben werden muß, ist die, seine Unzulänglichkeit einzugestehen. Ist es nicht besser, sich das Vertrauen Anderer zu erwerben durch die Aufrichtigkeit eines: Ich weiß nichts — als Worte zu stammeln und sich selber zum Mitleid zu werden, indem man sich abmüht, Alles zu erklären? Wer freimüthig bekennt, daß er nicht weiß, was ihm unbekannt ist, macht mich geneigt ihm zu glauben, was er mir klar machen will. — Das weite Reich des Wissens kommt mir vor wie ein großes Land, auf das dunkle und helle Plätze hingestreut sind. Unser Arbeiten muß zum Zweck haben, entweder die Grenzen der hellen Plätze auszudehnen oder die Lichtmittelpunkte zu vermehren. Das Eine kommt dem Genius zu, der schafft; das Andere dem Scharfsinn, der vervollkommnet. — Wir haben drei Hauptmittel: die Beobachtung der Natur, das Nachdenken und den Versuch. Die Beobachtung sammelt die Thatsachen; das Nachdenken verbindet sie; der Versuch stellt die Richtigkeit der Verbindung auf die Probe. Die Beobachtung muß ausdauernd, das Nachdenken gründlich und der Versuch genau sein. Selten sieht man diese Mittel vereinigt — daher sind schöpferische Geister so ungewöhnlich. — Dem Philosophen geht es oft mit der Wahrheit wie dem schlechten Politiker mit der Gelegenheit, er sieht sie von der kahlen Seite und versichert, sie sei nicht zu fassen, während in demselben Augenblick die Hand des Arbeiters durch Zufall auf ihre Locke fällt. Doch muß man gestehen, unter diesen Handarbeitern der Versuche sind manche sehr unglücklich; einer von ihnen beobachtet sein Leben lang die Insekten und sieht nichts Neues; ein anderer wirft im Vorbeigehen einen Blick auf sie und entdeckt den Polypen oder den Blattlauszwitter. — Der Verstand hat seine Vorurtheile, der Sinn seine Unsicherheit, das Gedächtniß seine Grenzen, die Einbildungskraft ihre Trugbilder, die Instrumente ihre Unvollkommenheit; die Phänomene sind unendlich, die Ursachen verborgen, die Formen vielleicht vorübergehend. Gegen so viel Hindernisse, welche wir in uns finden und die die Natur von außen uns entgegensetzt, haben wir nur eine langsame Erfahrung, ein beschränktes Denken. Das sind die Hebel, mit denen die Philosophie sich vorgenommen hat, die Welt zu bewegen. — Wir haben zwei Arten der Philosophie unterschieden, die experimentale und die rationale. Die eine hat die Augen verbunden, sie schreitet tastend einher, greift nach Allem, was ihr in die Hände fällt und stößt schließlich auf kostbare Dinge; die andere sammelt diese kostbaren Funde und sucht sich eine Leuchte daraus herzustellen; aber diese vermeintliche Leuchte hat ihr bis jetzt weniger genützt als ihrer Nebenbuhlerin das Tasten und das mit Recht. Die Erfahrung vermehrt ihre Bewegungen ins Unendliche; sie ist ohne Unterlaß in Thätigkeit und verwendet auf die Aufsuchung der Phänomene all die Zeit, welche die Vernunft aufwendet, um Analogien zu suchen. Die experimentale Philosophie weiß nicht, was ihrer Arbeit zufallen, nicht was ihr versagt bleiben

wird; aber sie arbeitet ohne Ermüden. Die rationale Philosophie dagegen wägt die Möglichkeiten, entscheidet sich rasch und gibt ihren Wahrspruch ab. Sie sagt keck: man kann das Licht nicht zerlegen; die experimentale Philosophie hört das und schweigt Jahrhunderte lang; dann plötzlich zeigt sie das Prisma und sagt: das Licht zerlegt sich doch. — Die Experimentalphysik kann in ihren guten Wirkungen dem Rathe jenes Vaters verglichen werden, welcher sterbend seinen Söhnen sagte, er habe einen Schatz in seinem Feld verborgen, wisse aber nicht, an welchem Platz. Die Söhne gruben den Acker um und um, den Schatz, den sie suchten, fanden sie nicht, aber sie machten eine überreiche Ernte, die sie nicht erwartet hatten.“ — Die einfachen Wahrheiten, deren Befolgung unser gesammtes heutiges Wissen von Natur und Welt geschaffen hat, kann man nicht richtiger und kürzer ausdrücken, nicht glücklicher veranschaulichen, als dies Diderot in seinen Gedankenspähnen gethan hat. Zu den selbstständigen Forschern zählte er nicht, aber hätten ihn diese zu den Halbwissern gerechnet, so hätten sie ihm schweres Unrecht gethan. Denn gerade das, was Einen, wenn nicht zum Gelehrten erhebt, so doch vom Halbwisser scharf unterscheidet, war ihm eigen: erstens das vollste Verständniß für die allein richtige Methode der Forschung und zweitens der bescheidene Sinn dessen, der nicht mehr zu wissen vorgibt, als er weiß und wissen kann und selbst das offene Bekenntniß des Nichtwissens als ein Verdienst um die Wissenschaft anerkennt.

In epigrammatischen Sätzen, in kurzen, unter sich äußerlich nicht verbundenen Einzelbetrachtungen hat Diderot diese Gedanken aufs Papier geworfen. Das war die Art wie Diderot am liebsten und am besten producirte. Seine ausgezeichnetsten Arbeiten sind Selbstgespräche, in denen die Gegenstände wechseln wie die Bilder im Kaleidoskop, Zwiegespräche, in denen Einer beim Andern die Kunst sokratischer Gedankenentbindung spielend verrichtet; in jenen wie in diesen sprudelt derselbe funkelnde Reichthum von Ideen, originellen Einfällen, überraschenden Vergleichen, findet sich bei aller quecksilbernen Unruhe derselbe lange Athem einer unermüdlich arbeitenden, immer lernenden und neu erzeugenden Natur. — So läßt der Schriftsteller Diderot den Gesellschafter erkennen, dessen Unterhaltungsgabe Alles bezauberte, Alles hinriß, aus dessen Gespräch man in einer Stunde mehr lernte als aus Dutzenden von Büchern und der auch mit der Feder dann am glücklichsten war, wenn er vergaß, daß er nicht sprach, sondern schrieb. In den hergebrachten Gattungen schriftstellerischer Kunst Meisterwerke zu schaffen, war er nicht angelegt; dafür hat er sich in einer neuen eigenen Kunstform zum Meister gemacht; das ist die des Essay, des Feuilleton, wie wir heute sagen.

Bevor wir hier von ihm Abschied nehmen, empfehlen wir dem besonderen Studium des Lesers seine ausgezeichnete Voyage de Hollande von 1774[1]) und setzen aus dem Vorwort derselben, welches die Mittel angibt, mit Nutzen zu reisen, einige Sätze hierher, die noch einmal bezeugen mögen, wie diesem

1) Oeuvres XVII, 362—471.

geistvollen Manne das Bedürfniß und die Kunst der Beobachtung zur zweiten Natur, zum eigentlichsten Lebenszweck geworden war.

Da heißt es: „Das Alter des Reisens ist dasjenige, in welchem die Urtheilskraft gebildet und der Kopf mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet ist; ohne diese beiden Bedingungen wird man nichts von der Reise heimtragen oder man wird viele Wege gemacht, viel Geld ausgegeben haben, um lediglich Irrthümer und Laster mitzubringen. — Sei kein ausschließlicher Bewunderer des heimischen Brauchs, wenn du nicht für einen zudringlichen Schwätzer gelten willst. Die meisten unserer Franzosen scheinen nur zu reisen, um uns in der Fremde einen schlechten Namen zu machen. Hüte dich zu rasch zu urtheilen und bedenke, daß es überall Verstimmte gibt, welche herabsetzen, und Enthusiasten, welche übertreiben. Der Geist der Beobachtung ist selten; wenn man ihn von der Natur empfangen hat, kann man immer noch durch Uebereilung irren. Kaltblütiges und unparteiisches Urtheil ist dem Reisenden fast ebenso nöthig, als dem Historiker. Einer der gewöhnlichsten Fehler ist, daß man in allen Stücken aus Einzelfällen allgemeine Thatsachen macht und auf hundert verschiedene Arten in seine Briefe schreibt: in Orleans sind alle Wirthinnen händelsüchtig und rothhaarig. Du wirst deinen Aufenthalt abkürzen und dir viel Irrthum ersparen, wenn du über das, was du erfahren willst, einen unterrichteten Fachmann aus dem Lande fragst. Die Unterhaltung mit erlesenen Leuten aus verschiedenen Ständen wird dich an zwei Vormittagen mehr belehren, als zehn Jahre Aufenthalt und Beobachtung. — Kommst du in eine Stadt, so steige auf eine Höhe, die sie beherrscht, dort wirst du mit einem raschen Blick eine richtige Vorstellung ihrer Lage und Ausdehnung, der Zahl ihrer Häuser und mit diesen Elementen einen ungefähren Begriff ihrer Bevölkerung gewinnen. Höre viel und sprich wenig. Sprichst du, so sagst du nur, was du schon weißt; hörst du, so lernst du, was die Andern wissen. Findest du Widerspruch in den Erzählungen, so halte nur für gewiß, was dir von allen Seiten bezeugt wird. Wäge die Zeugnisse; den unterrichteten besonnenen Mann, dem du Vertrauen schenken kannst, wirst du leicht unterscheiden vom unwissenden, vorlauten, leichtfertigen Schwätzer, der keines verdient; der letztere spricht von Allem mit der gleichen Zuversicht. Glaube nur dem, der sich einschränkt auf das, was er von berufswegen wissen kann. Ganz besonders mißtraue deiner Einbildungskraft und deinem Gedächtniß. Die Einbildungskraft verfärbt, bald ins Schöne, bald ins Häßliche. Das schlechte Gedächtniß behält nichts, das untreue Gedächtniß entstellt Alles; man vergißt, was man nicht niedergeschrieben und läuft vergebens hinter demjenigen her, was man nachlässig aufgezeichnet hat." — Die Aufsätze, die dann folgen, sind eine musterhafte Anwendung dieser Regeln auf Holland; sie geben bei aller Kürze eine allseitige, vollständige Schilderung dieses Landes und seines Volkes und stellen so eine Leistung dar, der in ihrer Art damals nichts Aehnliches an die Seite gesetzt werden konnte.

Unter den Mitarbeitern der Encyklopädie war jener Dr. Quesnay, dessen schon einmal kurz Erwähnung geschehen ist[1]) und den wir jetzt etwas näher werden kennen lernen. Er war am 4. Juni 1694 zu Mérey bei Montfort l'Amaury (ein paar Stunden von Paris) geboren als der Sohn eines Advokaten, der lieber Ackerbau trieb als Processe führte, war auf dem Lande und in der Liebe zum Landleben aufgewachsen und hatte sich durch Selbstunterricht die ersten Kenntnisse des Lateinischen und Griechischen angeeignet, als er mit sechzehn Jahren bei einem Chirurgen in die Lehre kam. 1718 als maître en chirurgie in Paris angenommen, vollendete er dort seine Studien als Mediciner, trieb außerdem Mathematik und Philosophie und ließ sich in Nantes als praktischer Arzt nieder. Durch den Marschall v. Noailles der Königin, durch eine vortreffliche Schrift über die Aderlässe dem ersten Chirurgen des Königs, de la Peyronie empfohlen, wurde er von diesem nach Paris gezogen; 1744 erhielt er die Stelle des ersten Leib-



Nach dem Kupferstiche von 1767 von Jean Charles François (1717—1769); Originalgemälde von Fredou.

1) S. S. 495. Nouvelle biographie générale. Bd. 41, S. 311—318.

arztes des Königs, wurde von diesem, der ihn seinen „Denker“ nannte, in den Adelstand erhoben und genoß auch die vollste Gunst der Marquise de Pompadour, neben deren Gemächern im Schloß zu Versailles er seine bescheidene Kammer hatte. Als ein Mensch von antiker Lauterkeit des Wandels und als ein Gelehrter von ausgezeichneten Verdiensten gleich hoch geachtet, ist er im einundachtzigsten Lebensjahre (16. Dec. 1774) zu Versailles gestorben. Nicht als Mediciner, als wirthschaftlichen Denker und Forscher hat ihn die Nachwelt in der Erinnerung behalten. Eine neue Wissenschaft, die er économie politique „Staatshaushaltskunde“ nannte, rührt von ihm her. In einer nicht sehr umfangreichen Schrift: Tableau économique hat er das System seiner Lehre 1758 zu Versailles drucken lassen, leider in einer so kleinen Anzahl von Exemplaren, daß „der Alcoran der Oekonomisten“ heute nicht mehr aufzufinden ist. Nur seine Maximes générales du gouvernement économique d'un royaume agricole mit ihren umfangreichen Anmerkungen sind später wieder gedruckt worden;[1]) sie und die zwei Artikel Fermiers und Grains in Diderots Encyklopädie bilden heute die vornehmlichsten Quellen, aus welchen wir sie urkundlich kennen lernen, und insbesondere der letztere unter den beiden eben genannten Aufsätzen ist geeignet, dem Laien zur Einführung in dieselbe zu dienen.

Die Lage des französischen Wirthschaftslebens, die er krank findet und heilen möchte, zeichnet Quesnay in folgender Weise: Die Hauptgegenstände des Handels und Wandels in Frankreich sind Korn, Wein und Branntwein, Salz, Hanf und Flachs, Wolle und was sonst die Thiere liefern: die Handfertigung von Zeugen und gewöhnlichen Stoffen könnte den Werth von Hanf, Flachs und Wolle bedeutend steigern und vielen Menschen mit einer sehr nützlichen Thätigkeit Unterhalt verschaffen. Aber man bemerkt heute, daß Erzeugung und Vertrieb der meisten dieser Waaren in Frankreich fast vernichtet sind. Seit langer Zeit haben Luxusmanufakturen die Nation verführt: wir haben weder die Seide noch die Wolle, welche zur Fertigung schöner Stoffe und feiner Tücher paßt; wir haben uns einer Industrie hingegeben, die uns fremd war; man hat eine Menge Menschen damit beschäftigt, während das Königreich sich entvölkerte und das flache Land verlassen ward. Man hat unsere Getreidepreise herabgedrückt, um die Fabrikation und die Handarbeit wohlfeiler zu machen als in der Fremde; in den Städten haben Menschen und Reichthümer sich angehäuft; der Ackerbau, der ergiebigste und edelste Theil unseres Erwerbslebens, die Quelle aller Einkünfte des Königreichs wurde nicht angesehen als der Urgrund unserer Reichthümer: er schien nur den Pächter und den Bauer anzugehen, ihre Arbeit hat man eingeschränkt auf den Lebensunterhalt der Nation, die durch Einkauf der Lebensmittel die

1) Dupont (de Nemours), Physiocratie ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain. Leyde et Paris 1768, und Guillaumin, Collection des économistes. Vol. II. Paris 1846.

Kosten des Ackerbaues bestreitet: man hat geglaubt, ein auf die Industrie gegründeter Handel oder Schacher müsse Gold und Silber in das Land bringen. Man hat die Anpflanzung von Weinstöcken verboten, die von Maulbeerbäumen empfohlen; man hat den Absatz der Ackerbauerzeugnisse gehemmt und den Ertrag von Grund und Boden vermindert, um Manufakturen zu begünstigen, die unserem eignen Handel schädlich sind. Frankreich kann alle Gegenstände ersten Bedarfs im Ueberfluß hervorbringen: es braucht vom Auslande nichts zu kaufen als Luxuswaaren: der wechselseitige Austausch unter den Nationen ist nothwendig, um den Handel zu unterhalten. Aber wir haben uns hauptsächlich auf Fabrikation und Vertrieb solcher Waaren verlegt, die wir vom Ausland beziehen konnten und durch einen zu gekünstelten Concurrenzhandel haben wir unsern Nachbarn schaden und ihnen den Gewinn entziehen wollen, den sie durch Verkauf ihrer Waaren an uns erzielen konnten. Durch dieses Verfahren haben wir zwischen ihnen und uns einen Handelsverkehr zerstört, der ganz zu unserem Vortheil war; sie haben die Einfuhr unserer Waaren bei sich untersagt und wir kaufen ihnen durch Schmuggler und um hohen Preis die Stoffe ab, die wir in unseren Manufakturen brauchen. Um bei Anfertigung und Verkauf schöner Stoffe ein paar Millionen zu verdienen, haben wir an dem Ertrag unserer Grundstücke Milliarden verloren und die Nation, die sich mit Gold- und Silberwirkerei putzte, glaubte einen blühenden Wohlstand zu haben.

Quesnay hatte dort wieder angefangen, wo Boisguillebert und Vauban zuerst die Sonde angesetzt; den nothleidenden Ackerbau hatte er zum Gegenstand seines besonderen Studiums gemacht. Von Jugend auf mit Anschauungen und Erfahrungen ausgerüstet, die aus Büchern damals nicht zu gewinnen waren, drang seine Forschung in Einzelheiten ein, die sich nur dem Fachmann offenbaren, und stieg zu allgemeinen Sätzen auf, die er mit Zahlen und Thatsachen belegen konnte. Seine sachlichen Ausführungen über Groß- und Kleinbetrieb der Landwirthschaft in Frankreich, über die Unterschiede ihrer Kosten und ihres Ertrags stellen eine neue, durchaus selbständige Leistung dar; nicht minder die genaue Berechnung des Reinertrags, der nach Abzug der Erzeugungskosten, der Taille und der Zehnten für Eigenthümer und Pächter übrig blieb. Das Ergebniß, das er fand, war ein sehr trauriges: die etwa 36 Millionen Morgen bebauten Landes ergaben im Durchschnitt jährlich etwa 45 Millionen Scheffel Korn.

Die Hemmung des Getreidehandels, sagt er, das Fehlen jeder Ausfuhr, die Entvölkerung, der Capitalmangel auf dem Lande, der ungemessene Steuerdruck, die Aushebung zur Miliz, die Ueberbürdung mit Frohnden haben unsere Ernten auf diesen winzigen Ertrag heruntergebracht. Ehedem lieferte unser Ackerbau mit einem Drittel Bevölkerung mehr, das noch den Verbrauch steigerte, an Fremde eine große Menge Getreide ab: im Jahr 1621 beklagten sich die Engländer darüber, die Franzosen führten bei ihnen solche Massen wohlfeilen Getreides ein, daß sie auf ihren Märkten die Concurrenz

mit ihnen nicht aushalten könnten; das Getreide kostete damals in Frankreich 18 L. unseres heutigen Geldes, was für jene Zeit ein niedriger Preis war. Folglich mußten unsere Ernten damals wenigstens 70 Millionen Scheffel tragen und heute tragen sie nur etwa 45 Millionen: ein Drittel Menschen mehr verbrauchte also 20 Millionen über den heutigen Verbrauch und das Königreich gab noch einen Ueberschuß an das Ausland ab. Dieser Ueberschuß war eine glückliche Frucht der Wirthschaftspolitik Sullys. Dieser große Minister wünschte, um dem König und der Nation Einkünfte zu schaffen und die Kräfte des Staates zu erhalten, nichts weiter als Bauern, Winzer und Hirten. Sully gründete die Macht des Staates und den Wohlstand des Volkes auf die Einkünfte des Bodens, d. h. auf den Ackerbau und auf den auswärtigen Absatz seiner Erzeugnisse; er sagte, ohne Ausfuhr des Getreides wird der Unterthan bald ohne Geld, der König ohne Einkünfte sein. Die angeblichen Vortheile der Manufakturen haben ihn nicht verführt, er begünstigte nur die von Wollstoffen, weil er eingesehen hatte, daß der Ueberschuß der Ernte abhing von dem Absatz der Wolle, welcher die Vermehrung der Heerden begünstigt, die nöthig sind, um die Erde fruchtbar zu machen.

Zu dieser Politik ist zurückzukehren. „Man muß den Stamm des Baumes pflegen und sich nicht beschränken auf die Leitung seiner Aeste; mögen die sich ausbreiten und entwickeln in voller Freiheit, aber vernachlässigen wir nicht die Erde, welche ihnen die Säfte liefert zu ihrem Wachsthum und ihrer Triebkraft." Colbert, so sehr all sein Sinnen auf die Manufakturen gerichtet war, hat immerhin eingesehen, man müsse die Taille vermindern und den Bauern Vorschüsse geben, damit die Landwirthschaft nicht zu Grunde gehe; dergleichen verboten ihm die Bedürfnisse des Staates. Aber von den wesentlichen Hilfsmitteln spricht er nicht, von der Unterwerfung der Taille unter feste Regeln der Umlegung und von der unwiderruflichen Einführung der Freiheit des Getreidehandels: der Ackerbau wurde verwahrlost: die beständigen Kriege und Truppenaushebungen entvölkerten das Land, verminderten die Einkünfte des Königreichs; die Finanzpächter (traitans) wurden mit ihren arglistigen Vorschüssen die Helfershelfer des Staates: die Voraussicht des Ministers beschränkte sich auf Ausbeutung dieser unseligen Hilfsquelle, deren Wirkungen für Frankreich so verhängnißvoll geworden sind. Der bisherige schlechte Betrieb der Landwirthschaft hat Frankreich von 30 Millionen Morgen bebauten Landes nach Quesnays Berechnung jährlich einen Gesammtertrag von 595 Millionen Livres eingetragen.[1]) Frankreich wäre aber bei gutem Betrieb nach seiner Ansicht im Stande, von denselben 30 Millionen

1) Davon kamen auf die

Eigenthümer	76,500,000;
Taille	26,000,000;
Pächter	27,500,000;
Zehnten	50,000,000;
Kosten	415,000,000.
	595,000,000 L.

Morgen einen Jahresertrag von einer Milliarde und 378 Millionen für Getreide und Heu zu erzielen und außerdem auf 30 anderen Millionen Morgen so viel Hanf, Flachs, Gemüse, Roggen, Gerste, Holz, Weinstöcke, Maulbeerbäume, Aepfel, Nüsse, Kastanien, Kartoffeln u. s. w. zu ziehen, daß auch von diesen ein Ertrag von weiteren 437,000,000 L. herauskäme, insgesammt also 1,815,000,000[1]) und über den bisherigen Ertrag hinaus ein Mehr von 1,220,000,000.

Dies Alles wäre zu haben um den Preis einer großen, unerläßlich gewordenen Reform, der Befreiung der Landwirthschaft von Allem, was die Arbeit der Bauern lähmt, den Absatz ihrer Erzeugnisse hemmt; also Abschaffung der Frohnden, Abschaffung der Aushebungen, billige Umlegung der Taille und unbedingte Freigebung des Getreidehandels im Innern wie nach außen.

Gegen die letztere bestehen tiefgewurzelte Vorurtheile; die, denen sie Vortheile bringen, weisen hin auf die Gefahr der Hungersnoth bei schlechten Ernten. Wie urtheilt darüber das Ausland, das mit beiden Systemen seine Erfahrungen bereits gemacht und eben in Folge seiner Erfahrungen zu dem Grundsatz des Freihandels mit Getreide gelangt ist? Der Schrift eines Engländers entnimmt Quesnay folgende bezeichnende Stelle: „Lassen wir andern Völkern das ängstliche Suchen nach Mitteln, um der Hungersnoth zu entgehen: sehen wir sie Hunger leiden inmitten der Pläne, die sie schmieden, sich davor zu schützen: wir haben ein sehr einfaches Mittel gefunden, das Geheimniß, in Ruhe und in Ueberfluß das nothwendigste Lebensbedürfniß zu genießen; glücklicher als unsere Väter erleben wir nicht mehr jene maßlosen und plötzlichen Wechsel im Preise des Getreides, die immer mehr aus der Angst vor Hungersnoth, als aus dem Vorhandensein derselben stammten. ... So lange England nur für seinen eigenen Unterhalt zu bauen bedacht war, hatte es oft weniger, als es brauchte, und mußte fremdes Getreide kaufen: aber seit es einen Handelsartikel daraus gemacht hat, hat sich sein Ackerbau derart gehoben, daß eine gute Ernte ihm auf fünf Jahre Nahrung gewährt, und fremden Völkern, die es brauchen, kann es Getreide zuführen. Durchreist man einige Provinzen Frankreichs, so sieht man nicht nur viele Länder in der Brache liegen, welche Getreide tragen oder Vieh ernähren könnten, auch die bebauten Länder tragen kaum im Verhältniß zu ihrer Güte, weil der Bebauer nicht im Stande ist, sie zu verwerthen. Nicht ohne lebhafte Befriedigung habe ich in der Verwaltung Frankreichs einen Fehler bemerkt, dessen Folgen so weitreichend sind und ich habe meinem Vater-

1) Davon kämen auf die

Eigenthümer	400,000,000;
Taille	165,000,000;
Pächter	165,000,000;
Zehnten	155,000,000;
Kosten	930,000,000.
	1,815,000,000.

lande Glück dazu gewünscht; aber ich habe mir gleichzeitig nicht verhehlen können, wie furchtbar diese Macht geworden wäre, wenn sie die Vortheile ausgebeutet hätte, welche ihre Güter und ihre Bewohner ihr darbieten."

In diesen Betrachtungen liegen die lebendigen Wurzeln bloß, aus denen Quesnays neue Wirthschaftslehre auf Grundlage des freien Ackerbaus erwachsen ist. Von einem anderen Punkte als Gournay war er ausgegangen, um schließlich zu demselben Ergebniß zu gelangen; die herrschende Wirthschaftspolitik war Unfreiheit, Unnatur, gemeinschädlicher Unfug auf dem Gebiete der Landwirthschaft, für die sie kein Verständniß hatte, ebenso sehr als auf dem der Industrie, dem sie ganz besondere Gunst hatte erweisen wollen. Sie war immer auf dem Irrwege, ob sie vernachlässigte oder bevorzugte; sie schädigte überall und nützte nirgends, wo sie eingriff. Kein Wunder, daß nun auch von dieser Seite immer lauter und bestimmter auf vollständige Umkehr, auf entschlossene Selbstbescheidung gedrungen ward. Was der Despotismus an Recht und Kraft noch besaß, war gut, um eine einzige Großthat der Befreiung zu verrichten: war sie geschehen, so war auch seine Sendung erfüllt, seine Vollmacht erloschen. In dem Reiche unbeschränkter Wirthschaftsfreiheit hatte er so wenig eine Stelle mehr als in dem Staate, in dem d'Argensons freie Gemeinden sich selbst regierten, in welchem Voltaire und Diderot keine Censur mehr zu fürchten hatten, in dem Montesquieus Anhänger ein mächtiges Parlament errichten und Rousseaus Bewunderer die Gleichheit des ersten Schöpfungsmorgens wieder herstellen wollten.[1])

1) Unmittelbar vor dem Druck kommt mir das Buch von John Morley, Diderot and the Encyclopaedists (I—II London 1878) zu Gesicht, auf dessen erschöpfende Charakteristik der Encyklopädie I, 113—240 ich hiermit nachträglich hinweise.

VI. Die Neugeburt der deutschen Dichtung: Klopstock.

Einer der fruchtbarsten Schriftsteller aller Zeiten war ein deutscher König, der französisch schrieb: Friedrich der Große, von dem wir dreißig Bände Werke haben und noch dreißig starke Bände politischer Correspondenz haben werden. In französischer Sprache hat Friedrich geplaudert, gedichtet und philosophirt, Geschichte geschrieben, den Krieg gelehrt und Politik gemacht. In französischer Sprache hat er beklagt, daß das Deutschland seiner Jugendzeit keine Wissenschaft und keine Literatur besaß, die in der Muttersprache redete und schrieb, wie Frankreich in der seinigen,[1]) und in französischer Sprache am Abend seines Lebens geweissagt, was, mehr als er wußte, schon eingetreten war: „Ein Wandel in den Geistern bereitet sich vor. Seit kurzem haben die Schriftsteller den Muth gefaßt, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und sie schämen sich nicht mehr, Deutsche zu sein. Der Nationalstolz erhebt seine Stimme, man hat den Ehrgeiz, es den Nachbarn gleichzuthun und will den Weg sich bahnen zum Parnaß, wie zum Tempel der Geschichte. — Auch wir werden unsere Klassiker haben: Jeder wird sie lesen, genießen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen; die Höfe werden es mit Wonne sprechen; und es kann geschehen, daß unsere Sprache, gefeilt und veredelt, sich ausbreitet von einem Ende Europas zum andern. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich kündige sie euch an; sie werden anbrechen; ich werde sie nicht mehr schauen, das verbietet mir mein Alter. Ich bin wie Moses: von weitem sehe ich das gelobte Land, aber betreten werde ich es nicht."[2]) Erst dem alten König haben sich Anfänge offenbart, wo längst reife Früchte in Fülle gezeitigt waren; aber schon der junge König hatte ein sehr richtiges Urtheil über die schweren Gebrechen unseres damaligen Geisteslebens und die Hauptursache dieser Gebrechen fand er in der tiefen Spaltung, welche die lateinisch redende Gelehrsamkeit trennte von der französisch redenden Gesellschaft und beide wiederum von dem rohen, barbarischen Deutschthum, in dem die Masse der Bevölkerung lebte. Den sichtbarsten Ausdruck des gänzlichen Fehlens einer nationalen Bildung fand er in dem fürchterlichen Zustande unseres Schauspiels. „Die deutsche Bühne," sagt er, „ist in den Händen unflätiger Hanswurste oder elender Possenreißer: die Stücke, die sie geben, sind ohne

1) Hist. de mon temps c. 1. 2) De la litérature allemande 1780. Oeuvres VII, 121/22.

Geist, empören den gesunden Menschenverstand und machen die Scham erröthen."[1]) Heil ist hier nur zu hoffen von der Nachahmung der Fremden: sie hat auch schon begonnen, aber unermeßliche Schwierigkeiten sind zu überwinden. „Deutschland gleicht einem Acker, der eben umgebrochen ist: man ziert ihn mit fremden Pflanzen, die Mühe haben, in dem klotzigen Erdreich Wurzel zu schlagen und sich an das rauhe Klima zu gewöhnen. Vielleicht fehlt diesem Garten auch noch der rechte Gärtner." Was Friedrich sagen wollte, war: Deutschland braucht einen französischen Hofmeister, wie ich ihn an Duhan de Jandun gehabt habe. Er wußte nicht, daß solch ein französischer Hofmeister längst an der Arbeit war, der ganz in seinem Sinn die Nachahmung der französischen Classicität und insbesondere die Reinigung der deutschen Bühne betrieb; er wußte ebenso wenig, daß, als er 1746 jene Sätze niederschrieb, eben dieser französische Hofmeister der deutschen Bildung um sein Recht und seine Sendung in einem Kampf auf Leben und Tod begriffen war, in dem selbst der Eroberer Schlesiens seine verlorene Sache nicht hätte retten können. Wir aber wissen, für welchen der streitenden Theile Friedrich Partei ergriffen hätte, wenn er überhaupt von dem Streite Kenntniß bekam. „Wer ohne Leidenschaft urtheilt," sagt er, „wird der Henriade Voltaires den Vorzug geben vor der Ilias und der Aeneis, weil die Handlung vollkommener ist als in der Aeneis und edler als in der Ilias: weil Heinrich IV. kein Held der Fabel und Gabriele d'Estrées ganz anders anziehend ist als die Prinzessin Nausikaa und Lavinia, weil das Wunderbare darin mit Weisheit behandelt und die Henriade überhaupt unseren Sitten gemäß und mit jener Ordnung, jener Eleganz und jener Präcision geschrieben ist, an welche die guten Schriftsteller unser Jahrhundert gewöhnt haben. — Ich finde bei den Franzosen eine Fülle von Schriftstellern, die dem Sophokles, dem Euripides, dem Terenz überlegen sind durch Ordnung, Wahrscheinlichkeit, Pathos und rührende Auftritte, vielleicht sogar durch den Adel der Empfindung. Man lese Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière, Destouches und man wird Werke kennen lernen, wo der Genius gelenkt ist durch die Ordnung und verschönert durch Geschmack und Anmuth."[2]) Diese Urtheile lassen mit der größten Bestimmtheit erkennen, daß König Friedrich für Gottsched gegen die Schweizer und ihren Klopstock in den Kampf getreten wäre. Den Vorzug, den er hier den Franzosen vor den Alten gibt, hat er ihnen später nicht mehr eingeräumt. In dem Aufsatz von 1780 läßt er den Alten ihr volles Recht widerfahren; er findet, daß Franzosen und Engländer „auf ihren Lorbern eingeschlafen sind" und statt die Nachahmer nachzuahmen, räth er, zurückzukehren zum Studium der Urquellen und Urbilder aller Poesie. Aber sein Urtheil über das Kunstgesetz

1) La scène allemande est abandonnée à des bouffons orduriers ou à de mauvais farceurs qui représentent des pièces sans génie, qui révoltent le bon sens et font rougir la pudeur. Hist. de m. t. c. 1, S. 199. 2) Ebendas. S. 194/95.

des Dramas nach französischer Auffassung ist unverändert. Der Fanatiker der drei Einheiten würde also auch für Voltaire gegen Lessing Partei ergriffen haben, wie er denn Shakespeare verdammt und Götz von Berlichingen eine „abscheuliche Nachahmung schlechter englischer Stücke" nennt.



Nach dem Kupferstiche von 1739 von Joh. Mart. Bernigeroth (1713—1767); Originalgemälde von E. G. Hausmann († 1778).

Mit einem Worte, wenn König Friedrich mit seinem durchaus einseitigen Geschmack eingegriffen hätte in das deutsche Schriftthum, wie er eingegriffen hat in die Staatenwelt Europas, so würde er dort eben so oft im Unrecht gewesen sein wie hier im Recht und eben so viel Schlachten verloren haben, als er hier gewonnen hat. Unserer nationalen Bildung konnte dieser große König mit seiner französischen Bildung und Verbildung keinen größeren Dienst erweisen, als der war, den er ihr unwillkürlich erwiesen hat, indem er sie, ebenso wie das religiöse Bekenntniß seiner Unterthanen, einfach sich selber überließ. Der nothwendigen Zucht ihrer französischen Hofmeister entwachsen, wußte sie schon ihren Weg zu finden und als sie ihn gefunden, als sie mit Stolz auf ihr Kämpfen und Schaffen zurückschaute, da war's nicht ihr kleinster Ruhmestitel, daß sie sprechen durfte:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst.

Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne,
Ging sie schutzlos ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth."

„Schutzlos, ungeehrt" hat Friedrich der Große die deutsche Muse gelassen; aber auch frei, eigenartig, unverbildet — und Besseres konnte er nicht thun, nachdem er den Deutschen im Kampf gegen eine Welt in Waffen Heimath und Vaterland, Volksthum und Gewissensfreiheit gerettet und ihnen abgewöhnt, Helden und Heldenthaten nur im Plutarch zu suchen.

In denselben Jahren, da König Friedrich zwei Mal um Schlesien, Maria Theresia erst um das Erbe ihrer Väter und dann um Rache an all ihren Feinden stritt, tobte auch in der Schriftstellerwelt Deutschlands ein erbitterter Kampf, der erste große Federkrieg, in welchem unser junges Schriftthum die Kinderschuhe auszog, die fremden Krücken und Stelzen von sich schleuderte und den herzhaften Versuch machte, auf eigenen Beinen zu gehen und aus eigener Kraft zu leben.

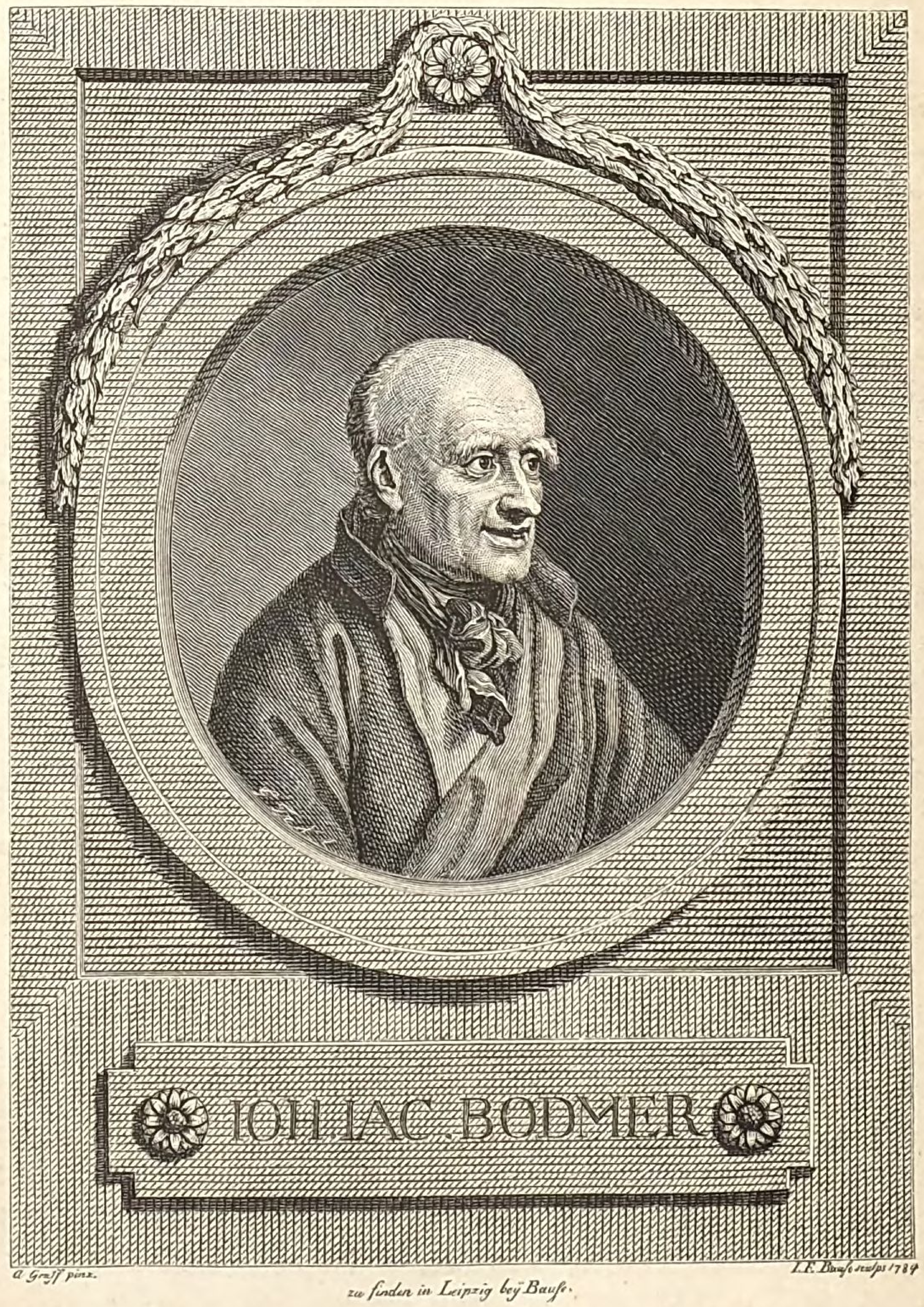
Die Fehde, welche zu Ende des Jahres 1740 die beiden Züricher Professoren, Bodmer und Breitinger, wider den Leipziger Professor Gottsched und seine damals allmächtige Schule erhoben, kommt uns heute vor, wie wenn Blinde über die Farbe oder Mönche über Liebe und Ehe zanken. Der Anakreontiker J. P. Uz war einmal so aufrichtig, einem Freunde zu schreiben: „Ich singe von Liebe und Wein und habe doch von dem einen so wenig Wissenschaft als von dem andern."[1]) Das war sehr richtig, und galt nicht allein von ihm, sondern auch von allen übrigen, die mit ihrer angequälten Poeterei glücklich „nahe beim Läppischen" anzukommen pflegten. Immerhin hatte doch einer darunter eine Ahnung davon, daß sein Dichten eigentlich ohne Inhalt sei. Aber von Gottsched galt nicht einmal dies und von den Schweizern im Grunde ebenso wenig. Nicht blos daß in keinem der Streitenden auch nur ein Funke dichterischer Befähigung war — Bodmers geretteter Noah war womöglich noch grausamer geschmacklos als Gottscheds sterbender Cato — auch über Wesen und Mittel der Poesie, worüber sie stritten, theilten sie ganz dieselben Irrthümer, nur in einem Punkte wichen sie von einander ab, und dieser war nicht der Rede, geschweige so heftigen Streites werth; darum haben schon Zeitgenossen ausgesprochen: „Wir sind nicht im Stande, denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses kritischen Zwiespaltes näher befragen. Der Dichter, welcher dereinst diesen Krieg besingen wird, wird ohne Zweifel die Offenbarung der Musen

1) H. Feuerbach, Uz und Cronegk. Leipzig 1866. S. 32.

so nöthig haben, als Homer, da er die Zwietracht Achills und Agamemnons beschreiben wollte." Die Leipziger und die Züricher wetteiferten in Verkennung des Wesens echter Poesie; je mehr wir das durchschauen, desto klarer tritt die schöpferische That Klopstocks ins Licht und lediglich deshalb verweilen wir bei dem Streit dieser Professoren um eine Braut, auf die keiner von ihnen Anspruch hatte.

Dem Hauptwerk Gottscheds, das unter dem Titel „Versuch einer critischen Dichtkunst vor die Deutschen" im Jahr 1730 zum ersten Mal erschienen war und seit zehn Jahren seine ganze Stellung als Richter und Dichter stützte, setzte Bodmer im Jahre 1740 seine „Kritische Abhandlung vom Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, nebst einer Vertheidigung Miltons" und Breitinger seine „kritische Dichtkunst" entgegen. Ueber letztere fällte Gottsched das in seinen Augen vernichtende Urtheil: „Man wird daraus weder eine Ode noch eine Cantate, weder ein Schäfergedicht noch eine Elegie, weder ein poetisches Schreiben noch eine Satire, weder ein Sinngedicht noch ein Lehrgedicht, weder eine Epopöe noch ein Trauerspiel, weder eine Komödie noch eine Oper *machen lernen*." Was man bei den Schweizern nicht konnte „machen lernen", das Alles war in Gottscheds Handbuch fast so klar und eindringlich abgehandelt, wie in Harsdörfers Nürnberger Trichter, durch den man in sechs Stunden das Ganze der deutschen Reim- und Dichtkunst eingegossen bekam. In der Meisterschaft des „Machen" Lehrens hat Gottsched keinen Nebenbuhler gehabt. In der zweiten Auflage seiner kritischen Dichtkunst 1737 findet sich auf die Frage: „Wie greift man die Sache an, wenn man gesonnen ist, als ein Poet ein Gedicht oder eine Fabel zu *machen*?" — folgende unsterbliche Antwort: „Zuallererst wähle man sich einen lehrreichen *moralischen* Satz nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen vorgenommen; hierzu *ersinne* man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worin eine Handlung vorkömmt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt. Nunmehr kömmt es auf mich an, wozu ich diese *Erfindung* brauchen will, ob ich Lust habe, eine äsopische, komische, tragische oder epische Fabel daraus zu *machen*. Alles beruht hierbei auf der *Benennung* der Personen, so darin vorkommen sollen. Aesopus würde ihnen thierische Namen geben; wäre ich Willens, eine komische Fabel daraus zu machen, so müßten die Personen, so dabei vorkämen, bürgerlich sein, denn Helden und Prinzen gehören in die Tragödie; die Tragödie ist von der Komödie nur in der besonderen Absicht unterschieden, daß sie anstatt des Gelächters die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken sucht, daher pflegt sie sich lauter vornehmer Leute zu bedienen, die durch ihren Stand, Namen und Aufzug mehr in die Augen fallen; und für die epische Fabel, die das Meisterstück der ganzen Poesie ist, müssen die Personen, die ansehnlichsten von der Welt, nämlich Könige, Helden und große Staatsleute sein und Alles muß darin groß, seltsam und wunderbar klingen."

Hätten die Schweizer der unsäglichen Armseligkeit dieser Scholastik entgegengehalten: Reimen läßt sich lernen, aber dichten nicht; der Poet von Gottes Gnaden „macht" nicht, sondern er schafft; er erfindet nicht, sondern



Nach dem Kupferstiche von 1784 von J. F. Bause (1738—1814);
Originalgemälde von A. Graff (1736—1813).

er findet und empfindet, er erdichtet nicht, sondern er dichtet, des Menschen Herz, des Menschen Leben ist sein weites Reich und nur das menschlich Echte ist poetisch groß, wahr und schön — dann würden wir sie als Vorläufer, als Geburtshelfer einer neuen, der wahren Dichtung anerkennen, die sich unserm Volk alsbald offenbaren sollte, obgleich ihnen selber nicht die

mindeste eigene Leistung gelungen ist. Aber wie weit waren sie davon entfernt!

Das Recht der Phantasie, sagt man, haben sie zu Ehren gebracht. Ja, aber welcher Phantasie? Der des Dichters, wie wir ihn verstehen, wahrlich nicht. Die dichtende Phantasie der Schweizer ist die Erfindungskraft, die



Joh. Jacob Breitinger.
Nach dem Schwarzkunstblatt von J. Haid (1739—1809);
Originalgemälde von J. Casp. Fuessli (1707—1781).

durch Vorführung der „allerneusten" Wunder Staunen erregt, und indem sie durchblicken läßt, es sei doch Alles mit rechten Dingen zugegangen, den klugen Lesern „Ergötzen" bereitet. „Je neuer und unerwarteter," sagt Breitinger, „eine Vorstellung ist, desto größer muß das Ergötzen sein. Das Neueste ist aber das Wunderbare und folglich auch nichts angenehmer. —

Die eigenthümliche Kunst des Poeten besteht darin, daß er die Sachen, die er durch seine Vorstellung angenehm machen will, von dem Ansehen der Wahrheit auf einen gewissen Grad künstlich entferne, jedoch in dem Maß, daß man den Schein der Wahrheit nicht gänzlich aus dem Auge verliert. Folglich muß der Poet das Wunderbare als wahrscheinlich und das Wahrscheinliche als wunderbar vorstellen." Milton ist ein großer Dichter, weil er „vermittelst einer Schöpfung, die der Poesie eigen ist", den unsichtbaren Engeln und Teufeln — „die Sichtbarkeit" verliehen und sie dadurch wahrscheinlich gemacht hat. Das Wunderbare ist also ein „vermummtes Wahrscheinliches"; der Künstler aber, der es erfindet und „malt" — denn „Poesie ist eine poetische Malerkunst" — ist selbst wieder nur ein Vermummter, ein Mantelprediger. In ihm steckt der verschmitzte Gewissensrath und Beichtvater, der, wie ein kluger Arzt seine bitteren Pillen „vergüldet oder verzuckert", so der Wahrheit, die für die groben Sinne der meisten Menschen „ungeschmackt" ist, „mittelst einer unschuldigen List" Zugang zu den Herzen verschafft. Ist dies richtig, muß das Wunderbare nicht blos wahrscheinlich, sondern auch lehrhaft sein, so ist klar, welcher Dichtgattung die Palme gebührt. Das kann nur die — äsopische Fabel sein, „denn die Fabel ist in ihrem Wesen und Ursprung betrachtet, nichts andres als ein lehrreiches Wunderbares. Dieselbe ist erfunden worden, moralische Lehren und Erinnerungen auf eine verdeckt und angenehm ergötzende Weise in die Gemüther der Menschen einzuspielen und diesen sonst trocknen und bittren Wahrheiten durch die künstliche Verkleidung in eine reizende Maske einen so gewissen Eingang in das menschliche Herz zu verschaffen, daß es sich nicht erwehren kann, ihren heilsamen Nachdruck zu fühlen".[1]) Also auf dem Umweg durch das Wunderbare ist Breitinger glücklich wieder bei Gottscheds Schulmeisterpoetik angelangt, und diesem können wir durchaus nicht übel nehmen, daß er jenen Umweg als Abweg verwarf und von der Zauberlaterne dieses Wunderkrams nichts wissen wollte. Nun sehen wir aber auch erst den eigentlichen Grund, weßhalb die Schweizer von Klopstock so entzückt waren: er erschien ihnen als der Milton der Deutschen, er hatte alles „Wunderbare" des christlichen Jenseits wahrscheinlich, hatte Gott den Vater, Gott den Sohn, die Erzengel, Teufel u. s. w. „sichtbar" gemacht. Nach Stoffwahl und Ausführung war der Messias in idealer Vollendung das, was Bodmer vorschwebte, als er 1741 in seinem Entwurf eines Epos vom geretteten Noah sagte: „Eine Materie aus der wahren Religion hat vor einem Gedicht, das auf die heidnische Mythologie gegründet ist, den Vortheil der Wahrscheinlichkeit in seinen wunderbarsten Erfindungen. Hierzu kommt, daß die wahre Religion eine andere Hoheit, eine andere Würde, eine andere Majestät sowohl in den

---

1) Die hier benutzten Belegstellen finden sich theils bei Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrh. III. 1. S. 359 ff., theils bei Julian Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland 1681—1781. I, 571.

himmlischen und höllischen Vorstellungen, als in den Wahrsagungen und feierlichen Solemnitäten mit sich führt, als die heidnische thun würde." Zürnen wir den Schweizern ob dieses Irrthums ihrer Dichtlehre nicht; diesen Irrthum hat auch Klopstock getheilt und eben er hat ihn zu seinem Messias begeistert.

Klopstock war — kein Mensch wird das heute mehr bestreiten — Lyriker, d. h. Empfindungsdichter durch und durch; dies war er voll und ganz, wie kein Deutscher vor ihm, aber auch nur dies: Epiker war er nicht und Dramatiker noch viel weniger. Zu beidem fehlt ihm durchaus die Objektivität; er ist subjektiv in jeder Faser seines Wesens, und nur einem Genius von so ganz und gar subjektiver Anlage war es gegeben, unsere Dichtung loszureißen von der Mache der Handwerker und der Philister. Der ganze Mann redet zu uns „aus dem goldenen Abece der Dichter": „Laß du dich kein Regulbuch irren, wie dick es auch sei und was die Vorred auch davon bemelde, daß ohne solchen Wegweiser keiner, der da dichtet, könne auch nur Einen sichern Schritt thun. Frag du den Geist, der in dir ist und die Dinge, die du um dich siehst und hörest und die Beschaffenheit deß, wovon du vorhast zu dichten: und was die dir antworten, dem folge. Und wenn du's nun hast zu Ende bracht und kalt worden bist von dem gewaltigen Feuer, womit du dein Werk hast arbeitet; so untersuch all deine Tritt und Schritt noch Einmal; und wo sie etwa wankend gewesen sind und gleithaft, da geh du von neuem einher und halt solchen Gang, der stark und fest sey. Willst du dich nach gethaner Arbeit erholen und erlustigen; so nimm der dicken Regulbücher eines zur Hand und lauf hie und da die Narretheidungen durch, die du vor dir findest." Dazu die Verse „Das feine Ohr":

„Gleich dem thatenlosen Schüler der Ethik,
Hörst du in der Poetik
Gras wachsen; aber hörest nie
Den Lorber rauschen im Hain der Poesie." [1])

Der Mann, der diese Zeilen schrieb, war nicht blos über Gottsched, sondern auch über seine Gegner längst hinausgeschritten.

Aber Eines hatten die Schweizer vor den Leipzigern voraus: eine Ahnung, die sie nicht betrog, das Vorgefühl, daß, was ihnen dunkel vor der Seele schwebte, erst der schöpferischen That eines schöpferischen Genius, dieser aber gewiß, gelingen werde. Diese Ahnung hat Bodmers kritisches Lobgedicht 1734 ausgesprochen in den Worten:

Erscheine, großer Geist, und singe Ding' und Thaten,
So theils die Zeit begrub, theils ihr noch nicht gerathen,
Ergänz' was sie verbarg, bring vor der Zeit herbei
Die seltene Geschicht' in neu verknüpfter Reih'.

---

1) „Die deutsche Gelehrtenrepublik" in den Sämmtl. Werken. Göschen, Leipzig 1823. XII, 145/46 und 192.

Was jemals die Natur vom Wunderbar und Großen,
In Engeln, Geistern, Mensch und Körper eingeschlossen,
Was in den Neigungen und Thaten Hohes steckt,
Liegt offenbar vor dir, entwickelt, unbedeckt.

Diese Worte haben den jungen Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. zu Quedlinburg 2. Juli 1724) tief ergriffen: an dem Bilde, das Bodmer ahnend gezeichnet, hat sich seine Dichterseele emporgerichtet, wie Cäsars Ehrgeiz an dem Bilde Alexanders. Noch auf der Schulpforte, der er seit dem 6. Nov. 1739 angehörte, ist ihm der Plan, ein Epos über den Messias zu schreiben, entstanden und erwachsen,[1]) und als er im Herbst 1745 die Anstalt verließ, da weissagte er in seiner lateinischen Abgangsrede dem deutschen Volk ein großes Werk durch einen großen Sänger, der die schlafende Muse erwecken, die träge Nation beleben und der spottenden Fremde Achtung einflößen werde vor dem Genius der Deutschen: „Brich an, du großer Tag, der uns solchen Sänger schenken soll; eile herbei, o Sonne, die zuerst ihn schauen und mit freundlichem Antlitz bestrahlen wird. Tugend möge ihn zärtlich umfangen und Weisheit mit der himmlischen Muse vereint — von solchen Händen geleitet werde er würdig der Menschheit, der Unsterblichkeit, Gottes selbst, dem er vor Allem lobsingen wird."



Friedrich Gottlieb Klopstock.
Nach dem Kupferstiche von F. John (1769—1843); Originalgemälde von Ant. Hickel (1745—1798).

Als Leipziger Student schrieb Klopstock die ersten Stücke seines Messias; „Gesänge" waren es anfangs nicht, sondern Aufsätze in Prosa; nach langem Schwanken beschloß er sie in Hexameter umzugießen und mit schwerer Mühe bewältigte er auch den in Deutschland noch nie bewältigten Rhythmus.

Im Jahr 1747 hatten sich die besseren Mitarbeiter der „Belustigungen des Verstandes und Witzes", welche der Gottschedianer J. J. Schwabe seit 1741 in Leipzig herausgab, zusammengethan, um eine neue unabhängige Zeitschrift „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" erscheinen zu lassen, die dann auch in Bremen herauskamen und nachmals die „Bremer Beiträge" genannt worden sind. Es waren Gärtner, die beiden Schlegel, Gellert, Rabener, Cramer, Ebert, Zachariä; mit diesem Kreise ward Klopstock durch Cramer bekannt, die Aufnahme der fertigen Stücke

1) Vgl. David Fr. Strauß, Klopstocks Jugendgeschichte. Bonn 1878. S. 27 ff.

des Messias in den Neuen Beiträgen ward beschlossen, vorher aber Proben davon an einzelne Autoritäten geschickt. Unter diesen stand Bodmer oben an und dieser schrieb alsbald am 12. September 1747 an Gleim: „Von einem jungen Menschen in Leipzig hat man mir etwas Ungemeines gezeigt: es ist das zweite Buch eines epischen Gedichtes vom Messias. Aus diesem Stücke zu urtheilen, ruht Miltons Geist auf dem Dichter; es ist ein Charakter darin (Adramelech) der Satans Charakter (bei Milton) zu übersteigen drohet. Ein Andrer erwirbt sich das Mitleid mitten unter verdammten Engeln (Abbadona). Welches Prodigium, daß im Land der Gottscheds ein Gedicht von Teufelsgespenstern und Miltonischen Hexenmärchen geschrieben wird." Der biedre Bodmer war wie im Traum, der Kopf schwindelte ihm vor Wonne und Siegesgefühl, denn das war klar — die große Schlacht gegen Gottsched war gewonnen, der Milton der Deutschen war gefunden. So schrieb er einem Andren: „Wissen Sie auch schon, was für einen hohen Ruhm der Himmel der deutschen Muse zugedacht hat? Sie soll ein episches Gedicht im Geschmacke des verlorenen Paradieses hervorbringen und einen Poeten formiren, der einen gleichen Schwung wie Milton nehmen wird. Dieser soll keine geringere Handlung zu besingen wagen als das Werk der Erlösung. Seine Helden sollen unter den himmlischen, unter den höllischen, unter den irdischen die größten sein. Die Menschheit wird in einer Würde vorgestellt werden, welche den hohen Rath der Erschaffung rechtfertigt, und den Leser in eine so hohe Gemüthsverfassung setzt, die ihn dem Angesicht Gottes nähert. Die Stunden sind schon vorhanden, in welchen alle diese Dinge in Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet; sie arbeitet wirklich an dem großen Werke. Ich könnte Ihnen den Namen nennen, der jetzt noch so dunkel und schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er den Großen, den Glücklichen und dem Pöbel unangemerkt, auf Verse von einem Inhalte sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen und den Pöbel weg ist." Man sieht, das Wunderbare an dem Messias hat es dem Retter Noahs angethan. Die Alles überragende und doch immer noch wahrscheinliche Majestät der Helden des Himmels, der Hölle und der Erde — das war das einzigartige Verdienst dieses Werkes.

So erschienen ohne den Namen des Verfassers die drei ersten Gesänge des Messias zu Anfang des Jahres 1748 im vierten Bande der Bremer Beiträge eben um die Zeit, da Klopstock die Universität verließ. Der Eindruck war ein ganz außerordentlicher. Kleist schrieb voller Entzücken an Gleim, der fünfzehnjährige Wieland schwamm in Thränen der Rührung, selbst Sulzer war hingerissen von der Hoheit, dem Reichthum der Erfindung, und die Freunde von den Bremer Beiträgen sahen mit Ehrfurcht auf den jungen Genossen, der so jählings riesengroß über sie hinausgeschossen war. Dies Gedicht durchmaß gleich in seinen ersten Theilen alle Höhen des Himmels und

alle Abgründe der Hölle, erfüllte die Oberwelt und die Unterwelt mit lebenden, fühlenden, handelnden und leidenden Gestalten, unternahm, was noch nie unternommen war, das große Geheimniß von dem Gottmenschen und seinem Erlösungswerk poetisch zu erklären und menschlich zu versinnlichen und redete dabei eine Sprache, wie sie so gewaltig, majestätisch und weihevoll noch niemals in Deutschland vernommen worden war. Man braucht nur eine einzige Seite des Messias zu vergleichen mit den „klassischen" Werken des Parnasses jener Zeit, mit Gottscheds Cato oder Bodmers Noah, mit Königs „August im Lager" oder Postels Wittekind, und man wird begreifen, daß die Leser des Messias betäubt, geblendet, überwältigt dastanden vor den plötzlich geöffneten Pforten einer völlig neuen Welt. Der Idealismus unserer Gebildeten war noch durchaus christlich-religiös. Diesem Idealismus bot der Messias ein Buch der Andacht und Erbauung, wie kein anderes Werk. Das war der erste, mächtigste Eindruck, von dem sich die Leser Rechenschaft gaben. Wie neu, wie überraschend war's, den Gesprächen zu lauschen zwischen Gott dem Vater und Gott dem Sohn, die Erzengel reden, die himmlischen Heerschaaren singen, die Teufel toben, Adramelech fluchen und Abbadona klagen zu hören. Und welch ungeahnte Schätze ließ dieser Dichter mit seinem Zauberstab dem Felsgestein unserer Sprache entsprudeln. Der Eindruck, von dem sich die Wenigsten Rechenschaft gaben, eben weil er am unmittelbarsten wirkte, kam aus demselben Quell, der der Sprache des Dichters ihren Reichthum, ihren Schwung und ihre Kraft verlieh: durch den Ueberschwang ihrer Empfindung, durch die Feuergluth ihres Gefühls riß die Seele des Dichters die Seele des Lesenden mit sich fort. Lyrisch, durch und durch lyrisch ist Alles, was noch heute am Messias Eindruck macht. Der ganze Messias besteht aus Gebeten, Hymnen, Herzensergießungen aller Art, die nur durch wenige beschreibende oder erzählende Bindestriche nothdürftig verknüpft sind. Nur in diesen lyrischen Stellen ist Leben, Farbe und auch Abwechselung, soweit der seraphische Ton des Ganzen es zuläßt: nur hier ist die Poesie zu finden, in der Klopstocks Eigenart sich ausströmte und die seine Größe ausmacht. Daß er ein Epiker nicht war, zeigte schon der Mißgriff in der Wahl seines Stoffes; ein Epiker würde nicht den Gottmenschen, d. h. das Undarstellbare, sondern den Menschen Jesu und die unbeschreiblich rührende Geschichte seines Lebens, Lehrens und Leidens als Mensch zum Gegenstande seiner Dichtung gewählt haben. Dieser Mißgriff rächte sich durch die unsägliche Qual, die ihm Fortsetzung und Vollendung seines Werkes gekostet hat. Noch ärger war der Mißgriff, der ihn später verleitete, es mit dem Drama zu versuchen. Wirklich ein Dichter, der einig war mit seinem Stoff und mit sich selbst, war der Sänger Klopstock, der Schöpfer der Oden, aus denen das deutsche Lied sich entwickeln sollte zu all seiner Herrlichkeit.

Dem Messias hatten kältere Beurtheiler sogleich eine sehr bezeichnende Schwäche angemerkt. Schon im Jahre 1749 haben ehrliche Bewunderer Klopstocks das Schreiben eines „Unbekannten" abdrucken lassen, welchem auf-

gefallen war, daß der Dichter „so gar viel auf das Weinen hielt“. „In der That, er weint nicht nur selbst bei allen Anlässen, in der Freude wie im Leide, sondern er läßt auch Alles weinen was ihm vorkommt: Gott, Engel, Menschen, Teufel u. s. f. Alles muß ihm weinen, und dieses so oft, daß in seinem Werke des Weinens kein Ende ist, daß bald keine einzige zärtliche Empfindung ohne Weinen ausgedrückt wird.“ Die Bemerkung war richtig, aber die Thatsache selbst kam nicht von einer persönlichen Schwäche des Dichters, der an sich eine sehr robuste, ganz und gar nicht weinerliche Natur war, auch nicht von der Rührseligkeit eines Geschlechts, dem Youngs Nachtgedanken und Richardsons Romane so viel „schimmernde Thränen“ entlockten, sondern aus dem inneren Widerspruch eines Gedichts, das sich abquälte mit dem Aussprechen des Unaussprechlichen und dem, wo immer die Anschauung, die einfach menschliche Empfindung den Athem versagte, ganz unwillkürlich und unabwendbar — die Thräne sich einstellte, die Thräne, die dem Sänger die Stimme erstickte.

Wir haben uns losgemacht von der weinerlichen Empfindelei, in der den Müttern unserer Mütter, den Vätern unserer Väter einst so wohl und so weh gewesen ist; die Wahrheit, Echtheit und Tiefe poetischer Empfindung messen wir nach ganz anderen Größen und als Klopstocks beste Werke betrachten wir heute diejenigen Oden, in denen er nicht weint und dafür um so einfacher und kräftiger empfindet. Eben unter den frühesten Oden finden wir das edelste Gold seiner Poesie. Wann wären vor Klopstock je einem deutschen Dichter stimmungsvollere Verse gelungen als die in der Ode „Der Zürichersee“ (1750):

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch Einmal denkt. —
Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt. —
Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Bessere sanftere Luft, wenn er Gedanken wirkt
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt. —
Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Welch ein Fest ergreifender Naturandacht ist die „Frühlingsfeier“ (1759):

Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!
Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher! —

Wie matt, wie schal und ekel erscheint uns der gesammte spätere Bardensang gegen die eine Ode des Achtundzwanzigjährigen: „Hermann und Thusnelda" (1752):

„Ha, dort kömmt er, mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!
Komm! ich bebe vor Lust! reich mir den Adler
Und das triefende Schwert her! komm, athm' und ruh hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht!
Ruh hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne,
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! so hat dich
Niemals Thusnelda geliebt! —
Selbst nicht, da du zuerst im Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,
Die nun dein ist! — —

Und dieser Sänger von Gottes Gnaden, der in die Urzeit unseres Volksthums zurückgriff, um seiner Seele die Braut zu holen, der er zurufen konnte: „Ich liebe dich, mein Vaterland", dem wir das köstliche Lied: „Ich bin ein deutsches Mädchen" verdanken — er sollte in jungen Jahren nichts gewußt haben von dem König Friedrich, nichts empfunden haben von der Begeisterung, mit der dessen Waffenthaten das ganze protestantische Deutschland erfüllten? Wir würden's nicht glauben, auch wenn kein Zeugniß dafür vorläge; das Zeugniß aber, das vorliegt, müssen wir erst von einer spätern Uebermalung reinigen, um die Thatsache ans Licht zu stellen, daß Klopstock den großen König, dem er später unversöhnlich grollte, in seiner Jugend nicht blos verehrt, sondern sogar in einer Ode gefeiert hat.

Die Ode aus dem Jahre 1749, welche jetzt „Heinrich der Vogler" überschrieben ist, trug früher die ohnehin dem Inhalt entsprechendere Ueberschrift „Kriegslied" und war nicht zum Preise des Kaisers Heinrich, sondern des Königs Friedrich bestimmt.[1]) Die fünf ersten Strophen des ursprünglichen Gedichts lauteten:

---

1) Cramer, Klopstock, Er und über ihn. II, 345 ff. Vgl. Strauß a. a. O. S. 83, der der nachträglichen Ableugnung Klopstocks mit Recht keinen Werth beilegt.

„Der Feind ist da! die Schlacht beginnt!
Wohlauf, zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
Im ganzen Vaterland!
Es braust das königliche Roß
Und trägt ihn hoch daher:
Heil, Friedrich! Heil dir, Held und Mann
Im eisernen Gefild!
Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier,
Und herrscht den Sieg herbei!
Schon ist an seiner Königsbrust
Der Stern mit Blut bespritzt.
Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Stern an des Königs Brust,
Daß alles tödtliche Geschoß
Den Weg vorübergeh!
Der du im Himmel donnernd gehst,
Der Schlachten Gott und Herr,
Leg deinem Donner! Friedrich schlägt
Die Schaaren vor sich hin." u. s. f.

Unserer Sprache ist Klopstock ein zweiter Luther geworden: die Dichtersprache hat er völlig neu geschaffen. In seiner Gelehrtenrepublik sagt er einmal: „Niemand der weiß, was eine Sprache ist, erscheine ohne Ehrerbietung vor Luther. Unter keinem Volk hat Ein Mann so viel an seiner Sprache gebildet. Dein Weg führt dich zu unseren Zeitgenossen," d. h. zu Klopstock selbst, wie er ohne Ruhmredigkeit getrost hätte hinzusetzen können. Unsere Sprache war die Sprache der Bedienten auf der einen, der geistlosen Pedanten auf der anderen Seite, als Klopstock sie mit dem Hauch des Genius berührte und mit der Hand des Schöpfers neu gestaltete. Er wußte ihr eine Macht, ein Feuer, einen Schwung und eine Innigkeit zu entlocken, die den Leser in tiefster Seele packte und durch Anwendung der fremdartigsten Rythmen und Versmaße ihr eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit zu verleihen, die kein Mensch ihrem Vermögen zugetraut. Vorgefunden hat er sie als einen knorrigen Eichenstamm, der nur zum Dreinschlagen gut war, und verwandelt hat er sie in ein vielstimmiges Saitenspiel voll Sang und Klang, voll Kraft und Wohllaut, reich wie die Gefühlswelt unseres Volkes und rührbar für jeden Ton und jede Weise.

VII. Friedensarbeit Friedrichs des Großen.

Mit dem Doppellorber des Siegers und des Friedensbringers geschmückt war König Friedrich am 29. December 1745 nach Berlin zurückgekehrt. Die Hauptstadt schwamm in einem Meer von Jubel. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, um Friedrich den „Großen", wie er jetzt zum ersten Mal genannt ward, huldigend zu begrüßen; am Abend erglänzten alle Straßen der Stadt in festlicher Beleuchtung, auch die Winkelgasse, die heute Adlerstraße heißt und in ihr das schlichte Haus, in welchem Friedrichs einstiger Lehrer, Duhan de Jandun, seine Wohnung hatte. Jetzt lag der treue Mann im Sterben und zu ihm eilte der König, um ihm ein letztes Mal die Hand zu drücken, während ein betäubender Festtaumel die ganze Stadt durchdröhnte. Der Jahreswechsel war kaum vorüber, als der König mit dem ganzen Ungestüm seiner Feuerseele ein großes Friedenswerk ergriff, mit dem er seinen Völkern eine alte Schuld seines Hauses abzutragen dachte. Am 12. Januar 1746 schrieb er seinem Minister v. Cocceji: „Da aus unzähligen mir bekannten Exempeln erhellet, daß nicht ohne Ursache überall über eine ganz verdorbene Justizadministration in meinen Landen geklagt worden; ich aber bei nunmehro geschlossenem Frieden darzu nicht stille schweigen, sondern mich selbst darein meliren werde: so sollt Ihr nun an alle meine Justizcollegien eine nachdrückliche Circularordre deshalb ergehen lassen, worinnen dieselben von denen bisherigen, leider! eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuchen durch Chikanen, Touren und Aufhaltungen der Justiz, nach der alten Leier, der wohlhergebrachten Observanz und dergleichen öffentlich tolerirten Mitteln der Ungerechtigkeit abgemahnet, hingegen angewiesen werden, künftig bei Vermeidung meiner höchsten Ungnade und unausbleiblicher Bestrafung, allein darauf zu arbeiten, daß jedermann ohne Ansehen der Person, eine kurze und solide Justiz, sonder großes Sportuliren und Kosten, auch mit Aufhebung derer gewöhnlichen Dilationen und oft unnöthigen Instanzien administriret und alles dabei bloß nach Vernunft, Recht, Billigkeit, auch wie es das Beste des Landes und derer Unterthanen erfordert, eingerichtet werden möge".[1])

1) Preuß, Friedrich der Große. I, 312. Vgl. im Allgemeinen „Alte und neue Rechtszustände in Preußen" in den Preuß. Jahrbb. 1860. V, 375 ff. 417 ff.

Durch dieses Schreiben kam eine dringende Angelegenheit in Fluß, die schon Friedrich Wilhelm I. beschäftigt hatte. Bekannt ist sein Ausruf: „Die schlimme Justiz schreiet zum Himmel und wenn ichs nicht emendire, so lade ich selber die Verantwortung auf mich.“ Einen sehr wichtigen Schritt der Reform hat er denn auch wenig Jahre vor seinem Tode gethan. Das war die Ernennung eines besonderen Ministers für die Rechtspflege, über dessen Rechte und Pflichten seine Cabinetsordre vom 1. November 1737 sagte: „Er soll weder in einem Justizcollegium noch in der Verwaltung arbeiten oder mit einer Commission beschäftigt werden, sondern über die hohen und niederen Justizcollegien für bürgerliche Rechtspflege, geistliche und Criminalsachen, auch über das Amt des Fiscus in Berlin wie in den Provinzen die Aufsicht führen; er soll ihr Generalcontrolleur sein: alle Beschwerden über verzögerte oder vernachlässigte Justiz sollen an ihn gehen, er soll sie im geheimen Staatsrath vortragen und die Pflicht haben, sie zu heben.“[1]) Die Stiftung einer obersten Stelle, die zur ausschließlichen Aufgabe die Ueberwachung des Justizwesens hatte, war sachlich ein ungemein bedeutsamer Schritt; noch wichtiger aber war unter den damaligen Verhältnissen die Wahl des Mannes für dies Amt und diese war ein unvergleichlich glücklicher Griff.

Samuel von Cocceji,[2]) der erste wirkliche Justizminister des preußischen Staates, der Schöpfer jenes Richterstandes, der seinen gediegensten Ruhm begründen sollte, war einer jener seltnen Menschen, die mit einer umfassenden theoretischen Bildung einen eminent praktischen Sinn verbinden, und einer jener noch seltneren, denen der Aktenstaub eines vierzigjährigen Amtsdienstes den Jugendmuth des Reformierens nicht verkümmert hat. Das Schlagwort Friedrichs „gerade durch“ schien für diesen Mann eigens erfunden zu sein.

Er war geboren 1679 zu Heidelberg, wo sein Vater, der berühmte Rechtsgelehrte Heinrich Cocceji, damals als Nachfolger Pufendorfs die vom Kurfürsten Karl Ludwig gestiftete Lehrstelle für Naturrecht bekleidete, bis er 1690 als Professor primarius nach der Universität Frankfurt a. d. O. übersiedelte. Wie sein Vater war auch er ein Zögling jener naturrechtlichen Schule, welche mit der Dialektik des Hugo Grotius die Rechtswissenschaft von dem Banne der Scholastik und der Theologie befreit hatte; schon in seiner ersten Schrift trat er als Vertheidiger dieser Richtung auf; aber bereits in dieser war ein Zug zu erkennen, der ihn von andern Anhängern derselben unterschied. Zwischen dem Geist des römischen Rechts und den Grundsätzen des Naturrechts fand er eine so enge Verwandtschaft, daß er sie fortan gar nicht mehr trennte. Sein erstes Hauptwerk gab er 1740 unter dem Titel „Grundzüge des natürlichen und des römischen Rechts“ (Elementa iustitiae naturalis et romanae) heraus; in demselben Sinne sind

1) Ranke, S. W. XXIX, 243. 2) Trendelenburg, Friedrich der Große und sein Großkanzler Samuel von Cocceji. 1863. (Kleine Schriften von A. Tr. I. Leipzig 1871. S. 159—240.)

seine Auslegungen zu Hugo Grotius gehalten, und die Neubearbeitung seines Systems, die er im fünften Bande seines weltberühmten Grotius illustratus erscheinen ließ, konnte keinen anderen Titel führen als novum systema



Samuel L. B. von Cocceji.
Nach dem Schwarzkunstblatt von J. Jacob Haid; Originalgemälde von R. Lysiesky.

iustitiae naturalis et romanae. Vielleicht bedurfte es eines Geistes, der von dem Glauben an die Einheit von Naturrecht und römischem Recht so tief durchdrungen war wie Cocceji, um bei dem Werke, das hier verrichtet werden sollte, sich nicht beirren zu lassen durch Rücksichten auf Brauch und Herkommen,

auf das in Deutschland selbst gewachsene Recht, das nach Landes- und Volksart so unendlich verschieden war. Sicher ist, daß einem so gerichteten Kopfe weit leichter fallen mußte, eine lebensfähige Proceßordnung zu schaffen, für die die Römer überall verwendbare Regeln boten, als ein Landrecht, das schlechterdings nicht einfach herübergenommen werden konnte. Das Landrecht, das Cocceji für die preußische Monarchie seit 1749 entworfen hat, ist denn auch mißlungen; gelungen dagegen ist seine Proceßordnung und seine Organisation des preußischen Richterstandes in den Jahren 1746—1748 und das hing aufs Engste mit der unvergleichlichen Erfahrungsschule zusammen, die er selbst im preußischen Justizdienste gemacht hatte.

Nach Beendigung seiner Studien war er 1699 drei Jahre lang auf Reisen gegangen, hatte Italien, Frankreich, England und Holland gesehen, war dann im Jahre 1702 zum ordentlichen Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Frankfurt ernannt worden, trat aber schon zwei Jahre darauf in den praktischen Dienst, den er seitdem nicht wieder verlassen hat. Auf eine zweiundvierzigjährige Thätigkeit in allen Zweigen und auf allen Stufen der Rechtspflege schaute er zurück, als ihn Friedrich der Große im Januar 1746 beauftragte, die Mittel anzugeben, durch welche dem Nothstand im Justizwesen abgeholfen werden könne. Seit lange wußte Cocceji, wo die Wurzel des Uebels lag. Dem Staat fehlte es an gelehrten und unbestechlichen Richtern, den Rechtsuchenden an kundigen und ehrenhaften Anwälten, beiden fehlte ein Streitverfahren, das gerechte und pünktliche Entscheidung verbürgte, und überall fehlte ein klares und sicheres Recht. Dies Alles in ein paar Jahren zu schaffen und so zu schaffen, daß es ein Recht hatte auf Bestand, war die Riesenaufgabe, der der jetzt sechsundsechzigjährige Minister mit jugendlichem Feuereifer sich unterzog. Die Unzahl von schwebenden Processen, die nicht zu Ende kommen wollten, forderte zunächst den Eingriff einer unerbittlichen Hand. In Pommern war der Unfug am ärgsten und hier erfolgte denn auch der erste Feldzug. Im September 1746 schlug Cocceji dem König vor, ihn mit sechs ausgezeichneten Juristen (v. Jariges, v. Fürst, Morgenstern, Vogelsang, Culemann, Koehne) nach Pommern zu schicken, um dort ein Verfahren zu erproben, mittelst dessen alle Hauptprocesse in einem Jahre zur Entscheidung gebracht werden könnten, und der König willigte ein. Die Commission ging ab und fand ein Durcheinander vor, das alle Vorstellungen überstieg. Aber die Commission wirkte Wunder mit ihren einfachen Mitteln. Zunächst wurde in Stettin selbst ein neuer Gerichtshof gebildet, indem man die tüchtigsten unter den Räthen der Regierung und des Hofgerichts mit auskömmlicher Besoldung zu einem Collegium vereinigte; die Winkeladvokaten (Prokuratoren) wurden beseitigt und eine Sportelkasse gebildet, aus der die Subalternen ihren Sold empfingen. In derselben Weise wurde das Gericht in Cöslin umgebildet und die Arbeit des Aufräumens unter den alten Processen begann. Schon im Mai 1747 konnte Cocceji, inzwischen zum Großkanzler ernannt, melden, die 1600 alten Processe

35*

gingen ihrem Ende entgegen; im Laufe des Jahres waren sie in der That abgethan, dazu 400 neue erledigt worden; in Cöslin waren in derselben Zeit 800 alte zu Ende gebracht worden und von 310 neuen nur noch 169 übrig. Mit gerechtem Stolze durfte der Großkanzler in seinem Bericht vom Januar 1748 sagen: das leisten Justizcollegien, die mit lauter gelehrten und ehrlichen Leuten besetzt sind. Und wohlverdient war das aufmunternde Wort, das Friedrich selbst am 30. Januar 1748 an die Regierung in Pommern richtete: „Es kann nicht anders als glorieux für Euer Collegium sein, daß Ihr die Bahn gebrochen, die Chicane von der Justiz zu verbannen und daß Ihr nunmehr unseren übrigen Provinzen zum Exempel dient, dasjenige, was Ihr so glücklich zu Werke gerichtet, nicht allein als möglich anzusehen, sondern auch Euren Fußstapfen nachzufolgen.“ Noch im Frühling des Jahres erschien das merkwürdige Buch, mit welchem die ruhmvolle Justizgesetzgebung Preußens ihren ruhmvollen Anfang nahm, die neue Kammergerichtsordnung,[1]) durch welche der Stand der Richter und der Anwälte, das Rechtsverfahren, die Gerichtskosten und das Mündelrecht in Preußen auf völlig neuen Grundlagen bleibend eingerichtet worden sind.

Mit dem imponirenden Rechtssinn, dem genialen Gesetzgeberblick eines wahrhaft großen Königs hatte sich die Weisheit eines ausgezeichneten Fachmanns verbunden, um ein Werk zu schaffen, das Niemand ohne Ehrfurcht lesen kann. Wäre Friedrich des Deutschen mächtig und Cocceji im Stande gewesen, sich im Gebrauch des Juristenlateins nur etwas Maß aufzuerlegen, so würde dieses Rechtsbuch auch ein Sprachdenkmal ersten Ranges geworden sein. Denn von den zahllosen Fremdwörtern abgesehen ist die Ausdrucksweise, sachlich betrachtet, meisterhaft zu nennen. Man kann klar Gedachtes, bestimmt Gewolltes nicht knapper geben, als es hier geschieht, und wo vereinzelt der barsche Befehlshaberton durch einen Laut warmer Empfindung durchbrochen wird, da packt uns jene unwillkürliche Beredsamkeit, die dem von der Sache Erfüllten eigen ist und deren Eindruck keine Rhetorik je erreicht. Alles in Allem stellt das Buch dem Geist, der Gesinnung und der Weisheit seiner Verfasser ein schlechthin glänzendes Zeugniß aus.

Der erste Titel des ersten Theils handelt: „Von Unseres Hof- und Kammer-Gerichts Bestellung und vom Richterlichen Amt überhaupt.“ Gleich zu Anfang wird bestimmt, daß den drei Senaten, aus denen das Kammergericht bestehen soll, Referendarien und Auscultatoren beizugeben sind, „damit sich junge Leute zur Justizpflege qualificiren und die Praxin beim Collegio erlernen können“. Dann heißt es im § 3: „Weil alles an denen

1) Project des Codicis Fridericiani Marchici oder eine, nach Sr. Königl. Majestät von Preussen Selbst vorgeschriebenem Plan entworfene Kammer-Gerichts-Ordnung, nach welcher alle Processe in einem Jahr durch alle drey Instantzen zum Ende gebracht werden sollen und müssen: Nebst dem Project einer Sportul-Ordnung und eines Pupillen-Collegii. Frankfurt und Leipzig. (Die Vorrede ist datirt vom 3. April 1748.)

Praesidenten und Directoren gelegen und nimmermehr eine gute und redliche Justitz-Pflege zu hoffen ist, wann die Chefs ihre Räthe und Advocaten nicht übersehen, die Unordnungen ändern, auch alle Chicanen coupiren können: So wollen Wir keine andre, als bekannte, solide und solche, welche schon eine Zeitlang in Justitz-Collegiis gesessen, derer Rechte und Landes-Verfassung kundig, in Praxi geübt, auch nebst der Gelehrsamkeit die gehörige Activität und Authorität besitzen, zu diesen wichtigen Ämtern annehmen. Wir wollen aber bei Vergebung dieser Chargen Uns daran, ob dieser oder jener Vice-Praesident oder Director oder Rath der nächste in der Ordnung sei, gar nicht binden. Allermassen Wir keinem Vice-Praesidenten oder Rath ein Recht in diese Chargen zu ascendiren zugestehen: sondern Uns nach Gefallen die Besetzung derselben vorbehalten." Alsdann werden die Prüfungen vorgeschrieben, welche die Referendarien und Auscultatoren vor dem Kammergericht bestehen müssen; daran schließen sich die Vorschriften über Anstellung von Sekretären, Registratoren und Kanzelisten, über Kanzleidiener, Botenmeister und Boten, und dann kommen die zwei denkwürdigen Paragraphen 14 und 15 von den Aufgaben und Pflichten des Richteramtes.

Da heißt es: „Sie müssen aber die Processe auf ihre theuer geleistete Pflicht auf alle rechtliche Art und nach dieser Ordnung zu verkürtzen und dieselbe durch alle Instantzen in einem Jahr zum Ende zu bringen suchen; allen Menschen ohne Ansehen der Personen, Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unpartheyische Justitz administriren, so wie sie gedencken solches vor dem gerechten Richter-Stuhl Gottes zu verantworten, damit die Seufther der Wittwen und Waysen und andern Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen.

Sie sollen auch auf keine Rescripta, wenn sie schon aus Unserm Cabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wann darin etwas wider die offenbare Rechte sub- & obrepirt worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird: Sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten. Insbesondere aber soll unser Cammer-Gericht und andre Gerichte, in allen Sachen und Rechtlichen Handlungen zwischen Unserem Fisco an einem und zwischen Unsren Vasallen und Unterthanen am andren Theil, es sey der Fiscus selbst Actor oder einem andern zur Assistentz gegeben, lediglich die Justitz als auf welche sie geschwohren und beeidigt seyn, zum Augenmerk haben, und auf keine wider die Justitz laufende Verordnungen reflectiren, weil ihnen solche Verordnungen so wenig, als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zu keiner Entschuldigung dienen soll."

Durch seinen Ausspruch: „der Fürst ist des Staates erster Diener" hatte der Kronprinz Friedrich den monarchischen Absolutismus als einen Staat der Pflicht bezeichnet, die für Alle vom Höchsten bis zum Niedersten gleich verbindlich ist. Als der König Friedrich die eben mitgetheilte Weisung öffentlich an seine Richter erließ, da hatte er eine Verfassungsart, mit der

überall sonst Willkür und Rechtsverachtung untrennbar verknüpft war, zum Rechtsstaat erklärt und seiner eignen Machtvollkommenheit eine Grenze gezogen, die sein Vater nie anerkannt hat und keiner von allen europäischen Fürsten jener Tage anerkannt haben würde. Diese Grenze hat Friedrich der Große zeitlebens gewissenhaft geachtet, das Richterthum, das seines Amtes waltete, ohne Ansehen der Person, und wäre es die des Königs selbst, hat er wirklich geschaffen und mit Stolz sagte sich der letzte Mann in seinem Volke: es gibt Richter in Berlin. Uns Modernen zeigt sich der aufgeklärte Despotismus von seiner verehrungswürdigsten Seite überall dort, wo er sich selber Halt gebietet, seiner Allgewalt selber Schranken setzt. Aber vergessen wir nicht, daß das nicht das Gehen- und Geschehenlassen war, das in unseren Tagen so oft mit Freiheitspflege verwechselt wird, sondern die Folge einer weisen Fürsorge, die nur eben der Tüchtigkeit ihrer eigenen Schöpfung vertraute. Nur wo es eine Rechtspflege gab, wie sie aus dieser Organisation hervorging, konnte der Monarch im Interesse des Rechtes selber sich jeden Eingriff in den Rechtsgang untersagen. Mit väterlicher Fürsorge war die Gerichtsordnung darauf bedacht, daß das Recht aufs Recht Jedem, auch dem Aermsten, unverkümmert blieb; für die Armen und die Soldaten war ein eigner Anwalt bestellt und dem Armenrecht ein besonderer Titel (16. im I. Theil) gewidmet. Für den Schutz des Vermögens der Unmündigen gab das neue Pupillen-Collegium jede nur denkbare Bürgschaft und gegen leichtsinniges Anstellen von Processen war eine Vorkehr getroffen, wie sie noch in keiner Proceßordnung vorgekommen war. Der siebente Titel des dritten Theils beschrieb „wie bey Versuchung der Güte zu verfahren" und verordnete in seinen ersten Absätzen: „Es soll vor allen Dingen gleich bey Anfang des Processes, ehe die Partheyen in eine Verbitterung gerathen, die Güte versucht und alle Mühe angewandt werden, die Sache zu vergleichen. Zu dem Ende sollen jederzeit bey der ersten Citation die Partheyen ermahnet werden, in Person oder durch einen zur gütlichen Handlung genugsam instruirten Bevollmächtigen zu erscheinen, mit dem Beyfügen, daß die Güte versucht werden und beyde Theile sich den Tag vor dem Termino bey dem Praesidenten melden sollen. Wenn die Partheyen in Person erscheinen, muß der Praesident einen oder ein Paar Räthe deputiren, welche die Sache in der Neben-Stube ohne Advocaten vornehmen, beyde Theile mit ihrer Nothdurfft hören, ihre Documente und Briefschafften nachsehen, den gantzen Process in officio instruiren, ein förmliches Protocoll darüber halten und solches den Partheyen vorlesen müssen. Wann der Commissarius solchergestalt die nöthige Information eingenommen, muß er Vorschläge zur Güte thun, auch wenn es nöthig, die Advocaten, wenn sie vorhanden, mitzuziehen und wenn die Hauptsache selbst nicht abgethan werden kann, wenigstens die Kleinigkeiten vergleichen und die Incident Puncten coupiren u. s. w." Das hier vorgeschriebene Ausgleichsverfahren setzt einen persönlichen, mündlichen Verkehr des Gerichts mit den streitenden Parteien

voraus, wie er in diesem Umfang der damaligen Rechtspflege ganz fremd war. Zu den größten gesetzgeberischen Verdiensten dieser ganzen Gerichtsordnung gehört die Thatsache, daß sie entschlossen gebrochen hat mit dem herkömmlichen Schlendrian der Vielschreiberei, die den Advocaten so einträglich, den Richtern so bequem und den Parteien so verderblich war und den großen Schritt zum mündlichen Verfahren rückhaltlos vollzogen hat,[1]) nicht beirrt durch Bedenken und Vorurtheile, die im übrigen Deutschland erst seit dem 1. Oktober 1879 überall und für alle Zeit endgiltig überwunden worden sind.

Von demselben Geist, den die Reform der Rechtspflege athmete, zeugen die Weisungen, welche Friedrich der Große, gleichfalls im Frühjahr 1748, dem Generaldirectorium für die Führung der Verwaltung ertheilt hat.

Wie Friedrich Wilhelm I. sich die Verwaltung in den Händen der von ihm geschaffenen Behörde dachte, haben wir gesehen.[2]) Eine völlige Umarbeitung seiner Instruktion vom 20. December 1722 fand Friedrich nicht nothwendig; er begnügte sich mit Streichungen, Zusätzen und Erweiterungen, mit denen versehen der ursprüngliche Text am 20. Mai 1748 dem Generaldirectorium übergeben ward. Diese Abänderungen aber sind für die Eigenart seiner Auffassung von Staatszweck und Verwaltungsrecht ungemein bezeichnend.[3]) Dreierlei fällt daran sofort ins Auge: Die warme Fürsorge für den gemeinen Mann, die Werthschätzung der Förderung von Handel und Gewerbe, die Abneigung gegen Plusmacherei. In der ersteren Richtung ist der neue Artikel bemerkenswerth, welcher wörtlich und buchstäblich lautet: „Dahr ich bedacht bin das landt in allen Stücken zu soulagiren und aufzuhelfen, So weis ich das eins der Dinge So zu hart seint die grausamen Dinste so Sie thun müssen, wohrbei nichts als ihr verderb heraus kömt; also Sol in jede provintz und jeden Creis So Wohl ambts, Stäte als adliche Dörfer dahin gesehen werden, ob man es nicht So einrichten Könte, das der Bauer die Woche 3 tage, höchstens 4, dinte. Dießes wirdt was geschrei geben, allein vohr den gemeinen Man ist es fast nicht auszustehen wan er 6 tage oder 5 die woche dinen Sol; und in Meine Ämter befehle ich, daß Sich die Kammer Sollen angelegen Seindt lassen die Wüsten huwen (Hufen) zu besetzen, theils mit das die Neuen bauern ihre dinste den Alten mit zum besten kommen, und Sol denen alten sovohrt durch eine Erliche repartition was nachgelaßen werden."

Friedrichs Wirthschaftspolitik zeichnet sich in folgenden Sätzen: „3 co-

1) Zweiter Theil. Tit. III „Von dem Constitutioniren oder mündlichen Vorträgen derer Memorialien, welche zur Instruction des Process gehören." § 1 schildert die Mißbräuche, die bei dem schriftlichen Verfahren sich herausgestellt hatten. 2) S. S. 225—228. 3) Der Urtext vom 20. Dec. 1722 und die Abänderungen Friedrichs veröffentlicht durch Friedlaender in der Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde 1880. S. 353—397. vgl. mit Cauer, Ein Regierungsprogramm Friedrichs des Großen. Preuß. Jahrbb. 1862. X, 335—362.

mersien Sindt. Das eine, Schiket man wahren wek und krigt geldt davohr. 2. holet Man fremde wahren und Setzet sie anderwers ab, Transitus. 3. verwekselet man seine wahren gegen andre So man Nothwendig gebraucht. Diese seint alle 3 guht. Das 1. ist das best. Das 2. mus auf den Polnischen Debit stark reflectiret werden und das 3. genohmen, wan man es nicht beßer krigen kan. — — 2 Sachen gereichen zu des landes besten. Eine auß fremden landen gelt einzutziehen, dieses ist das comertzium. 2. zu verhindern, das nicht unnöthig gelt aus dem Lande gehe, dießes sind die Manifaktuhren. principium regulativum: 1. alle jahr von denen provintzien extracte Schiken zu lassen von tzöllen und accisen, was vohr fremde wahren eingekomen. 2. außzug zu machen von allerhandt art Manifactuhren die fehlen. 3. exsaminiren wohr man Solche ansetzen kan und Wie starck solche Manifactur werden kan nach der Einlendischen consomption. Die besten Manifacturen sindt die wohr wihr die 1. Materie im Lande haben. Die 2. ist auch guht und mus wohl drauf reflectiret werden die rohe Materie kommen zu laßen und hier verarbeiten. Ich erlaube alle neue Manifacturen, die wihr noch nicht haben, Sich in ofnen Öhrtern, wohr keine accisse ist, an zu Setzen, damit sie die Wahren wohlfeil verkaufen können."

Gegen das plus endlich, „das durch andrer Leute Unglück gemacht wird", sind die schneidigen Worte gerichtet: „Die fiscäle sollen besser auf die Edicte wigilliren, aber Soll denen fiscälen bei Henken verbohten werden, imgleichen denen jägren, die Edelleütte in Keinem Stück zu schicaniren, ihnen alte Protzesse und Grentz Streitungen auf zu wermen. Ein edel Man der ano 1740 wohrvon im besitz gewesen ist, darf es nicht höger beweisen und in Streitige Sagen zwischen Domainen und Edelleütte So Soll das Directorium den Edelleütten nicht alleine gerechtigkeit wiederfahren laßen, sondern Mihr lieber Selber unrecht thun. Den was ein kleiner verlust vohr mihr ist, ist dem Edel Man Einen großen vortel, deßen Söhne das Landt defendiren und die Race davon so guht ist, das sie auf alle art meritiret, conserviret zu werden."

Die innere Staatsverwaltung war überall sonst entweder ein gemeinschädlicher Raubbau oder ein ganz geistloses, mechanisches Handwerk; in Preußen ward sie von ausgezeichneten Regenten studiert wie eine Wissenschaft und gepflegt wie die werthvollste und edelste aller friedlichen Künste. Dieser preußischen Verwaltung wurde im Anfang des Jahres 1749 ein wahrer Triumph zu Theil: Die Landstände einer neu einverleibten Provinz, die sich die ständische Selbstverwaltung ausdrücklich vertragsmäßig vorbehalten hatten, kamen nach fünfjährigen Experimenten zu dem Entschluß, sich die königlich preußische Verwaltung als eine landrettende Wohlthat zu erbitten, und nun erst wurde Ostfriesland, — denn von diesem ist die Rede — wirklich ein Bestandtheil des preußischen Staates.

Mit dem Tode des jugendlichen Fürsten Carl Edzard war am 26.

Mai 1744 in Ostfriesland der Mannesstamm des Hauses Cirksena nach etwa dreihundertjährigem Bestande erloschen und damit ein Besitzthum erledigt, auf das unter verschiedenen Ansprechern nur einer ein klares und anerkanntes Recht hatte; dies war nicht der König von England als Kurfürst von Hannover, der das Land ungemein gern gehabt hätte, aber dessen Ansprüche ganz hinfällig waren, sondern der König von Preußen als Kurfürst von Brandenburg; denn Kurfürst Friedrich III. war in Erfüllung eines schon seinem Vater 1675 durch feierlichen Reichsschluß ertheilten Entschädigungsversprechens, im Jahre 1694 durch Kaiser Leopold die Anwartschaft auf Ostfriesland verliehen worden; diese Verleihung hatten die Kaiser Joseph und Karl VI. 1707 und 1715 feierlich bestätigt und zwar unter Zustimmung der Kurfürsten, die zur Zeit der Verleihung im Kurfürstencollegium Sitz und Stimme hatten.[1]) Der Klarheit dieses Rechtes entsprach die Raschheit, mit der der Besitz ergriffen ward. In den Stunden, da sich die Kunde von dem Ableben des Fürsten verbreitete, erschienen, wie von Geisterhänden hervorgezaubert, die preußischen Adler und Patente an den Wachthäusern, Thoren und Postämtern, erst der Stadt Emden, dann des ganzen Landes. Die biederen Ostfriesen wußten sich nicht zu fassen vor Erstaunen über die allem heimischen Brauch widersprechende Geschwindigkeit, mit der ihnen kund gethan ward, daß sie über Nacht Preußen geworden seien; wie war es möglich, fragten sie sich, in so kurzer Zeit alle die schwarzen Adler flügge zu machen und all diese Besitzergreifungspatente zu drucken? Die Sache war sehr einfach. Adler und Patente lagen seit Jahren vorräthig bei dem königlichen Major von Kalkreuth, der in Emden die zwei dort liegenden preußischen Grenadiercompagnieen befehligte und in Verbindung mit dem Kreisdirektorialrath Homfeld seit dem 6. Juni 1740 alle Vollmachten hatte, um ohne besonderen Befehl, so wie der Fürst starb, zu handeln wie es noth that, damit kein Andrer dem guten Rechte seines Monarchen zuvorkam. Die rasche Entschiedenheit dieses Zugriffs, die sofort klare Verhältnisse schuf, war an sich schon eine unendliche Wohlthat für dies seit 24 Jahren von Bürgerkrieg, Anarchie, Tyrannei und Mißverwaltung zerrüttete Land. Georg Albrecht, der Vater Carl Edzards hatte mit seinem Kanzler Brenneisen, unterstützt durch kaiserliche Dekrete und Truppen seit 1720 einen Kampf gegen die Landstände und die Stadt Emden aufgenommen, der sich wiederholt in blutigen Zusammenstößen entladen und nach vierzehnjähriger Dauer schließlich das beispiellose Verhältniß herbeigeführt hatte, daß sein Sohn und Nachfolger gar nicht wagte, sich huldigen zu lassen und während der zehn Jahre, da er angeblich regierte (1734—1744), thatsächlich kaum mehr als ein Fürst in partibus infidelium war. Das Land war ohne Landesherrn, ohne Regierung und ohne Verwaltung, dabei beschwert durch eine Menge

1) Ostfriesische Geschichte von Tileman Dothias Wiarda, Sekretär der ostfriesischen Landschaft. VIII. Bd. Aurich 1798. S. 139 ff.

fremder Truppen, wie wenn es mitten im Kriege wäre. In Emden und auf Gretsyl lagen Preußen; in Emden und auf Leerort Holländer, in Reiderland Dänen; in Leer und Norden die kaiserliche „Salvegarde" und in Aurich, Berum, Friedeburg und Stickhausen die Miliz des Fürsten. In dies Chaos griff König Friedrich gebietend, lichtend und versöhnend ein; mit seinen Adlern und Bajonetten nahm er das Land in Besitz und mit seinen Patenten eroberte er die Stände und das Volk. „Gleichwie Wir," so las man darin, „das allgemeine Vertrauen zu den ostfriesischen Landständen und Unterthanen haben, daß sie sich an Uns, als ihren nunmehrigen Fürsten und Herren alleine halten und es an schuldiger Treue und Unterthänigkeit gegen Uns nicht ermangeln lassen werden: also versprechen Wir euch hiermit, daß Wir ermeldete Stände und Unterthanen bei ihren althergebrachten Privilegien, guten Gewohnheiten und allen Rechten kräftig schützen und dawider nicht das geringste, weder von Uns selbst thun, noch daß es durch andere geschehen dürfte verstatten, auch was in vorigen Zeiten dawider ergangen, baldmöglichst remediren und sonsten auch alles, was zu der Stände und Unterthanen Besten gedeihen kann, Landesväterlich vorkehren wollen."[1])

Die Stadt Emden erfuhr den Ernst dieser Verheißung zuerst. Schon am 27. Mai kam Kalkreuth mit einer Abtheilung preußischer Grenadiere nach Oldarsum, wies die dort stehenden Kaiserlichen zum Abzug an und verkündete die Aufhebung des Sequesters, welcher solange auf den Herrschaften der Stadt Emden gelegen hatte. Ueberglücklich veranstaltete der Stadtrath einen allgemeinen Dank- und Bettag zur Feier dieses großen Ereignisses und damit war der Ton angegeben, in welchem das ganze Land den Regierungswechsel begrüßte und dem neuen Landesherrn freudig Treue und Gehorsam schwur. Am 6. Juni kam der Staatsminister v. Cocceji in Aurich an, um in Verbindung mit dem Kreisdirektorial-Rath Homfeld die ostfriesischen Dinge auf Grund der Verheißungen des Patentes in Ordnung zu bringen. Im Namen des Königs schrieben die beiden Bevollmächtigten auf den 20. Juni einen allgemeinen Landtag nach Aurich aus. Die Stände kamen vollzählig und einig wie nie. Die gesammte Ritterschaft, bestehend aus 9 Gliedern, 15 Vertreter der Städte und 180 Abgeordnete des dritten Standes bildeten die Versammlung, welche am 23. Juni den Huldigungseid leistete, am 24. und 25. Juni die landschaftlichen Beamten ernannte und am 7. Juli die Convention abschloß, kraft deren Ostfriesland gegen jährliche Zahlung von 40,000 Thalern von aller Truppenstellung und Werbung befreit ward.

Auf dieser Convention,[2]) welche der König am 31. Juli bestätigte, beruhte fernerhin die Landesverfassung des Fürstenthums. Der Artikel, welcher, nachdem die kaiserlichen Dekrete gefallen waren, den inneren Hader mit der Wurzel ausrottete, war der siebente. Er lautete: „Die Einwilligung, Erhebung und Verwaltung der gesammten Landesmittel — soll den Ständen

1) Wiarda S. 167. 2) Vollständig bei Wiarda S. 203—210.

und dem zu deren Administration bestellten Collegio — schlechterdings überlassen werden und wollen der Landesherr, so wenig in Kriegs- als Friedenszeiten Sich einiger Cognition oder Direktion darüber anmaßen." Die gesammte Finanzverwaltung also war den Ständen und den von ihnen ernannten Beamten überlassen. Diese Verwaltung hatte ihren Sitz in Emden, wohin sogleich nach dem Tode des Fürsten der „Landeskasten" verlegt worden war. Die Finanznoth dieser Stadt einerseits, die großen Mißbräuche bei dem herkömmlichen Accisepachtwesen andrerseits brachten es dahin, daß schon nach fünf Jahren überall, außer in Emden selbst, bei einer Fortdauer dieser Art Verwaltung der sichere Ruin des Landes vorausgesehen ward; dem vorzubeugen, war die Bittschrift bestimmt, welche auf dem Landtage zu Aurich am 1. Februar 1749 von einer großen Anzahl Stände unterzeichnet nach Berlin abgesandt ward. In dem ersten Absatz derselben war um Verlegung des Landeskastens und des Administrationscollegiums aus Emden nach Aurich gebeten und im zweiten auf den Artikel 7 der Convention vom 7. Juli 1744 verzichtet. Das Ersuchen lautete: „daß Ew. K. Majestät die Oberdirektion und höchste Aufsicht, auch Manutenenz aller zu machenden guten Ordnung bei diesem Collegio zu übernehmen in Gnaden geruhen mögen. Dieses wesentliche Stück der landesherrlichen Hoheit exerciren Ew. K. M. in allen dero übrigen Provinzen, die dabei blühen und ihre Wohlfahrt dabei täglich höher treiben, wannenhero wir ein gleiches Glück aus dieser neuen Verfassung sicher erwarten."[1]) Ferner ward eine Reform der ganz verrotteten Stadtverfassung vom Emden und die Abschaffung der Acciseverpachtung erbeten.

Am 6. Februar schon hatte Friedrich den vollen Inhalt dieser Bittschrift bewilligt und nun erst durfte sich der König von Preußen als wirklichen Landesherrn in Ostfriesland betrachten auf Grund eines freiwilligen Beschlusses der Stände, der ihrer Einsicht in das Nothwendige ebensoviel Ehre machte als dem Ruf der preußischen Verwaltung.

Mit unbeschreiblichem Jubel ward Friedrich von seinen Ostfriesen empfangen, als er im Jahr 1751 zum ersten Mal in ihrer Mitte erschien. Die großen Hoffnungen, die ihn erfüllten, als er bei dieser Gelegenheit den Hafen von Emden zum Freihafen erklärte, die im Lande selber Wurzel schlugen, als eine neu gegründete ostindische Compagnie mehrere Schiffe nach China schickte, die mit reichen Ladungen nach Hause zurückkehrten, zerschlugen sich bald; der siebenjährige Krieg machte allen Träumen von einer preußischen Seemacht ein Ende. Aber in Ostfriesland lebte unzerstörbar fort die Gesinnung, der ein Spruch auf einem Ehrenbogen in Emden bei jenem Besuche Ausdruck gab. Er lautete: O Koning, groot van Macht, Van Goedheit, van Verstand, Meer Vader in ons Hart, Als Koning van ons Land.

In diesen Jahren rüstigen und erfolgreichen äußeren Schaffens hat Friedrichs des Großen rastloser Arbeitstrieb sich noch auf einem andern

---

1) Wiarda S. 284/85.

Felde bethätigt, von dem damals außer den allernächsten Vertrauten kein Mensch Kenntniß hatte. Einen Monat nach seiner Rückkehr von Dresden ging er daran die Geschichte des zweiten schlesischen Krieges zu schreiben, wie er früher, von der frischen Rückerinnerung des eben Erlebten noch erfüllt, auch die Geschichte des ersten aufgezeichnet hatte. Vom 2. Februar 1746 ist das Schreiben an den Kriegsrath v. Ilgen datirt, in welchem der Staatsminister Graf Podewils die Einreichung aller gedruckten Urkunden zur politischen und militärischen Geschichte des letzten Krieges verlangt;[1]) schon am 2. November desselben Jahres war die Arbeit fertig,[2]) die Durchsicht bezw. Neubearbeitung der ganzen „Geschichte meiner Zeit“ konnte beginnen und das merkwürdige „Vorwort“ (avantpropos) des merkwürdigen Buches seine endgiltige Fassung erhalten.

Die zusammenhängende Niederschrift einer selbständigen Darstellung der Ereignisse, welche Brandenburg-Preußen aus einem fragwürdigen Zwittergebilde in eine Großmacht von anerkannter Rangstellung verwandelt hatten, betrachtete er als eine Pflicht gegen sein Heer und gegen seinen Staat; gegen sein Heer, weil dessen leuchtende Waffenthaten vor dem Vergessenwerden zu bewahren, schon das einfache Gebot der Dankbarkeit von dem siegreichen Kriegsherrn forderte; gegen seinen Staat, weil für dessen Zukunft soviel ankam auf die vollständige Kenntniß, die richtige Ansicht, welche seine späteren Lenker von diesem Abschnitt seiner Vergangenheit hatten. Daß diese zu schaffen dem Zufall überlassen, irgend einem Nachgebornen anheimgegeben werden dürfe, konnte einem Manne nicht in den Sinn kommen, der schon bei flüchtiger Beschäftigung mit Geschichtsschreibern anderer Zeiten die Wahrnehmung gemacht, daß alle sogenannte Geschichte nur Fabel und Schwindel ist, wenn sie nicht ruht auf Aufzeichnungen derer, welche Zeugen der Ereignisse selbst gewesen sind. „Ueberzeugt,“ sagt er in seinem Vorwort von 1746, „daß nicht irgend ein Benediktiner, nicht irgend ein Gelehrter des 19. Jahrhunderts, dessen Name auf us endigt, der Mann sein wird, um die Menschen des unsrigen, diese Unterhandlungen, diese Ränke, diese Kriege und Schlachten und all die mächtigen Ereignisse zu schildern, die vor unseren Augen die große Schaubühne von Europa geziert haben, habe ich geglaubt, es komme mir als einem Zeitgenossen und Mitwirkenden zu, meinen Nachfolgern Rechenschaft zu geben von den Umwälzungen, welche ich in der Welt habe geschehen sehen und an denen ich selbst einigen Antheil gehabt habe. Dir, kommendes Geschlecht, widme ich dies Werk, in dem ich in flüchtigen Strichen zeichnen werde, was die andern Mächte angeht, mich ausführlicher aber verbreiten werde über das, was Preußen betrifft, weil es unmittelbar mein Haus berührt, das die Erwerbung Schlesiens als die Epoche seines Aufschwungs zur Größe betrachten kann.“

---

1) Miscellaneen zur Gesch. Friedrichs d. Gr. Berlin 1878. S. 315. 2) Das. S. 219.

So entstand der ursprüngliche Text der Histoire de mon temps, der der Welt erst vor wenig Jahren vollständig bekannt geworden ist.[1]) Bis dahin war von dem Werk nur eine viel später, im Jahre 1775, entstandene Fassung gedruckt, welche zuerst im Jahr 1788 erschienen war und nachher in der großen akademischen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen den 2. und 3. Band füllte. Diese letztere Ausgabe hat von der Handschrift des Jahres 1746 nur das Vorwort mit abgedruckt und wer dies ältere Vorwort mit dem späteren von 1775 vergleicht,[2]) der erkennt ohne Mühe, wie viel der geistvolle Verfasser im Laufe der Jahre an Vertrautheit mit der geschichtlichen Literatur und an Reife des Urtheils gewonnen hat, ohne in dem Kern seiner Anschauungen und Gesinnungen sich im mindesten zu ändern. Wer aber die Texte selbst vergleicht, insbesondere mit Bezug auf das erste allgemeine Capitel, der entdeckt in dem älteren eine seltene Kraft und Keckheit der Zeichnung, eine hinreißende Frische und Unmittelbarkeit in der Farbe, einen wahren Sprühregen von Geist und Witz, kurz packende Reize der Darstellung, die sich in dem späteren entweder gar nicht mehr oder nur in sehr starker Abdämpfung wieder finden, und das ist der Grund, weshalb wir bei unseren zahlreichen Entlehnungen aus dem Buche stets der älteren vor der jüngeren Fassung den Vorzug gegeben haben. In der einen wie der andern aber ist das Werk als Ganzes betrachtet ein glänzendes Zeugniß der ganz ungemeinen Befähigung, die dieser König für die schwierigsten Aufgaben des Darstellers der Geschichte hatte. In Namen und Daten ist Friedrich mehr als flüchtig, manche Dinge, die uns heute sehr wichtig, sehr charakteristisch erscheinen, würdigt er gar keiner oder nur ganz beiläufiger Erwähnung und in den Reden, die er seinem Texte einverleibt, ist er um urkundliche Treue nicht allzuängstlich bemüht. Aber er verfügt über einen blendenden Reichthum an Anschauungen und Veranschaulichungsmitteln, in der Wahl des treffendsten Wortes ist er von einer Schlagfertigkeit, die nie versagt, im Entwirren politischer Knoten, im Darlegen des Ganges diplomatischer Verhandlungen, im Erzählen und Schildern von Feldzügen, Märschen, Schlachten, Belagerungen, im Zeichnen von Menschen und Zuständen ist er ein Meister allerersten Ranges und die strenge Aufrichtigkeit seiner Selbstkritik läßt uns auf den ehrlichen Willen, auch gegen Andere gerecht zu sein, auch dort mit Sicherheit schließen, wo wir sein Urtheil für uns nicht mehr als maßgebend betrachten.

Die Geschichte der schlesischen Kriege mit dem einleitenden Rückblick auf das Jahrhundert 1640—1740[3]) war noch nicht fertig, als die Vorarbeiten zu einer anderen Studie, zu einer Uebersicht der Geschichte des Hauses Brandenburg bereits begonnen hatten, und diese Vorarbeiten, von denen wir

1) Frédéric II. Histoire de mon temps. (Redaction von 1746.) Herausgegeben von Max Posner. Leipzig 1879 (Publikationen aus den K. Preuß. Staatsarchiven. Bd. IV). 2) Wilh. Wiegand, Die Vorreden Friedrichs des Großen zur Histoire de mon temps. Straßburg 1874. 3) Vgl. S. 156/57.

jetzt einen erheblichen Theil vollinhaltlich kennen, erweisen sich als die Grundlegung der urkundlichen Erforschung der inneren Geschichte des preußischen Staates in der Anfangszeit seiner Größe. Auf diesem Gebiete liegt das, was den eignen Studien des Königs, noch mehr denen, die er veranlaßte, ihren bleibenden Werth verleiht.

Einen ersten Abschnitt der Denkwürdigkeiten hatte Friedrich bereits im April 1747 vollendet; er reichte bis zum Jahr 1640 und beruhte sachlich allem Anschein nach auf den Heften seines am 3. Januar 1746 verstorbenen Lehrers Duhan,[1]) über die er in der eben damals geschriebenen Lobrede sagte: „Dies Werk hat viel mühevolle Forschungen erfordert und die Art, wie er diese Materialien zusammengebracht hat, läßt bedauern, daß ihm die Zeit nicht vergönnt war, sie zu verarbeiten."[2]) Am 1. Juni wurde die Handschrift in der Akademie verlesen und ein Jahr darauf in der „Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften des Jahres 1746" zum Abdruck gebracht.[3])

Der große Kurfürst bildete den Gegenstand eines besonderen Capitels, das den politischen Theil seines Stoffes ausschließlich aus Uhses deutscher Bearbeitung von Pufendorf geschöpft hat, in militärischen Dingen dagegen eigne Zuthaten enthält und in der Beschreibung der Schlacht von Fehrbellin des Verfassers persönliche Ermittelungen an Ort und Stelle verwerthet.[4]) Dieser Abschnitt wurde unter der Ueberschrift „das Leben Friedrich Wilhelms des Großen" im Jahre 1748 in der Geschichte der Akademie des Jahres 1747 besonders veröffentlicht.[5])

Der Beschaffenheit des Stoffes gemäß erfaßt den Darsteller erst hier das Feuer des Redners, den die Größe seines Gegenstandes begeistert. „Friedrich Wilhelm," sagt er, „verdiente den Namen „der Große", den seine Völker und seine Nachbarn ihm einhellig verliehen. Der Himmel hatte ihn eigens geschaffen, um mit seiner Thätigkeit einem Lande die Ordnung wiederzugeben, das die Mißverwaltung seiner Vorgänger in vollständige Verwirrung gestürzt, um der Vertheidiger und Wiederhersteller seines Vaterlandes, die Ehre und der Stolz seines Hauses zu sein. Die Anlagen eines großen Königs verbanden sich in ihm mit der bescheidenen Ausstattung eines Kurfürsten; über seinen Rang hinaus erhoben ihn die Vorzüge einer starken Seele und eines überlegenen Genius, der bald seinen Heldenmuth durch Vorsicht dämpfte, bald jenem schönen Enthusiasmus die Zügel schießen ließ, der uns zur Bewunderung fortreißt."

Auch Friedrich III., den letzten Kurfürsten und ersten König hat Friedrich in einem besondern Capitel behandelt; ihm lagen vorzugsweise die Ausarbeitungen des Ministers v. Podewils zu Grunde, außerdem handschriftliche Relationen verschiedener Art, die wir nicht mehr im Einzelnen nachweisen

1) Miscellaneen S. 236. 2) Eloge de Duhan. Oeuvr. VII, 12. 3) Miscellaneen S. 21. Nr. 73. 4) Ebendas. S. 237—45. 5) Ebendas. S. 21, Nr. 75.

können. Dieses Capitel erschien 1750 unter dem Titel: „das Leben Friedrichs I. Königs von Preußen" in der Geschichte der Akademie vom Jahre 1748[1]) und zwar in Verbindung mit zwei Abhandlungen kulturgeschichtlichen Inhalts, von denen wir noch reden werden. Bei der Charakteristik seines Großvaters gab er eine Probe jener unerbittlichen Strenge, mit der er gewohnt war, den Werth eines Fürsten zu messen an seinen Leistungen als Regent, d. h. „als erster Diener und oberster Beamter seines Staates".

An den Berserkeringrimm, mit dem Friedrich Wilhelm I. den Prunkhof seines Vaters auskehrte, wird man erinnert, wenn man bei Friedrich die Worte liest: „Sein Hof war wie ein großes Becken, in welchem alle kleinen Bäche zusammenfließen; seine Günstlinge schwelgten in seiner Freigebigkeit und seine Verschwendungen kosteten jeden Tag ungeheure Summen, während Preußen und Litthauen dem Hunger und der Seuche verfielen, ohne daß dieser großmüthige Monarch geruht hätte, ihnen beizuspringen: ein geiziger Fürst ist wie ein Arzt, der den Kranken in seinem Blut ersticken läßt, während der verschwenderische ihn mit seinen Aderlässen tödtet."

Wie verehrungswürdig erschien ihm dagegen der eigene Vater, dessen Charakterbild er in seinem ersten, erst neuerdings bekannt gewordenen, Entwurf mit den Worten eingeleitet hatte: „Man erwarte hier nicht einen Fürsten zu sehen, der sich umgibt mit den Sinnbilden der Eitelkeit und der Hoffart, oder einen unsteten, ruhelosen Geist, der seine stürmischen Leidenschaften überall hin trägt, wo die Intrigue eindringen kann. Das Leben eines Numa beschreibe ich, in dem nichts ist, was verblüfft, nichts was ehrgeizige Menschen bestaunen, keine jener blendenden Thaten, die an Wunder streifen. Aber die Kenner wahren Verdienstes werden darin Tugenden entdecken, mit denen sich die von Eroberern nicht messen können. Schließlich haben die Thaten des Gesetzgebers die öffentliche Wohlfahrt, die eines Eroberers nur den Ruhm im Auge. Der eine bricht wie ein Waldstrom aus den Ufern und verheert die Lande, der andere ist ein segenbringender Fluß, der die Wiesen mit seinem Wasser erquickt und Fruchtbarkeit und Ueberfluß mit sich führt. Haben die Helden Hindernisse zu übersteigen und Feinde zu besiegen, welch andere Festigkeit müssen die Reformer der Staaten haben, um die Menschen empfänglich zu machen für das Gute, das man ihnen thun will, daß sie nützliche Neuerungen folgsam aufnehmen und gelassen den Wegen folgen, die man sie führen will? Man bewundert die Größe der Helden, aber haben wohlthätige Schöpfernaturen nicht weit umfassendere Pläne, mehr Ueberlegung, Weisheit und Berechnung nöthig? Der Menschengeist freut sich an der Beschreibung von stürzenden Städten und Reichen, sollte er verblendet genug sein sich nicht zu freuen an dem Anblick eines Schauspiels, das ihm zeigt, wie Städte und Dörfer bevölkert und Reiche gegründet werden? Gewiß um so viel mehr, als ein Gesetzgeber einen weiter schauenden Blick haben muß

1) Miscell. S. 21, Nr. 76.

als der Eroberer, mehr Muth des Geistes als dieser Tapferkeit nöthig hat, und im Allgemeinen reinere und der Menschheit nützlichere Gesinnungen."[1])

Bei dem Rückblick auf den Gang, den die äußere Machterweiterung seines Hauses erst langsam durch Erbschaften und Heirathen, dann seit dem großen Kurfürsten rascher durch Eroberungen und kühnes Zugreifen genommen, konnte sich Friedrich des Ausrufes nicht erwehren: „Die Männer sind es, die die Staaten machen und alle Gründer neuer Monarchieen gehörten zu den erlauchten Geistern, die die Natur wie mit Anstrengung nur in weiten Zwischenräumen schafft."[2]) Trotz aller scheinbaren oder wirklichen Widersprüche und Gegensätze entdeckte er einen stetigen Emporgang und in den Verschiedenheiten der Regenten und ihrer Mittel nur den Bahnenwechsel eines und desselben niemals stockenden Lebens. „Das Haus Brandenburg," sagt er, „ist mit Riesenschritten auf seine Vergrößerung losgegangen und es sieht aus, als hätten all diese Fürsten, wie einer dem andern folgte, doch immer denselben Plan vor Augen gehabt, obgleich sie sich verschiedener Wege bedienten, um zu ihren Zielen zu gelangen." In diesem Zusammenhange versöhnt er sich sogar bis zu einem gewissen Grade mit seinem Großvater. „Der bedeutende Machtzuwachs (den der große Kurfürst erstritten) fing an den Neid aufzuregen; die Vorsehung mußte ihm einen friedlichen Nachfolger geben, damit die Nachbarn sich beruhigten und allmählich daran gewöhnten, Preußen unter die großen Mächte zählen zu sehen. Friedrich I. machte einige Einkäufe, die aber zu unbedeutend waren, um die Blicke Europas auf sich zu ziehen, seine Leidenschaften sogar schlugen seinem Hause zum Vortheil aus, seine Eitelkeit trug ihm eine Krone ein, die so chimärisch sie im Anfang war, in der Folge all die Gediegenheit gewann, die ihr fehlte. Friedrich Wilhelm aber, der durch seine Waffen Stettin gewann, war mit dieser Eroberung nicht zufrieden, sondern wandte sich auf das Gebiet der Wirthschaft und vergrößerte sich durch seinen Fleiß als Haushalter mehr als irgend einer seiner Vorgänger durch andere Mittel."[3])

An dem Studium der Verwaltung seines Vaters hatte sich schon dem Kronprinzen der Blick geschärft für Dinge, die damals höchstens den praktischen Staatsmann, den Historiker aber niemals fesselten. Bei der Rückschau auf die Geschichte seines Hauses, das mit kleinen Mitteln Großes und immer Größeres erreicht, erfaßte ihn der Drang, die Hebel dieser Erfolge, die Ausbildung des Heeres und des Staates, die Entwickelung des Volkes und seiner Cultur in ihrem Stufengange kennen zu lernen. So ließ er durch den Rector Küster die Kirchen- und Sittengeschichte der Mark Brandenburg, durch den Minister v. Viereck die Geschichte des Münzwesens, durch das auswärtige Amt die alte Verfassung der brandenburgischen Staaten, durch das Generaldirektorium die Staatseinkünfte unter den drei letzten Kur-

---

1) Miscell. S. 291. vgl. oben S. 259—61. 2) Miscell. S. 295. 3) Ebendas. S. 295.

fürsten und unter König Friedrich I. bearbeiten, durch den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau sich über das brandenburgische Kriegswesen seit 1640, durch den Minister v. Podewils über die innere und äußere Politik des großen Kurfürsten, durch das Generaldirektorium über die Einführung der Wollmanufakturen in der Mark Brandenburg u. v. A. auf Grund der Akten ausführlich, meist nach dem Leitfaden von ihm selbst gestellter Fragen Bericht erstatten.[1]) Folgeweise war es nicht ein flüchtiger Gedankenblitz, sondern die Frucht ernster Forschung, als er in dem Aufsatz: „Von den Sitten, den Gebräuchen, dem Gewerbfleiß, den Fortschritten des Menschengeistes in den Künsten und Wissenschaften," den die Akademie im Jahre 1750 zum ersten Male als Anhang der Denkwürdigkeiten veröffentlichte, Sätze wie diese niederschrieb:

„Um von einem Staate vollkommene Kenntniß zu erlangen, genügt es nicht, den Ursprung, die Kriege, die Verträge, die Regierung, die Religion desselben zu kennen und über die Einkünfte seines Souveräns Bescheid zu wissen. Allerdings sind dies die Hauptgegenstände, welchen der Griffel der Geschichte folgt: es gibt aber noch andere, die, obgleich weniger glänzend, darum nicht minder werthvoll sind. Dahin rechnen wir Alles, was sich bezieht auf die Sitten der Bevölkerung, auf das Entstehen neuer, das Erlöschen alter Bräuche, das Aufkeimen der Industrie und die Ursachen ihrer Entwickelung, auf die Gründe dessen, was die Fortschritte des Menschengeistes beschleunigt oder gehemmt hat und namentlich was den Geist der in Rede stehenden Nation am treffendsten zeichnet. Diese Dinge werden ganz besonders die Politiker und Philosophen anziehen, aber wir sind so kühn, auszusprechen, daß diese Gattung von Einzelheiten auch der Majestät der Geschichte ganz und gar nicht unwürdig ist."[2])

Friedrich der Große hat die Völker der Geschichte begriffen als Persönlichkeiten von eigenartigem Gepräge. Der größte Reiz, den für ihn die Geschichtsbetrachtung hat, liegt im Beobachten der Veränderungen, welche die großen Sammelwesen, genannt Nationen, durch die Cultur erleiden, um schließlich den Kern ihres Charakters dennoch unwandelbar festzuhalten, ja immer reiner herauszuarbeiten. In geistfunkelnden Sätzen hat er diesen damals völlig neuen Gedanken aufs Papier geworfen: „die Masse der Menschen, zerstreut durch die unendliche Vielart der Dinge, schaut die Zauberlaterne dieser Welt ohne Nachdenken an; von den Veränderungen, die in den Lebensgewohnheiten vor sich gehen, wird sie nichts gewahr, wie man in einer großen Stadt die Verheerungen nicht bemerkt, welche der Tod dort täglich anrichtet, wenn nur der kleine Kreis von Personen verschont bleibt, mit dem man verbunden ist: entfernt man sich aber nur kurze Zeit, so findet man bei der Rückkehr andere Menschen und neue Moden vor. Wie unterrichtend, wie schön ist es, über all die Jahrhunderte Heerschau zu halten,

1) S. Miscell. S. 298 ff. 2) Oeuvres I, 213.

die vor uns gewesen sind, und zu sehen, durch welche Verkettung sie mit unserer Zeit zusammenhängen. Im Zustande stumpfer Rohheit eine Nation ins Auge fassen, ihr folgen in ihren Fortschritten, und sie begleiten bis zur Stufe ausgebildeter Gesittung, heißt in all seinen Wandelungen den Seidenwurm studiren, der zur Puppe und endlich zum Schmetterling wird. Aber wie beschämend zugleich ist dieses Studium! Nur zu deutlich zeigt sich, daß ein unwandelbares Naturgesetz die Menschen zwingt, erst durch sehr viel Flegeleien (impertinences) hindurchzuschreiten, bis sie es zu etwas Vernünftigem bringen. Steigen wir zum Urzustand der Nationen hinauf, so finden wir sie alle als Barbaren: die einen sind langsamen Ganges und auf vielen Umwegen zu einer gewissen Stufe von Ausbildung gelangt; die andern haben sie in raschem Anlauf erstiegen: alle aber haben verschiedene Wege eingeschlagen und die Höflichkeit, der Gewerbfleiß und alle Künste haben in den verschiedenen Ländern, in die sie verpflanzt worden sind, einen Erdgeschmack angenommen, den sie von dem unwandelbaren Charakter jeder Nation empfangen haben. Das macht sich fühlbar, wenn wir Schriften lesen, die in Padua, in London, oder in Paris geschrieben sind: sie lassen sich sofort unterscheiden, selbst wenn die Verfasser denselben Gegenstand behandeln sollten; nur die Geometrie nehme ich aus.

Die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, welche die Natur in jenen allgemeinen und besonderen Charakterbildungen an den Tag legt, ist ein Zeichen ihres Reichthums aber auch zugleich ihrer Sparsamkeit: denn, obgleich von den zahllosen Nationen, welche die Erde bedecken, jede ihren eigenen Geist hat, scheint es doch, als ob gewisse große Züge, welche sie von andern unterscheiden, immer dieselben blieben; jedes Volk hat einen Charakter für sich, der durch mehr oder weniger Erziehung Abwandlungen erfahren kann, dessen Kern aber nie zu verwischen ist. — Noch nie ist es den Fürsten gelungen, die Denkart der Völker ganz zu verändern: nie haben sie die Natur zwingen können, große Männer hervorzubringen, wenn sie sich dessen weigerte. Die Arbeiter in den Bergwerken stehen unter ihrem Befehl, die ergiebigen Erzadern aber nicht: sie thun sich plötzlich auf und geben Schätze im Ueberfluß und sie versiegen wieder gerade dann, wenn man am gierigsten nach ihnen gräbt."[1])

In der Culturgeschichte seines eigenen Landes findet er zwei große Ereignisse, die auf Jahrhunderte hinaus umwälzend und befruchtend gewirkt haben: das eine ist die Reformation im 16., das andere die Aufnahme der Hugenotten im 17. Jahrhundert.

Dem ersteren hat er einen besonderen Aufsatz gewidmet, der das letzte der drei Capitel „Vom Aberglauben und von der Religion" bildet. Er ist überschrieben „Von der Religion unter der Reformation"[2]) und ist ein wahres Denkmal seinen durchgereiften Geschichtsanschauung.

---

1) Oeuvres I, 215. 2) Oeuvres I, 204—212.

Den schlagendsten Beweis für die Unvermeidlichkeit der Reformation findet er in jener Thatsache, die ihren Gegnern allezeit die unbequemste gewesen ist, der nämlich, daß der Clerus selber das Signal des Abfalls von der alten Kirche gab, daß von der Geistlichkeit die Fahne der Empörung gegen den Papst erhoben ward. „Der Augustiner Martin Luther griff mit Heftigkeit die Mißbräuche der Kirche an: mit kühner Hand riß er von der Binde des Aberglaubens einen Theil herunter: bald ward er Parteihaupt, und da seine Lehre die Bischöfe ihrer Pfründen, die Klöster ihrer Reichthümer beraubte, folgten die Fürsten in Menge dem neuen Bekehrer nach."

Worin bestand der Segen dieser großen That? Die Religion, sagt Friedrich, gewann eine neue Gestalt und nahm viel von ihrer alten Einfalt wieder an, vielleicht zu viel, meint er, denn die Frage könnte doch aufgeworfen werden, ob ein rein geistiger, von allem, was auf die Sinne wirkt, entblößter Gottesdienst, wie der der Protestanten, für die grobsinnliche Mehrheit der Menschen gemacht ist, die „unfähig sind, sich durch den Gedanken zur Andacht der höchsten Wahrheiten zu erheben?"

Die Reformation war förderlich für die Welt, für das Geistesleben der gesammten Menschheit, die Katholiken selber nicht ausgenommen. Während die Protestanten die entschlossenen Träger aller Geistesfreiheit wurden, mußten auch die Katholiken, um nicht zu unterliegen im Kampf, sich der Waffen jener zu bemächtigen suchen: „ihre Geistlichen fingen an zu studiren und so der groben und schimpflichen Unwissenheit zu entsteigen, in der sie fast allesammt befangen waren." Die Glaubensspaltung war kein Unglück, sondern ein Segen. Die Vielheit der Bekenntnisse hat nach den großen Glaubenskriegen einen friedlichen Wetteifer hinterlassen, der sie vor Erstarrung und Rückfall in alte Laster bewahrt und für die Tyrannei einer Alles beherrschenden Weltkirche ist es seitdem für immer vorbei. Politisch betrachtet liefert der Protestantismus einer Republik die besten Bürger, einer Monarchie die loyalsten Unterthanen, öffnet beiden die Quellen gediegenen Wohlstandes und fruchtbarer Arbeit; denn er kennt keinen ehelosen Priesterstand und stellt dem weltlichen Staat keinen geistlichen als übergeordnet entgegen.

Dem Protestantismus haben die Hohenzollern sich frühzeitig mit Entschiedenheit angeschlossen; sie sind seine standhaftesten Schutzherrn geworden, ohne jedoch dem Fanatismus, der Verfolgungssucht den weltlichen Arm zu leihen. Auch den Katholiken unter ihren Unterthanen haben sie die Freiheit des Glaubens und des Gottesdienstes nie gekränkt, es sei denn vorübergehend, eben um dem Religionsfrieden zwangsweise Geltung zu verschaffen, wie gelegentlich in Preußen katholische Kirchen geschlossen worden sind, um den Protestanten der Pfalz gegen ihre katholischen Kurfürsten zu helfen. „Bei uns," sagt Friedrich, „leben alle Sekten in Frieden und tragen gleichmäßig zum Wohl des Staates bei. Es gibt hier keine Religion, die im Punkte der Moral von den andern erheblich verschieden wäre, folglich können sie der Regierung alle gleich sein; sie läßt demgemäß Jedem die Freiheit,

in den Himmel zu kommen, auf welchem Wege er will; daß er ein guter Bürger sei, ist Alles, was man von ihm verlangt. Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert. Die Duldung ist eine zärtliche Mutter, die sie pflegt und blühend macht.[1])"

Dem zweiten der beiden großen Culturereignisse, der Aufnahme der Hugenotten, hat Friedrich auf Grund der aktenmäßigen Ermittelungen des Generaldirektoriums,[2]) die noch heute höchst lesenswerth sind, eine Skizze in dem schon erwähnten Aufsatz „Von den Sitten u. s. w." gewidmet.[3])

Friedrich der Große berechnet die Zahl der Hugenotten, welche in Folge der Aufhebung des Ediktes von Nantes Frankreich verließen, auf 400,000; die reichsten davon, sagt er, flohen nach England und Holland, die ärmsten, aber gewerbfleißigsten, flüchteten nach Brandenburg, in ihrer Gesammtzahl nach und nach etwa 20,000; „sie halfen unsere verödeten Städte wieder bevölkern und gaben uns alle Manufakturen, die uns fehlten." Ehe sie kamen, machte man in Brandenburg weder Hüte noch Strümpfe, noch Sarschen, noch irgend welche Wollenstoffe; die Industrie der Franzosen brachte das Alles ins Land. Sie errichteten Fabriken für Tücher, Sarschen, Stamin, feine Stoffe, Halbwollzeuge, Leinenkleider, Krepp, Mützen und Strumpfwirkerei, Hüte aller Art und Färbereien jeder Gattung. Einige dieser Flüchtlinge wurden Kaufleute und setzten die Waaren der Anderen im Einzelnen ab; Berlin bekam Goldschmiede, Juweliere, Uhrmacher, Bildhauer; auf dem flachen Lande bauten die Franzosen Tabak und ließen ausgezeichnete Arten von Obst und Gemüse kommen und in den sandigen Ebenen der Mark erstanden herrliche Küchengärten. Einer so nützlichen Colonie warf der Kurfürst eine jährliche Unterstützung von 40,000 Thlrn. aus, die ihr noch heute gezahlt wird. Alles in Allem, dem Bauernstaate des großen Kurfürsten brachten diese Franzosen das Capital von Kunst- und Gewerbfleiß, durch dessen Aufnahme er erst zum Culturstaate ward und dieses dankte Brandenburg einer Religionspolitik, deren Rechtssinn und Humanität hier alle Früchte einer eminenten Staatsklugheit erntete.

Die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg sammt dem culturgeschichtlichen Anhang hatte Friedrich, unterstützt durch Maupertuis, wiederholt im Einzelnen und im Ganzen neu durchgearbeitet; um einer Gesammtausgabe die letzte Feile zu geben, berief er im Jahr 1750 Voltaire nach Potsdam; Voltaire folgte der Einladung und kam so zu jenem erstmals längeren Aufenthalt am Hofe seines königlichen Freundes, der beiden Theilen eine lebenslängliche Ernüchterung eintragen sollte.

Am 10. Juni 1750 hatte Voltaire Compiegne verlassen, am 10. Juli traf er in Potsdam ein und am 24. d. M. schrieb er dem Grafen d'Argental: „Da wäre ich also, an einem Orte, der ehedem eine Wildniß war und heute verschönert ist durch die Künste, geadelt durch den Ruhm. Hundertundfünfzig

1) Oeuvres I, 212. 2) Miscell. 401—416. 3) Oeuvres I, 226/27.

Tausend siegreicher Soldaten, Oper, Komödie, Philosophie, Poesie, ein Held, der Denker und Dichter ist, Größe und Anmuth, Grenadiere und Musen, Trompeten und Geigen, Gastmahl des Platon, Gesellschaft und Freiheit! Wer sollte es glauben?"[1]) Voltaire war hingerissen von der Liebenswürdigkeit des Königs, entzückt von der „Geschichte des Hauses Brandenburg", der er prophezeite, sie werde ein Meisterwerk werden, wenn sie die rechte Feile erhalte, und fand die Verbindung von Hof- und Landleben, von stiller Arbeit und ausgesuchtem Genuß, die Potsdam bot, um so köstlicher, als er sich im Uebrigen ganz wie zu Hause fühlte. „Ich bin hier in Frankreich," schrieb er am 24. Oktober. „Man spricht nur unsere Sprache. Das Deutsche ist für die Soldaten und Pferde; nöthig hat man es nur für die Reise. Als gutem Patrioten schmeichelt mir diese kleine Huldigung, die man unserem Vaterlande erweist, 300 Meilen von Paris. Ich finde Leute, die in Königsberg aufgewachsen sind und meine Verse auswendig wissen, die keine Eifersucht kennen, und nicht darauf ausgehen, mir ein Bein zu stellen."[2])

Eben in den Jahren, da Friedrich der Große seine Geschichtsstudien erweiterte und vertiefte, hatte Voltaire seinerseits eine Anzahl Aufsätze geschichtlichen und geschichts-philosophischen Inhalts erscheinen lassen, die auf große Pläne vorbereiteten und eine völlig neue Art der Auffassung und Darstellung der Geschichte verhießen. Einem früheren Aufsatze Remarques sur la manière d'étudier et d'écrire l'histoire hatte er 1744 in Verbindung mit der Tragödie Mérope die Nouvelles considérations sur l'histoire folgen lassen. Beide hatte die Dresdener Ausgabe seiner Werke im zweiten Bande 1748 enthalten, dazu waren 1749 die Mensonges imprimés gekommen und daneben lagen ein größerer Essay über das Jahrhundert Ludwigs XIV. und mehrere Ausarbeitungen über Theile der mittleren und neueren Geschichte vor: Vorarbeiten theils zu dem großen siècle de Louis XIV., theils zu dem späteren Essai sur les moeurs et sur l'esprit des nations.[3])

Schon diese Aufsätze ließen die Merkmale erkennen, welche den Historiker Voltaire vor all seinen Zeitgenossen, mit Ausnahme Friedrichs des Großen, auszeichnen sollten: erstens eine Kritik, die Märchen und Wunder unerbittlich aus der Geschichte hinwegwies, indem sie die Pflicht des Zweifels an ungeprüfter Ueberlieferung und das Recht des gesunden Menschenverstandes auf Entscheidung aller Zweifelsfälle zum Gesetz erhob und zweitens den großen und freien Blick für die ganze Welt von Ereignissen, welche in der Geschichte der Höfe und der Kriege bisher keinen Platz gefunden und in der

---

1) A. Thiériot, Voltaire en Prusse. Paris 1878. S. 10. 2) Diese im Ganzen 15 Aufsätze erschienen in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: Des Herrn v. Voltaire kleinere historische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt. Rostock, verlegts Johann Christian Koppe 1752. Die Vorrede ist aus Berlin von 1751 datirt und mit L. unterzeichnet. Es kann jetzt als erwiesen betrachtet werden, daß dieser L. kein Geringerer als G. E. Lessing gewesen ist. S. Lessingforschungen nebst Nachträgen zu seinen Werken von B. A. Wagner. Berlin 1881. 3) Ebendas. S. 66.

durch ihn die Geschichte des Geisteslebens der Menschheit im Kampf zwischen Barbarei und Cultur erkannt worden ist. Nicht minder erkennbar freilich, zwar nicht für die Zeitgenossen, wohl aber für uns treten auch hier schon die Schwächen seines historischen Standpunktes hervor: sein völliges Unvermögen, bei Beurtheilung vergangener Zeitalter irgend welchen andern Maßstab anzulegen, als die Aufklärungslogik seines eigenen kurzlebigen Geschlechts, Thatsachen und Gestalten der Geschichte aus den gegebenen Bedingungen ihres Werdens und Lebens zu begreifen und zu erklären und neben dem Bereich reiner Verstandesthätigkeit in Völkern und Einzelmenschen eine Welt des Gemüths- und Gefühlslebens anzuerkennen, die Welt, in welcher Religionen wurzeln, aus welcher Religionsstifter und Glaubenshelden hervorgehen, mit Machtmitteln ausgerüstet, die sich nicht in Ziffern ausdrücken, nicht in Atome zerlegen lassen.

Immerhin erfüllte Voltaire auch auf dem Gebiet der Geschichte eine Sendung, die unter seinen Zeitgenossen kein andrer erfüllen konnte, und daß er auf diesem Brachfelde wiederum an Friedrich dem Großen eine Stütze, einen verständnißvollen Waffenbruder habe, war die beglückende Ueberzeugung, die ihm jeder neue Blick in die historischen Arbeiten des Königs bestätigte. Sachlich und sprachlich hat er mit Fleiß und Strenge an den Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg[1]) gefeilt und gebessert, aber wo immer der königliche Historiker seinen kritischen oder geschichtsphilosophischen Ansichten Ausdruck gab, mit einem admirable, bravo, benissimo von Herzen Beifall geklatscht. Es war die gehobene Stimmung einer Seelenfreiheit, wie er sie nie gekannt, in der er zu Potsdam sein großes Werk über das Jahrhundert Ludwigs XIV. mit beflügelter Feder zum Abschluß förderte. Für eine arbeitsame, sprühend fruchtbare Natur gibt es nur ein wahres Glück, das ist der Verein aller Bedingungen, die Arbeitslust und Arbeitskraft immer neu erzeugen. Dies Glück genoß Voltaire in Potsdam und Sanssouci in vollen Zügen. „Ich führe," schreibt er am 15. Okt., „ein Leben der Einsamkeit und der Arbeit, das meiner Gesundheit ebenso förderlich ist als meinen Studien. Aus meinem Cabinet führen mich drei Schritte zum Abendessen mit einem Manne von Geist, Anmuth und Phantasie, der das Band der Gesellschaft ist und nur das eine Unglück hat, ein sehr großer und sehr mächtiger Fürst zu sein. Ich genieße die Freude, ihm in seinen Studien nützlich zu sein und schöpfe daraus neue Kräfte, meine eignen zu fördern. Indem ich ihn verbessere, lerne ich mich selbst verbessern."[2]) Und er empfand dies Glück als eine Gnade des Himmels, die ihm in Frankreich nie zu theil geworden wäre. „Ich habe wohl daran gethan," schreibt er am 28. Nov. aus seinem „philosophischen Paradies", „jenes schöne Land zu verlassen und meinen Ruhesitz aufzuschlagen bei einem Helden, wo ich geschützt bin vor der

1) Ueber Inhalt und Art seiner Bemerkungen s. d. Miscellaneen S. 257—282.
2) Thiériot S. 63.

Canaille, die mich verfolgte, vor den schwerfälligen Pedanten, die mich nicht vertheidigten, vor den Frömmlern, die mir früher oder später einen schlechten Streich gespielt hätten, und vor dem Neid, der nicht eher aufhört Blut zu saugen, als bis man keines mehr hat. Die Natur hat Friedrich den Großen



Voltaire-Zimmer im Schloß Sanssouci. Nach der Natur gezeichnet von G. Theuerkauf.

für mich geschaffen. Der Teufel selbst muß sich drein mengen, wenn ich nicht die letzten Jahre meines Lebens glücklich sein werde bei einem Fürsten, der in Allem denkt wie ich und der geruht mich zu lieben, so weit ein König dessen fähig ist."[1])

1) Thiériot S. 86.

Nicht der Teufel, Voltaire selber hat sein Glück untergraben. Ohne die Pflichten eines Amtes hatte Voltaire bei König Friedrich eine Stellung, wie sie keinem Minister, keinem General jemals zu Theil geworden ist. Er bezog ein Jahrgehalt von 20,000 Livres, hatte freie Wohnung, Unterhalt und Equipage, trug außerdem den Kammerherrnschlüssel und den Orden pour le mérite. Dem Bescheidenen war das nicht genug. Er beanspruchte bei einem auf die Selbständigkeit seines Willens äußerst eifersüchtigen Monarchen auch Einfluß auf die Auswahl der Franzosen, die Friedrich mit seinen Aufträgen oder gar mit seinem Umgange beehren wollte, und setzte zwei Mal seinen Willen gegen den des Königs durch. Er konnte außerdem der Lockung nicht widerstehen, sein in Frankreich erprobtes Glück im Börsenspiel auch in Preußen zu versuchen. Er unternahm eine verbotene Spekulation in sächsischen Steuerscheinen, die für den erklärten, mit Wohlthaten aller Art überhäuften Günstling des Königs von Preußen mindestens unanständig war, bediente sich dabei eines Juden Namens Hirsch oder Hirschel, und verklagte ihn nachher wegen Betrugs. Vor den Richtern gewann er seinen Proceß, aber vor der öffentlichen Meinung war er verloren, als man erfuhr, daß er sich dabei erstens einer Lüge und zweitens einer Schriftfälschung schuldig gemacht hatte.[1]) Wegen dieser höchst unsauberen Angelegenheit war er in Berlin und lebte in höchster Spannung, wie sein königlicher Gönner die Sache aufnehmen werde.

Ende Februar 1751 bekam er von diesem kurz hinter einander zwei höchst empfindliche Briefe, die wir der Berliner Ausgabe[2]) des Briefwechsels entlehnen müssen; denn aus der Pariser Ausgabe sind sie mit gutem Bedacht weggelassen worden.

Der erste ist aus Potsdam vom 24. Februar datirt und lautet wie folgt:

„Ich habe Sie gern bei mir aufgenommen: ich habe Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse geschätzt und war zu dem Glauben berechtigt, daß ein Mann Ihres Alters, müde der Klopffechterei mit der Feder und nicht mehr gewillt, sich Stürmen auszusetzen, hierher käme, um sich wie in einen Hafen der Ruhe zu flüchten. Aber sogleich haben Sie in ziemlich seltsamer Weise von mir verlangt, daß ich Freron nicht zum Correspondenten nehme; ich war so schwach, oder so gefällig, Ihnen den Willen zu thun, obgleich es nicht Ihres Amtes war zu bestimmen, wen ich in meinen Dienst nehmen sollte. d'Arnaud hat Ihnen Unrecht gethan; ein edler Mensch hätte ihm das verziehen: nur der rachsüchtige verfolgt die, die er haßt. Schließlich ist d'Arnaud, der mir nichts gethan hatte, Ihretwegen abgereist. Sie sind bei dem russischen Minister gewesen, haben mit dem von Geschäften gesprochen, die Sie nichts angingen, und man hat geglaubt, ich hätte Sie dazu beauftragt. Sie haben sich in die Sachen der Frau v. Bentinck gemischt, obgleich das sicherlich nicht zu Ihrem Bereich gehörte. Sie haben den allergarstigsten

1) Carlyle IV, 286 ff. 2) Oeuvres XXII, 298/99. 301/2.

Handel mit dem Juden gehabt. Die ganze Stadt ist voll von dem Heidenlärm über diese schändliche Geschichte. Die Sache mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen so wohl bekannt, daß man bei mir ernste Beschwerde darüber geführt hat. Was mich angeht, so habe ich bis zu Ihrer Ankunft Frieden gehalten in meinem Hause und ich warne Sie: haben Sie die Leidenschaft, zu intriguiren und zu cabaliren, dann sind Sie an eine ganz falsche Adresse gekommen. Ich liebe Leute, die friedlich und verträglich sind und die stürmischen Leidenschaften der Tragödie von Ihrem persönlichen Betragen fern halten. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, dann will ich Sie gerne wieder sehen: aber wenn Sie sich allen Anfällen Ihrer Leidenschaften hingeben und mit Jedermann Händel anfangen, so wird mir Ihre Rückkehr keine Freude machen und Sie können ebenso gut in Berlin bleiben."

Auf die überaus demüthige Abbitte Voltaires antwortet der zweite Brief vom 28. Februar:

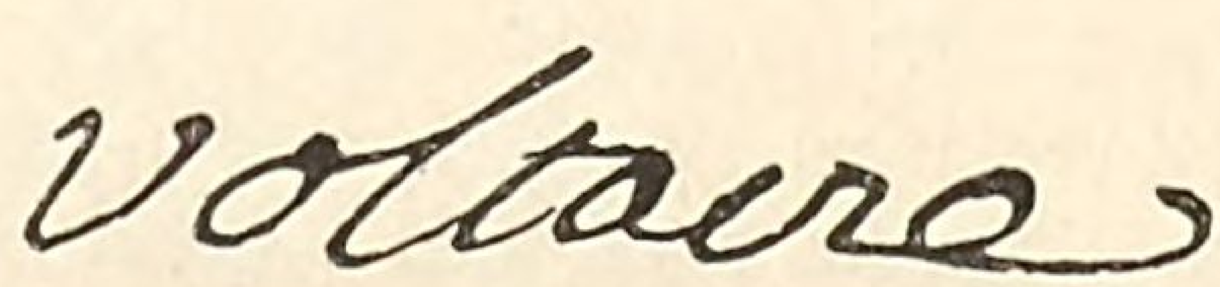
„Wenn Sie hierherkommen wollen, so steht es bei Ihnen. Ich höre hier von keinem Proceß, nicht einmal von dem Ihrigen. Da Sie ihn gewonnen haben, so wünsche ich Ihnen Glück und freue mich, daß diese schmutzige Geschichte aus ist. Ich hoffe, Sie haben künftig keine Händel mehr, weder mit dem Alten noch mit dem Neuen Testament; derartige Bloßstellungen sind brandmarkend und mit den Talenten des schönsten Geistes von Frankreich wischen Sie die Flecken nicht ab, die solch ein Betragen auf die Länge auf Ihren Ruf werfen würde. Ein Buchhändler Gosse, ein Geiger von der Oper, ein jüdischer Juwelier, das sind in Wahrheit Leute, deren Namen in keiner Art von Geschäften sich an der Seite des Ihrigen finden sollten. Ich schreibe diesen Brief mit dem groben deutschen Menschenverstand, der sagt was er denkt, ohne Umschweife und Milderungen, welche die Wahrheit entstellen: an Ihnen ist es, sie sich zu Nutze zu machen."

Ein Verhältniß, in das einmal solche Briefe gefallen waren, konnte nur schwer wieder zuheilen. Dafür, daß das nicht geschah, sorgten die Landsleute Voltaires, deren Leben am Hofe Friedrichs wirklich zu schön gewesen wäre für diese Erde, hätten sie sich's nicht gegenseitig nach Kräften sauer gemacht. Seit Februar 1748 hatte der König einen Vorleser, dessen Aufnahme an seinem Hofe er später mit den Worten begründete: „Der Titel des Philosophen und des Unglücklichen genügte, ihm mit einer Pension des Königs ein Asyl in Preußen zu verschaffen."[1]) Dieser Vorleser hieß La Mettrie, hatte in seiner Jugend Medicin studirt und später sich einer Art von Philosophie zugewendet, die kein Studium, sondern nur ein wenig Geist und viel Frechheit verlangte. Dieser Philosophie erschien der Mensch bald als eine „Maschine", bald als eine „Pflanze", immer aber keines andern Glückes fähig als desjenigen, das angeblich in der Sinnenlust gefunden wird.

---

1) Eloge de La Mettrie. Oeuvres VII, 26.

Voltaire schrieb über ihn am 6. Nov. 1750: „Seine Ideen gleichen einem Feuerwerk beständig prasselnder Raketen. Das Geknalle unterhält ein Viertelstündchen und ermüdet tödtlich auf die Länge. Er hat, ohne zu wissen was er that, ein schlechtes Buch gemacht, das zu Potsdam gedruckt worden ist (L'homme-plante); darin wird Tugend und Reue geächtet, das Laster gepriesen und der Leser zu allen möglichen Ausschweifungen eingeladen, das Alles ohne böse Absicht. In seinem Buch sind tausend Feuergarben, aber keine Halbseite Verstand: es sind Blitze in der Nacht. Vernünftige Leute haben ihn auf die Ungeheuerlichkeit seiner Moral aufmerksam gemacht. Da war er ganz verblüfft: er wußte gar nicht, was er geschrieben hatte und wird morgen das Gegentheil schreiben — wenn man's verlangt." Der dreiundvierzigjährige Mann war ein Herkules von Gesundheit, Lebenslust und Genußkraft. Er starb in der Blüthe der Jahre, aber in seinem Beruf: in Folge einer Wette hatte er eine ganze Fasanenpastete mit Trüffeln aufgegessen und das hat ihn am 11. Nov. 1751 getödtet. Zwei Monate vor seinem Tode hatte er Voltaire noch ein Wort zugeflüstert, das diesem seitdem jeden Bissen im Munde vergällte. Der König sollte zu seinem Vorleser, als dieser von der vielbeneideten Stellung Voltaires sprach, gesagt haben: „Ich brauche ihn noch ein Jahr, im höchsten Fall; man preßt die Orange aus und wirft die Schale fort." Diese Zuflüsterung war der eine Liebesdienst, den Voltaire einem seiner Landsleute und Mitgünstlinge zu danken hatte; einen andern leistete ihm sein einstiger Freund Maupertuis, der berühmte Naturforscher, der als Präsident der Akademie die schroffen Seiten seiner Natur, insbesondere eine gebieterische Rechthaberei, auch gegen Voltaire herauskehrte. Von diesem kamen ihm im Juli böse Dinge zu Ohren. Maupertuis verbreitete unter der Hand verletzende Worte, welche Voltaire über des Königs schlechte Verse gesagt haben sollte, so die angebliche Aeußerung: „wird er nicht müde werden, mir seine schmutzige Wäsche zum Reinigen zu schicken?"



Facsimile der Unterschrift Voltaires
unter dem „Potsdam 27. November 1752" datirten Revers Friedrichs II.

Eine gelehrte Fehde, in die Maupertuis mit einem einstigen Anhänger und Schützling, dem Schweizer König gerieth, nahm Voltaire zum willkommenen Anlaß, um in seiner „Diatribe des Doctor Akakia" eine beißende Spottschrift gegen Maupertuis loszulassen. Als der König in dieser Sache gegen ihn Partei ergriff und seine Schrift am 24. Dec. 1752 in Berlin, wo er damals wohnte, öffentlich durch Henkershand verbrennen ließ, da sagte er sich: die Orange ist ausgepreßt, es gilt die Schale zu retten. Am Neujahrstag 1753 schickte er dem König den Kammerherrnschlüssel und den Verdienstorden zurück unter Hinzufügung der Verse:

„Beglückt als du sie mir gespendet,
Geb ich sie nun mit Schmerz zurück;
So wie ein Liebender im düstern Augenblick
Der Liebsten Bild ihr wieder sendet.“ [1])

Der König sandte sofort seinen Geheimsekretär Fredersdorf an ihn, um ihn zu begütigen und die Andenken der einstigen Freundschaft wiederzubringen. Voltaire ließ sich bestimmen, wieder auf einige Tage nach Potsdam zu kommen, aber er bestand auf dem Gesuch, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Badereise nach Plombieres machen zu dürfen, und so reiste er am 26. März 1753 von Potsdam ab. Außer dem Schlüssel und dem Ordenskreuz durfte er auch ein Bändchen von Gedichten des Königs mitnehmen, die, nur in wenig Exemplaren gedruckt, ausschließlich für den vertrautesten Freundeskreis bestimmt waren. Diese letztere Erlaubniß war eine große Unvorsichtigkeit, die der König sofort bereute, als Voltaire kaum in Leipzig angekommen, durch die Leipziger Zeitung einen Brandpfeil wider Maupertuis schleuderte, obwohl er Friedrich beim Abschied versprochen hatte, den Mann künftig in Ruhe zu lassen. Wie nahe lag der Gedanke, daß Voltaire, ebenso wie er hier sein Wort gebrochen, auch Vertrauensmißbrauch mit den Gedichten treiben könne, in welchen so viel Bosheiten über fremde Höfe, insbesondere den französischen, zu finden waren. Der König beschloß, dem Reisenden seinen Gedichtband wieder abjagen zu lassen, und damit gleich vollends gebrochen ward, auch Schlüssel und Orden wieder zu verlangen. Im goldenen Löwen zu Frankfurt am Main wurde Voltaire am 1. Juni von den Befehlen des Königs ereilt, die ihm, eben da er weiter reisen wollte, der preußische Resident Freytag überbrachte. Voltaire gab, was er bei sich hatte, den Orden und den Schlüssel; die Gedichte aber waren in einem Koffer, der ihm aus Leipzig nachgesandt werden sollte. Freytag verbot die Weiterreise, bevor der Koffer kam, und so entstand ein mehrwöchentlicher Aufenthalt, der viel früher hätte enden können, wenn der Preuße etwas weniger Pedant und Voltaire in seiner Ungeduld nicht so kindisch unbesonnen gewesen wäre. Erst am 7. Juli konnte Voltaire weiter reisen; aber dieser Stadtarrest in Frankfurt hatte noch gefehlt, um sein Scheiden von Preußen zu einem Scheiden fürs Leben zu machen. Geschrieben haben sich die einst eng verbundenen Freunde noch, aber gesehen nie mehr.[2])

---

1) Strauß, Voltaire. Sechs Vorträge. Leipzig 1870. S. 167. 2) Vgl. im Allgemeinen Desnoiresterres, Voltaire et Frédéric. Paris 1871.

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

Beilagen.

Berichtigungen.

Durch ein Versehen — nicht des Verfassers, der überall das Richtige schrieb — ist Robert Walpole an fünf Stellen Earl of Oxford statt Earl of Orford genannt worden (S. 102. 108. 377. 378. 406). Das Versehen hat darin seinen Grund, daß die falsche Schreibung in Deutschland auffallend verbreitet ist: sie findet sich in allen Werken, welche der Revisor der Druckerei nachschlug, z. B. in dem großen und kleinen Conversationslexikon von Meyer, sogar in Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Ausgabe letzter Hand.

S. 59, Z. 2 v. u. l. 1826 statt 1726.

S. 412, Z. 19 v. o. l. Mons statt Maas.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Der Niedergang Frankreichs.

Zweites Buch.

Der Aufschwung Englands.

Drittes Buch.

Die Erhebung Preußens unter Friedrich II.

Viertes Buch.

Der österreichische Erbfolgekrieg.

Fünftes Buch.

Geistesarbeit der Friedensjahre.

Vollendung des Satzes am 29. August 1881.

Dritte Hauptabtheilung.

I. Geschichte der deutschen Reformation. Von Hofrath Professor Dr. Otto Waltz in Dorpat.

II. Das Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. Von Professor Dr. Martin Philippson in Brüssel.

III. Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges nebst einer Uebersicht der Geschichte der Gegenreformation als Einleitung. Von Professor Dr. B. Kugler in Tübingen.

IV. Geschichte d. Revolution in England. Von Prof. Dr. Alfred Stern in Bern.

V. Das Zeitalter Ludwigs XIV. Von Prof. Dr. Mart. Philippson in Brüssel.

VI. Peter der Große. Von Professor Dr. Alexander Brückner in Dorpat.

VII. Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. 1648—1740. Von Professor Dr. Bernh. Erdmannsdörffer in Heidelberg.

VIII. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen.

IX. Oesterreich unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. 1740—1792. Von Professor Dr. Adam Wolf in Graz.

X. Katharina II. Von Professor Dr. Alexander Brückner in Dorpat.

Vierte Hauptabtheilung.

I. Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches u. der Befreiungskriege. 1774—1815. Von Prof. Dr. Wilhelm Oncken in Gießen.

II. Das Zeitalter der Restauration und Revolution (mit besonderer Rücksicht auf Frankreich). 1815—1851. Von Professor Dr. Theodor Flathe in Meißen.

III. Geschichte des zweiten Kaiserreiches und des Königreiches Italien. Von Generalconsul Dr. Felix Bamberg in Genua.

IV. Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. Von Dr. Friedrich Kapp in Berlin.

V. Die Neugründung des Deutschen Reiches und seine ersten Kämpfe. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen.

VI. Geschichte der orientalischen Frage vom Pariser bis zum Berliner Frieden. 1856—1878. Von Generalconsul Dr. Felix Bamberg in Genua.

☞ Ein ausführliches Namen- und Sachregister über alle Theile erscheint als besonderer Schlußband. ☜

Inhalt der vierunddreißigsten Abtheilung.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Von Wilhelm Oncken.

Im Text enthaltene Abbildungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Oncken, Wilhelm,

Das Zeitalter Friedrichs des Großen mit Porträts, Illustrationen und Karten

Bd.: 1

Berlin (1881)